9B
181

UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY

WILLIAM H. DONNER
COLLECTION

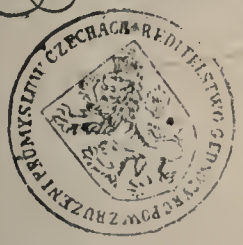
purchased from
a gift by

THE DONNER CANADIAN
FOUNDATION

6706

ÖSTERREICHISCHE

Monatsschrift für den Orient.



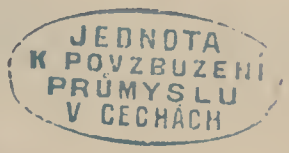
Herausgegeben vom

K. K. ÖSTERR. HANDELS-MUSEUM

IN WIEN.

Jnv
Čs 8054

Redigirt von A. von Scala.



SECHZEHNTER JAHRGANG.

1890.

Y. II 8054

WIEN, 1890.

VERLAG DES K. K. ÖSTERR. HANDELS-MUSEUMS.

DRUCK VON CH. BRISSER & M. WERTHNER.

HF
13
04
Jg.16

LIBRARY
FEB 27 1967
UNIVERSITY OF TORONTO

NÁRODNÍ TECHNICKÉ MUZEUM
KNIHOVNA
66706
XVI. / C 9051

INDEX.

JEDNOTA K POVZBUZENÍ PRŮMYSLU V ČECHÁCH

Seite

A.

Aberglauben der Türken, Vom 103
Afrika, Im dunkelsten 81, 97, 150
Afrikanischen Orden, Die symbolische Rose in den nord- 8
Albinos im indischen Archipel 48
Alterthümer der Khmer in Kambodscha 116
Arabien, Die Bauten in 71
Arsenal zu Kiang-Nan, das chinesische See- . . . 80
Asiatischen Nordküste, Zustände an der Klein- . . 32
Asien, Musik und Tanz in Ost- 10
Ausstellung im Handels-Museum, Teppich - 160
„ in Taschkent 1889 31
„ „ Tokio, Dritte National- 64
„ von kunstgewerblichen Objecten im Handels-Museum 160

B.

Bahnfrage, Der heutige Stand der Sahara- 124
Bauten in Arabien, Die 71
Bengalische Jute 170
Bevölkerung Siams, Die 193
Bild aus dem chinesischen Leben, Ein 78
Binger's Reise im Sudân, Capitän 40
Botanische Gärten zu Buitenzorg, Der 64
Buddha und Jina 87
Buitenzorg, Der botanische Garten zu 64

C.

China, Die Ehe in 128
„ Landesposteinrichtungen 32
„ Ueberschwemmungen in 127
Chinas Erschliessung, West- 176
Chinesinnen, Die kleinen Füsse der 15
Chinesische Namen der europäischen Geschäftshäuser in Hongkong 64
Chinesische See-Arsenal zu Kiang-Nan, Das . . . 80
„ Staatsprüfungen 16
Chinesischen Leben, Ein Bild aus dem 78
Cholera in Mesopotamien 1889, Die 17
Colonialunternehmungen bei Beginn des Jahres 1890, Die deutschen Schutzgebiete und . . . 4, 22, 44, 60
Colonisationsprojecte, Philippinische 14

D.

Datum auf den Philippinen, Das 192
Dayakische Kunst 119
Deutsche Emin Pascha-Expedition 65
Deutschen Schutzgebiete und Colonialunternehmungen bei Beginn des Jahres 1890, Die . . . 4, 22, 44, 60
Druckes, Neue Entdeckungen zur Geschichte des Papieres und 161

E.

Edelsteine, Indische 194
Ehe in China, Die 128

Seite

Ehe in Japan, Die 49, 74
Emin Pascha-Expedition, Deutsche 65
Entdeckungen zur Geschichte des Papieres und Druckes, Neue 161
Entwicklungsgeschichte des Islam, Zur 181
Europäischen Geschäftshäuser in Hongkong, Chinesische Namen der 64

F.

Fabriksindustrien in Indien 1, 19
Fayencen, Satsuma- 112
Feueranbeter oder Monotheisten? 33
Füsse der Chinesinnen, Die kleinen 15

G.

Genussmittel des Orientes, Die . . 37, 54, 76, 95, 107
Geschäftshäuser in Hongkong, Chinesische Namen der europäischen 64
Geschichte der Null, Zur 158

H.

Handels Museum, Ausstellung von kunstgewerblichen Objecten im 160
Handels-Museum, Programm der Vorlesungen im k. k. Oesterreichischen 160
Handels-Museum, Teppichausstellung im 160
Hanfstadt, Leskovac, Die serbische 113
Harem, Eine Stimme aus einem 110
Hongkong, Chinesische Namen der europäischen Geschäftshäuser in 64

I.

Indien, Fabriksindustrien in 1, 19
Indien, Wilde Thiere und giftige Schlangen in Ost- 194
Indischen Archipel, Albinos im 48
Indische Edelsteine 194
Indischer Volksschmuck und die Art, ihn zu tragen 129
Islam, Zur Entwicklungsgeschichte des 181

J.

Japanische Theater, Das 179
Japanischen Papier-Industrie, Zur 190
Jina, Buddha und 87
Jute, Bengalische 170

K.

Kambodscha, Alterthümer der Khmer in 116
Kunst, Dayakische 119
Kunstgewerblichen Objecten im Handels-Museum, Ausstellung von 160

Seite

L.

Lage und Producte des Landes Punt 173
Landesposteinrichtungen in China 33
Leskovac, die serbische Hanfstadt 112

M.

Malakka, Die Halbinsel 27
Mesopotamien, Die Cholera in 17
Missionäre in Shanghai, Conferenz der 96
Monotheisten?, Feueranbeter oder 33
Musik und Tanz in Ostasien 10

N.

Nationalausstellung in Tokio, Dritte 64
Nordküste, Zustände an der kleinasiatischen . . . 32
Null, Zur Geschichte der 158

O.

Orden, Die symbolische Rose in den nordafrikanischen 8
Orientes, Die Genussmittel des . . 37, 54, 76, 95, 107

P.

Papieres und Druckes, Neue Entdeckungen zur Geschichte des 161
Papierindustrie, Zur japanischen 190
Philippinen, Das Datum auf den 192
Philippinische Colonisationsprojecte 14
Posteinrichtungen in China, Landes- 173
Prüfungen, Chinesische Staats- 32
Producte des Landes Punt, Lage und 16

R.

Religiösen Orden, Die symbolische Rose in den nordafrikanischen 8

Seite

S.

Saharabahnfrage, Der heutige Stand der 124
Satsuma-Fayencen 112
Schlangen in Ostindien, Wilde Thiere und giftige . 194
Schutzgebiete und Colonialunternehmungen bei Beginn des Jahres 1890, Die deutschen . 4, 22, 44, 60
See-Arsenal zu Kiang-Nan, Das chinesische . . . 80
Serbische Hanfstadt, Leskovac, Die 113
Shanghai, Conferenz der Missionäre in 96
Siams, Die Bevölkerung 193
Staatsprüfungen, Chinesische 16
Sudân, Capitän Binger's Reise im 40
Symbolische Rose in den nordafrikanischen religiösen Orden, Die 8

T.

Tanz in Ostasien, Musik und 10
Taschkent, Ausstellung in 31
Teppichausstellung im Handels-Museum 160
Theater, Das japanische 179
Thibet, Aus 80
Thiere und giftige Schlangen in Ostindien, Wilde . 194
Tokio, Dritte Nationalausstellung in 64
Türken, Vom Aberglauben der 103

U.

Ueberschwemmungen in China 127

V.

Volksschmuck und die Art, ihn zu tragen, Indischer . 120
Vorlesungen im k. k. Oesterr. Handels-Museum, Programm der 169

Jänner-Heft 1890. Nr. 1.

JEDNOTA K POVZBUZENÍ PRŮMYSLU V ČECHÁCH

OESTERREICHISCHE

Monatsschrift für den Orient.

Herausgegeben vom

K. K. ÖSTERR. HANDELS-MUSEUM IN WIEN.

Redigirt von A. von Scala.

Monatlich eine Nummer. VERLAG DES K. K. ÖSTERR. HANDELS-MUSEUMS IN WIEN. Preis jährl. 5 fl. — 10 Mark.

INHALT: Fabriksindustrien in Indien. Von *Emil Schlagintweit.* — Die deutschen Schutzgebiete und Colonialunternehmungen bei Beginn des Jahres 1890. — Die symbolische Rose in den Nordafrikanischen religiösen Orden. Von *Dr. Ign. Goldziher.* — Musik und Tanz in Ostasien. — Philippinische Colonisations-Projecte. Von Prof. *F. Blumentritt.* — Miscellen: Die kleinen Füsse der Chinesinnen. — Chinesische Staatsprüfungen.

FABRIKSINDUSTRIEN IN INDIEN.

Von *Emil Schlagintweit.*

Aus den Kornkammern Indiens kommt fortgesetzt die Klage, dass die Lage des Kleinbauern eine so unsichere bleibe, weil er in guten Jahren für seine Ernte keine Abnehmer zu annehmbaren Preisen findet. Noch ist der Getreidehandel nicht zu so festen Verbindungen vorgeschritten, dass er fähig wäre, den Ueberschuss des einen Jahres oder Districtes auf ein anderes Jahr zu übertragen oder in entfernte Provinzen zu überführen. Der Handel mit dem Ausland in *Reis* leidet unter dem Ausgangszoll und zeigt eine Abnahme, wenn gute Ernten anderwärts billige Waare liefern; so ist der Ausfall in der Ausfuhr seit 1881 auf eine halbe Million *t* gestiegen. Die Provinzen Bengalen und Burmah, die hauptsächlichen Reis bauenden Länder, werden deshalb immer eindringlicher um die Aufhebung dieses einzigen noch bestehenden Finanzzolles vorstellig. Die Ausfuhr von Weizen nach Europa weist 1888—1889 eine niedrigere Ziffer auf als seit 1881; die Nordwestprovinzen, in deren Norddistricten mehr Land mit *Weizen* bestellt wird als irgendwo sonst, sind so dicht bevölkert, dass jeder Ausfall an der Durchschnittsernte eine Einfuhr von Weizen aus den Nachbargebieten bedingt. Dazu kommt, dass die Handelsberichte der erforderlichen Genauigkeit entbehren; noch hält es für die grossen Handelshäuser in Europa schwer, rechtzeitig zuverlässige Schätzungen über die zu erwartenden überschüssigen Mengen zu erlangen. Die Regierung gibt sich alle erdenkliche Mühe, jährlich die Ernteaussichten festzustellen und bekannt zu machen; allein Sammelstelle bei diesen Erhebungen sind die Grossgrundbesitzer, im nördlichen Indien Zemindare genannt, und diese haben den Werth einer genauen Wirthschaftsstatistik noch nicht begriffen. Der Grossgrundbesitzer greift zu dem Auskunftsmittel, Handelsgewächse anzupflanzen; so hat sich in den Nordwestprovinzen nördlich des Gograstromes, der bei Patna in den Ganges einmündet, eine bedeutende Zuckerindustrie entwickelt, zu welcher das nöthige Capital ausschliesslich von den eingeborenen Capitalisten vorgeschossen wird. Anderwärts hilft man sich mit Indigo, Opium, Oelpflanzen u. A.; immer allgemeiner bricht sich aber die Ueberzeugung Bahn, dass der Verbrauch der Producte im Inlande gesteigert werden muss, und bei der geringen Kaufkraft des Kleingewerbes, dessen Träger ihre ganze Arbeit nicht an das Gewerbe setzen, sondern zugleich bäuerliche Landwirthe oder Taglöhner sind, ergibt sich als das einzige Mittel hiezu die Einführung von Maschinen in uralte Industriezweige. Hierin hatten die Europäer mit dem Beispiel voranzugehen; der Indier bringt es aus sich nicht zur That, solange er nicht durch den persönlichen Einfluss Einzelner fortgerissen wird.

Die alte ostindische Compagnie war der Niederlassung von Europäern und der Errichtung von Factoreien abgeneigt; ein Circulär von 1827 verbietet noch, „Engländern und anderen Zuläufern aus Europa“ in der Niederlassung zu Handelszwecken, zur Anlage von Indigo-Factoreien und dergl. Vorschub zu leisten: „es finden sich darunter Leute, welche durch Betrug zu Vermögen gekommen sind und nun trachten, den Handel an sich zu bringen. Es darf nicht geduldet werden, dass Fremde Einfluss gewinnen und Handel und Gewerbe für ihren Vortheil ausnützen.“ Sieben Jahre später sind aber Europäer als Aufkäufer von Getreide, von Holz und den örtlichen Gewerbsgegenständen selbst in entlegenen Gegenden anzutreffen; der Bergbau ist der erste Erwerbszweig, in welchem sich europäisches Capital auf die Bereitstellung grösserer Massen wirft.

Bergbau. Braunkohle. Das grösste und am längsten bekannte indische Kohlenfeld ist jenes von Ranigandsch, zwischen 200 und 260 *km* Entfernung westlich von Calcutta gelegen. Genau vor 115 Jahren wird das Bergregal an eine Gesellschaft von Europäern verliehen, und die Regierung verpflichtet sich, jährlich 400 *t* zu dem hohen Preise von 8 £ 3 sh. 6 d. die Tonne abzunehmen; sie ist aber über die geringe Güte enttäuscht, verweigert die Abnahme, und das Unternehmen kommt zum Stillstand. 1816 wird auf's Neue eine Concession verliehen, die

Ostindische Compagnie leistet vorschussweise den Betriebsfond mit 4000 £, aber der Uebernehmer kann die Rückzahlung nicht leisten, sein Bürge muss eintreten, und dies führte nach mancherlei Zwischenfällen 1843 zur Bildung der Bengal-Kohlenbaugesellschaft; zeitweise wurde Dwakarnath Tagor, ein gelehrter Indier, Besitzer der Lager, dessen Grundbesitzungen eine fürstliche Rente abwarfen. Diese Gesellschaft ist in das Birbhum genannte Actienunternehmen übergegangen, ihre Papiere erzielen an der Börse einen Curs von 194, die Dividende ist 13 Percent. Neben dieser Hauptgesellschaft nahmen später theils Gesellschaften, theils Einzelne Erwerbungen vor und legten Gruben an; heute zählt man mehr als fünfzig Bergwerke, ihre Zahl und Ausbeute erfährt fortgesetzt eine Zunahme. Die Kohlenpreise sind in Indien sehr hoch; man zahlt heute in Calcutta den Maund von 80 Pfd. Bengalkohle mit $6^1/_2$—$7^1/_2$ Anna (à 6 kr.) und die Tonne englischer Kohle mit 1 £ 5 sh. 7 d. Die Ranigandschkohle ist eine sehr gute Braunkohlenart, vercoakt aber nicht und hat hohen Aschengehalt, 20—30 Percent; sie findet Verwendung für Locomotiven und stehende Dampfkessel, eignet sich auch für Hochöfen; für grosse Seeschiffe bringt sie zu viel Ballast, um eingenommen werden zu können. Der Abbau der Kohlen erfolgt seitens der grossen Gesellschaften, welche Europäer als Directoren anstellten, nach den in England gemachten Erfahrungen; die Schächte sind regelrecht ausgelegt, mit Holz verschalt und werden mit den erforderlichen Schutzvorrichtungen betrieben. Die Flötze sind durchgehends sehr stark, 1·5 *m* (5 engl. Fuss) Mächtigkeit ist die Mindeststärke der genützten Flötze; dabei liegen die Flötze dicht beieinander, das trennende Gebirge ist nicht dick. Die ältesten Gruben sind bereits zur zweiten Sohle getrieben, ihre tiefste Lage ist 45 *m*. Schienengeleise sind gelegt, Dampfmaschinen besorgen die Förderung wie das Auspumpen des Grubenwassers. Anders bei den kleinen Gruben unter Führung von Eingeborenen. Das Wasser wird hier regelmässig mittelst der Tera genannten Hebevorrichtung herausgeschafft: an einer langen Bambus-Querstange, die im Gleichgewicht an einem hohen Pfosten hängt, ist an der Spitze das Seil mit dem Kübel befestigt und dieser steigt ab und auf, je nachdem die Arbeiter das entgegengesetzte Ende zur Erde ziehen oder emporschnellen lassen. Von Juni bis October bringt die Regenzeit so starke Niederschläge, dass der Betrieb eingestellt werden muss, weil die Gruben volllaufen. Die Förderung wird durch das Gin genannte Drehwerk bewirkt. Eine weite Holztrommel, vertical drehbar aufgestellt, wird durch Einstecken von Balken um ihre Axe gedreht und dadurch das Seil aufgewunden, an welchem die Fahrkörbe von Eisen hängen mit einem Rauminhalt für fünf Centner; die Arbeiter drücken zu zwei an einer Stange und begleiten die Arbeit mit einem einförmigen Gesang.

In den Gruben arbeiten unter Tag wie über Tag Männer, Weiber und Kinder. Das Ausbrechen der Kohle besorgen Männer. Den Leuten stand keine Erfahrung zur Seite, schottische Bergleute wurden die Lehrmeister, und in der Tschina-Kuri-Grube arbeiten die Knappen mit der Haue wie bei uns; sonst führen sie Brechstange, Hammer und Keil. Es kam zum Aufstand und blutigem Zusammenstoss, als die Birbhumgesellschaft die Haue aufzwingen wollte. Pulver wird nicht angewendet. Der Häuer fängt nicht von unten an auszubrechen, sondern macht an der Decke des Schachtes ein Loch und erweitert dieses nach unten zu; es gibt viel Gries und die europäischen Ingenieure geben sich alle Mühe, das Anbrechen von unten einzuüben. Einen festen Knappenstand gibt es nicht; selbst die Häuer sind Kleinbauern zu Eigenthum oder auf Pachtland und fahren im October erst an, nachdem sie ihre Reisernte geborgen haben; die günstige Wirkung davon ist, dass die Arbeiter nicht von der Hand in den Mund leben, sondern mittelst des Bergbaues ihr Einkommen erheblich erhöhen. Der Verdienst ist für indische Verhältnisse sehr gut. Für einen Förderkorb von 6 Maund ($4^1/_2$ bis 5 Centner) Rauminhalt werden 12 Kreuzer bezahlt und ein Häuer füllt 6 bis 10 Körbe per Tag, kommt also auf einen Verdienst von 60 bis 80 Kreuzer. Die Schlepper sind Frauen und Kinder: ihr Tagesverdienst ist 12—20 kr. Der Schichtlohn über Tag stellt sich eben so hoch. Im Ganzen sind diese Sätze das Doppelte des Taglohnes landwirthschaftlicher Arbeiter, und die Unternehmer haben nie über Mangel von Angebot an Arbeitskräften zu klagen. Unfälle kommen sehr wenige vor; schlagende Wetter gibt es nicht, und die Art des Abbaues ist keine gefährliche. Durchschnittlich kommen 80 Unfälle im Jahre vor. Ganz im Gegensatz zu den europäischen Gruben steht die schlechte Ventilation, und die grenzenlose Unordnung. Gries und Staub wird nicht bezahlt, die Arbeiter lassen sie deswegen liegen. Dann ist Wahrzeichen aller Arbeiter grösste Trunksucht; die Knappen gehören sämmtlich den untersten, verachteten Arbeiterkasten an und fahren nicht ein, ohne sich nicht in der Branntweinbude, die an keinem Einfahrtschacht fehlt, mit einem tüchtigen Vorrath schlechtesten Landschnapses versehen zu haben. Die Ausbeute des gesammten Ranigandschfeldes ist eine Million *t*; die grösseren Gruben fördern 80- bis 100.000 *t* im Jahre, die kleinsten kaum tausend. Dabei sind, die Regenzeit und die Feiertage abgerechnet, zweihundert Arbeitstage im Jahr.

Echte *Steinkohle*, „so gut wie englische", ist angehauen in Central-Indien bei der Stadt Warora im Wardha-Thale; leider kam gleich im Beginne der Arbeiten Minenbrand aus, dessen Auslöschung noch immer nicht gelingen will. Eine Zweigbahn schliesst die Gruben an das grosse indische Eisenbahnnetz an. Die Grubenfelder sind der Narbada-Kohlen- und Eisen-Gesellschaft zur

Ausbeutung überlassen; die Gesellschaft vertheilte im letzten Jahre 7·7 Percent, schlug neue Bohrlöcher im Narbada-Thal bei Narsingpur und legte Hochöfen in Sambalpur, an der Grenze von Orissa, an, wo bisher Eingeborene einfache Schmelzöfen mit Holzkohle speisten, es dabei aber dennoch zu einer Ausfuhr von 200 Centner besten Werkzeugstahls brachten. Die erhöhte Thätigkeit der Gesellschaft spricht sich in den Handelsziffern sehr deutlich aus; 1888 wurden aus Central-Indien $1\frac{1}{4}$ Millionen Centner Kohle und $\frac{1}{5}$ Million Eisenschienen aus- und nur $\frac{1}{2}$ Million Centner Kohle, 120.000 Centner Roheisen und 2 Millionen Walzeisen, sämmtlich aus England, eingeführt. Der Preis stellt sich bei Kohle um $\frac{1}{4}$ niedriger, bei Façoneisen nahezu gleich der englischen Waare. — Ebenso günstig wie in Central-Indien liegen die Förderungsbedingungen im Makum-Kohlenfeld an der nordöstlichsten Ecke des Reiches, in Assam, am linken Ufer des oberen Brahmaputra-Thales. Hier wurden hart beieinander die für den Abbau geeignetste Kohle von ganz Indien, daneben Eisenerze und Petroleumquellen aufgedeckt. Sofort fanden sich englische Capitalisten, welche von den Haupthäfen am oberen, bis zur Reichsgrenze für Dampfer fahrbaren Brahmaputra-Strome eine schmalspurige Bahn nach den Grubenfeldern anlegten. Die Kohle erzielte in Calcutta den hohen Preis von 2 sh. 4 d. per Doppelcentner, die dargestellten Coaks finden bei den Theegärtenbesitzern zum Trocknen der Blätter reissend Absatz. Allein noch ist die Arbeiterfrage nicht gelöst. Die Provinz Assam ist dünn bevölkert und auf fremde Arbeiter angewiesen; die Kulis gehen lieber der einladenderen Arbeit in den Theegärten nach, wo der Lohn doppelt so hoch ist als in den Gruben, die am Schichtlohn noch reduciren. Die Förderung hat in Makum noch nicht voll 200.000 Centner im Jahre erreicht; die Maschinen sind auf zehnfachen Betrieb eingerichtet und man hofft neuerdings auf Arbeitskräfte aus dem jetzt erschlossenen Ober-Birma und den angrenzenden chinesischen Landschaften, deren Bevölkerung an bergmännische Arbeit von Alters her gewöhnt ist.

Die *Eisenindustrie* leidet unter dem Mangel von Kalk als Flussmittel. Vortreffliche Eisenerze lagern überall bei der Kohle und selbst die Ranigandsch-Kohle eignet sich zur Verwendung in Hochöfen seit Einführung von Gebläsen mit heisser Luft. Dagegen würde die ganze bengalische Tiefebene mit mehr als 40 Millionen Einwohnern noch nicht einmal für einen einzigen Hochofen den Kalk liefern. Zur Zeit besteht ein einziges grösseres Hüttenwerk im Ranigandsch-Grubenfelde; es ist Eigenthum der Regierung, liefert Schwellen und Eisenschienen und erhält den Kalk für den Hochofen aus dem entfernten Punjab; solchen kostspieligen Transport verträgt nur ein Werk, dem die Fracht auf der Staatseisenbahn kostenfrei zu Gebote steht. Eine nennenswerthe Arbeiterzahl wird in der Eisenindustrie noch nicht beschäftigt; in dem Kohlenbergbau sind knapp 10.000 Männer angestellt.

Salz. Eine hohe Einnahmsquelle für den Staat bringt der Abbau der Salzlager, die in seltener Reinheit und Mächtigkeit im Salzgebirge auftreten, das nördlich vom 32. Breitengrade vom Dschelam- zum Indusflusse streicht. Mittelpunkt des Betriebes ist das Dorf Kheura; bis 1870 herrschte mehr oder weniger Raubbau vor, damals wurde der Mayo-Stollen angelegt und für die zahlreichen Gruben eine eigene technische Centralstelle geschaffen. Die Gipfel der Hügel zeigen grünen Sandstein; wo längs der Abhänge und am Fusse ziegelrothe Gypsadern hervortreten, ist dies ein Zeichen von Salzbildung im Innern; man könnte diese Adern auch Mergel nennen, aber ihr Hauptbestandtheil ist Gyps. Die salzführende Schicht hat eine Mächtigkeit von 180—200 *m*; davon sind 80 bis 90 *m* reines Salz. Früher schlug jeder Unternehmer einen Tunnel in die Mergelschicht, wo es ihm beliebte; je eher die Erde feucht wurde, desto näher war das Salz und desto weniger todtes Gestein war zu bewegen. Man holte das Salz sorglos heraus und liess keine Pfeiler stehen, so dass Verschüttungen von Arbeitern an der Tagesordnung waren. Beim Fortgang der Arbeit stellten sich diese Gruben als mächtige Höhlen dar, die jedoch ihres Salzinhaltes niemals ganz beraubt sind, weil der Eingeborene die Arbeit einstellen lässt, sobald das Salz aufhört ganz rein angehauen zu werden. Diese Höhlen füllen sich schon kurze Zeit, nachdem sie aufgelassen wurden, mit schmutziger Salzmasse und Mergel an, die von der Decke herabfallen. Die Mayo-Mine ist ganz nach europäischem Muster angelegt und hält den Vergleich mit jeder bergmännischen Anlage der Welt aus; sie liefert 80 Percent der gesammten Ausbeute und mit welch hohen Ziffern hier gerechnet werden muss, mag zeigen, dass die Summe des herausgeholten Salzes bis 1870 auf 22 Millionen Cubikfuss veranschlagt ist und die Abgabe hievon der Regierung jährlich zwischen 2—3 Millionen Rupien (à nominal 1 fl.) eintrug; bis 1889 sind aus der Mayo-Mine allein $1\frac{1}{2}$ Millionen *t* Salz abgegeben worden und die Reineinnahme übersteigt jährlich 3 Millionen Rupien.

Die Umgebung der Stollen kennzeichnet sich als echter Minendistrict, Fördergeräthe und Directorialgebäude allein zeigen ein südländisches Gepräge. Die Dörfer sind längs der Abhänge auf Terrassen angelegt, die stellenweise aus reinem Salz ausgehauen sind und in der Sonne glitzern; der Dorfweg ist mit Geröll und Schutt überführt, die in der Regenzeit den Berg herabgeführt wurden. Widerliche Schmutzhaufen bedecken die schmalen Terrassenwege; dazu kommt der üble Geruch der Rückstände der Alaungruben, die am Fuss des Gebirges bei den Dörfern angelegt sind. Schon die indischen Herrscher legten Gewicht auf einen festen Arbeiterstamm; alle

Bergmannsdörfer sind zum Bezug von Brennholz in den Niederwaldungen berechtigt, sowie mit Erbpacht des Ackerfeldes zu günstigen Bedingungen bevorzugt. Eine Familie arbeitet immer zusammen und da mit der Verheiratung wohl die Tochter, nicht aber der Sohn aus der Gemeinschaft ausscheidet, dieser vielmehr in ganz altväterlicher Weise der Hausgewalt des Vaters, beziehungsweise Grossvaters unterstellt bleibt, bis dieser stirbt oder wegen Altersschwäche mit der Führung des gemeinsamen Haushaltes den ältesten Sohn belastet, so bildet eine Familie, deren Männer, Frauen und Kinder einem gemeinsamen Verdienst nachgehen, in ganz natürlicher Weise die „Partie", die in europäischen Bergwerken durch Zusammenstehen und Verbindung verschiedener Arbeiter gebildet werden muss. Eine brauchbare Arbeitsstatistik wird für Indien erst die Volkszählung von 1891 bringen. Für den Salzdistrict wurde 1882 die Zahl der Männer in den Gruben zu 3600 erhoben; die Zahl der beschäftigten Frauen und Kinder schwankt, übersteigt aber nach Art des Betriebes die Zahl der Männer um das Doppelte. In den nicht unter europäische Leitung gebrachten Gruben findet Pulversprengung nicht statt, die ganze Anlage verbietet es. Die Männer hauen mit einem Hammer, dessen eines Ende als Picke geformt und gestählt ist, während der Rücken zum schweren Schlage breit und gewichtig ist, eine Rinne 20—25 *cm* tief im Geviert um das loszulösende Stück Salz von durchschnittlich zwei Quadratfuss Fläche, legen Keile in die Rinne und bringen durch ihr Antreiben die ganze Masse zum Fall. Die Arbeit geht von unten nach oben. Die Gänge haben bedeutende Höhe, der Eingeborene arbeitet aber nur die ganz weissen Adern aus; während die ganze Höhe 15—20 *m* beträgt, werden selten mehr als 8—10 *m* herausgeholt. Mit dem Fortschreiten der Arbeit besteigt der Häuer einen Dreifuss und dieser Arbeitsstuhl zeigt bedenkliche Schwankungen, wenn an der Decke gearbeitet wird und der Dreifuss die Höhe bis zu 8 *m* erreicht. Auf der Sohle der Grube wird der herabgefallene Salzblock in entsprechend grosse Stücke zerschlagen, damit sie die Frauen und Kinder auf dem Rücken zum Lagerplatz schleppen; diese Art des Behandelns der Blöcke gibt überaus viel Abfall und diesen kehrt man der tiefsten Stelle der Höhle zu, wo regelmässig Wasser sich zu einem mehr oder weniger grossen Salzsee sammelt.

Der Mayo-Stollen ist bergmännisch genau vermessen und wird nach dem Kammernsystem abgebaut; zwischen den einzelnen herausgeholten Flötzen bleiben Salzpfeiler von 7—8 *m* Mächtigkeit als Tragwände stehen. Der Abbau geht von oben nach unten und beginnt mit dem Einbrechen eines Arbeitsstollens, 2 *m* hoch, oberhalb der reinen Salzschicht. Das überhängende, mit Salz durchtränkte Mergelgebirge wird mit Pulver abgesprengt, bis die reine mergelige Gypsschicht erreicht ist; diese wird sorgfältig abgekratzt, damit später kein Unrath mehr herabfällt, der Stollen selbst rein gekehrt, und dann wird das reine Salz mit Pickel, Keil und Hammer herausgeholt, wie in den Gruben unter eingeborener Leitung. Sobald die Sohle der salzführenden Schicht erreicht ist, wird das Schienengeleise vorgeschoben, um ein weites Tragen des gewonnenen Salzes zu vermeiden. Die Kammern sind bei 36 *m* Höhe und $13^1/_2$ *m* Breite bereits zu 75 *m* Tiefe ausgebaut, die Länge aller Grubengeleise ist über 360 *m*. Für Ventilation sind grosse Anstrengungen gemacht; aber das schlechte Oel in den Grubenlichtern, Tschiragh genannt, und der starke Pulverdampf machen es unmöglich, die Kammern während der Arbeitsstunden von schwerer Luft ganz frei zu machen. Die Auslöhnung der Arbeiter erfolgt nach der ausgebrochenen Menge; für den englischen Kubikfuss werden 5 Kreuzer bezahlt; 80 Centner Salz bringen einen Lohn von 4 Rupien, und der Taglohnverdienst geschickter Häuer stellt sich auf 2·40 Rupien frei Geld. Die Schlepper laden 60 Pfund auf den Rücken und kommen auf 70—80 Kreuzer, die Kinder auf die Hälfte. Abzüge gibt es für Oel, Gezäh, Beitrag zum Lohn des Wagmeisters; durchschnittlich gehen hiefür 30 Percent ab, ein sehr hoher Betrag. Der Minenarbeiter feiert in der Woche Sonntag, Donnerstag und Freitag, dann vier Monate in der Regenzeit; die Zahl der Arbeitstage im Jahre ist nur 138. Die Temperatur in den Kammern ist sehr hoch, 22° R. oder um 4—5° höher als im Freien. Die Leute arbeiten fast nackt, nur an brüchigen Stellen wird gegen Verletzung durch abfallende Stücke ein dickes Wollentuch, Namdah, umgelegt. Unter der Ausdünstung bedeckt sich der Körper des Arbeiters mit einer weissen Salzkruste. Die ökonomische Lage der Arbeiter ist keine ungünstige; die Leute gehören aber zu den streitsüchtigsten Arbeitern Indiens. Arbeiterausstände sind keine Seltenheit, Klagen über ungerechte Abzüge und vorübergehender Stillstand einer Grube, einer Kammer an der Tagesordnung, bis der Beschwerde abgeholfen oder ihr Unbegründetsein nachgewiesen ist. (Schluss folgt.)

DIE DEUTSCHEN SCHUTZGEBIETE UND COLONIALUNTERNEHMUNGEN BEI BEGINN DES JAHRES 1890.

I.

Die deutschen Schutzgebiete und Colonialunternehmungen sind im Jahre 1889 von sehr verschiedenen Schicksalen betroffen worden und haben daher auch einen sehr verschiedenen Entwicklungsgang genommen. Diejenige Colonie, in welcher von Anfang an die wirthschaftliche Ausnützung und die Ausübung der Staatsgewalt getrennt wurde, die in Kamerun und im Togogebiet, hat sich auch in neuerer Zeit in befriedigender Weise weiter entwickelt. Seit daselbst durch die deutsche Besitzergreifung Sicherheit für Handelsniederlassungen geschaffen worden, wird an der Aufschliessung des Hinterlandes gearbeitet, und ist zu dem Handel die Anlage von

Plantagen hinzugekommen. Ebenso ruhig und stetig ist das Colonialunternehmen auf Neu-Guinea fortgeschritten, dieses allerdings noch im Stadium der ersten, die künftige Ausnützung vorbereitenden Anlage. Die Uebernahme der Regierungsgewalt, welche bis vor Kurzem von der Neu-Guinea-Compagnie geführt wurde, durch einen Reichsbeamten, hat sich im Laufe der allerjüngsten Zeit vollzogen.

Von den beiden Gebieten, auf welche sensationelle Ereignisse die Aufmerksamkeit am stärksten hingelenkt, dem südwestlichen und dem ostafrikanischen ist das erstere augenblicklich wieder Gegenstand einer heftigen Polemik zwischen den deutschen Autoritäten einerseits und der eingeborenen Bevölkerung, wie den fremden Einwanderern andererseits. Man kann das südwestafrikanische Gebiet als die zweifelhafteste aller deutsch-colonialen Erwerbungen ansehen, weil dort Alles auf den Glücksfall der Auffindung reicher Mineralschätze anzukommen scheint; es ist auch bekannt, dass die jetzige Nutzniesserin, welche das Land von dem ursprünglichen Erwerber desselben (Lüderitz) übernommen, d. h. die Südwestafrische Compagnie, dies nur that, um das Land, welches sich möglicherweise später doch als werthvoll erweisen könnte, nicht in fremden Besitz gelangen zu lassen. Ausserdem ist dieses Schutzgebiet auf allen Seiten fast von feindseligen Elementen umgeben; im Süden blickt die Regierung der Capcolonie eifersüchtig und misstrauisch auf die in ihrer Nähe entstandenen deutschen Niederlassungen, im Osten bietet die Südafrikanische Compagnie, welche Betschuanaland, sowie Matabeleland, als zu ihrer Machtsphäre gehörend betrachtet, Alles auf, um die deutsche Colonie von einer Annäherung an die Transvaal-Republik fern zu halten, und jede Verbindung zwischen denselben zu hintertreiben. Dazu kommen dann noch die fortwährenden Händel und Reibungen mit wilden, ungezügelten Stämmen, wie den Ovambos, den Namas und anderen Hottentottenvölkern, welche Deutschlands Schutzherrschaft nicht anerkennen wollen.

In Ostafrika ist noch immer mit dem Trotze und dem zähen Widerstande, den das Araberthum den deutschen Culturbestrebungen entgegensetzt, zu rechnen. Erst wenn das Land völlig pacificirt und die einheimische Bevölkerung zu friedlichem Erwerb zurückgekehrt sein wird, wird sich die Wiederaufnahme der wirthschaftlichen Betriebe bestimmter in's Auge fassen lassen. So weit die Erträge aus den Zöllen fliessen, wird es, wenn die Ausübung der staatlichen Functionen dauernd vom deutschen Reiche übernommen wird, einer Auseinandersetzung über Rechte und Pflichten zwischen diesem, der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft und dem Sultan von Sansibar bedürfen.

Auf die einzelnen Schutzgebiete näher eingegangen, ist das *Togoland*, in Bezug auf sein Hinterland, nach mehreren Seiten hin durchforscht, und sind neue, zur Belebung des Handels zwischen dem Inneren und der Küste dienende Stützpunkte gewonnen worden. Eine dieser Positionen, die schon im Vorjahre von dem Stabsarzt Dr. Wolff im Adelilande gegründete Station Bismarckburg, war eigentlich dazu bestimmt, einen Basispunkt für ein Vordringen gegen das wenig zugängliche Reich Dahomey abzugeben, woselbst der Herrscher jährlich noch immer tausende von Sclaven abschlachten liess, mit der Begründung, er sei zu solchem Morden gezwungen, weil die Europäer ihn an dem Verkaufe der Sclaven hinderten. Wolff, der thätige und umsichtige Stationschef von Bismarckburg meint, dass man den König lehren müsse, die Sclaven zur Arbeit zu verwenden. Man würde nicht nur Dahomey, sondern auch der Sache der Humanität den grössten Dienst erweisen. Neben Wolff hat sich Hauptmann von François um die Erweiterung der Besitz- und Interessensphäre im Binnenlande der Goldküste grosse Verdienste erworben.

II.

Was das wirthschaftliche Gedeihen und den Fortgang der Station Bismarckburg angeht, so wurden die Anpflanzungsversuche im grösseren Massstabe an verschiedenen Stellen, besonders auch in dem überaus fruchtbaren, kürzlich erworbenen Oibathale, westlich am Fusse des Adadó, fortgesetzt und sind deshalb noch nicht etwa als abgeschlossen zu betrachten. Bis jetzt sind die Arbeitskräfte in erster Linie durch Anlage, Bau und Einrichtung der Niederlassung in Anspruch genommen worden. Von nun an sollte mehr Sorgfalt auf die Pflanzungen verwendet werden, welche bereits erheblich vergrössert sind, so dass in Zukunft die Erträge derselben wesentlich zur Unterhaltung des Stationspersonales beitragen werden. So sind bereits 4700 Yams gepflanzt, welche nach 6 Monaten geerntet werden können, und hier bis vierfache Erträge geben. Zwei Yams von Durchschnittsgrösse gewähren einem Erwachsenen hinreichend Nahrung für einen Tag. Yams (Dioscorea) bildet hier die Hauptnahrung der Eingeborenen. Maniok kommt erst in zweiter Linie in Betracht. Mais hat auf der Station bereits zwei gute Ernten gegeben. Der am 20. Mai gepflanzte wurde am 22. September geerntet und der vom 28. August am 14. November. Auch Erdnüsse, zwei Arten, gediehen vorzüglich. Die Saat vom 10. Juli wurde am 3. Jänner geerntet. Erdnüsse können ebenfalls zwei Ernten im Jahre geben, und werden dann am besten im März und im Juli gepflanzt.

Einheimischer Tabak und Baumwolle geben höchst befriedigende Erträge und scheint beiden der Boden hier sehr zusagend zu sein.

Süsse Kartoffeln, Hirse und auch Zwiebeln wurden ebenfalls auf der Station mit Erfolg angepflanzt. In Adeli werden drei verschiedene Pfefferarten cultivirt. Ausser dem rothen spanischen und dem weniger scharfen rothen Sudan-

pfeffer gedeiht hier auch vorzüglich der schwarze indische.

Auch Ingwer wird von den Eingeborenen mit gutem Erfolge angebaut. Hohe Ricinusstauden finden sich vielfach in unmittelbarer Nähe der Ortschaften.

Dem verdienstvollen Begründer der Station Bismarckburg, Dr. Wolff, ist es nicht vergönnt gewesen, die errungenen Erfolge zur Förderung und Befestigung deutschen Einflusses und deutschen Ansehens zu verwerthen. Derselbe erlag im Laufe des Sommers einem perniciösen Fieber, das ihn auf einer Expedition nach Kebu ereilte. An seine Stelle ist zunächst Premierlieutenant Kling getreten.

Viele bemerkenswerthe und neue Aufschlüsse hat François auf seiner im vorigen Sommer in den westlichen Theil des Togo-Hinterlandes über Salaga hinaus unternommenen Reise erhalten. Haupthandelsplätze der dortigen Gegend sind die Städte Salaga, Jendi, Kratschi und Kpandu; der erstgenannte Platz ist der bedeutendste. Besonders rege ist der Karawanenverkehr vom Nigerbecken und vom Norden und Osten her. Karawanen aus dem Haussalande tauschen Rindvieh und Pferde, solche aus Hofi Esel, Schafe und Ziegen gegen Kolanüsse ein, die von Karawanen aus Ateobu und Kintempo auf den Markt gebracht werden. Gasari- und Daboja-Leute bringen Sclaven, letztere auch noch Salz, und handeln dafür Gewehre, Pulver und Schnaps ein.

Trotzdem Jendi an der Karawanenstrasse Sansanne—Hangho—Salaga und nicht fern der Strasse Mofo—Salaga gelegen ist, ferner an Einwohnerzahl Salaga um ein Bedeutendes übertrifft und vor diesem den Vorzug der gesunden Lage hat, will der Handel daselbst nicht aufblühen. Die Schuld trägt der Sultan, der von den Karawanen hohe Abgaben fordert und das gleiche Recht seinen Unterhäuptlingen einräumt. Die meisten Karawanen aus dem Haussalande umgehen aus diesem Grunde das Land Jende südlich.

Von europäischen Artikeln sind am begehrtesten Garne und Kauri, darnach bunte Stoffe (roth-blau), Gewehre, Pulver. Englische ganze, halbe und Viertelschillinge haben von der Küste bis Salaga Giltigkeit, wenn das Gepräge erkennbar ist.

Ein milder, verständiger, die Interessen des Handels fördernder Herrscher und geographisch begünstigende Umstände machen Salaga zum Handelsemporium des oberen Wolta, ja des Nigergebietes. Das seiner Sagenhaftigkeit entkleidete Timbuktu dürfte ihm kaum den Rang streitig machen. Salaga liegt der Mitte des Nigerbogens gegenüber, ziemlich gleich weit von allen Hauptplätzen am Niger entfernt, wie Segu, Bandjagara, Timbuktu, Say und Kirotaschi.

Ebenso hat es einen gleichmässigen Abstand von den wichtigen Küstenorten der englischen Goldküste und der deutschen Togocolonie.

Salaga liegt also in einer Gegend, in welcher natürliche Verbindungen zusammenlaufen, und ist der Schlüssel für das Wolta-Gebiet und die Gebirgsdéfiléen.

Radienförmig kommen hieher aus dem weiten Niger-Becken von der westsudanesischen Hochebene vier grosse Karawanenstrassen zusammen, und vier weitere gehen von Salaga aus strahlenförmig der Küste zu.

Seit altersher dienen diese Wege einem lebhaften Verkehr nach der Hochebene und in jüngster Zeit auch dem Verkehr nach dem Togo-Gebiet. Salaga liegt in dem Dreieck zwischen Wolta und Daka, 4 bis 6 Stunden von der ungesunden Wolta- und 3 Stunden von der Daka-Niederung entfernt, auf einer leichtgewellten Hochfläche in circa 170 *m* Meereshöhe.

Die Hochfläche ist von niedrigem Savannengras, das ein prächtiges Weideland abgibt, und zwei Fuss hohen Sträuchern bedeckt und fruchtbar genug, um gut angebaute Mais-, Hirse- und Yamsfelder zu tragen, und die Bedürfnisse der Stadt an Lebensmitteln aller Art zu decken. Alles in Allem macht sie aber einen sehr kahlen, schattenlosen Eindruck. Denselben öden Eindruck macht die Stadt. Von Weitem sieht man nichts wie eine halbe Stunde weit von West nach Ost und 20 Minuten von Nord nach Süd gestreckte Fläche, bedeckt von niedrigen, meist kegelförmigen, seltener viereckigen Dächern und einigen vereinzelten Schattenbäumen.

Der Sultan ist vor dem Schmutz geflohen und hat seine Residenz im Pembi, eine Stunde südöstlich von Salaga gebaut.

Trotz des Schmutzes und der verpesteten Luft ist Salaga ein lebhafter Ort. Unter den ansteckenden Krankheiten sind besonders die Pocken zu erwähnen, welche dauernd herrschen. Einige Einwohner stehen in dem Rufe, die Krankheit mit Erfolg heilen zu können.

Salaga ist der beste Ort für den Anthropologen, Ethnographen und Sprachforscher, welcher die Völker des Niger studiren will. Nicht nur alle Erzeugnisse des Niger-Beckens, sondern auch alle Volksstämme des Niger kommen hier zusammen. Täglich kommen und gehen Karawanen. Die meisten treffen aus den Haussa-Staaten und dem Lande der Fellata über Gomba, beziehungsweise Say-Bisuggu, Nikki, Konjaffi hier ein.

Der Weg über Sansanne, Mangu-Jendi wird weniger benützt. Die Karawanen führen Waaren, Pferde und Rindvieh mit sich, um Kolanüsse einzutauschen, viele kommen aus Muschi über Gambaga mit Sclaven, Eseln und Schafen, die sie gegen Kolanüsse absetzen. Die Gasari-Leute verkaufen Sclaven und erhandeln Gewehre, Pulver und die besten Pferde, um neue Sclaven zu fangen. Die Kolanüsse werden von Kintempo aus auf den Markt gebracht. Karawanen aus Daboja am Wolta bringen Salz und Sclaven, wofür sie Schnaps und Kolanüsse fordern.

Salaga ist auf den regen Verkehr von Fremden, die mindestens ein Drittel der Bevölkerungs-

ziffer ausmachen, vollständig eingerichtet. Die meisten auswärtigen Händler haben ihre Gastfreunde, bei denen sie stets absteigen, aber sie sind billige Gäste, da sie nur den Herd und die Schlafstelle benützen, alles Andere bringen sie mit.

Der Handel im Togo-Gebiet hat eine Zukunft, da das Land ziemlich dicht bevölkert ist und noch manche Producte, wie Kautschuk und Indigo, welch letzterer hier wild wächst, in grossen Mengen gewonnen werden können. Die Kautschukliane ist im Gebirge sehr verbreitet, doch ist ihre Verwerthung den Eingeborenen dort noch unbekannt, welche immer noch ein einseitiges Wirthschaftssystem für den Export, nämlich die Gewinnung des Palmöls betreiben. Die an der Küste gangbarsten Tauschartikel sind: Taschentücher und Kattune, rothgeblümte Muster und sogenannte Fancy-Points, Blättertabak in Bündeln (heads), billige Löffel und Messer, gewöhnliche Perlen, sogenannte Popo-Beads, Glaskorallen und echte Korallen, Feuersteine für Steinschlossgewehre, Decken und billige Filzhüte, sogenannte „Triumphhüte", und Hemden, weiss oder gestreift, beliebt als Geschenke für Häuptlinge; Parfums wie Lawendel, und weiter: Rothgarn in Päckchen, Blaugarn, dicker Messingdrath (brassrods), rothe Fez, Spiegel (Soldatenspiegel), Sammt, Nähnadeln, Shirting, türkischrother Kattun, weisse Baumwollenzeuge (Grey baff und Grey superior). Langschäftige Steinschlossgewehre, sogenannte Daneguns und rothangestrichene mit grosser Mündung, sogenannte Buccaneer, für Elephantenjagd, sowie Pulver, sind sehr geeignet zum Ankauf von Pferden und Rindvieh, ferner Seide in Stücken oder Tüchern, roth oder rothgeblümt. Taschentücher und die eingeführten Kattune sind überall sehr beliebt als Tauschartikel. An der Küste sind kleine Silbermünzen, bis jetzt noch englische 3 und 6 Pence höchst erwünscht und vortheilhaft zu verwerthen. Eisenwaaren, wie kleine und grosse Messer (sogenannte butcher knives) Haumesser und Hacken, Taschenmesser haben als Exportartikel hierher eine Zukunft.

Was den Handel und Waarenaustausch zwischen dem Togo-Gebiet und dem benachbarten Königreich Dahomeh betrifft, so fehlt es demselben noch an Stetigkeit. Im Grossen und Ganzen befindet sich der Dahomeh-Handel noch in dem Anfangsstadium; es werden nur geringwerthige Waaren eingeführt, wie sie zur Befriedigung der Bedürfnisse eines noch uncivilisirten Menschen nöthig sind, von Einführung irgendwelcher Luxusartikel ist noch keine Rede, ausgenommen was die Mulatten, die irgend eine Missionsschule besucht haben, bestellen, um sich wenigstens mit dem Schein eines Civilisirten zu umgeben.

Der Handel mit Dahomeh wird in gleicher Weise betrieben, wie derjenige längs der ganzen Westküste. Europäische Waaren werden eingeführt, um gegen Landesproducte umgetauscht zu werden; letztere sind hauptsächlich Palmöl und Palmkerne, Elfenbein dagegen nur in sehr kleinen Quantitäten; doch unterliegt es keinem Zweifel, dass von letzterem grosse Mengen im Hinterlande von Dahomeh zu erhalten sind, durch das Abschlusssystem Dahomehs aber nicht zur Küste kommen. Unter den eingeführten Waaren sind deutschen Ursprungs Salz von Strassfurt, Genever und Rum von Hamburg, während die anderen Artikel von den einzelnen Häusern aus ihrem Mutterlande bezogen werden, so unter Anderem Pulver, Eisenwaaren, Provisionen und Galanteriewaaren. Baumwollenwaaren werden nur von England genommen; wiederholte Versuche mit deutscher Waare waren nicht von Erfolg gekrönt, da der Preis sich den englischen Waaren gegenüber noch zu hoch stellt, und der deutsche Fabrikant die Wünsche des Bestellers dem Geschmack entsprechend nicht genug berücksichtigt.

Die aus den Einfuhrzöllen seit 1. August 1887 sich ergebenden Einnahmen im Betrage von 80.000 Mark im Etat für 1889/90 genügen, um die Kosten der Verwaltung zu decken. Die Colonie steht unter Verwaltung des Reiches: Regierungscommissär war im letzten Jahre Herr v. Puttkamer, der auch zugleich Consul für die unter fremder Hoheit stehenden Gebiete an der Gold- und Silberküste war. Ausserdem befindet sich dort ein Secretär, ein Polizeimeister, ein Regierungsarzt und andere Beamte. In Deutschland hat sich am 8. Mai 1888 eine deutsche Togo-Gesellschaft als eine offene Handels-Gesellschaft constituirt, nachdem Dr. Henrici Land am Sio-Fluss erworben hatte. Die erste Station der Gesellschaft ist in Gapō, einige Tagereisen von der Küste. François spricht sich über diese Erwerbung günstig aus.

Um die Auffindung neuer und sicherer Wege aus dem Binnenlande nach der Küste hat sich auch Premierlieutenant Kling, welcher dem Stabsarzt Dr. Wolff beigegeben, verdient gemacht. Der genannte Officier ist auf der von ihm zurückgelegten Tour von Bismarckburg nach Klein-Popo meist auf Eingeborene-Stämme gestossen, die eine den Deutschen freundliche Haltung zeigten. Besonderes Interesse gewährte ihm der Marsch durch die Dahomeh benachbarte Landschaft Atakpame, in welcher seit kurzer Zeit einzelne deutsche Niederlassungen eingerichtet worden sind, und wo zum ersten Male eine Berührung mit der einheimischen Bevölkerung stattgefunden hat.

III.

Die Hauptbeschäftigung der Atakpameleute ist der Handel, neben welchem sie aber bedeutende Weberei und Messerschmiedearbeit betreiben. Die Einwohner waren sehr zurückhaltend, hatten sie sich ja doch die Europäer bis jetzt fernzuhalten gewusst, bis ein Besuch bei einem Fetischpriester das Eis brach. Der Weg über Atakpame ist von allen Verbindungswegen zwischen der Station und der Küste der beste, und wird nun auch wohl, nachdem seine Erschliessung gelungen, allgemein benützt werden. Die Entfernung von Klein-Popo nach Salaga über Bismarckburg beträgt 22 Marschtage, führt ausschliesslich durch deutsches Gebiet und ist kürzer als die bis dahin bekanntgewesenen Handelsstrassen zwischen Lome und Salaga oder Akkra auf der

POVOZENI PRUMYSLU V CECHACH

englischen Goldküste und Salaga. Die Constatirung dieser Thatsache ist für den deutschen Handel von grosser Wichtigkeit, wenn dieser in dem vielversprechenden Gebiete mit den Engländern zu concurriren beabsichtigen sollte.

Die Verhältnisse liegen in der Togo-Colonie in handelspolitischer Beziehung insoferne günstig, als es geglückt ist, die Station im Rücken derjenigen Volksstämme anzulegen, welche den directen Handel zwischen der Küste und dem Innern durch List und Gewalt zu verhindern suchten. Bismarckburg sichert in Folge seiner günstigen geographischen Lage dem deutschen Handel ebensowohl eine gute Verkehrsstrasse nach Salaga als auch nach Fasuga und weiter nach Nordosten.

Die Grenzverhältnisse der Togo-Colonie nach Westen sind noch nicht festgestellt und die Ansprüche der Engländer und Deutschen collidiren an mannigfachen Punkten, während nach Osten hin, gegen die französische Besitzung, die Grenze längst regulirt ist.

Wirthschaftlich ist das deutsche Togo-Gebiet Jahr für Jahr vorwärts gegangen. Der Handelsumsatz, namentlich in dem dicht an der englischen Grenze gelegenen Lome, ist in fortdauerndem Steigen begriffen und beläuft sich auf weit über sieben Millionen Mark, von welchen für das laufende Jahr an Zöllen gegen neunzigtausend Mark einkommen, durch welche die Verwaltungskosten vollauf gedeckt werden. Durch den Aufschwung des Handels haben sich drei neue Firmen veranlasst gesehen, ihr Geschäft in der Colonie aufzuschlagen. Das Aufblühen des Handels in Lome ist dem Umstande zu danken, dass die Engländer höhere Zölle erheben, und dass die Eingeborenen deshalb weither aus dem Innern von englischer Seite nach Lome gehen, weil sie dort billiger kaufen. Darunter leidet der englische Handel allerdings. Der Grund dafür liegt einerseits darin, dass sie höhere Zölle haben, anderseits, dass gar keine natürliche Grenze vorhanden ist.

Nicht nur mit Bezug auf den Handel ist Togo in einen neuen Abschnitt der Entwicklung getreten, sondern man hat auch begonnen, Plantagenbau zu betreiben. Ausser einer kaufmännischen Firma, welche kürzlich eine kleine Cocospflanzung an der See angelegt hat, arbeitet die „Deutsche Togo-Gesellschaft", als Plantagen-Gesellschaft im Innern und will für umfassende Verkehrsmittel und Schiffbarmachung der kleinen Küstenflüsse sorgen. Gebaut wird dort Baumwolle, Tabak, Ricinus und Kaffee.

(Schluss folgt.)

DIE SYMBOLISCHE ROSE IN DEN NORDAFRIKANISCHEN RELIGIÖSEN ORDEN.

Wollte man eine Liste aller jener falschen Begriffe und irrigen Angaben anlegen, die noch heute über muhammedanische Dinge im Umlauf sind, so erhielte man wahrlich ein stattliches Verzeichniss von Missverständnissen. Populäre Darstellungen und Reisewerke sind die vermittelnden Organe solcher Irrthümer, über welche die Kritik fachkundiger Orientalisten nicht die nothwendige Controle übt. Durch dilettantische Führer irregeleitet, wird z. B. noch heute in den weitesten Kreisen die grundfalsche Anschauung verbreitet, dass der Unterschied zwischen den beiden grossen Abtheilungen des Islam, zwischen Sunniten und Schiiten darin bestehe, dass diese blos den Koran als Autorität anerkennen, während jene ausser diesem geoffenbarten Religionsbuch noch die Sunna als Quelle des religiösen Verhaltens und Glaubens betrachten.[1])

Viele solcher falschen Angaben sind durch *Reland's* und *Mouradgea d'Ohsson's* für ihre Zeit denkwürdige Arbeiten aus der Welt geschafft worden. Man spricht nicht mehr von Muhammed's Grab in Mekka als Zielpunkt der muslimischen Wallfahrten; die Fabel von den magnetischen Wänden der Ka'ba ist längst aus dem Verkehr geschwunden; die Türkenbücher und Reisebeschreibungen des XVI. und XVII. Jahrhunderts sind voll davon. Die in früheren Jahrhunderten allgemein verbreitete Anschauung, dass jeder Jude, der Muhammedaner werden will, zuerst mittelst regelrechter Taufe durch den christlichen Glauben hindurchgehen muss, weil der Islam auch die Anerkennung Jesu's voraussetzt — ist wohl gleichfalls aus dem Wege geräumt. Martinus Baumgarter von Breitenbach (1507) ist gewiss nicht der Letzte, der dieser Fabel Glauben schenkte.[2])

Lange hafteten falsche *Worterklärungen*. Es wäre nicht ohne Interesse, die Geschichte, Leben und Sterben solcher Irrthümer zu verfolgen. Von einem Buch in's andere ging, um ein Beispiel aus diesem grossen Kreise anzuführen, die uns heute so sonderbar anmuthende Angabe, dass die Muhammedaner ihre Geistlichen *Talisman* nennen. Darüber, was man unter Talisman zu verstehen habe, sind die verschiedenen Verfasser nicht einig. *Martin Crusius*[3]) citirt bereits nach einer ältern Autorität, Genfraeus, dass man die türkischen Priester Talismanlar nenne; dasselbe lehrt auch *Ricaut* an mehreren Stellen seines noch heute interessanten Buches über muhammedanische Dinge, zu dessen religiösen Abschnitten er sich seine Informationen von einem unter Türken erzogenen Polen holte. „Besagter Polack hiess Albertus Bohonius, und muss ich bekennen, dass ich das meiste, so ich in diesem Buche angemerckt, von ihm herhabe."[4]) Der böhmische *Freiherr v. Wratislaw*, der im Jahre 1591 dem Gesandten des Kaisers Rudolf II. am Hofe des Sultans Murad III., Friedrich Kreywitz, attachirt war, nennt die Minaretrufer hartnäckig *Talisman*[5]), und dieselbe Bedeutung gibt diesem Worte *Johann Ulrich Wallich* aus Weimar: „Diese Ausruffer —

[1]) So lehrt noch merkwürdigerweise der Professor des Islam an der Pariser „Ecole des hautes-études" in seiner Antrittsvorlesung, Hartw. Derenbourg. *La science des religions et l'Islamisme* (Paris, Leroux 1886), p. 76.

[2]) *Peregrinatio in Aegyptum, Arabiam, Palaestinam et Syriam*, edid. M. Christ. Donaverius (Nürnberg 1594), p. 122: Nam si quis Judaeus fidem suam (nämlich des Muhamedaners) amplecti vellet, non prius admittitur donec Christiani more baptizatus.

[3]) *Turcograeciae libri octo.* Basil. 1584 in fol., p. 67.

[4]) *Die Neu-eröffnete Ottomanische Pforte.* (Deutsche Uebersetzung.) Augsburg 1694. Bd. I, p. 98a.

[5]) *Des Freiherrn von Wratislaw merkwürdige Gesandtschaftsreise von Wien nach Konstantinopel.* (Aus dem Böhmischen übersetzt.) Leipzig 1787, p. 34.

sagt der Thüringer[6]) — werden genennet Talisman oder Mesin. Wenn etwa diese an dem Abruffen verhindert werden, können an deren statt es wohl die jüngere Studenten verrichten, so sich desswegen zu den Kirchen begeben und darinnen exerciren." Desgleichen meint der eifrige Agitator Bartholomäus Georgivits, dessen Flugschriften gegen die Türken gewürdigt wurden, im lateinischen Original in Theodor Bibliander's bekanntes Sammelwerk[7]) aufgenommen zu werden, woraus dann einiges „von einem Thüringer aus dem Lateinischen in's Hochdeutsche gezogen" wurde[8]): „Sacerdotis vero illorum lingua *Talismanlar* vocati" und der Franzose Villamont:[9]) „Il faut que le *sainton ou Talisman* (qui est leur Prestre ou Curé) vienne pour consoler le malade et lui représenter l'état de son salut". Auch der Sachse Wilhelm Burchard, der in der Mitte des XVII. Jahrhunderts in der Türkei verkehrte,[10]) schreibt in seinem siebenten Capitel: „Die Priester, so auff ihre Sprach *Talismonlar* heissen, haben einen geringen Unterschied vom gemeinen Volk". Von den Mu'eddins spricht er in einem frühern Capitel besonders, von den Schulmeistern in einem spätern, und es darf beiläufig hervorgehoben werden, dass er sich bei dieser Gelegenheit zu der Bemerkung veranlasst findet: „Man hält die Schulmeister in Türckey sehr wehrt und thun kein Überlast, lassen auch nicht geschehen, dass ihnen ein eintzig Leid wiederfahre, worinnen sie uns Teutschen hefftig beschämen, als da viele gar Fussschemel aus ihren Schuldienern machen und alles Hertzeleid den armen Leuten zufügen."

Die Verbreitung völlig aus der Luft gegriffener oder auf argem Missverständniss beruhender sprachlicher und sachlicher Angaben über muhammedanische Verhältnisse hat aber auch angesichts der Vertiefung unserer modernen Kenntnisse nicht aufgehört, die populären Berichte über den Orient zu verunstalten. Aus einer grossen Reihe von Beispielen, die sich jedem Fachmanne darbietet, der es nicht verschmäht, die Reiseliteratur mit einiger Aufmerksamkeit zu verfolgen, möchte ich hier ein charakteristisches Detail hervorheben, das mir durch ein vor nicht langer Zeit erschienenes populäres Buch über Algier wieder nahegeführt worden ist. In der Reihe populärer ethnographischer Werke über den Orient, welche in Paris bei *E. Plon* erscheinen, ist Algier durch ein Buch des *Dr. Bernard* vertreten. Im Capitel über die geheimen Brüderschaften (Khouân) in Nordafrika wird uns hier zum so und so vielten Male folgende Mär erzählt: „Il n'y a peut-être un musulman du nord de l'Afrique qui, *selon l'expression consacrée n'ait pris la rose de l'une* de ces pieuses et politiques confréries", und weiter nochmals: „La province d'Alger *prend volontiers la rose de Sidi* Abd el Kader etc." [11])

Also „*die Rose nehmen*" ist der geheiligte Ausdruck für den Begriff: in einen religiösen Geheimbund initiirt werden. Bernard ist nicht der Entdecker dieser Definition, denn wie eine ewige Krankheit erbt sie sich von Buch zu Buch und darum wird es wohl nicht als überflüssig erscheinen, auf dieselbe eingehender hinzuweisen; vielleicht gelingt es, der allenthalben verbreiteten unsinnigen Behauptung endlich ein Ende zu bereiten. Wir müssen da freilich den touristischen Schriftstellern einen Schnitzer zu Gute halten; denn, ohne dass sie sich dessen bewusst sind, könnten sie sich für das „*Nehmen der Rose*" auf ein wissenschaftliches Specialwerk über nordafrikanische Culturverhältnisse berufen, auf kein geringeres nämlich, als auf das *Hanoteau-Letourneux*'sche Werk über die Kabylen und ihre Sitten. In demselben wird uns die Rosenerklärung mit der höchst auffallenden Bemerkung vorgeführt: „Au moins c'est ainsi que l'entendent les musulmans". [12]) Da dürfen wir uns dann nicht verwundern, wenn in einem populären Werke über Marokko, in welchem uns unter Anderem die nicht wenig sonderbare Belehrung geboten wird: Verlangt man nach einem arabischen Buche, so sehen uns die Leute erstaunt an und sagen: „In Fez habe niemand ein Buch, es möge wohl der Eine oder der Andere eines besessen haben, in welche Hände es aber mit der Zeit gelangt, sei unbekannt" — wenn, sagen wir, in demselben Buche die „Rose" der nordafrikanischen Geheimbünde als ausgemachte Thatsache hingenommen und den Lesern weitergegeben wird: „In einen Orden eintreten — so lesen wir da kategorisch — heisst die Rose nehmen." [13]) Wie kommt aber die Rose dazu, diese Rolle in den Geheimbünden des Islam zu spielen? Darauf hat uns früher schon Herr Pfarrer *Bernhard Schwarz* recht gründlich geantwortet: „In einen Orden eintreten — so sagt auch er — heisst „die Rose nehmen". Bekanntlich war diese Blume schon im ältesten Asien ein verbreitetes Symbol, bei den Christen Sinnbild des Martyriums und im Mittelalter so wie heute noch ein Zeichen für manche Geheimbünde". [14])

So wäre denn nun auch der Zusammenhang in symbolischer Weise hergestellt. Aber vergeblich! Wir müssen auf die Rose in diesem Kreise verzichten, so schwer es uns auch wird, den Duft der Rose mit einer dumpfen Litanei zu vertauschen. „*Wird*", so nennen die Muhammedaner zunächst eine Partie des Korans, die sie als andächtige Uebung zu einer gewissen Tageszeit regelmässig recitiren; dann nennt man auch mit diesem Wort eine Art Litanei, welche religiöse Bruderschaften während

[6]) *Religio turcica et Mahomelis Vita. Das ist: Kurtze, wahrhafftige gründ- und eigendliche Beschreibung Türckischer Religion, Wie auch Leben, Wandel und Tod des Arabischen falschen Propheten Mahometis.* Abgefasset, beschrieben und in Teutscher Sprache herausgegeben (o. O. 1664), p. 25.

[7]) Bd. III, p. 183.

[8]) *Türcken-Büchlein* Bartholomei Georgi Vilo Eines Ungern, welcher 13 Jahr bei den Türcken gefangen gewesen. Von der Türcken Gebräuchen und Gewohnheiten etc. etc. Nürnberg 1664.

[9]) *Les Voyages du Seigneur de Villamont*, Chevalier, de l'Ordre de Hierusalem, gentilhomme ordinaire de la Chambre du Roy (Lyon 1606), p. 301.

[10]) *Eines in die 19 Jahr von Türcken gefangen gewesenen Sachsen auffs neu eröffnete Türckey* (1. Ausg. 1688, 2. Ausg. 1691. Magdeburg).

[11]) *L'Algérie qui s'en va* (Paris 1887), p. 349, 350.

[12]) *La Kabylie et les coutumes Kabyles* (Paris 1873), Bd. II, p. 96, Anm. 2.

[13]) Edm. de Amicis: *Marokko.* (Nach dem Italienischen frei bearbeitet, 1883), p. 144, 235.

[14]) *Algerien.* (Leipzig 1881), p. 391.

Jur 80.54.

ihrer regelmässigen Vereinigung gemeinschaftlich hersagen. Unter dem Namen „dhikr“ sind diese andächtigen Uebungen besser bekannt. Die einzelnen Derwisch-Körperschaften haben ihre Eigenthümlichkeiten hinsichtlich der Zeit und Art dieser Recitationen. Um daher die religiösen Uebungen einer solchen Körperschaft mitmachen zu können, muss man in die Eigenthümlichkeit ihres „*Wird*“ eingeweiht sein, und die Bekanntmachung mit dem *Wird* eines Ordens ist demnach eine nothwendige Vorbedingung der Zugehörigkeit zu demselben. Wenn man nun sagen will: „Jemand ist in den Orden X eingetreten“, so drückt man dies so aus: „er hat den *Wird* dieses Ordens empfangen“.

Mit diesem *Wird* haben nun die Schriftsteller, die wir oben anführten, sowie jene, denen sie gefolgt sind, das graphisch identische und lautlich ähnliche *Ward* verwechselt; dies bedeutet *Rose* und so ist wohl zu allererst die Rose als symbolisches Zeichen der Initiation in einen muhammedanischen Orden (merkwürdigerweise aber nur mit Bezug auf Nordafrika) entstanden.

Budapest. *Dr. Ign. Goldziher.*

MUSIK UND TANZ IN OSTASIEN.

Es dürfte kaum einem Zweifel begegnen, dass der Ursprung aller Musik in der Biegsamkeit der menschlichen Stimme wurzelt, dass mit anderen Worten *Gesang* die ursprünglichste Musik gewesen ist. Ermöglicht wird diese Biegsamkeit der Stimme durch die aufrechte Körperhaltung, worauf schon der Gesang der Vögel hinweist. Aber auch unter jenem Affengeschlechte, welches dem menschenähnlichen Affen der Vorzeit am nächsten steht, beim Gibbon, finden sich Arten, die mit dem aufrechten Gange eine solche Gewalt über die Kehlkopfmuskeln vereinen, dass sie die Tonleiter für das Ohr musikalischer Beobachter richtig singen können. Dies ist beim *Hylobates agilis* der Fall. Die Intervalle der von diesem anthropoiden Affen ausgestossenen sehr musikalischen Töne liegen um einen halben Ton auseinander und die von ihm auf- und abwärts gesungene Scala umfasst eine Octave. So sind denn Anlage und Befähigung zum Singen ein Gemeingut aller Menschen, und in der That ist die Neigung für Vocalmusik fast bei allen Völkern und Stämmen, wenn auch in recht verschiedenem Masse vorhanden. Nicht selten äussert sie sich in ganz roher Weise, ohne Rücksicht auf das, was wir Harmonie nennen, die erst als Angebinde eines verfeinerten Geschmackes sich kundgibt. Schon auf sehr niedrigen Gesittungsstufen nehmen wir Versuche wahr, Töne künstlich zu erzeugen, die ersten Spuren der Instrumentalmusik, wenn man sich so ausdrücken darf. Die Südseeinsulaner, wie die Neger Innerafrikas, haben alle schon mehr oder weniger sinnreiche Instrumente erdacht, welchen sie in der verschiedensten Art Töne zu entlocken verstehen. Im Allgemeinen darf man alle diese musikalischen Instrumente in die drei grossen Gruppen der Schlag-, Blas- und Saiteninstrumente theilen, die ja auch unserem eigenen, hoch ausgebildeten Orchester zu Grunde liegen. Die einfachsten und zugleich unbeholfensten unter ihnen sind zweifelsohne die Schlaginstrumente, welche nur eine sehr beschränkte Anzahl von Tönen hervorzubringen vermögen, daher auch hauptsächlich bei den niedrigen Völkerstämmen verbreitet sind. In Afrika spielt die Trommel mit ihren Verwandten eine gewaltige Rolle, hat sich aber auch in höhere Culturkreise gerettet. Uebrigens sind die Schlaginstrumente je nach dem zu deren Herstellung verwendeten Stoffe einer ansehnlichen Vervollkommnung fähig. Zwischen der hölzernen Negertrommel und dem metallenen Gong Ostasiens ist ein bedeutender Unterschied.

Es bezeichnet allemal eine höhere Entwicklungsstufe, wenn Vocal- und Instrumentalmusik sich mit einander zu verbinden beginnen, wenn der Gesang nach Begleitung verlangt, ganz abgesehen von dem musikalischen Werthe beider. Auf dieser Stufe treffen wir die Nationen Ostasiens, die ja in der That auch einer alten, eigenartigen Gesittung sich rühmen dürfen. Die Musik der *Japaner* hat F. Kallenberg seinerzeit in diesen Spalten geschildert.[1]) Darnach bilden dreisaitige Guitarren, *Samsing*, nach J. Rein *Samisen* genannt, nebst kleinen Tarabukken oder Trommeln, die verschieden gestimmt sind, aber mit dem Klang der Guitarren harmoniren, die Hauptinstrumente. Professor Rein nennt ausserdem noch die dreizehnsaitige *Koto*, eine Art Zither, welche liegend gespielt wird. Ihre Töne sind viel harmonischer, wohlklingender als jene des Samisen, doch ist ihr Spiel ungleich schwieriger. Die *Biwa*, eine Mandoline mit vier Saiten, wird meist von Greisen gespielt. Die Satzverbindung der Melodie, sagt Kallenberg, ist dem Gehör kaum wahrnehmbar; es ist ein fortwährendes Durcheinander von Tönen, wobei weder Trommel noch Guitarre dissoniren; die Schlusscadenz kommt so unerwartet als möglich, da eine eben begonnene Steigerung eher die Fortsetzung erwarten liesse. Gesang und Instrumentalmusik sind Künste, die in Japan, wie im gesammten Morgenlande, in der Regel nur von Mädchen ausgeübt werden. Diese werden stets im Spielen des Samisen, in besseren Häusern wohl auch der Koto unterrichtet. Diejenigen, welche diese Künste gewerbsmässig betreiben, heissen *Geisha* und stehen dem Ansehen nach in der Mitte zwischen den zwei anderen niederen Berufsclassen, den Yakusha und Jôro, welche dem Vergnügen dienen. Sie sind Vertreterinnen nicht blos der neun Musen, sondern auch einiger anderer Göttinnen, insbesondere der Hebe. Auch die *Chinesen* bevorzugen die Schlaginstrumente; sie haben zuerst entdeckt, dass gewisse Steine

[1]) Siehe Bd. XII., Seite 184.

das Vermögen besitzen, musikalische Töne hervorzubringen und so bearbeitet werden können, dass sie die Töne der Octave wiedergeben. Einige alte Instrumente wurden aus dem von ihnen hochgeschätzten Nephrit gemacht und dem kaiserlichen Gebrauche vorbehalten; jetzt werden dieselben aus einem schwarzen Kalkstein verfertigt. Daneben gibt es Trommeln in den verschiedensten Grössen und Gestalten, und ebenso Saiteninstrumente, die entweder mit der Hand oder mit einem Plectrum angeschlagen oder wohl auch mit einem Bogen gestrichen werden. Darunter verdient die *Pi-Pá* Erwähnung, eine ballonförmige Guitarre, welche in den volksthümlichen Capellen unentbehrlich ist. Die Musik ist bei den Chinesen nach ihren eigenen Aussagen uralt und stand ursprünglich sogar mit Mass, Gewicht und Münze im Zusammenhang. Europäischen Geschmack vermag dieselbe aber nicht zu befriedigen. Im Allgemeinen scheinen die Chinesen auf genaue Einhaltung der Tonstufe und der Intonation keinen besonders hohen Werth zu legen; sie begnügen sich mit einer gewissen Annäherung, und in dem Umfange von zehn oder zwölf unveränderten Noten finden die Musiker eine unendliche Zahl von Melodien, welche den Anforderungen des bescheidenen Geschmacks vollkommen genügen. Diese Melodien aufzufassen, ist anfänglich sehr schwer; sie hinterlassen keinen bleibenden Eindruck, da sie sich fortwährend von Dur in Moll und umgekehrt bewegen, so dass sie keine entschiedene Klangfarbe zeigen. Immerhin ist Musik eine der beliebtesten Unterhaltungen der Chinesen und in den meisten Städten bestehen Concerthallen, wo es dem Publicum für ein Geringes erlaubt ist, ein Lied oder eine Ballade anzuhören. Im Theater ist Gesang das Privilegium der Hauptperson des Stückes, häufig eine Art Recitativ, und die Art, wie das Orchester in gebrochenen, kurzen Accorden oder in langen getragenen Tönen denselben begleitet, ist dem sogenannten Recitativstyl des Abendlandes sehr ähnlich. Im Allgemeinen freilich läuft das Urtheil der meisten Europäer darauf hinaus, dass die chinesische Musik, wie die japanische desgleichen „rein nicht zum Anhören" ist, und strenge Richter brandmarken sie gar als „Ohrenschinderei".

Bei weitem erträglicher klingt die Musik auf der hinterindischen Halbinsel, besonders in *Siam* und *Birma*. Ein siamesisches Orchester, aus fünf bis sechs Instrumenten bestehend, ist ziemlich gut zusammengestellt. Ausser der Flöte gibt es aber auch hier blos Schlaginstrumente, und zwar nebst der Trommel solche aus Bronze, Eisen oder Bambu, die auf eine Octave von acht Noten gestimmt sind. Diese Metallplatten, dem chinesischen „Gong" oder „Tamtam" entsprechend, sind an beiden Seiten an schiffförmigen Schnüren aufgehängt und werden nicht mit den Fingern, sondern mit Stäbchen gespielt, die in einer kleinen Scheibe enden. Die melodischesten dieser Miniaturclaviere sind jene aus Bambu. Die Birmanen besitzen vollends eine Anzahl höchst merkwürdiger, ihnen eigenthümlicher Musikinstrumente. Das grösste davon ist eine Art „Trommelharmonika", *Patschaing* genannt. Das Gehäuse selbst gleicht einer grossen offenen Trommel und ist so geräumig, dass der Virtuos darin sitzen kann. An den inneren Wänden sind 18—20 Trommeln und Pauken von 7—25 *cm* Durchmesser angebracht und verschieden gestimmt. Der Spieler schlägt sie mit den Fingern, so dass man das Instrument auch ein Trommelclavier nennen könnte. Aehnlich ist das Gehäuse einer Beckenharmonika, die aber mit Trommelstöcken geschlagen wird und von besonderem Wohlklange ist. Die birmanischen Blasinstrumente, Clarinetten und Trompeten, verdienen wenig Lob, bemerkenswerth sind aber die Harfen, die einen Resonanzboden aus Büffelleder und 13 Saitenstränge besitzen. Sie haben eine äusserst elegante Form; wie die altegyptischen besitzen sie keinen Pfeiler oder kein Frontstück, sondern die Saiten sind nur an einem schön geschwungenen Hals gespannt. Ganz vorzüglich ist aber ein anderes, den Birmanen eigenthümliches Instrument, welches unserer Glasharmonika gleicht, nur dass statt der Glastasten, auf doppelten Schnüren kleine Bambusplitter mit der convexen Seite nach oben schweben. Die Abstufung der Töne wird dadurch hervorgebracht, dass der mittlere Theil der Bambustäbe mehr oder weniger ausgehöhlt ist. Die Claviatur hängt über einem luxuriös geschnitzten Kästchen von anmuthiger Form, und die Stäbchen, die mit zwei Stöcken geschlagen werden, geben einen äusserst weichen Ton. Man darf diesem Instrumente sonder Zweifel schon einen hohen Rang der Ausbildung anweisen, ja dasselbe wohl für das höchstentwickelte in Ostasien halten. Schliesslich gedenken wir noch einer dreisaitigen Guitarre, die aber wie eine Zither gespielt und deren Gehäuse sehr sinnreich in der Form eines Alligators ausgeschnitzt wird.

Wie man sieht sind es bei aller Vervollkommnung doch immer die Schlaginstrumente, welche die Grundlage der ostasiatischen Musik bilden. Das Nämliche beobachtet man auch in Java, bei der dortigen *Tantak* Musik, welche durch Schlagen mit hölzernen Klöppeln auf kupferne Becken und auf eine Trommel hervorgebracht wird. Die Instrumente für die Tantak-Musik sind: 10—20 messingene runde Becken von verschiedener Grösse, die in zwei oder drei Reihen auf einem Gestelle liegen und mit Holzklöppeln geschlagen werden; dann 10—15 nebeneinander auf einem Gestelle liegende 15—20 *cm* lange und 5—7·5 *cm* breite Stücke Metall die man ebenfalls mit hölzernen Hämmern schlägt; ferner 8—12 Stücke verschiedenen Holzes von der Form der erwähnten Metallstücke; auch sie liegen auf Gestellen und werden mit hölzernen Hämmern bearbeitet. Dazu kommen zwei runde kupferne Becken von 60 *cm* bis 1 *m* Durchmesser, in Schwebe hängend und gleichfalls mit Holzklöppeln geschlagen, sowie eine meterlange Trommel von 30 *cm* Durchmesser, die mit dem Klöppel oder wohl mit der Faust geschlagen wird. Nur zuweilen befindet sich bei der

Tantak noch eine Zither mit zwei Saiten. Schon diese Schilderung der üblichen Musikinstrumente genügt hinlänglich zur Kennzeichnung der ostasiatischen Musik, die noch weit entfernt ist von dem, was wir unter diesem Namen begreifen.

Müssen wir es nun an der Erkenntniss genügen lassen, dass selbst Völker von unbestreitbarer Gesittungshöhe, wie Chinesen und Japaner, doch nur auf sehr schwache musikalische Leistungen blicken dürfen, so zeigt ein Gleiches sich auf dem verwandten Gebiete des *Tanzes*. Rudolf Voss, der in seinem Buche über den Tanz auch einen Anlauf nimmt, denselben geschichtlich zu verfolgen, erklärt: das Tanzen ist in der menschlichen Natur begründet; die Ansicht hat Vieles für sich, denn Tänze sind selbst den rohesten Menschenstämmen eigen und fast noch bei allen beobachtet worden. Freilich ist bei diesen der Tanz etwas ganz Anderes als bei den gesitteten Nationen der Gegenwart. Bei Völkern niederer Gesittungsstufe bildet er wie Edward B. Tylor treffend bemerkt, den Ausdruck der grössten Leidenschaftlichkeit und Feierlichkeit. Bei Wilden und Barbaren äussern sich Freude und Trauer, Liebe und Zorn, selbst Zauberei und Religion im Tanze. Man hat daher auch verschiedene Arten von Tänzen zu unterscheiden, worunter die Kriegstänze und die religiösen Tänze die wichtigsten sind. Erregung des Muthes ist der Zweck der wilden Kriegstänze, welche sowohl bei ganz rohen als auch bei höher cultivirten Völkern weit verbreitet sind. In den alten Religionen wurde der Tanz als eine der wichtigsten gottesdienstlichen Handlungen angesehen; ja, Plato erklärte alles Tanzen für eine religiöse Handlung. Während nun bei den modernen Culturvölkern die religiöse Musik einen hohen Grad der Ausbildung erreicht hat, ist der religiöse Tanz fast ganz ausser Gebrauch gekommen. Bei vielen weniger fortgeschrittenen Völkern hat er sich jedoch noch als ausschliesslich priesterliche Verrichtung erhalten. *Aller* Tanz, auch der kriegerische und der religiöse ist aber ohne Frage erotischen Ursprungs, eine mimische Aeusserung des Geschlechtstriebes. Erwägt man, wie sehr die Erotik in das Religionswesen der alten wie auch der heutigen Naturvölker hineinspielt, so kann dies kaum befremden. Es wird auch nicht entkräftet durch den Umstand, dass die Wilden im Tanze die Geschlechter noch nicht vereinen. Ursprünglich tanzte der Mann *allein*, das Weib musste sich im günstigsten Falle mit dem Zusehen begnügen. Was jedoch dieses Männertanzes Sinn war, lässt unter Anderem jener der westaustralischen Watschandi am Murchisonstrome deutlich erkennen. Aber selbst die Tänze in den europäischen Ballsälen, so verfeinert und ceremoniös sie auch sind, weisen in Form und Zweck Spuren jenes Ursprunges auf.

Auf niederen Stufen der Cultur gibt es noch keine Grenze zwischen der Tanzkunst und der Schauspielkunst. Der nordamerikanische Hundetanz und Bärentanz sind mimische Darstellungen, wobei höchst naturgetreu und drollig nachgeahmt wird, wie sich die Thiere auf der Erde wälzen, wie sie sich kratzen und beissen. Sehr frühzeitig hat sich auch der Bund von Tanz und Musik vollzogen. In der That erheischt der einfachste Rhythmus der Bewegungen irgend eine „musikalische" Begleitung. So sehen wir denn überall den Tanz unter nicht unbeträchtlichem Aufwande von Schallerregung vor sich gehen. Bei sehr vielen ungesitteten Stämmen bildet das Geschrei der Tänzer selbst die einfachste „Tanzmusik". Aber auch die makassar'schen und buton'schen Tänzer kennen keine andere Musik bei den Tänzen, die sie gewöhnlich nur bei Festlichkeiten aufführen. Diese selbst tragen durchaus den Charakter der Kriegstänze und bestehen darin, dass ein oder mehrere Männer sich mit Schwert und Schild bewaffnen und nachher jeder einen besonderen Platz im Kreise umlaufen, wobei die Tänzer fortwährend ihre Schwerter und Schilder rechts und links, zuweilen aber auch über ihre Häupter drehen und schwingen. Wenn letzteres geschieht, schreien sie laut auf und wenden für diesen Augenblick ihren Oberleib mit hochausgestreckten Armen nach der Aussenseite des Kreises. Auf diese Weise dauert der Tanz wohl eine halbe Stunde und länger fort. Bei den weniger kriegerischen Timoresen sind die Tänzer roth gekleidet und mit Säbeln oder langen Messern bewaffnet; diese umschreiten bei ihren Tänzen nur einen Kreis von 1·3 bis 1·5 *m* Durchmesser mit kleinen Schritten und krummgebogenen Knien. Die Schritte müssen ebenso wie die Zuckungen ihrer steifgehaltenen Arme nach dem Takte der Musik, der Tantak, geschwinder oder langsamer ausgeführt werden. Ein solcher Tanz dauert oft mehrere Stunden lang ununterbrochen fort. Alle diese Tänze werden durch berufsmässige Tänzer ausgeführt, das Volk selbst betheiligt sich nicht daran. Ueberall auf den Sunda-Inseln, Celebes und den Molukken finden die Eingeborenen, Moslemin wie Heiden, es unterhaltender, das Tanzen nur zu sehen, als selbst mitzutanzen. Wilde Kriegstänze sind dagegen unter den Dayaken auf Borneo zu Hause. Dem dänischen Naturforscher Carl Bock zu Ehren veranstaltete einen solchen der Rajah des Stammes der Modong-Dayaken zu Melan. Der Tanz bestand aus fortgesetztem lauten Stampfen mit den Füssen, begleitet von wildem Geschrei und drohenden Stellungen mit Mandau (Säbel) und Schild. Gleichzeitig spielte ein Dayake mit aller Kraft auf einem zweisaitigen Instrumente, einem Mitteldinge zwischen Banjo und Violine. Es war roh aus einem einzigen Stück Holz gearbeitet, mit hohler offener Rückseite. Die Saiten aus dünnen Bambusfäden wurden nur mittelst der Finger gerührt. Die sehr gefürchteten Tring-Dayaken rannten bei einem solchen Kriegstanze rund herum, stampften gleichfalls heftig mit den Füssen, schrieen mit hoher Stimme, schwangen ihren Mandau, als ob sie einen Feind treffen wollten, deckten sich dabei mit ihrem Schilde und wurden allmälig so aufgeregt und wüthend in ihren Bewegungen, durch das Geschrei ihrer Genossen angefeuert, dass Herr Bock sich nicht leicht einbilden konnte, einem Ballettanze beizuwohnen. Viel zahmer nehmen sich die Kriegstänze auf

Java aus. Der französische Reisende Désiré Charnay beobachtete am Hofe des Fürsten von Soerakarta einen „Lanzentanz". Die höchst originell gekleideten Tänzer gruppirten sich, entfernten sich, drohten und kämpften, aber Alles dies mit so abgemessenen Bewegungen und in so langsamem Rhythmus, dass man schwerlich einen kriegerischen Tanz darin entdecken konnte; sie heben die Füsse, drehen sich um und treten auf, als ob sie auf Eiern gingen. Weniger langsam sind Kampf und Paradebewegung im „Čris-Tanz". Die Čris (dolchähnliche Messer) treffen sich, schlagen los und ertönen beim Klange der Musik, die ihren Gang etwas beschleunigt. Noch bestimmter wird die Bewegung im Tanz mit Stöcken. Da ist Hieb, Nachhieb, Parade; sie schlagen wirklich darauf los, man hört Holz gegen Holz, und die Schilde erdröhnen unter den Schlägen der Kämpfer. Das Orchester, der „Gamellang", lässt kriegerische Klänge hören, die Geigen kreischen, die Gong donnern und die Casserolen gerathen in Aufruhr.

An all den erwähnten Tänzen betheiligen sich blos Männer. Carl Bock sagt, dass malayische Frauen niemals tanzen. Doch erzählt Alfred Russel Wallace von dem Tanze der Orang Kaya auf Borneo in einem Tone, der auch auf Betheiligung des schönen Geschlechtes schliessen lässt. In Java vereinigen sich jedoch beide Geschlechter zu diesem Zeitvertreibe, sagt Bock. Der Ausdruck scheint ungenau, denn die darauffolgende Schilderung lässt wiederum keine Vereinigung der Geschlechter, sondern blos eine einseitige Betheiligung, diesmal der Weiber, erkennen. Ein Zusammenwirken von Männern und Frauen oder Mädchen ist nicht vorhanden; an Stelle des oder der Tänzer tritt eine oder mehrere Tänzerinnen; das ist Alles. Gewöhnlich aber zeigen sie einzeln ihre Kunst. Bock's Tänzerin war ein Mädchen, bekleidet mit einem rothgestreiften Sarong und einem violetten Slendang oder Shawl über der rechten Schulter, das Haar mit natürlichen Blumen geschmückt und Juwelen im Ohr und an den Fingern. Das Mädchen machte verschiedene Stellungen und der Tanz war eher eine Reihe von Geberden als jene anmuthige Körperbewegung, welche die Europäer unter diesem Namen verstehen. Sie nahm einen rothen Shawl und schlang ihn um Oberleib und Arme, wobei sie zuweilen einige Worte sang; hin und wieder bedeckte sie ihr Gesicht bis zu den Augen mit dem Shawl. Der grössere Theil der Vorstellung bestand jedoch blos in einer Verrenkung der Hände und Finger in der Art, als ob dieselben völlig aus den Gelenken wären.

Recht übel ist Charnay auf diese Tänzerinnen und ihre Kunst zu sprechen. Sie reckt sich aus, erzählt er, verschränkt die Arme, windet die Hände auseinander, Alles mit einer verzweiflungsvollen Langsamkeit; sie spielt die Besiegte und zu Boden Geworfene, während man bis 100 zählen könnte. Ihre Hüften sind unbeweglich; der Tanz ist züchtig; man sieht kaum die Füsse der Künstlerin; nur ihre Extremitäten bewegen sich wie die Fühlfäden kranker Insecten oder sterbender Spinnen, ohne dass man eine Ahnung von den Gefühlen hat, die sie ausdrückt. Von Zeit zu Zeit stossen ihre Gefährtinnen einige klagende Töne aus, als ob Katzen heulten, und sie selbst murmelt, wie einen Todtengesang, unverständliche Worte. Indess gibt es in diesen Tänzen der *Rongkäng*, so heissen die gewerbsmässigen javanischen Tänzerinnen, mancherlei Schattirungen. Aber stets tanzen sie, wenn auch mehrere zugleich, doch jede nur für sich mit kleinen, höchstens 5 *cm* langen Schritten, wohl aber mit Bewegungen des Oberleibes, der Knie und mit Gesticulationen nach dem Takte der Tantakmusik; die Arme werden dabei nicht über die Schultern erhoben. Die Tänzerinnen bewegen sich auf diese Weise nur 2—3 *m* vorwärts, singen alsdann eine Strophe ihres Liedes und zittern mit den Fingern, wobei viele Triller der Musik erklingen. Hierauf tanzen sie nach der rechten oder linken Seite hin oder auch wohl rückwärts und singen alsdann wieder eine Strophe, worauf die Zahl der Triller noch vermehrt wird. Auf diese Art dauert der Tanz bis der Gesang zu Ende ist. Aehnliche Darstellungen gaben die javanischen Tänzerinnen auf der jüngsten Pariser Weltausstellung zum Besten. Ein launiger Berichterstatter eines Wiener Blattes fand ihre Tänze stets als eine Serie stereotyper müder Bewegungen und einschläfernd bis zum Hypnotismus, und wenn die Bezeichnung „Ratten" für Ballerinnen je gerechtfertigt war, hier traf sie jedenfalls am bestimmtesten zu.

Die Sitte, dass nur Frauen oder Mädchen allein tanzen, bildet das Gegenstück zu der älteren, ursprünglichen, welche den Tanz ausschliesslich den Männern vorbehielt. Sie ist ungemein weit verbreitet, kennzeichnet aber stets Stämme oder Völker von einer schon vorgerückteren Cultur. Insbesondere herrscht sie im ganzen grossen Bereiche des Islam, wo der Männertanz, von wenigen Ausnahmen abgesehen, blos als priesterliche Handlung auftritt. Aber auch China und Japan kennen keine andere Art des Männertanzes. Von den Chinesen behauptet Gustav Kreitner geradezu, dass sie das Tanzvergnügen als solches nicht kennen, so wenig wie den Kuss. In der That ist Schreiber dieses keine Schilderung eines chinesischen Tanzes bekannt. Rudolf Voss führt einen solchen unter dem Namen *Tawou* an, welcher der Gesundheit halber eingeführt worden sein soll. Zudem sagt er, jedoch ohne Angabe einer Quelle, Männer und Weiber tanzten gemeinschaftlich, ohne sich die Hände zu reichen, im Kreise oder in Schlangenwindungen herum. Nach einer gewissen Zeit bleiben sie, um auszuruhen, stehen. Während dieser Pausen tanzen öffentliche Tänzerinnen ihre Solo. Der Bericht klingt bis auf letzteren Punkt wenig wahrscheinlich. Sonst weiss man blos von religiösen Tänzen, welche am kaiserlichen Hofe oder bei den Ceremonien der In-tschiao, der Religion der Literaten, unter Absingen von Hymnen ausgeführt werden. Die Tänzer sind würdige Leute, welche durch

Haltung und Bewegungen dem Auge die Gefühle der Anbetung und Verehrung, wie sie die Hymne ausdrückt, zur Anschauung bringen sollen. In Japan hören wir gleichfalls blos von einem Solotanz der Mädchen. Nach Herrn Kallenberg's Beschreibung hat er viel Aehnlichkeit mit dem der Javaninnen. Er verbietet eine hüpfende Bewegung nach europäischer Weise, die Füsse müssen stets vom Gewande bedeckt bleiben. Der wesentlichste Antheil an der Uebung fällt somit dem Oberkörper zu, welcher in gefälligen Beugungen nach vorne, rückwärts und seitwärts sich bewegt. Vornehme Sitte ist, die Füsse während des Gehens einwärts zu richten und kurze Schritte zu machen. Die Tänzerin bewegt sich demnach auch in Japan auf sehr kleinem Raume, und ihr Hauptbestreben bleibt, jede auch noch so unbedeutende Bewegung in formvollendeter Weise zur Darstellung zu bringen. Verschwiegen darf indess nicht bleiben, dass doch auch Tänze anderer Art den Japanern nicht fremd sind. Da ist insbesondere der *Odori*, welcher Fremden oft zu Nagasaki vorgeführt wurde und in seiner obscönen Form dem berüchtigten, lasciven *Hulahulatanze* der Hawai'schen Inseln wohl wenig nachgibt. Recht herzliches Ergötzen findet endlich das Volk an den religiösen Tanzvorstellungen der Bonzen. Beim Feste des Odschi Gonghen springt und hüpft Alles, was im Kloster Beine hat, und ein alter Mönch schlägt die Pauke. In manchen Bonzereien wird das Erntefest mit Charaktertänzen gefeiert; in anderen Tempeln aber Maskeraden aufgeführt, genau so wie sie in alten Zeiten am Hofe des Mikado stattgefunden haben. Dazu gehört namentlich der *Hahnentanz*. Die Tänzer haben einen mächtig grossen Kamm und tragen Hahnenmaske mit Schnabel und Schellen am Halse. Bei den Priestern von Funabas glaubt man sich unter mohammedanische Derwische versetzt. Die Bettelbruderschaften des Kamicultus endlich führen ebenfalls Tänze auf und singen dabei ihre Litaneien ab.

Tänze, in welchen beide Geschlechter vereint wirken, kommen in Ostasien nur bei einzelnen urwüchsigen, von der Cultur noch wenig beleckten Stämmen vor; so bei den Hochzeitsfesten einiger Negrito auf den Philippinen und bei den Pepohoan der Insel Formosa, welche in mondhellen Nächten einen wilden Rundtanz, Mädchen und Bursche bunt zu einer festen Kette verschlungen, aufführen. Alles in Allem sind die choreographischen Leistungen der Ostasiaten eben so schwach wie ihre Musik. Der Einzeltanz der Geschlechter herrscht vor, und überall wo dies der Fall ist, kann vom Tanze als Volksvergnügen keine Rede sein.

PHILIPPINISCHE COLONISATIONSPROJECTE.

Von Prof. *F. Blumentritt.*

Das Jahr 1889 hat eine grosse Anzahl von Colonisationsprojecten für die Philippinen gezeitigt. Sowohl im Mutterlande, wie in der Colonie wurde diese Frage von den verschiedensten Seiten her beleuchtet und erörtert. Die Einen erwärmten sich für Ackerbaucolonien, die Andern wünschten blos die „Einfuhr" annamitischer und anderer asiatischer Kulis. Bezüglich der ersteren herrschte unter ihren Förderern keine Einigkeit; die Einen strebten, den Strom der spanischen Auswanderer, welcher bisher nach den La Plata-Ländern und nach Algier sich ergoss, nach den Philippinen abzulenken, Andere schlugen die Gründung von Sträflingscolonien vor, auch fehlten nicht Vorschläge, *gemischte* Ackerbaucolonien, das heisst solche bestehend aus Weissen und Indiern (das heisst philippinischen Eingebornen) zu gründen.

Die meisten dieser Projecte sind eben Projecte geblieben, greifbare Gestalt haben nur die Vorschläge des Marine-Officiers Canga-Arguelles und der Regierungsplan, auf der Insel Mindoro eine Sträflingscolonie zu errichten, angenommen.

Canga-Arguelles war längere Zeit hindurch Gouverneur von Puerto Princesa, das heisst der Südhälfte der Insel Palawan. Seine Verwaltung war eine musterhafte zu nennen, unter ihm blühte diese Colonie förmlich auf. Nach seiner Enthebung kehrte Canga-Arguelles nach Spanien zurück und machte unermüdlich Propaganda für die Gründung spanischer Ackerbaucolonien auf jener ihres schlechten Klimas wegen verrufenen Insel. Es gelang ihm thatsächlich, ein Patent zu diesem Zwecke von der Regierung zu erwerben, und in diesem Augenblicke weilt er bereits an Ort und Stelle, um seine Ideen zu verwirklichen. Ich zweifle sehr, dass dies dem wackeren Manne gelingt; in seinem edlen Enthusiasmus unterschätzt er nach meiner Ansicht die Schwierigkeiten, welche das tropische Klima dem weissen Landarbeiter entgegensetzt. Die Philippinen dürften von dieser allgemeinen Regel wohl keine Ausnahme machen. Jedenfalls halte ich auch bei einem zufälligen Gelingen dieses vereinzelten Unternehmens es für undenkbar, dass die europäischen Spanier in Masse nach den Philippinen auswandern werden. Die Leute wandern ja nicht nur aus dem Grunde aus, um jenseits des Oceans ein besseres Dasein zu fristen, sondern auch um den politischen Lasten, die im Vaterlande ihre Schultern drücken, zu entfliehen. Auf den Philippinen haben sie in beiden Beziehungen nichts Gutes zu erwarten. Die besten Ländereien in den civilisirten Provinzen sind bereits in festen Händen, in den heidnischen und mohammedanischen Landestheilen aber sind sie den Ueberfällen blutdürstiger Wilden oder fanatischer Assassinen ausgesetzt. In politischer Hinsicht verlieren sie aber durch ihre Niederlassung im Archipel alle Rechte, welche dem modernen Menschen ebenso lieb und theuer wie unentbehrlich sind: er kommt in ein Land, das keine Vertretung in den

Cortes des Mutterlandes besitzt, wo er alle Vergewaltigung von Seiten der geistlichen wie weltlichen Behörden schweigend ertragen muss, weil es keine freie Presse gibt und weil Niemand es wagt, gegen die Willkür der Behörden Einsprache zu erheben, ausser es wäre ihm gleichgiltig, seine Freiheit zu verlieren und seine ganze Zukunft zu gefährden. Solche Aussichten sind für den Auswanderer nicht eben verlockend; ich glaube, Argentinien und Uruguay mit ihrem dem Spanier so zusagenden Klima werden jedenfalls mehr Anziehungskraft ausüben.

Die Gründung von Strafcolonien auf der Insel Mindoro scheint mir ein sehr unglücklicher Gedanke zu sein. Abgesehen davon, dass hier dieselben klimatischen Schwierigkeiten anzutreffen sind, wie auf der Insel Palawan, so fällt vor Allem in's Gewicht, dass jene Insel an der Küste von civilisirten Tagalen und im Binnenlande von friedfertigen, zugänglichen Heiden, den Manguianen, bewohnt wird. Für beide eingeborne Stämme wird es gewiss kein Segen sein, wenn man unter sie den Abschaum der spanischen Bevölkerung als Eiterbeule setzt. Die Spanier sprechen so viel von dem *Prestige* ihrer Nation, das unter allen Umständen gewahrt werden müsse, dennoch gründen sie Colonien von spanischen Verbrechern, welche jedenfalls nicht dazu beitragen werden, das spanische *Prestige* zu wahren. Die grösste moralische Gefahr droht da den Manguianen, welche bisher von den Schattenseiten unserer Civilisation glücklich verschont geblieben sind. Die ärgsten Verbrecher werden gewiss bald desertiren und bei den friedlichen Heiden Zuflucht suchen. Ob das zum Segen jenes Volksstammes und zum Ruhme Spaniens gereichen wird, das möge die spanische Regierung beantworten.

Mögen auch diese und ähnliche Projecte scheitern, sie beweisen schliesslich, dass man im Mutterlande den so lange vernachlässigten Philippinen eine grössere Aufmerksamkeit als bisher zu widmen beginnt, und diese Thatsache wollen wir mit Freuden constatiren. Sie lässt uns hoffen, dass das Mutterland nicht mehr die Colonie als eine Melkkuh für seine Beamten und parlamentarischen Parasiten ansehen, sondern durch eine weise Gesetzgebung sich die Liebe und Anhänglichkeit der Philippinen und (dies ist der einzige Weg hiezu) den Bestand der nur von den Spaniern selbst bedrohten spanischen Herrschaft sichern wird.

MISCELLEN.

Die kleinen Füsse der Chinesinnen. Der „North China Herald" bringt im Anschlusse an eine Mittheilung des „Journals der ethnologischen Gesellschaft Frankreichs" einen Aufsatz über die Unsitte des Fussverschnürens bei den Frauen in China, welcher auf die älteren Beobachtungen des Herrn de Fusier im Jahre 1861 zurückgreift. In Deutschland hat der treffliche Anatom H. Welcker gleichfalls schon vor Jahren (1871 und 1872) „die Füsse der Chinesinnen" im IV. und V. Bande des „Archiv für Anthropologie" einer gründlichen Untersuchung unterzogen und Alles zusammengetragen, was über diesen Stoff sich ermitteln liess. Es scheint nicht, dass seit Welcker's mit lehrreichen Abbildungen ausgestatteten Abhandlung unsere Kenntniss über den Gegenstand sich merklich erweitert habe. Insbesondere ist der Ursprung der Unsitte immer noch herzlich dunkel. In den classischen Schriften der Chinesen geschieht derselben keine Erwähnung, woraus sich annehmen lässt, dass sie zu Konfu-tse's Zeiten wenigstens noch nicht bestand. Selbst Marco Polo, der im 13. Jahrhundert China bereiste, gedenkt derselben mit keinem Worte, was freilich nichts beweist, da der edle Venetianer von gar Manchem geschwiegen hat, was damals nachweislich in China schon vorhanden war. Der „North China Herald" lässt es als ziemlich ausgemacht gelten, dass eine Grille des wüsten und unbeliebten Kaisers Li-Yuh, dessen Hof in Nanking war, die Veranlassung gewesen sei. Dieser regierte von 961—976 und wurde von Tschao-kuang-yin, dem Gründer der Jung-Dynastie, bezwungen, zuerst in ehrenvoller Gefangenschaft

gehalten, aber schliesslich vergiftet. Es scheint, dass er sich in seinem Palaste die Zeit vertrieb, als ihm einfiel, dass er dem Fusse seiner Lieblingstänzerin, Yao Niang, ein besseres Aussehen geben könnte. Er bog daher ihren Fuss, so dass er den Spann zu einem Bogen erhöhte, der dem Neumonde glich. Dies wurde von den Höflingen sehr bewundert und sofort bei ihren Familien eingeführt. Neben dieser Lesart, welche Dr. Macgowan bekannt gemacht hat, gibt es aber noch andere. Während nach Einigen eine böse Kaiserin, Tan-ku, die mit Klumpfüssen geboren war, bereits im Jahre 1100 v. Chr. ihren kaiserlichen Gemahl zu dem Erlasse eines Edictes bewogen haben soll, welches die Einzwängung aller Füsse nach dem kaiserlichen Vorbilde angeordnet habe, nennt eine andere Ueberlieferung den Kaiser Yang-te aus der Suy-

Dynastie 695 v. Chr. als den Urheber. Er habe seiner Nebenfrau Pwan befohlen, ihre Füsse zu wickeln, und es sei auf der Sohle ihres Schuhes ein Stempel der Lotosblume, mit Specereien darin, befestigt worden, so dass sie bei jedem Schritte einen Abdruck dieser Blume auf der Erde hinterliess und man daher sagte, ihre Tritte brächten den goldenen Lotos hervor. Schon vor 150 Jahren bemerkte Du Halde: „Man kann nicht sagen, wie diese seltsame Mode entstanden ist", und dieser Ausspruch gilt heute noch; ja man kennt nicht einmal den Sinn, in welchem diese grausame Behandlung ursprünglich gemeint war. Welcker vermuthet aber wohl mit Recht, dass ihr einfach weibliche Eitelkeit, unterstützt durch den Beifall der Männer, also die Despotie eines auf Abwege gerathenen Schönheitsbegriffes, zu Grunde liegt. Hinsichtlich der Verbreitung dieser Sitte ist nach Ständen und nach Landschaften zu unterscheiden. Dass sie sich ausschliesslich bei den höheren Ständen finde, ist ein Irrthum; sie findet sich nur vorzugsweise und in ihren höheren Graden bei den Vornehmen. Den Landschaften nach herrscht sie vorwiegend in Nordchina, während im Süden, in Kanton und Macao, viele Frauen die Füsse ganz frei und von der gehörigen Gestalt haben. Auch die tatarischen Frauen haben die chinesische Sitte im Allgemeinen nicht angenommen und ebenso wenig die kaiserliche Mandschu-Dynastie. Ihr huldigen auch nicht die Frauen der auf den Sundainseln lebenden Chinesen. Die künstliche Verkrüppelung des Fusses wird lediglich durch Binden bewirkt. Mit ihnen wird der Fuss, erst in der Zeit vom 5. bis 6. Lebensjahre, umwunden. Sie sind und bleiben das einzige Mittel und werden täglich fester angezogen. Die Nachtheile, welche die Verkrüppelung der Füsse auf Gang und Lebensweise der Chinesinnen ausübt, sind übrigens vielfach übertrieben worden. Immerhin steht fest, dass die chinesischen Frauen ihr ganzes Leben lang durch diesen Gebrauch zu leiden haben.

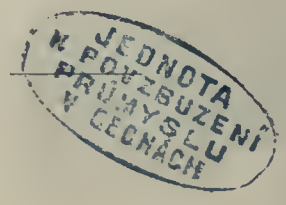
Chinesische Staatsprüfungen. Ein in der „Pekinger Staatszeitung" vom 19. September v. J. publicirter Erlass wegen Hintanhaltung von Unzukömmlichkeiten, die — wie überall in China — auch in der Provinzhauptstadt Kiangsu vorgekommen sind, weckt in dem Europäer merkwürdige Reminiscenzen an die längst vergangene Gymnasialzeit, die verbotenen Uebersetzungen tauchen wieder vor uns auf, wir sehen den unter den Bänken kräftig blühenden Tauschverkehr mit Aufgabenheften und das chinesische Edict liefert ein auf den ersten Blick erkennbares Conterfei unseres wackeren Schuldieners.

„Ein Prüfungs-Reglement — so sagt das Edict — hat immer bestanden, allein die Prüfungs-Commissäre sehen dasselbe nur mehr als eine leere Form an, die Candidaten kümmern sich gar nicht mehr darum. Es hat sich ein höchst unpassender Zustand herausgebildet." Der Erlass ruft nun die geltenden Bestimmungen in's Gedächtniss der Betheiligten zurück und geht zu einer wahrhaft köstlichen Schilderung der verschiedenen Kniffe über, die der Verfasser des Erlasses merkwürdig genau zu kennen scheint:

„Unter allen Betrügereien ist die verwerflichste das Unterschieben von fremden Personen an Stelle der Candidaten, die Beamten haben daher vor Allem jeden Candidaten beim Eintritt in die Halle zu identificiren; den Studenten ist es gestattet (!), jeden, der dagegen sich vergeht, zur Anzeige zu bringen. Der Andrang an den Prüfungstagen ist der Controle nicht sehr günstig; es werden drei Thore mit Barrièren versehen, durch welche die Candidaten truppweise in beschränkter Anzahl nacheinander einzulassen sind. Das Einschmuggeln von Büchern oder gedruckten Copien alter Abhandlungen wird verhindert werden und kein Diener darf die Thore passiren. Kann Jemand wegen körperlicher Schwäche seine Schreibrequisiten wirklich nicht selbst tragen, so darf der Diener mit diesen nur bis zum Thore gelangen, wo die Wachsoldaten die Gegenstände übernehmen. Wer eingetreten ist, darf unter keinen Umständen wieder fortgehen!"

Der Erlass geht nun auf die Clausurarbeiten über, welche bisher zu keinem richtigen Bilde über die Fähigkeit der Geprüften verholfen haben dürften: „Die Candidaten müssen in den ihnen einmal zugewiesenen Zellen verbleiben, das Papier wird markirt, und wenn eine Arbeit aus einer nicht mit der Bezeichnung übereinstimmenden Zelle abgegeben wird, so gelangt sie nicht vor die Commission. Oft werden Abhandlungen von Freunden ausserhalb des Gebäudes geschrieben und mit Hilfe unehrlicher Diener eingeschmuggelt, und nicht selten befördert man Briefe mittelst Bindfaden und Steinen über die Mauern und durch die Fenster."

Ist die geringe Gewissenhaftigkeit der Candidaten zu missbilligen, so wirft der Erlass ein noch grelleres Licht auf die Niedertracht der amtlichen Schreiber. Die schriftlichen Arbeiten der Geprüften werden nämlich von amtswegen durch die Schreiber in Reinschrift übertragen, um von der Commission anstandslos gelesen werden zu können. Der Erlass tadelt nun, „dass die Schreiber sehr schöne Abschriften machen, wenn sie gut dafür bezahlt werden, und schleuderhaft arbeiten, wenn sie nichts bekommen. Auch unrichtige Abschriften kommen vor und müssen strenge bestraft werden." Zum Schlusse spricht der Erlass die Erwartung aus, dass alle Betheiligten die Vorschriften genau beachten werden, „damit reiche Candidaten nicht aus ihrem Gelde Vortheil ziehen und arme Studenten nicht in Versuchung gerathen."



Verantwortlicher Redacteur: A. v. Scala.

Druck von Ch. Reisser & M. Werthner in Wien.

Februar-Heft 1890. Nr. 2.

JEDNOTA K POVZBUZENÍ PRŮMYSLU V ČECHÁCH

OESTERREICHISCHE

Monatsschrift für den Orient.

Herausgegeben vom

K. K. ÖSTERR. HANDELS-MUSEUM IN WIEN.

Redigirt von A. von Scala.

Monatlich eine Nummer. VERLAG DES K. K. ÖSTERR. HANDELS-MUSEUMS IN WIEN. Preis jährl. 5 fl. = 10 Mark.

INHALT: Die Cholera in Mesopotamien 1889. — Fabriksindustrien in Indien. Von *Emil Schlagintweit*. — Die deutschen Schutzgebiete und Colonialunternehmungen bei Beginn des Jahres 1890. — Die Halbinsel Malakka. — Miscellen: Ausstellung in Taschkent 1890. — Landesposteinrichtungen in China. — Zustände an der kleinasiatischen Nordküste.

DIE CHOLERA IN MESOPOTAMIEN 1889.

Bagdad, am 28. Jänner 1890.

Im verflossenen Jahre wurde das türkische Reich von zwei schweren Epidemien heimgesucht. War schon früher in der Provinz Assir, dem Hochlande zwischen Hidjâz und Yemen die Bubonenpest aufgetreten, so hatte Irak-Arabien mit dem Erscheinen der Cholera im Juli vorigen Jahres eine vielleicht noch schwerere Periode der Heimsuchung durchzumachen. Was die erstere Epidemie in Assir anlangt, so scheint dieselbe daselbst endemisch aufzutreten. Alle sieben bis zehn Jahre kehrt sie wieder und man schiebt das Vorkommen der Bubonenpest in Assir den Egyptern in die Schuhe, die die Krankheit unter Ibrahim Pascha nach der Halbinsel Arabien gebracht hätten. Jedoch nicht allein die Provinz Assir, sondern auch Irak-Arabien stehen in üblem Rufe bezüglich des Auftretens der Pest, wie dies die letzten Epidemien in Bagdad 1872, Meschhed Ali 1881, dieselbe an der türkisch-persischen Grenze in Mendeli, Bedre-Djessan 1884 begründen. Dass es die richtige Bubonenpest war, ergab sich aus den Symptomen und Mortalitätsziffern, die von Sanitäts- und Militärärzten constatirt wurden. Dr. Kastorski, der damals vom Ministerium des Innern der k. russischen Regierung nach Bagdad gesandt wurde, die Epidemie von Bedre-Djessan zu studiren, kam leider zu spät daselbst an und begnügte sich, blos die inficirten Orte zu besuchen. Mitte Juli vergangenen Jahres waren viele beunruhigende Gerüchte von dem Auftreten einer „bösen“ Krankheit in Muntefik, und zwar in Schattra, in der guten Stadt Bagdad verbreitet. Wie gewöhnlich verheimlichte auch diesesmal die Regierung den wahren Sachverhalt. Man hörte nur von Privatpersonen, dass die Beamten der Regierung, sowie die wohlhabende Classe der Bevölkerung von Schattra das Weite gesucht hätten. Der in Schattra stationirte Militärarzt scheint auch anfangs nicht den Muth gehabt zu haben, die Krankheit als Cholera zu bezeichnen, aus Furcht vor der Verantwortung im Falle einer falschen Diagnose, die einen Schreckschuss für Constantinopel bedeutet hätte. Wie es nun sei: Thatsache ist, dass die Krankheit von Schattra aus ihren verheerenden Weg nahm.

Was diesen Ort selbst anlangt, so zählt derselbe beiläufig 2000 Seelen, ist der Sitz eines Kaimakams, liegt am rechten Ufer des Schatt-el-Hâi, jenes Verbindungsarmes des Euphrates und Tigris, der sich gegenüber von Kût-el-Amara, beginnend bei Nasrié, einer von Nasir Pascha, dem ehemaligen Chef der Muntefik-Araber, neuerbauten Stadt, in den Euphrat ergiesst. Nachdem die türkische Regierung, was Stromregulirungen anlangt, aus leicht begreiflichen Gründen alles beim Alten lässt, so ist auch die Mündung des Schatt-el-Hâi gegenüber von Kût-el-Amara versandet, so dass im Sommer kaum ein Segelboot passiren kann. Wenn im Frühjahre dem Tigris ungeheure Wassermassen aus Persien und Kurdistan zugeführt werden, die manchmal die Chalifenstadt auf das äusserste bedrängen, so können im Nothfalle auch die Dampfschiffe der Oman-Gesellschaft zu militärischen Zwecken auf dem Schatt-el-Hâi verkehren, wie es zur Zeit des Aufstandes der Muntefik-Araber unter Mansur Pascha 1881 der Fall war.

Wie kommt es nun zu einem Auftreten der Cholera in Schattra? War sie eingeschleppt worden? Oder entwickelte sich der Krankheitskeim in Folge der schlechten sanitären Verhältnisse des Ortes? Von Schattra bis zu dem nächsten Hafen Bassorah sind folgende Hauptorte zu passiren: Nasrié, Sûk-el-Schejûch, Hamâr, Kurnâh. Es ist nicht leicht anzunehmen, dass ein Cholerakranker die Krankheit von Bombay via Bassorah nach Schattra gebracht hätte. Bei der Incubationszeit der Cholera, die sich nach Niemeyer auf das Maximum von 14 Tagen beläuft, was zu beobachten jedoch eine grosse Seltenheit sein dürfte, ist eine Einschleppung der Krankheit von Indien aus von vorneherein ausgeschlossen, da die oben genannten Orte, sowie Bassorah bis lange vor dem Auftreten der Cholera in Schattra von derselben vollständig verschont geblieben sind. Die Ursache der Entwicklung des Krankheitskeimes muss demnach in den örtlichen Verhältnissen des Ortes selbst zu suchen sein und da ist es wieder in allererster Beziehung die Beschaffenheit des Trinkwassers, das in den Sommermonaten besonders in Schattra zu dem allerschlechtesten gezählt werden muss. Wenn bei der ungeheuren Hitze im Sommer

die Wasser des Tigris rapid fallen, so sieht man in Schattra den Schatt-el-Hâi Tag für Tag abnehmen, das Wasser „fliesst" nicht mehr, der Fluss wird, da die Mündung desselben gegenüber von Kût-el-Amara versandet ist, nicht mehr in dem Masse vom Tigris gespeist, die Verdunstung erreicht einen hohen Grad und so bilden sich im Flussbette kleine Seen, Lachen, was der Schreiber dieser Zeilen während seiner Anwesenheit daselbst im Juli, August, September 1881 zu beobachten Gelegenheit hatte. Derselbe lag eine Viertelstunde von Schattra mit den türkischen Truppen am Ufer des Schatt-el-Hâi unter Zelt und betrug die Temperatur Ende Juli 57 ° Celsius (im Schatten). Die Schattra am nächsten gelegene Lache wird als Trinkwasser für Mensch und Thier benützt.

Darin werden zugleich auch die Kupfergeschirre gereinigt, Wäsche gewaschen, religiöse Reinigungen und dergleichen vorgenommen, bis das Wasser nicht mehr trinkbar ist; in diesem Falle wird zum zweiten Tümpel gegangen. Dies geht so weiter bis die Entfernung den Arabern zu weit wird, dann trinkt man Brunnenwasser. Wenn man die hygienischen Verhältnisse Schattras zusammennimmt, die grosse Unreinlichkeit des Ortes, die Anhäufungen von Kehricht, organischen Abfällen, die zu fauligen Zersetzungen geneigt sind, vor Allem, wie oben bemerkt, das schlechte verdorbene Trinkwasser im Hochsommer, so ist hauptsächlich das letztere Moment als Hilfsursache bei dem Ausbruche der Cholera in Schattra anzusehen. Der Ausbruch der Cholera in Schattra wurde constatirt, aber erst mit der Abreise des *Inspecteur sanitaire* von Bagdad und zweier Militärärzte vom Range eines Lieutenant-Colonels und Colonels — von denen der letztere factisch beinahe mit Gewalt expedirt werden musste — wurden die Bagdader der eminenten Gefahr inne, in der sie schwebten und ängstlich harrte man der Telegramme, die von Nasrié kamen. Das nächste Ziel der Epidemie war die von Schattra 7 Stunden am Euphrat gelegene Stadt Nasrié, wo sie grosse Opfer forderte, bis zu 84 Todesfälle an einem Tage. Doch war an ein Verhindern des Weiterumsichgreifens der Cholera trotz Cordons und Quarantaine nicht mehr zu denken.

Was die Cordons anlangt, so eignen sie sich besonders für solche Länder, die von der Cultur und Civilisation noch nicht so sehr beleckt sind, denn in Europa wird wohl Niemandem mehr einfallen, in Folge einer Choleraepidemie Cordons ziehen zu lassen — vielleicht noch in Russland. Die Cordons, die man in Schattra und Nasrié zog, waren viel zu spät anbefohlen, die Krankheit war schon längst durch Flüchtlinge weiterverbreitet; dann braucht man zu Cordons Soldaten, die Niemanden passiren und keinen Bakschisch (Trinkgeld) annehmen sollen. Das soll man einem türkischen Soldaten begreiflich machen können! Bakschisch ist das Zauberwort in der Türkei, das alle Berge ebnet! Cholera in Bassorah! Neuer Schrecken geht durch Bagdad! Die Beamten der Regierung in Bassorah, die bis Kût-el-Amara geflüchtet waren, wurden mit Gewalt zur Wiederaufnahme ihrer ämtlichen Thätigkeit durch den Vali S. E. Muschir Hidajet Pascha gezwungen. Er hatte schon den Befehl von Constantinopel in der Tasche, die Ausreisser im Falle sie nicht auf ihre Posten zurückkehren würden, erschiessen zu lassen!

Alle Welt verlangte jetzt Quarantaine!

Früher schon war dieselbe auf dem Wege nach Kerbelah in Mussejib am Euphrat und im Hân Mohâvil auf dem Wege nach Hilleh errichtet worden, weil die Cholera von Nasrié aus ihren Weg auch nach Norden dem Euphrat entlang nahm. Das Conseil sanitaire von Constantinopel entschliesst sich endlich, in Kût-el-Amara die Schiffe der Compagnien „Oman" und „Lynch" zehntägige Quarantaine halten zu lassen und daselbst ein Choleralazareth zu errichten. Die Ordre wird gegeben. Zwei Schiffe waren unterwegs von Bassorah nach Bagdad: der „Frat" von der Oman, die „Medjidié" der Lynch-Compagnie. Durch ein Missverständniss gingen beide Schiffe bei Kût-el-Amara vorüber, der „Frat" wurde am Ausflusse der Diâla in den Tigris zwei Stunden unterhalb Bagdad von Beamten der Quarantaine erwischt und zum Halten gezwungen, die „Medjidié" kam mit Sack und Pack nach Bagdad herein. Die Stadt zitterte. Ob nun die „Medjidié" die Cholera brachte oder nicht — genug einige Tage nachher kamen schon einige Fälle mit lethalem Ausgange vor; langsam, langsam — bis eines schönen Tages die Cholera-Commissionen in Permanenz erklärt wurden.

Nun brach die Panique aus. Rette sich, wer sich retten kann! Wohin? Nur aus der Stadt hinaus in die Zelte! In Bagdad ist es gebräuchlich, dass fast jede Familie Zelte besitzt, weil man im Spätherbste auf das Land geht, sich von dem heissen Sommer zu erholen. Diese Sitte ist zugleich auch ein Ergebniss der uralten Gewohnheit, im Falle einer Epidemie die Stadt zu verlassen. Die Quarantaine und das Choleralazareth in Kût-el-Amara werden aufgehoben und drei Tagereisen weit nach Hit am Euphrat verlegt, Quarantaine und Choleralazareth in Bacouba für die Provinzen Chalis und Chorassân errichtet, deren Herrlichkeit jedoch nur drei Tage währte, um in Silachié auf dem Wege nach Kerkuk und Mossul neuerdings errichtet zu werden. Die Valis von Bagdad und Mossul werden durch eine Ordre des Sultans für das Erscheinen der Cholera in Anatolien verantwortlich gemacht! Constantinopel wirft 15.000 Pfund (angeblich) für Stadtreinigung aus. Wer Kassim Pascha und die anderen Augias-Ställe Stambuls kennt, darf sich über eine derartige Auslage nicht wundern. In Bagdad werden die strengsten Befehle behufs Reinigung der Stadt, Verbrennen der Kleider, Wäsche und Betten der Choleraleichen sowie Desinficirungen etc. ertheilt. Schnell nahm die Mortalität bei einer Be-

völkerung von nahezu 180.000 Seelen zu. Die Christen flüchteten grösstentheils nach Grara, einem sehr gesundem Orte $^3/_4$ Stunden südlich von Bagdad gelegen, die reichen Muselmänner in die Gärten nach Imam Asam, die Perser nach Kasimein (Imam Mussa), die Juden in die Dörfer der Provinzen Châlis und Chorassân bis nach Chanegin an die persische Grenze.

In Bagdad selbst blieb nur der ärmere Theil der Bevölkerung, die Beamten der Regierung und das Militär zurück. Der Bazar, der sonst als der Mittelpunkt des Handels und Verkehres von Menschen wimmelte, war wie ausgestorben. Sämmtliche Läden waren geschlossen, nur hie und da sah man einen Menschen mit verstörter Miene dahinschleichen. Bagdad glich einer Stadt der Todten. Unter dem zurückgebliebenen ärmeren Theile der Bevölkerung raste die Epidemie und forderte unerbittlich ihre Opfer, man gibt die Zahl der Dahingerafften auf mehr als 10 000 an. Herzzerreissender Jammer und Wehklagen erfüllten besonders zur Nachtzeit die Lüfte. Man muss, um sich eine Vorstellung von den Schrecknissen zu machen, die Gewohnheiten der Araber kennen, die sie, im Falle ein Familienmitglied stirbt, beachten . . .

Doch auch die Flüchtlinge wurden nicht verschont, besonders die Schiiten in Imam Mussa und der Theil der Bevölkerung, der sich nach Feredjat nördlich von Bagdad flüchtete. Am besten kamen die Christen in Grara davon. Den Höhepunkt erreichte die Krankheit Anfangs September. Mit der zusehenden Abnahme der Intensität der Krankheit nahm auch das Vertrauen der Flüchtlinge zu und die Bevölkerung kehrte langsam Ende October und Anfangs November zu ihren Penaten zurück.

Von Bagdad nimmt die Cholera ihren Weg nach den bisher verschont gebliebenen Euphratgegenden, stattet den heiligen Orten der Schiiten Nedjef und Kerbela einen argen Besuch ab, wendet sich nach Osten in die Provinzen Châlis und Chorassân nach Persien, dann nach Norden, Kerkuk, Mossul bis nach Diarbekr und Umgebung, wo sie mit dem Eintritte der kühleren Jahreszeit erlischt. *Abu zuâh* heissen die Araber, die Cholera, d. h. der Vater des Erbrechens. Alle Gerechtigkeit muss den Valis von Bassorah und Bagdad gezollt werden, desgleichen den Aerzten, wie denn ein jeder seine Pflicht und Schuldigkeit that, so weit er es vermochte.

FABRIKSINDUSTRIEN IN INDIEN.

Von *Emil Schlagintweit.*

(Schluss.)

Bei Einführung von Dampfmaschinen zum Betriebe mechanischer *Spinnereien und Webereien* an Stelle des Handbetriebes konnte den Landesgewohnheiten der Arbeiter nicht mehr Rechnung getragen werden; hier führte der Wettbewerb gleichartiger Fabrikationen in der alten wie in der neuen Welt zu einer Ausnützung der menschlichen Arbeitskraft, wie sie bei uns im Beginne der Industrien vereinzelt vorkam, aber jetzt schon längst durch Gesetzgebung und Praxis beseitigt ist. Die Herstellung von *Seidengespinnsten* liess sich bereits die Ostindische Compagnie angelegen sein; heute liegt der Grosshandel ausschliesslich in den Händen weniger europäischer Firmen. Dampfmaschinen finden vereinzelt Verwendung zum Zwirnen des abgehaspelten Fadens; zum Weben nimmt man dagegen mit grösserem Vortheil die Handwebstühle der Eingeborenen in Anspruch. In Murschedabad, einem der ältesten Sitze der Bengal-Seidenindustrie, weben in der Hausindustrie nicht weniger als 1900 Stühle nach den vorgegebenen Mustern für den europäischen Markt; wie niedrig die Arbeitslöhne sich stellen, zeigen folgende Zahlen: 1875 wurden fast voll hunderttausend Stück feinsten Seidenstoffes abgeliefert im Werthe von $1^1/_5$ Millionen Mark; an Arbeitslohn erhielten die Weber 200.000 M. Nicht viel besser werden die Spinner und Zwirner bezahlt; das ganze Geschäft ist grossen Schwankungen unterworfen und wirft, von besonders günstigen Jahren abgesehen, geringen Ertrag ab. Die Aufzucht der Raupe bringt das meiste Geld, und deswegen hat sich im Staate Maissur (Südindien) eine Gesellschaft mit Unterstützung der Regierung die dankbare Aufgabe gestellt, die Cultur des Seidenspinners einzuführen.

Jute, die Gespinnstfaser von verschiedenen Corchorus-Arten, liefert den Beweis, dass der Indier bei allen seinen wirklichen und zugeschriebenen Fehlern wohl im Stande ist, seine Interessen wahrzunehmen; ohne alle Einwirkung seitens der Regierung und ohne jegliche Unterstützung seitens der Handelswelt schuf der bengalische Bauer und Weber zwischen 1858—1864 eine Industrie, die heute Werthe nach Millionen schafft. Die Pflanze wird grösstentheils auf Land gebaut, das früher keine Rente brachte, und die starke Nachfrage nach Jute-Säcken führte 1860 dazu, dass in der Umgegend von Calcutta jede Familie den einfachen Webstuhl der Eingeborenen aufstellte und Gunny-Stoff herstellte; man bekam kaum mehr einen Taglöhner, die Arbeitslöhne stiegen reissend. Mit der Aufstellung mechanischer Webstühle nimmt die Handweberei in der bengalischen Tiefebene ab, sie breitet sich aber nördlich des Ganges unter der kleinbäuerlichen Bevölkerung aus. Mittelpunkt des Handels in Gunny-Stoff ist hier Krischnagandsch an der Mahanadî, einem schiffbaren Zuflusse des Ganges. Jährlich werden 5 Millionen Gunny-Stücke verschifft, jedes 5 englische Fuss lang, $3^1/_2$—4 breit. Der Verdienst der Arbeiter ist sehr gering; wenn die ganze Familie zusammenhilft, Männer, Frauen und Kinder, und sich in die verschiedenen Arbeiten des Reinigens, des Herstellens der Faser, des Aufziehens der Fäden u. s. w. theilt, so entfällt auf den Kopf nur ein Taglohn von 1—$1^1/_2$ Anna (12—18 Kreuzer). Für die Maschinenweberei wurden Mittelpunkte der europäischen Industrie die

Dörfer im Norden von Calcutta (Baranagar), dann Seradschgandsch am Dschamuna-Arm des Brahmaputra, kurz vor seiner Vereinigung im Delta mit den Ganges-Armen. Die Zahl der Fabriken und der Arbeiter darin steht nicht fest; bei der letzten Volkszählung gaben sich in Calcutta und Umgebung 52 Personen als Besitzer mechanischer Spinnereien und Webereien, an zweitausend als Vorarbeiter darin an. Die Verhältnisse in der Jute-Industrie schildert für Calcutta ein amtlicher Bericht wie folgt: Die Männer verdienen 11 Anna bis 1 Rupie den Tag (66 kr. bis 1 fl.), die Weiber 5 Anna an der Maschine, 9 Anna im Packraum, die Kinder $^3/_4$—$1\,^1/_2$ Anna (4—12 Kreuzer). Die Spinnereien verwenden eine ausnehmend hohe Zahl von Kindern; um ihre Arbeitskraft besser auszunützen, ist das Ablösungsverfahren eingeführt und verlangt man von Kindern nicht mehr als sechsstündige ununterbrochene Arbeitsleistung im Tag. Sonntag ist stets Ruhetag, ebenso ist Stillstand an den hohen Feiertagen der Hindus, beziehungsweise Moslims.

Die *Baumwollen-Spinnereien und -Webereien* haben ihren Mittelpunkt in der Stadt und Präsidentschaft Bombay; heute entbehrt ihrer zwar keine Provinz, und selbst in Binnenländern, wie Maissur, werden von Seite der Regierung grosse Anstrengungen gemacht, längs der neuen Schienengeleise derartige Fabriken entstehen zu sehen. Die Besitzer sind nur zum Theil Europäer; Parsi- und Dschaina-Kaufherren haben sich mit ihnen in die Anlage getheilt, eine nicht geringe Zahl dieser Unternehmungen ist unter Führung eingeborener Bankhäuser durch Ausgabe von Actien gegründet worden. 1856 begann die erste Fabrik den Betrieb, erst unterm 15. März 1881 erschien ein Fabriksgesetz; inzwischen hatten sich unhaltbare Zustände herausgebildet. Allen Fabriken eigen war die Verwendung einer Schaar jugendlicher Arbeiter im zartesten Kindesalter; Kinder von knapp 5 Jahren waren gleich Erwachsenen mit sechsstündiger Arbeitszeit ohne Essenspause angestellt; gegen Unfälle waren keinerlei Sicherheitsmassregeln getroffen, für Abführung der dicken heissen Luft geschah nichts, die Arbeitssäle zeigten eine Temperatur bis zu 30^0 R. oder um mehrere Grade höher als in den engsten Strassen der dichtest bewohnten Stadtviertel von Bombay. Zur Einnahme der Mahlzeiten fehlten selbst die einfachsten Buden; die Leute kauerten im Hofe unter den vorspringenden Dächern im dicken Schmutze, für Latrinen war nirgends gesorgt. Dazu eine zu lange Arbeitszeit ohne Unterbrechung durch Ruhetage, so dass der Körper selbst bei Erwachsenen erschlaffen musste. Die Arbeit beginnt mit Sonnenaufgang und dauert bis Sonnenuntergang, 12 Stunden; zweimal soll Ruhezeit sein von je einer halben Stunde, aber Alle können nicht darauf rechnen. Der Indier kocht nicht gemeinschaftlich. Wer auf Kaste hält, hat Morgens mit den Waschungen, Gebeten und dem Zurichten des Mahles zwei Stunden hinzubringen; deshalb muss um 3 Uhr Morgens aufstehen, wer zum Verlesen vor 6 Uhr ohne Verspätung eintreffen will. Ueberstunden werden rücksichtslos auferlegt, nach der Baumwoll-Ernte sind sie die Regel; dem Arbeiter bleibt deswegen nicht einmal genügend Zeit, sich durch Schlaf zu stärken. Dabei fehlt ein fester Ruhetag in jeder Woche, viele Fabriken arbeiten Wochen, ja Monate durch, ohne Unterbrechung; Entschuldigungen wegen Krankheit werden sehr strenge genommen und werden nur zu leicht als Simulationen behandelt und mit Strafabzügen geahndet. Ein Missstand, unter dem viele eingeborenen Werke litten, war der gefahrdrohende Zustand der Dampfkessel; aus Ersparungsrücksichten wurden häufig alte abgenützte Maschinen angekauft und wieder in Verwendung genommen.

Acte 15 vom 15. März 1881, genannt das indische Fabriksgesetz, führt sodann Kesselrevisionen ein, fordert Sicherung aller Maschinentheile, bei denen die Berührung Schaden bringen kann, und bringt eingehende Regelung der Kinderarbeit. Als Kind wird jeder Arbeiter unter 12 Jahren erklärt. Kein Kind darf vor Beginn des siebenten Lebensjahres zur Arbeit angenommen und niemals länger als neun Stunden, eingerechnet eine Stunde Ruhe- und Essenspause, beschäftigt werden; ebenso müssen Kindern vier Ruhetage im Monat eingeräumt werden. Schliesslich sind zur Controle Verzeichnisse der beschäftigten Kinder einzureichen, und besuchen Fabriksinspectoren die Arbeitsräume. Die sanitären Verhältnisse besserten sich, die Lage der Kinder wurde menschenwürdiger, das Ablösungsverfahren bürgerte sich auch in der Baumwollen-Industrie ein. Die Löhne stellen sich überall höher als der örtliche Taglohn, obgleich die Arbeitskräfte in überreichlicher Zahl angeboten werden; entsteht im Innern des Landes eine Fabrik, so brechen ganze Sippen, Grosseltern, Eltern und Verwandte in der Seitenlinie bis in das siebente Glied nach der neuen Arbeitsstätte auf, um dort Unterkommen zu finden. Eingeborene, denen die Bedienung der Dampf- und Arbeitsmaschinen anvertraut werden kann oder die als Werkmeister den einzelnen Abtheilungen vorstehen, beziehen feste Monatsgehalte von 60 bis 150 fl., Vorarbeiter die Hälfte. Für die Arbeiten ist Stücklohn die Regel; Kinder bringen es im Monate auf 9, Frauen auf 5, Männer auf 10 bis 20 fl.; der Schichtlohn für ständige Taglöhner ist nahezu ebenso hoch, vorübergehend beschäftigte Arbeiter erhalten den ortsüblichen Taglohn, und zwar Kinder und Frauen 18—20 kr., die Männer 40 kr. Eingehende Berechnungen haben nachgewiesen, dass der Kleinbauer, der zwei Hektar seines Landes mit Getreide-, Handels- und Gartenfrüchten bestmöglich bestellt und eine gute Ernte hatte, schlechter daran ist, als der Arbeiter, der 8 Rupien (= Gulden) im Monat an Lohn einnimmt; aus der Fabrik bringt jedes Glied der Gesammtfamilie Verdienst nach Hause. Dazu kommt, dass die Angehörigen der besseren Kasten, voran die Brahmanen, den Pflug mit grösstem Widerwillen ergreifen, weil dieses unentbehrliche Werkzeug noch immer als unrein gilt, weil es in längstvergangenen Zeiten nur die unreinen Kasten führten.

Maschinen können unter diesem vorgeschichtlichen Fluch nicht stehen; die Brahmanen, unter denen es vielen sehr schwer fällt, innerhalb des engen, von der Religion gezogenen Rahmens ihren Unterhalt zu verdienen, arbeiten anstandslos mit Angehörigen anderer Kasten an den Maschinen zusammen und fassen an, wenn auch am anderen Ende des Ballens oder Fadens das Mitglied einer Kaste steht, dessen Schatten sonst den Brahmanen schon befleckt, wenn er auf ihn fällt.

Die Lohnfrage gibt zu Wünschen und Aeusserungen der Unzufriedenheit keinen Anlass, dagegen erweist sich die Beschränkung des indischen Fabriksgesetzes auf die Sorge für die Kinder als ein Fehler und die Annahme, der erwachsene Arbeiter sei im Stande, berechtigten Forderungen selbst Anerkennung zu verschaffen, als ein Irrthum. 1884 bringen englische Interessenten eine Verschärfung der gesetzlichen Bestimmungen für Indien in Antrag; die Provinzregierungen werden einvernommen, sprechen sich für Ablehnung aus, und die Angelegenheit schien vertagt. Da treten im November vorigen Jahres die Arbeiter auf der Insel Bombay, auf welcher mehr als ein Drittel aller indischen Fabriken für mechanische Baumwoll-Fabrikation sich befindet, zusammen und beschliessen, zu Handen der Regierung eine Denkschrift einzureichen mit folgenden Forderungen: 1. Jeder Sonntag sei Ruhetag. 2. Zum Einnehmen der Mittagskost muss eine halbe Stunde Pause gewährt werden. 3. Ueberstunden haben wegzufallen, mit Sonnenuntergang müsse der Arbeiter entlassen werden. 4. Die Lohnauszahlung dürfe über den 15. des nächsten Monates hinaus nicht verschoben werden. 5. Bei Betriebsunfällen ist Krankengeld, beziehungsweise Rente zu bezahlen. Zur Begründung ist in der Einleitung gesagt: „Wir müssen es als entmuthigend bezeichnen, wenn unsere Arbeitgeber in einer ihrer Denkschriften an die Regierung bemerken, wir würden nicht so angestrengt arbeiten, wie unsere Genossen in England, welche in gleicher Zeit die dreifache Menge von Producten darstellen. Die wahre Ursache unserer geringeren Leistungsfähigkeit ist der schlechtere Zustand der Maschinen und die gröbere Faser des Rohstoffes. Wir geben zu, dass hier viele Maschinen von drei Mann bedient werden, wo in England nur einer nothwendig ist; aber wir bitten zu beachten, dass diese drei Arbeiter ihre Aufgabe in längeren Werkstunden zu lösen haben, unter einem entnervenden Klima und mit nur einem Drittel der Bezahlung des europäischen Genossen. Endlich sind uns nicht die mancherlei Erleichterungen gewährt, welche in England die Last der Arbeit vermindern und den Mann bei Kraft erhalten.“ Die Regierung hat inzwischen die Fabriksinspectoren über die Petition einvernommen; diese Inspectoren sind durchwegs Parsis, und ihr Gutachten lautet zu Gunsten der Bittsteller. Zunächst wird betont, dass das Verlangen nach Sonntagsruhe mit religiösen Fragen nicht zusammenhänge, sondern nur als Wunsch nach festen Ruhetagen aufzufassen sei. Jetzt feiert jede Fabrik, wenn das Geschäft es wünschenswerth macht; der Indier liebt aber Geselligkeit und sucht an Ruhetagen den Verkehr mit Freunden; dieser wird durch solche Unsicherheit unmöglich gemacht und Anträge der Verlegung auf gemeinsame Monatstage sind bei den Directionen an der Tagesordnung. Geradezu empörend ist die Weigerung einer Essenspause; sie wird zwar von einsichtigen Directionen ermöglicht, aber die Regel bildet doch, dass der Nachbar die Arbeit des Nebenmannes mitversehen muss, während sich dieser zum bescheidenen Mahl niedersetzt. Sehr empfindlich wird dem Indier der Ausfall einer Ruhezeit, weil er leidenschaftlicher Raucher ist und diesen Genuss sich den ganzen Tag versagen muss, wenn keine Pause gemacht wird. Die dritte Forderung hängt mit der Klage der Abzüge zusammen. Urlaub wird selbst bei Familienfesten, hohen Feiertagen nicht für länger als 1—2 Tage gewährt; kleine Strafen wegen ungenügender Arbeit sind bei der Ueberanstrengung der Arbeiter unvermeidlich. Es wird nun behauptet, diese Abzüge seien zu hoch berechnet, und um Controle eintreten zu lassen, ist Abrechnung möglichst nahe dem Zahltage erbeten. Bei Erkrankung und Erwerbsunfähigkeit durch einen Betriebsunfall wird jetzt dem Arbeiter im Gnadenwege eine kleine Entschädigung gereicht; es ist die Regelung dieser Leistungen kraft Rechtens verlangt, ganz in Uebereinstimmung mit der Gesetzgebung des Deutschen Reiches.

Die eingeborene Presse verbreitet diese Beschlüsse im ganzen Reiche; sie finden überall Zustimmung und Unterstützung, selbst die Regierungen eingeborener Fürsten stehen einer umfangreichen gewerblichen Gesetzgebung für Indien wohlwollend gegenüber. Die grundbesitzenden Classen jeden Grades haben die Bedeutung einer Industrie als Abnehmer der landwirthschaftlichen Producte erkannt; vortrefflich sind die Bemerkungen, welche der Dewan oder Minister-Präsident von Maissur, Ranga Tscharlu am 26. October 1882 in der Eröffnungsrede vortrug, welche er an den Landtag des Staates richtete. Maissur ist der einzige Staat, der sich eines aus gewählten Mitgliedern bestehenden Provinzial-Landtages erfreut; keine englische Provinz ist mit einer gleichen Einrichtung ausgestattet, obgleich der Maissur-Landtag seit 1881 jährlich 3—5 Tage versammelt ist und mit Bemerkungen zu den Vorlagen, mit dem Vortrag von Wünschen und Beschwerden, die von Seite der Regierung theilnehmende Berücksichtigung finden, nicht kargt. Es ist hervorzuheben, dass der Dewan Englisch vorträgt, dass auch alle Petitionen englisch verfasst sind und das Sitzungsprotokoll ebenfalls englisch geführt wird, obgleich sämmtliche Landboten Eingeborene sind und der Staat Maissur ein einheitliches Sprachgebiet ist; Kanaresisch ist ausschliesslich die Landessprache. „Ich bedauere, dass die Industrie in unserem Lande noch wenig Fortschritte gemacht hat. Die Aussichten auf die Anbohrung bauwürdiger Goldlager

sind noch gering; der Anlage von Baumwollspinnereien steht hindernd der geringe Anbau von Baumwolle im Staate entgegen und wird es hiezu erst kommen, wenn unser Eisenbahnnetz ausgebaut ist und damit die Einfuhr von Getreide ermöglicht wird, zu dessen Erzielung jetzt noch die besten Felder benützt werden müssen. Keine Verwerthung findet bis jetzt unsere Wolle; bei der Bedeutung der Aufzucht von Schafen im Staate darf die Anlage von Tuchfabriken als lohnender bezeichnet werden als solche für Baumwolle. Regierung oder einzelne unternehmende Fremde können nur wenig dazu beitragen, die Bevölkerung zu lohnender Beschäftigung aufzustacheln; noch ist in Indien der Staatsmann nicht erstanden, der seine Landsleute von der bleiernen Schwere des Amtsgeistes entlastet und sie dazu bringt, aus eigenem Antriebe auf Fortschritte auf dem Gebiete der Gewerbe und Industrien zu sinnen. Wenn die ganze Welt um uns herum ganz ausserordentliche Umwälzungen zeigt, so dürfen die 260 Millionen Indier in ihrem Schlafe nicht länger verharren; sie haben Unrecht, an den veralteten Ueberlieferungen ihrer Vorfahren von 2—3000 Jahren zu hängen und ein kaum menschenwürdiges Dasein zu fristen, dessen sie bei jeder Missernte unter bejammernswerthen Erscheinungen vor der Zeit verlustig gehen. In Europa begann man den Dampf zur Erzeugung unzählbarer Mengen hochbegehrter Waaren erst im Beginne des laufenden Jahrhunderts zu benützen. Damals versorgte Indien Europa mit Baumwollstoffen, heute versieht England trotz eines beispiellosen Wettbewerbes von ganz Europa und Amerika den grösseren Theil der Erde mit Kleidungsstücken. Dieser Erfolg ist nicht die Folge einzig dastehender Erfindungen einzelner von dem höchsten Wesen begnadeter Menschen, sondern das Ergebniss der unausgesetzten Bemühungen zahlreicher Männer aus dem Gewerbestande, der Gelehrten und der Kaufmannsgilde, die in ihren verschiedenen Beschäftigungen ihren Verstand und ihren eisernen Fleiss an die Nutzbarmachung weniger Haupterfindungen setzten. Dieses Zusammenwirken einer ganzen Nation bewirkte den nahezu märchenhaften Reichthum und den allseitigen Wohlstand, der Grossbritannien vor unserem Vaterlande auszeichnet."

DIE DEUTSCHEN SCHUTZGEBIETE UND COLONIALUNTERNEHMUNGEN BEI BEGINN DES JAHRES 1890.

(Schluss.)

Aus dem Kamerun-Gebiete sind im Laufe des letzten Jahres nach zwei verschiedenen Richtungen hin Vorstösse in die benachbarten Binnenlandschaften unternommen worden, die den Zweck hatten, einerseits der wissenschaftlichen Erkenntniss des Landes neue Anhaltspunkte zu gewähren, anderseits den Interessen der praktischen Colonisation zu dienen.

Dr. Zintgraf, unterstützt vom Premierlieutenant Zeuner wandte sich bekanntlich im Sommer 1888 von der am Elephantensee errichteten Barombi-Station dem Quellgebiet des Kalabarflusses zu. Mit dieser Station, welche durch ihre Producte und Bodenerzeugnisse sich von den Eingeborenen unabhängig gemacht hat, ist am Fusse des Kamerungebirges ein Terrain gewonnen worden, das die Basis zu weiterem Vorgehen landeinwärts abgegeben hat. Dasselbe geschah in nordöstlicher Richtung und führte die beiden Reisenden durch nie betretenen Urwald an den Rand der Savanne, welche so weite Strecken des innerafrikanischen Plateaus bedeckt. Die neu angelegte Station, auf welcher ausgedehnte Reisculturen angepflanzt worden, steht mit den umwohnenden Stämmen auf freundlichem Fusse, und es ist Aussicht vorhanden, dass es gelingen wird, die Bewohner zu bewegen, ihre Producte zur Küste zu bringen.

Auf dem weiteren Vorgehen landeinwärts ist es dem Reisenden im Jahre 1889 gelungen, den Oberlauf des Kalabarflusses in nordnordöstlicher Richtung von der am Elephantensee von ihm gegründeten Barombi-Station aus zu erreichen und zu überschreiten und in das Land der Banyong einzudringen, welche schon mit Adamaua in Handelsbeziehungen stehen. In diesem Gebiet leben als Sclaven zahlreiche Vertreter eines Volksstammes, die sich Bayong nennen. Von diesen erfuhr der Reisende, dass in der Heimat zwei grosse Flüsse sich befinden, von denen der westlichere Disumm, der östlichere Liba heisst. Diese beiden Wasserläufe sollten nach den Angaben des Dolmetsch der Expedition, der ebenfalls dem Bayong-Stamm angehörte, als der von der Kund'schen Expedition zum Theil erforschte Sannaga bei Malimba das Meer erreichen. Falls sich diese Erkundigung bewahrheiten sollte, würde der Libasee, welcher vielleicht eine sceartige Erweiterung des gleichnamigen Flusses darstellt, weder zum Stromgebiet des Congo noch des Schari gehören. Das Räthsel des mystischen Libasees im Hinterland von Kamerun erfährt auf diese Weise durch die Erkundigungen, welche Dr. Zintgraf im nordwestlichen Hinterland von Kamerun einzuziehen vermochte, eine neue Beleuchtung.

Nach den Eindrücken, die der Reisende auf dieser Tour hatte, drängt in diesem Theil des deutschen Schutzgebietes die Bevölkerung aus dem Innern der Küste zu, und sind auch die Küstengebiete stärker bevölkert, als die dahinter liegenden, wenngleich auch diese noch viele Menschen beherbergen. Eine auch nur annähernd richtige Schätzung der Dichtigkeit der Bevölkerung zu liefern, erklärt sich Dr. Zintgraf noch nicht im Stande. Die Gründe, welche die Leute treiben, aus ihren alten Wohnsitzen auszuwandern, sind nicht in abgewirthschaftetem Boden zu suchen. Derselbe trägt reichlich genug, und die Pflanzungen nehmen nach dem Innern sowohl an Grösse als an Mannigfaltigkeit der gezogenen Producte zu.

In der Noth wären die Gründe wohl nicht zu

suchen; es ist vielmehr ein bestimmter Drang, der allerdings nicht ausgesprochen zur Geltung kommt, welcher die Leute zur Küste hinzieht. Auch wird er nicht hervorgerufen durch einen Druck, den weiter im Innern wohnende Stämme auf die Vorderleute ausüben, durch einen Druck kriegerischer Natur. Es scheinen vielmehr mit den Binnenstämmen ganz gute Beziehungen zu bestehen, wenngleich die elenden Bettelkönige in diesen Gegenden einen gewissen Respect vor ihren kriegerischen und unternehmenderen Handelsfreunden haben, die ihnen wohl Sclaven und Elfenbein verkaufen, ihnen aber gelegentlich auch Flintenmündungen und Sperrspitzen unter die Nase halten.

Dr. Zintgraf, welcher im September 1888 mit einer ziemlich starken Karawane, die darauf berechnet ist, den Widerstand der auf ihr Handelsmonopol eifersüchtigen Banyang-Häuptlinge am oberen Kalabar zu brechen, von Kamerun nach diesen Gebieten ausgezogen ist, hat inzwischen den Benue bei Ibi erreicht, und damit den Anschluss an das einst von Flegel durchforschte Gebiet gewonnen.

Bevor Zintgraf im Auftrage des Reiches mit der letzteren Aufgabe betraut wurde, war er längere Zeit am Congo thätig gewesen, und hatte darauf ein Jahr lang unter dem Gouverneur von Soden die Flussläufe der Colonie befahren. Wenn es ihm geglückt ist, von Kamerun aus den Benue zu erreichen, so darf man in ihm, den ein tückisches Fieber vor drei Jahren hinwegraffte, wohl den Vollender des letzten Werkes des grossen Entdeckers der Quellen des Benue begrüssen.

Als Robert Flegel vor drei Jahren nach Ueberwindung der vielen Schwierigkeiten, die der Erlangung der nöthigen Geldmittel in Deutschland erwachsen waren, endlich im Auftrage des Colonialvereines wieder am Benue ankam, fand er den unteren werthvollen Flusslauf bereits in englischen Händen; er wollte dann wenigstens im östlichen Theil retten, was zu retten war, und von da womöglich durch das von ihm schon zum Theil durchforschte Adamaua nach Kamerun vordringen. Da Dr. Zintgraf, wie er kurz gemeldet hat, vom Süden her am Benue eingetroffen ist, so muss er durch Gebiete gekommen sein, die bisher noch von keinem weissen Forscher betreten worden sind. Ibi liegt bereits in der englischen Interessensphäre; jedoch hat ihn jedenfalls der grössere Theil seines Weges durch deutsches Interessengebiet geführt, dessen Grenze in schräger Linie nach dem Punkte verläuft, wo der 12. Grad östlicher Länge auf den oberen Lauf des Benue stösst.

Von Ibi aus hat sich Dr. Zintgraff nicht, zur Küste begeben, sondern ist nach Benjum, dem Land der Pferde, weiter gegangen. Es darf angenommen werden, dass hierunter Adamaua zu verstehen ist, welches Land das eigentliche Forschergebiet Zintgraff's bilden sollte, und welches er bei dem erstenmale auf seinem nunmehr glücklich vollendeten Zug zum Benue nur an seiner äussersten westlichen Grenze berührt hatte. Nach den neueren in Reglin eingetroffenen Nachrichten ist der Reisende am 8. Januar nach zweimaliger Durchquerung des Adamauagebietes nach Kamerun glücklich zurückgekehrt. Dr. Zintgraff gibt an, er habe 30 Tage zu dem Marsch zum mächtigen Häuptling von Jola gebraucht, dessen Einfluss sich weit nach Süden erstrecke. In Jola am Benue, und ebenso in Gaschka hat der gegennante Forscher freundliche Aufnahme gefunden, und ist er längere Zeit zurückgehalten worden.

An zweiter Stelle ist im südlichen Theile von Kamerun von der Expedition Kund-Tappenbeck wiederum ein Zug in das Innere unternommen worden, der ursprünglich den Zweck hatte, Aufklärung darüber zu schaffen, ob in dem nur sehr wenig bekannten Malimbathal die Anlage einer Station ausführbar sei. Der wasserreiche, weit hinaus schiffbare Strom bildet eine in das Vorland eindringende Wasserader, deren Stromgebiet von Stämmen bewohnt ist, die dem Handel und dem Verkehr mit Fremden zugeneigt sind. Unter diesen hat sich ein strenges Gewohnheitsrecht bezüglich des Handels herausgebildet, welches gleich einem lästigen Zollsystem die Aufschliessung des Innern hemmt und erschwert. Die an der Mündung des Malimba wohnenden Leute nämlich, dürfen nach den dort geltenden Gesetzen nur bis zu dem Bakoko, um zu handeln, gehen. Letztere holen Palmöl und Palmkerne bei den India ab. In dem District von India sollte die Stationsanlage stattfinden. Es ist aber wieder davon abgesehen worden. Wie auf ihren früheren Reisen, haben die beiden verdienstvollen Forscher auch diesmal ein lehrreiches Material über die wirthschaftlichen und Productionsverhältnisse des Malimbabezirks gesammelt.

Von der Batanga-Expedition, über welche bereits früher ausführlich berichtet worden und durch die sich beide Officiere einen so ehrenvollen Platz unter den Afrikaforschern errungen, liegt jetzt ein Bericht vor, der ein fesselndes Bild von den Naturverhältnissen Batangas entwirft. In demselben heisst es:

Die Expedition durchzog vier, durch ihre Bodenbeschaffenheit und die Art ihrer Vegetation verschiedene Regionen: Das Gebiet des dichteren Buschwaldes oder auch lichteren Hochwaldes, welches sich von der Küste aus über den grössten Theil des Berglandes, im Süden noch darüber hinaus bis auf das innere afrikanische Plateau erstreckt; die Parklandschaft der dichter bevölkerten Gegenden, in welchen die ursprüngliche Waldbedeckung zum grössten Theile den Pflanzungen des Menschen zum Opfer gefallen ist; die mit hohem dichten Grase bestandenen Savanne mit ihren eigenartigen Zwergbäumen und endlich die engbegrenzten Gebiete der grösseren Wasserläufe, des Njong- und des Sannagaflusses, denen sich das schmale Küstengebiet zwanglos anschliessen lässt. Die Verschiedenheit des Untergrundes und der Vegetation dieser vier Regionen bedingt auch faunistische Eigenthümlichkeiten, welche es angebracht erscheinen lassen, jedes

dieser Gebiete hinsichtlich seiner Thierwelt gesondert zu betrachten.

Zu bemerken ist noch, dass die Expedition diese Gegenden in der Zeit vom October bis zum März, also in der sogenannten grossen trockenen Zeit, durchzog, welche sich zwar durchaus nicht durch Regenlosigkeit auszeichnet, aber doch trocken genannt werden kann im Vergleiche zu der eigentlichen Regenzeit mit ihren andauernden, ausgiebigen Niederschlägen. In die trockene Zeit, welche dem Winter der gemässigten Zone entsprechen würde, fällt auch die Periode spärlicher Vegetation. Diesem Umstande dürfte daher das seltenere Vorkommen derjenigen Thierformen zuzuschreiben sein, welche auf blühende Pflanzen angewiesen sind oder grösserer Feuchtigkeit bedürfen. Das Gebiet des Urwaldes zeigt auf den ersten Blick nur geringe Spuren thierischen Lebens. Eine modrige, feuchte Luft, und ein geheimnissvolles Halbdunkel, an welches sich das Auge erst allmälig gewöhnen muss, herrschen in diesem regellosen Durcheinander von Bäumen, Gebüschen und Schlinggewächsen. Nur hie und da schlüpft ein neugieriger Sonnenstrahl durch das dichte, hoch über dem Wanderer gewölbartig Luft und Licht abschliessende Laubdach, und nur selten findet sich eine lichtere Stelle, welche dem Zusammenbrechen eines altersschwachen Waldriesen mit dem ihm anhängenden Lianengewirr ihren Ursprung verdankt. Durch dieses Chaos von Baumstämmen und Schlingpflanzen windet sich der schmale Pfad, bald über Urgesteinbrocken oder spitze Felstrümmer, bald über feinkörnigen Sand oder lehmigen Laterit, bald durch pflanzlichen Mulm oder zähen schwarzerdigen Schlamm und Morast führend, hier über Riesenwurzeln und Wurzelpfeiler kletternd, dort einen Bach als Wegspur benützend. Zu beiden Seiten des Weges finden sich zahlreiche, aus Erde zusammengeklebte Ameisenhaufen, oft von zierlichster Form, entweder freistehend und dann pilzförmig mit dünnem Stiel, einer oberen Erweiterung und einem oder mehreren etagenförmig übereinander sitzenden, tutenförmigen Dächern, deren unterer Rand in zahlreiche spitze Zipfel ausgezogen ist, oder an Baumstämmen angeklebt, die einzigen Spuren thierischen Lebens, welche das Auge in der ersten Zeit eines solchen Waldmarsches zu entdecken vermag. Dagegen gellen die Ohren von dem andauernden schrillen Gezirp der Cicaden, welche bei der herrschenden Dämmerung den ganzen Tag ihre auf die Dauer nichts weniger als angenehme Musik ertönen lassen. Dabei ähneln diese kleinen Musikanten in Grundfarbe und Zeichnung ihrem Lieblingsaufenthalt so täuschend, dass es ein geübtes Auge erfordert, um sie aufzufinden.

Die Erfolge, welche die Expeditionen Kund und Zintgraf für praktisch coloniale Zwecke gehabt haben, beruhen nicht allein darin, dass die Bewohner der Küstengegenden dadurch zu einem regeren Geschäftsverkehr mit den Weissen angeregt worden sind, sondern auch darin, dass die berüchtigte Handelssperre, welche allein dazu da ist, die am Meeresgestade wohnhafte Bevölkerung zu bereichern und die wie ein Alp auf dem Lande lastete, durchbrochen wurde. Natürlich würden die Handelskarawanen der Binnenleute in der ersten Zeit eine Bedeckung etwa aus den auf der Station eingeübten Negersoldaten erhalten müssen. Ist der Versuch aber einmal erst gelungen, ist der Beweis geliefert, dass der Schutz der deutschen Behörden mächtiger ist, als die Rachegelüste der in ihrem Verdienst geschmälerten Küstenneger, so ist damit das Haupthinderniss des gerade in Kamerun vielversprechenden Handels beseitigt.

Ein besonderer Unstern hat übrigens über der Forschungsexpedition Kund-Tappenbeck von der Mitte des Vorjahres an gewaltet. Der Premier-Lieutenant Tappenbeck erlag einem Fieber; der Geologe Dr. Weissenborn musste wegen Krankheit aus dem Innern an die Küste zurückkehren und starb an Herzschlag in Kamerun; der Botaniker Braun musste ebenso wie Hauptmann Kund aus Gesundheitsrücksichten nach Europa zurückkehren.

Die Expedition Kund-Tappenbeck hat vor Allem den Handelsbestrebungen der in Batanga etablirten Geschäfte einen neuen Aufschwung gegeben. So beabsichtigte die Hamburger Firma Woermann am unteren Sannaga eine Handelsstation in Verbindung mit dem Vorgehen der Kund'schen Expedition zu gründen und auch am Njong die Handelsposten thunlichst nach dem Innern vorzuschieben, so dass von Regierungswegen beabsichtigt werden kann, wie schon früher in Victoria geschehen, jetzt in Kribi dauernd einen Amtmann zu stationiren. Diese Absicht gründet sich auf die erfreuliche Erfahrung, dass in Folge der Kund-schen Batanga-Expedition der Kautschukhandel an der Batangaküste und der Verkehr mit den Bewohnern des Binnenlandes nach den Berichten dieses Hauses sich seit jener Zeit ganz bedeutend gehoben hat. Allerdings hat sich in neuerer Zeit die bedenkliche Erscheinung gezeigt, dass die kriegerischen und kräftigen Fan sich schon in den nördlichen Häfen gezeigt haben, um Handel zu treiben.

Der Handel des Batangagebietes hat überhaupt eine merkwürdige Ausdehnung. Er erstreckt sich weit in's Innere und stösst am Sannaga mit Handelsbeziehungen am Niger und Benue zusammen. Der Handel von Kamerun dagegen dehnt sich nur sehr wenig nach Osten aus, er scheint vielmehr hauptsächlich den Wasserwegen wesentlich in nordöstlicher Richtung zu folgen. Die Händler in Kamerun klagen über schlechte Geschäfte, dagegen entwickeln sich die Plantagen sehr erfreulich. Es existiren in Kamerun vier Plantagen, wo allerdings zwei erst im Entstehen begriffen sind. Geschter, ein Württemberger, früher Gouvernementsgärtner und interimistischer Postmeister in Kamerun, der die Cacaopflanzung anlegt, ist im Februar 1889 dort hinausgegangen. Weiter vorgeschritten und viel versprechend ist die Cacaopflanzung an der

Kriegsschiffhafenbucht, südlich von Victoria. Der Leiter derselben, Herr Theusz, hat in verhältnissmässig kurzer Zeit viel erreicht. Er hat über 100.000 Cacaobäume gepflanzt, die sehr gut gedeihen. Auch der geerntete Tabak erweist sich als vorzüglich und hat sehr gute Aufnahme in Hamburg gefunden. Endlich besteht noch eine Tabakspflanzung in Kribi bei Gross-Batanga, südlich von Kamerun. Sie wird von einem Pfälzer Tabakpflanzer geleitet. Die erste Probesendung des Tabaks von dieser der Kameruner Land- und Plantagengesellschaft gehörigen Pflanzung war im Jänner 1880 in Hamburg angekommen. Es wird der Betrieb daselbst allmälig bedeutend erweitert, wozu als Hilfskräfte noch mehrere Tabakspflanzer hinausgesandt worden sind.

Mit ganz besonderen Schwierigkeiten und Widerwärtigkeiten hat, wie schon bemerkt, das *südwestafrikanische Schutzgebiet* im letzten Jahre zu kämpfen gehabt. Ein Umstand, welcher daselbst jeden gedeihlichen Fortschritt hemmt, ist die Rechtsunsicherheit und Gesetzlosigkeit, die in jenen jeder staatlichen Organisation entbehrenden Ländern herrscht, und welche namentlich den auf die bergmännische Ausbeutung der Gegend gerichteten Unternehmungen der deutschen Colonisation sehr im Wege ist. Einen unzweideutigen Ausdruck fanden diese anarchischen Zustände in dem Auftreten des Herero-Häuptlings Maharero, welcher die Richtigkeit der von dem deutschen Reichscommissär geltend gemachten Landansprüche bestritt, und erklärte, dass die Priorität des Anrechts auf gewisse Gebiete einem englischen Besitzer (Lewis) gebühre. In Folge dieses Vertragsbruches, dem noch andere folgten, und in Folge der zunehmenden Gewaltthätigkeiten und Ausschreitungen seitens der Eingeborenen gegen die Deutschen, zog sich der Bevollmächtigte des Deutschen Reiches von seinem Amtssitz Otyimbingue, nach Walfischbay zurück. Damit war nun auch den nach Mineralien und namentlich nach Gold suchenden deutschen Bergleuten jeder Halt im Lande genommen. In der Anarchie, welche sich nun desselben bemächtigte, begann Lewis schnell sein Ansehen zu verlieren, zumal sein Plan, im Damaraland die englische Schutzherrschaft an die Stelle der deutschen zu setzen, nach den zwischen Deutschland und Grossbritannien bestehenden Abmachungen, ohne Aussicht auf Erfolg war und Maharero selbst schliesslich nachtheilige Folgen aus seinem Vorgehen zu fürchten begann. Dieser veranlasste daher seinen, inzwischen bereits selbst sehr schwankend und unsicher gewordenen Schützling, sich nach der Capcolonie zurückzuziehen. Seitdem ist im Hererolande wieder mehr Ruhe eingetreten, der stellvertretende Reichscommissär ist wieder nach Otyimbingue zurückgekehrt, und es entsteht nun die Frage, ob es gelingen wird, die Wirksamkeit und praktische Thätigkeit der Bergbehörde zu ermöglichen, welche auf Grund eines Gesetzes vom 15. August 1889 eingesetzt werden soll.

Aus den vorliegenden neueren Berichten über das Naturleben und die wirthschaftlichen und Verkehrsverhältnisse der Colonie, sei Nachstehendes mitgetheilt:

Das Schutzgebiet in Südwestafrika ist wegen seines Regenmangels berüchtigt. Die längs der Küste von Süd nach Norden fliessenden Strömungen kommen aus kalten Gegenden; die in Folge dessen erkaltende Luftschichte nimmt daher die Feuchtigkeit auf, ohne sie als Niederschlag abzugeben. Die Gluth der Sonne ist daher leicht zu ertragen, weil die vom Körper ausgeschwitzte Feuchtigkeit sofort verdampft. Das Klima ist daher ausserordentlich gesund. Die Niederschläge fehlen aber doch nicht gänzlich. Im Innern des Landes erfolgt im Sommer (December und Februar) tagsüber eine ausserordentliche Erhitzung des Bodens. Die in die Höhe steigende Luft wird durch das Zuströmen von Luft aus Nordost und Südwest ersetzt. Die nordöstlichen Winde bringen die Feuchtigkeit der Tropen, die südwestlichen sind trocken und kühl. Wo beide zusammenstossen, entladen sich heftige Gewitterregen, deren Häufigkeit von Nordost nach Südwest, vom Damara- zum Gross-Namaland abnimmt. Im Winter (Mai bis Juli) kühlt sich in der Nacht der Boden bedeutend ab, es wehen daher in der Nacht und Morgens trockene, staubführende Winde gegen die See, die gegen Mittag, wenn sich der Boden wieder erwärmt, schwächer werden und Winden weichen, die vom Meer die Nebel über das Küstengebiet bringen; diese Nebel schlagen als leichter, anhaltender Regen nieder. Die Nebelregen gehen landeinwärts bis tief in das Binnenland hinein nieder, so dass dieses Gebiet an den Sommer- und Winterregen theilnimmt.

Vom wirthschaftlichen Standpunkt betrachtet ist das Land an verwerthbaren Producten, die als Zahlung angenommen werden können, nicht eben reich; Ebenholz und das Harz der Kastanien können eventuell verwendet werden, aber auf sie allein kann sich der Handel nicht stützen. Früher war die Jagd lohnend, der Ertrag derselben an Elfenbein und Straussfedern beträchtlich; aber es wurde zu unvernünftig gejagt; die Jagdthiere sind selten geworden. Das einzige Object worauf im Damara-Namaland der Tauschhandel sich begründen kann, ist das Vieh: Rindvieh, Schafe und Ziegen. Man muss überlegen, wie man daraus exportfähige Artikel herstellen kann, die Verwerthung der lebenden Thiere hat ihre Schwierigkeit. Für Ackerbau- und Plantagen-Colonien können nur die Thäler in der Nachbarschaft der austrocknenden Flüsse in Betracht kommen. Das zugänglichere Damaraland wäre in dieser Beziehung günstiger als das Namaland. Der Wassermangel steht aber der Cultivation entgegen; es ist die Frage, ob die Kosten der Errichtung von Dämmen zur Schaffung von Reservoirs durch den Erfolg derselben sich lohnen würden. Auch fehlt der Markt, die Abnehmer für die Producte des Ackerbaues; der Farmer ist auf Viehzucht angewiesen. Geeigneter noch als Damaraland, wäre das Ovamboland für den Plantagenbau, aber es liegt zu entfernt von der Küste. Der Fischfang an der Küste ist einer Entwicklung fähig. Seiner geolo-

gischen Beschaffenheit nach ist ganz Südafrika südlich vom Zambesi auf einer Flächenausdehnung von etwa 70.000 geographischen Quadratmeilen als ein einziges Hochland mit gleichartiger Bodengestaltung zu betrachten. Ueberall finden sich Urgesteine vor, namentlich Gneis, Granit und krystallinische Schiefer. In Gneis und krystallinischem Schiefer kommt namentlich in Südafrika wohl Eisenerz vor, in dem sich bisweilen Gold findet. Krystallinische Schiefergebilde kommen in reichhaltigem Masse in Deutsch-Südwestafrika vom Oranje-Flusse bis zum Kunene in einer Ausdehnung von 200 deutschen Meilen vor. Quarz- und Dioritgänge sind dort besonders reichhaltig vorhanden, in denen Kupfermassen mit 70—80 Kilogramm Kupfererz eingebettet sind. Dies sind auch die Gesteine, in welchen Gold theils in grösseren gediegenen Massen, theils in Stücke eingesprengt sich vorfindet.

So bietet denn die wirthschaftliche Entwicklung der Colonie im Ganzen keine besonderen Aussichten. Die gewaltige Ausdehnung der Küste von nicht weniger als 550 Meilen entspricht auch keineswegs ihrer Eignung für die Schifffahrt. In dieser Beziehung erweist sich die deutsche Niederlassung so recht als ein Theil des Continents, der von allen die einfachste, monotonste, am wenigsten gebrochene Umfassungslinie besitzt, mithin arm an Häfen ist. Dieser Uebelstand fällt bei Südwest-Afrika übrigens noch besonders in's Gewicht, weil daselbst, zum Unterschied von den fast ganz sturmfreien Regionen, welche weiter nördlich in der Nähe des Aequators liegen, speciell die oft heftigen Südostpassate, sogar die Regel bilden.

Im Gebrauch sind zur Zeit auf der ganzen langen Uferlinie nur zwei Häfen, einer im Süden, Angra Pequena, der Eintrittspunkt für Gross-Namaqualand, und — mehr im Centrum —Walfischbai für die nördliehere Hälfte der Colonie, das Gebiet der Herero-Neger.

Der erstere gilt im Allgemeinen als recht wohl geeignet zum Landen, ja, er ist vielleicht sogar der beste, der einzige wirklich gute Hafen des Schutzgebietes, indess wird dieser Vorzug leider wieder dadurch abgeschwächt, dass daselbst das Gestade besonders trostlos ist und eine wirkliche wasserlose Wüste mehrere Tagereisen weit in's Land hinein sich erstreckt. Demgemäss ist dann dieser Punkt neuerdings auch so gut wie aufgegeben, so sehr er seinerzeit auch in Aller Munde war. Hier konnte sich ja kaum ein lebhafterer und lohnenderer Handelsverkehr mit den Eingeborenen entwickeln. Wohl stehen jetzt an diesem Punkt noch die Factoreigebäude, welche die deutsche Colonial-Gesellschaft für Südwest-Afrika von Lüderitz mit übernahm, aber sie haben wenig Werth. Ein Beamter derselben sitzt daselbst in Einsamkeit als Verwalter. Man hofft wohl hie und da noch, dass, wenn sich das Gebiet des mittleren und unteren Oranje-Flusses, einschliesslich des Thales des grössten rechten Nebenflusses desselben, des grossen Fischflusses, weiter entwickeln sollte, woselbst der Boden ziemlich fruchtbar ist und eine Berieselung leichter als sonst im Lande durchführbar ist, auch thatsächlich schon einige recht blühende Plantagen gedeihen, wo ferner bedeutungsvolle Anzeichen von Mineralschätzen, sogar angeblich selbst von Diamanten entdeckt wurden, dass dann über Angra Pequena ein lebhafterer Verkehr sich entwickeln werde, allein derselbe würde immer bedeutendere Vorkehrungen, wie Anlage einer mit Wasserreservoirs versehenen Bahn durch die Uferwüste und dergleichen, zur Voraussetzung haben.

Ungleich günstiger als Angra Pequena stellt sich der andere Hafen des Landes, Walfischbai, dar, und zwar deshalb, weil hier im Rücken, landeinwärts, nicht wie sonst fast überall an diesem Gestade, hohe, schwer übersteigliche Sanddünen aufragen — so beispielsweise hinter dem noch zu erwähnenden Sandwichhafen — sondern vielmehr eine weite, stetig, aber doch fast unmerklich ansteigende, von vereinzelten, tiefsandigen Partien abgesehen, auch hartgründige, aber gut zu befahrende ebene Fläche, die sogenannte Namib, sich aufthut. Dieselbe ist zwar ebenfalls eine völlige Wüste ohne Gras und Wasser, auf alle Fälle aber doch für eine Passage viel günstiger als das Hinterland von Angra Pequena, da man sie zu Pferde in 8, mit Ochsenwagen in 16—20 Stunden überwinden kann.

Ausser Angra Pequena und Walfischbai war bis vor Kurzem noch die einige Meilen südwärts von Walfischbai gelegene Bucht von Sandwichhafen im Gebrauch, die gut geschützt und nur wenig seichter als Walfischbai ist. Sie hat den grossen Vorzug, dass es daselbst nahe am Meer ein gutes und reichliches Trinkwasser gibt, während solches in Walfischbai eine Stunde entfernt ist, beziehungsweise noch bis vor Kurzem aus Capstadt dahingebracht werden musste. Dagegen steigt hier dicht hinter dem Strande ein wahrer Wall von mächtigen Sanddünen empor, die nicht nur eine sehr rasche Versandung des Hafens bedingen, sondern denselben auch von dem Hinterlande, namentlich dem an sich ganz nahen, grasreichen Khuisethale, welches ehemals an dieser Stelle gemündet zu haben scheint, für Fuhrwerk völlig abschliessen. Nur Lastochsen vermögen auf einem neuerdings aufgefundenen Pfade das böse Hinderniss zu passiren.

So steht denn die Trockenheit und Sterilität des Landes einer ausgedehnten Cultivation desselben hindernd entgegen und in den trockenen Flussbetten wird nur hie und da eine Bebauung des Landes mit regelmässiger Bewässerung durch Quellen, den Oranjefluss oder durch Reservoirs sich ermöglichen lassen, das aber dann ausgezeichnete Erträge gibt. Als günstig für Ackerbau sind in Damaraland etwa Deepdal, Horebis, Tsaobis, Otyikango, die Gegend nördlich des quellenreichen Waterberg bei Grootfontein, Omaruru u. s. w. anzusehen, in Gr.-Namaland höchstens Rehoboth, Hoachanas und einige Uferküsten des Oranje River, auf welche mit den benachbarten Grasländereien jetzt auch capstädtische

Speculanten ihre Augen gewendet, nachdem die Deutschen dort die Pionnierarbeit verrichtet haben.

Für Viehzucht, Rinderzucht und Schafzucht kommen in Damaraland in Betracht das Bergdamaraland, Otymbingue, Okahandya, das rechte Khan-Ufer.

Eine grosse Schwierigkeit bildet aber auch hier die Wasserfrage, da die Eingeborenen gerade in dieser Beziehung, die oft eine Lebensfrage für sie bildet, sich nicht leicht zu Concessionen bereit finden dürften. Die Buren haben zwar in den letzten Jahren schon angefangen, den Nama die Quellen abzukaufen, aber wenn die Nama sehen, dass dies für sie den Untergang bedeutet, wird die Folge davon ein neuer Aufstand sein. Vielleicht lässt sich auch die Kameelzucht einführen.

Für Plantagenbau sind wohl nur die nördlichen Gegenden von Amboland geeignet. Doch ist hiebei die bedeutende Entfernung von der Küste und ein ungesundes Klima, abgesehen von der Unsicherheit im dortigen Lande, in Rücksicht zu ziehen. Der Anpflanzung von Dattelpalmen beabsichtigt man in den Wüsten mit Grundwasser eine grössere Aufmerksamkeit schenken.

DIE HALBINSEL MALAKKA.

Noch manches Jahrzehnt wird die Halbinsel von Malakka, welche man besser die malayische nennt, der Forschung jungfräulichen Boden in ziemlicher Ausdehnung darbieten, denn ausser den vier Besitzungen, welche die Engländer dort haben, nebst ihrer nächsten Nachbarschaft, sind nur einzelne Flussthäler und Wegzüge bekannt, während namentlich in der östlichen Hälfte fast alles Gebiet unerforscht geblieben ist. Es mag sich somit verlohnen, über das, was wir von diesem Lande wissen, Ueberschau zu halten, wobei sich Gelegenheit finden wird, der in der jüngsten Zeit dort vorgenommenen Untersuchungen zu gedenken.

Wie ein Blick auf die Landkarte lehrt, bildet die Halbinsel Malakka einen zungenartigen, gegen Süden und Südosten gerichteten Ausläufer Hinterindiens, der in seinem unteren Ende mit dem westlich daneben liegenden Sumátra gleiche Richtung hält. Sie erstreckt sich von 13° 45′ bis 1° 35′ n. Br., und zwar bis 8° 50′ n. Br. südwärts, von da ab gegen Südosten. Die Scheidung zwischen diesen beiden Richtungen bezeichnet die Landenge von Krah. Jenseits, d. h. südlich von derselben erhebt sich dann selbstständig als Landzunge das Rombaungebirge oder Gebirge von Malakka mit Cap Buros (1° 35′ n. Br.) und Cap Romania (1° 22′ 30″ n. Br.) als äussersten Ausläufern. Der gegen Süden verlaufende Theil der Halbinsel und ein nicht unbeträchtliches Stück der gegen Südosten gerichteten Hälfte gehört politisch unmittelbar zum Königreiche Siam mit Ausnahme des an der Westküste hinziehenden britischen Gebietes von Tenasserim. Der übrige Theil wird von Malayenstaaten eingenommen, die theils im Verhältnisse der Zinsbarkeit zu Siam oder zu den Briten stehen, theils völlig unabhängig sind. Längs der Westküste liegen zerstreut verschiedene Parcellen britischen Gebietes: die sogenannten Strait-Settlements. Es sind dies die Prinz von Wales-Insel, besser unter ihrem einheimischen Namen Pulo Penang bekannt, die Provinz Wellesley, dann Malakka mit Naning und das auf einem kleinen Eilande ganz im Süden der Halbinsel gelegene, weithin berühmte Singapore, auf welches als hinlänglich bekannt hier keine weitere Rücksicht genommen wird.

Wir beginnen unseren Streifzug durch die Halbinsel an der Landenge von Krah. Nur wenig nördlich von dieser fliesst der Pakhschan, welcher die Südgrenze Tenasserims gegen das Siam'sche Gebiet bildet. Er ist kein eigentlicher Fluss, sondern eine weit in's Land eingreifende Föhrde, deren Barre nur 3 *m* Wasser hat. Der englische Oberstlieutenant Fytshe fuhr denselben 25 *km* aufwärts und die Capitäne Fraser und Forlong benützten die günstige Gelegenheit, um quer durch die hier nur 104 *km* breite Halbinsel vom Dorfe Krah bis zum Hafen Tayung zu gelangen, der am Golfe von Siam liegt. Krah ist eine von Leuten des Shanvolkes bewohnte Ortschaft von etwa 50 Häusern, worunter sich auch einige chinesische Familien befinden; sie liegt am Pakhschan, in welchen hier der Krahfluss einmündet. Nur 13 *km* entfernt stosst man auf die Wasserscheide, von welcher nach Osten hin der Tschumphong dem Golfe von Siam zufliesst. Im verflossenen Jahrzehnt beschäftigte man sich ernstlich, ganz besonders in Frankreich, mit dem Gedanken einer Durchstechung dieser Landenge und Herstellung eines Canals durch dieselbe, um dergestalt eine Wasserstrasse zu gewinnen, welche die Fahrt von Westen her nach Cochinchina, China und Japan um vier Tage verkürzen würde. Derartige Canalprojecte tauchten mehrere auf. Jene von Tremenhere und von Schomburgk nahmen den Pakhschan zum Ausgang, ebenso der Plan des Ingenieurs F. Deloncle, welcher am 19. Juni 1882 in Begleitung des Dr. Harmand, französischen Consuls in Siam, sich von Bangkok an den Isthmus zu dessen genauerer Erforschung begab. Auch er beabsichtigte einen Canal aus dem Pakhschan nach dem Tschumphong zu leiten, aber nicht so weit im Norden wie Tremenhere und nicht so weit im Süden wie Schomburgk. Die canalisirte Strecke sollte 53 *km*, die ganze Schifffahrtslinie vom Bengalischen zum Siamesischen Meerbusen 111 *km* lang sein. Deloncle und Harmand waren im Stande, die ganze Länge des beabsichtigten Canals, sowie die beiden Flüsse Pakhschan und Tschumphong und die Wasserscheide zwischen denselben aufzunehmen; was sie fanden, sprach nach ihrer Meinung zu Gunsten

JEDNOTA K POVZBUZENÍ

des Planes. Im Jänner bis April 1883 entsandte die französische Regierung eine eigene Vermessungsexpedition nach der Landenge. Sie brach von der Ostküste bei Tschumphong auf, folgte nach Ueberschreitung eines schmalen Landstriches dem Laufe des Langsuen aufwärts und gelangte über den nur 76 *m* hohen Krah-Pass zum Pakhschan, welcher bis zu seiner Mündung in einer Dampfbarkasse befahren und eingehend untersucht wurde. Diese Expedition begleitete als britischer Regierungscommissär für Siam Commander A. J. Loftus, welcher den ganzen Plan jedoch auf das Entschiedenste verurtheilte. Die hauptsächlichsten Schwierigkeiten für die Anlage des Canals fand er in den ungünstigen Verhältnissen des Pakhschan, dessen Einfahrt sehr gefährlich und dessen Bett durch Felsen vielfach verspérrt ist, sowie in den zu bewältigen Gesteinsmassen. Um die nämliche Zeit, im Frühjahre 1883, führte übrigens Deloncle eine neue Untersuchung einer Abschnürung der malayischen Halbinsel, jedoch an anderer Stelle, viel weiter südlich aus, indem er von der Ostküste von Singora aus zunächst die Lagune Tale-Sab, welche durch die Insel Tantalam vom Golfe von Siam getrennt ist, aufnahm, längs des Flusses Klong Talung die Wasserscheide des Luanggebirges erreichte und am Tzangflusse nach Westen zum Bengalischen Meerbusen gelangte. Letzteren Isthmus hatte auch nebst jenem von Schaija (zwischen 8° 20′ und 9° 20′ n. Br.) der französische Ingenieur Léon Dru empfohlen. Indess ist es von allen diesen Plänen wieder stille geworden. Die Landenge von Krah hatten übrigens die Engländer schon seit 1843 in's Auge gefasst, auch mehrere Expeditionen dahin abgesandt, um die Anlage einer Eisenbahn zu studiren, die freilich ebensowenig zu Stande gekommen ist.

In der Gegend des Isthmus von Krah treten *Zinnminen* auf, an welchen die ganze Halbinsel ungemein reich ist. Die eigentliche Zinnregion Malakkas erstreckt sich vom 8.° n. Br., also etwa von der Landenge von Krah bis zum 3.° nördlicher Breite; die Lager breiten sich am westlichen Fusse der Gebirgskette, welche sozusagen das Rückgrat der Halbinsel bildet, über deren ganze Länge aus. Diese Kette erhebt sich bis zu 2000 *m* und ist eine Fortsetzung des grossen asiatischen Zuges, der am Himalaya anfängt und sich bis an die Südspitze der Halbinsel im Staate Dschohor ausdehnt. Der üppigen Vegetation wegen, welche das Land bedeckt, ist es sehr schwierig, eine Uebersicht der geologischen Formationen zu gewinnen, doch ist es sicher, dass viele Quarzadern die massiven Granitgebilde, deren Geschiebe zinnführend ist, durchsetzen, und das Ganze hat eine der Formation von Cornwallis ähnliche Structur. In diesen massiven Adern sind noch keine Bergwerke eröffnet; alle bis jetzt bearbeiteten Zinngruben liegen im Alluvialboden; das gewonnene Mineral ist also Stromzinn. Wie alt die Entdeckung dieses seltenen Metalles auf der Halbinsel ist, lässt sich nicht mehr ermitteln, doch reicht sie sicherlich in sehr frühe Epochen zurück. Schon lange wird dasselbe abgebaut, doch ist der Reichthum so unendlich gross, dass wahrscheinlich noch nicht ein einziges Thal durchgängig bearbeitet und von unzähligen Thälern kaum eines noch berührt ist. Einen höheren Aufschwung nahmen die Arbeiten erst gegen Ende der Vierzigerjahre und besonders nach dem Aufruhr der Taiping. Chinesische Flüchtlinge waren es, welche sich der Zinngewinnung zuwandten, ihr Werk eifrigst ausdehnten und den Engländern in den besten zinnführenden Thälern zuvorzukommen trachteten. Da indess die britische Regierung sich das Monopol aller auf Malakka gelegenen Zinngruben vorbehält, so mussten sich die Chinesen verbindlich machen, ihr den zehnten Theil alles gewonnenen Metalles abzugeben. Neben den Chinesen sind noch Malayen sowie Kling von Madras und der Malabarküste, aber keine Europäer im Bergbau beschäftigt. Doch sind die Chinesen die eigentlichen Bergleute und Schmelzer, liefern auch alle Handwerker, welche direct zur Gewinnung des Metalles mitwirken. Die Zinngruben bilden die bedeutendste Einnahmsquelle des Landes, doch hat in den letzten Jahren in manchen Gegenden allerdings der Ackerbau einen solchen Aufschwung genommen, dass er dem Bergbau wohl an die Seite gestellt werden darf.

Die malayischen Vasallenstaaten Siams auf der Halbinsel sind *Ligor* mit *Talung*, welches aber wahrscheinlich nur eine Provinz Siams ist, die Lakon oder Lachon genannt wird. Die Bevölkerung, dünn und arm, besteht vorwiegend aus Siamesen nebst einer beträchtlichen Anzahl Malayen und einigen Chinesen. Aus der Vermischung der Siamesen und Malayen ging ein Halbblut hervor, welches die Malayen Samsam nennen. Sie sind zum Islam bekehrte Siamesen und reden eine Mischsprache. Die Stadt Ligor liegt in der Nähe der Ostküste, aber nicht unmittelbar an der See, sondern am Flusse Tadschang, den alljährlich einige chinesische Dschunken des Handels wegen herauffahren, und wird auf 5000 Einwohner geschätzt. Weit bedeutender, ja der bedeutendste Platz des siamesischen Malakka ist Toneah auf der zu Ligor gehörigen Insel Salanga oder Junk-Ceylon an der Westküste; die Stadt zählt wenigstens 30.000 Einwohner und hat eine schöne, gegen die Südwestmonsune gesicherte Rhede, ist ganz von Stein gebaut, mit regelmässigen, meist gut gepflasterten Strassen und sogar numerirten Häusern und wird fast ausschliesslich von Chinesen und einigen Suratikaufleuten bewohnt. Siamesen und einige Malayen wohnen in den Vorstädten in Häusern von Holz oder Bambus. Dicht bei der Stadt befinden sich auf einer grossen Ebene, von Bergen umkränzt, sehr bedeutende Zinngruben; der Sand der Ebene ist derartig mit Zinntheilchen gemengt, dass nur wenig Pflanzenwuchs aufkommen kann und der

Boden einen grauen Schein besitzt. Das Innere von Ligor ist mit völlig unbekannten Gebirgen erfüllt, welche den wilden Orang-Semang als Aufenthalt dienen. Doch kommen diese auch sonst noch auf der Halbinsel vor.

An Ligor und die Landschaft Talung grenzen im Süden die Vasallenstaaten *Patani* und *Keda* (Quettah, Quedah). Patani, welches seinen Zins an Siam in Geld und Getreide entrichtet, liegt zwischen 6—7 ° n. Br., grenzt im Westen an Keda, welches eine Bergkette davon trennt, und zerfällt in fünf Provinzen, zwei äussere und drei innere. Es gibt zwei Städte Namens Patani, eine ältere und eine neuere, wovon die erstere an einem sehr seichten Flusse (in 7 ° n. Br.) liegt. Medhurst hat sie 1832 besucht und damals im Verfalle befunden. Die Bevölkerung betrug um jene Zeit 54.000 Köpfe, jetzt werden für den ganzen Staat ihrer blos 30.000, und für die Hauptstadt 10.000 angegeben. Letztere besitzt einen kleinen Hafen, der mehr für kleine Küstenfahrer geeignet, von europäischen Schiffen nur selten besucht wird. Das Land ist aber sehr fruchtbar und erzeugt viel Reis, Tabak und Gewürze. Die Berge sind reich an Affen und Elephanten. Das Mineralreich liefert Zinn, Eisenerze in den Gebirgen, etwas Gold, dann Salz, womit viel Handel getrieben wird. Die Siamesen erheben von diesem wichtigen Artikel eine Steuer.

Der ansehnlichste unter den malayischen Vasallenstaaten Siams ist *Keda* an der Westküste, dem man gleichfalls blos 30.000 Einwohner gibt. Längs der Küste sumpfig und waldig, im Hintergrunde von hohen Gebirgen durchzogen, in welchen der isolirte Gipfel des Jerai 1187 *m* Höhe erreicht, erstreckt es sich zwischen 5—7 ° n. Br. Zum Mindesten drei gangbare Wege vermitteln den Verkehr über das Gebirge nach der Ostküste, doch ist dasselbe nur wenig erforscht. Auch hier gibt es reiche Zinnlager, nebst etwas Gold, der Boden ist sehr fruchtbar, dicht bewaldet und wird von sechs schiffbaren Flüssen durchströmt. An einem derselben, dem Parlis, liegt im Innern die Stadt Kangah, deren Häuser auf Pfählen erbaut sind und wegen der vorspringenden Dächer sowie der Sauberkeit der Ausführung an die Schweizer Bauart erinnern. In den Wäldern Kedas fehlt es nicht an glänzend gefiederten Vögeln, fischvertilgenden Pelikanen, an Affengesellschaften, hin und wieder zeigen sich auch Rehe, während in den Gewässern nirgends die überaus feigen, aber ungemein starken und lebenszähen Alligatoren vermisst werden. Die kleinen Inseln im Meere an der Küste liefern in kleineren oder grösseren Mengen die von der *Hirundo esculenta* gebauten essbaren Vogelnester, deren gefahrvolles Einsammeln von den Malayen betrieben wird. Kedas gleichnamige Hauptstadt zählt 7—8000 Einwohner. Der Staat Keda grenzt im Osten an das Vasallenreich *Kalantan*, das sich zwischen dem Basut- und dem Barunastrome ausbreitet, 50.000, meist malayische Einwohner zählen soll und vorwiegend Gold und Zinn nebst schwarzem Pfeffer erzeugt. Die Residenz des Fürsten liegt an einem kleinen, nur für Boote schiffbaren Flusse in 6 ° 16′ n. Br. In den Bergen hausen dunkelhäutige Wilde. Gegen Westen umfängt Keda die von diesem Reiche 1802 erworbene britische Provinz *Wellesley*, deren Bevölkerung 50.000 Köpfe, meist Malayen, zählt. Sie bauen grosse Mengen Zuckerrohr zur Ausfuhr.

Ihr gegenüber liegt die reizende kleine Insel Pulo Penang mit ihrer befestigten Hauptstadt Georgetown in der Nordostecke. Pulo Penang, was auf malayisch Arakanuss-Insel bedeutet, weil sie ihrer Gestalt nach einer solchen gleicht, liegt am Nordeingange der Malakkastrasse 3·5 *km* vom Ufer der Halbinsel entfernt und ist an 25 *km* lang, bei 13 *km* breit. Der Osten des Eilands ist eine weite, 3·5 bis 5 *km* breite Ebene, an der Westseite erhebt sich bis zu 760 *m* Höhe ein gespaltener, zum Meere steil abfallender Granitklumpen, dessen Gipfel eine Signalstation trägt. Pulo Penang ist durch seine Lage wichtig für den Handel, ein Vorposten für den Verkehr nach Hinterindien, dem ostindischen Archipel und China. Es liefert mannigfaltige und werthvolle Erzeugnisse, darunter die Cocosnuss, deren Haine fast alle steilen Küsten der Insel bedecken, Reis, Pfeffer, Gewürznelken, Muscatnuss, Betelrebe, Thee, Baumwolle, Tabak, Kaffee und Zuckerrohr. Obgleich der Handel beständig im Steigen begriffen ist, vermögen die Strait-Settlements sich doch noch nicht selbst zu unterhalten, sondern kosten dem Mutterlande noch bedeutende Zuschüsse für ihren militärischen Schutz zu Wasser und zu Land.

Der südlichste und letzte Zinsstaat Siams ist *Tringano*, an der Ostküste der Halbinsel in 4° 15′ bis 6° n. Br. Er grenzt im Norden an Kalantan, im Westen an Perak; seine wichtigsten Erzeugnisse sind Elfenbein, Pfeffer, Kampher, Gold und Zinn. Die Bevölkerung schätzt man auf 35—37.000 Köpfe.

Wie man sieht sind unsere Kenntnisse von den meisten dieser Landschaften recht spärlich und fast noch schlimmer ist es um jene der unabhängigen Malayenreiche bestellt, welche den äussersten Süden der Halbinsel einnehmen. Die wichtigsten darunter sind *Perak*, *Salangor*, *Rumbo*, *Pahang* und *Dschohor*, letzteres auf dem der Insel Singapur gegenüber liegenden Festlande. T. J. Newbold zählte aber 1839 ferner noch die kleineren Staaten von *Sungia*, *Ujong*, *Dschobol*, *Srimenanti*, *Dschellyo*, *Dschellabu*, *Dschompole* und *Segamet* auf, welche alle einheimischen und despotisch herrschenden, muhammedanischen Fürsten unterstehen. Doch sind die staatlichen Verhältnisse nicht selten ziemlich unklar und über die Abgrenzungen dieser Gebiete unter einander geben die bestehenden Landkarten keine oder nur unsichere Auskunft. Erst in neuerer Zeit ist einer dieser Staaten, *Perak*, in den Vordergrund getreten und etwas genauer bekannt geworden.

Als einer der reichsten Fundorte des Zinns war Perak freilich schon lange bekannt. Vor fünf-

zehn Jahren ward derselbe jedoch in einen Streit mit England verwickelt und hat seitdem die Aufmerksamkeit mehr als andere auf sich gelenkt. Zwischen Keda im Norden und Perak im Süden liegt nämlich das seit 1824 von den Engländern erworbene Gebiet von Malakka, 1657 km^2 gross, mit der fast ganz chinesischen Stadt gleichen Namens. Von hier aus ist Perak leicht erreichbar. Da fügte es sich, dass der britische Gouverneur zu Singapur, Sir Andrew Clarke, eine Politik auf eigene Faust gegen die Malayenstaaten der Halbinsel trieb, von welcher das Londoner Cabinet gar keine Kenntniss hatte und die in Perak als „Politik freundschaftlicher Protection" zuerst eine definitive Gestalt annahm. Die Erhaltung friedlicher Beziehungen zu den malayischen Fürsten, die sich vor allen anderen durch Launenhaftigkeit, Willkür und Hartnäckigkeit auszeichnen, war immer von Schwierigkeiten begleitet. Zwar machten schon seit 1818 Verträge mit Perak dem Seeraub ein Ende, der sonst für die Küstenbewohner den Erwerb bildete, dagegen dauerte die Unbotmässigkeit unter den Grossen des Landes fort. Als nun 1875 der Sultan von Perak starb, brach eine Revolution los und vertrieb des Sultans Sohn, Abdullah, um den ältesten Häuptling, Ismail, zum Herrscher auszurufen. Da schien dem englischen Gouverneur der Augenblick für die Einmischung gekommen; er versprach vorerst die Wirren zu schlichten, setzte dann den Vertriebenen als Sultan ein und schloss mit ihm einen Vertrag, wonach England ein ansehnliches Gebiet abgetreten erhielt und die Zinnbergwerke unter die Leitung englischer Techniker kamen. Dies wusste man in London und auch dass der besagte Vertrag die Beglaubigung eines britischen Residenten einschloss, der darauf sehen sollte, dass in Zukunft Alles hübsch ordentlich zuginge. Dieses Abkommen ward auch auf Salangor ausgedehnt. Was man aber in London nicht wusste, was Sir Andrew Clarke auf eigene Hand bedungen hatte, war, dass den Residenten richterliche Gewalten ertheilt, und sie als Bevollmächtigte des Sultans mit unumschränkter Befugniss in seinem Namen erklärt wurden, endlich, dass die britische Regierung auf Verlangen des Sultans und der Häuptlinge von Perak beschlossen habe, im Namen des Sultans die Regierung von Perak zu übernehmen, und dass der Gouverneur zu diesem Ende Beamte aufstellen werde, die unter dem Titel königlicher Commissäre und Untercommissäre die Verwaltung führen würden. Ein malayischer Rath der Radscha von Perak werde ernannt werden, um die Commissäre in den Regierungsangelegenheiten zu unterstützen. Von solchen Massregeln, die einer Annexion ziemlich nahe kamen, war, wie gesagt, in London nichts bekannt, aber auch den Eingebornen gefiel diese weitgehende Fürsorge nur schlecht und sie ermordeten am 1. November 1875 meuchlings den britischen Residenten Herrn Birch. Zugleich machten sie Miene sich gegen die Engländer überhaupt zu erheben und dieselben von der Halbinsel verjagen zu wollen. Sie setzten sich in Vertheidigungszustand, während England zur Bestrafung der Schuldigen Truppen unter General Colborne aussandte, zugleich aber strenge Weisungen ergehen liess, sich jeder Annexionspolitik fernzuhalten. Es kam zu mehreren blutigen Gefechten, in welchen die Malayen erbittert kämpften und die Engländer nicht immer siegten; im März 1876 waren indess die Rädelsführer gefallen, England aber stand davon ab, das Land in eigene Verwaltung zu nehmen, sondern begnügte sich, dasselbe unter seinen Schutz zu stellen.

Ueber dieses Perak berichtete schon der ermordete Birch. Das wesentlichste Moment des Landes ist darnach der Perakfluss, welcher etwas nördlich vom 4° n. Br. in das Meer mündet; er ist für Kanonenboote etwa 64—80 *km* stromaufwärts schiffbar und hat viele Nebenflüsse. Sein Ursprung scheint sich nördlich vom Flusse Kreean zu befinden, der bis vor Kurzem die Südgrenze der Provinz Wellesley bildete. Birch hat den Perak in einer Strecke von etwa 480 *km* und beinahe alle seine Nebenflüsse erforscht und schätzte die Uferbevölkerung auf etwa 80.000, die im Innern, worunter an 10.000 Ureinwohner, auf 20.000 bis 30.000 Köpfe. Das Land längs beider Perakufer ist ausserordentlich fruchtbar und wird von den Malayen mit Tabak, Zuckerrohr, Tapioca, indischem Korn bebaut. In den undurchdringlichen Rohrdickichten gibt es viel Wild, Elephanten, zwei Gattungen Nashörner, wilde Büffel, Tapire, drei Gattungen Hochwild, Tiger, Leoparden und verschiedene Katzengattungen. Larut, der nördliche Theil von Perak an der Küste, ist der reichste Theil des Landes, ein prächtiges Gebiet mit wunderbarer Naturscenerie und sehr gesundem Klima. Der Boden eignet sich für die mannigfaltigsten Culturen, doch ist Reis die einzige Cerealie, welche von den Eingeborenen gebaut wird.

Im Auftrage des französischen Unterrichtsministeriums führten die Herren Brau de Saint Pol Lias und J. Errington de la Croix 1880—1881 eine wissenschaftliche Reise auf der Halbinsel Malakka aus, die sie zu Aufnahmen in Perak verwertheten. Sie erforschten insbesondere die Nebenflüsse des Perak, den Kinta und Batang Padang, bestimmten zahlreiche Höhen und untersuchten die Minenbezirke am Unterlaufe des Perak, die besonders reich an Zinn sind. Auch Gold wird in diesem Gebiete nicht unbeträchtlich durch Auswaschen des Flusssandes gewonnen. Die Minen erstrecken sich über einen Flächenraum von 300 km^2. Noch reichere Goldminen wurden später durch Sir Hugh Low, den britischen Residenten, am Oberlaufe des Perak entdeckt. Mit seinen Ingenieuren drang der Resident bis über 5° 50′ n. Br. längs des Flusses vor, wobei sich ergab, dass dessen Quelle nur etwa 25 *km* vom Golf von Siam entfernt ist. Der Perak scheint bestimmt, für diesen Theil der Halbinsel die grosse Handelsstrasse der Zukunft zu werden. Eine Reihe weiterer Forschungen hatte 1885 den an der Ostküste mündenden Fluss Pahang und das gleichnamige kleine Fürstenthum zum Ziel. Der Feldmesser W. Cameron nahm den ganzen Flusslauf

auf; G. Scaife befuhr seinen rechtsseitigen Zufluss Semanten, kreuzte die Wasserscheide und erreichte längs des Flusses Klang durch das Fürstenthum Salangor die Westküste. Von dieser letzteren ging der britische Resident in Salangor, F. A. Swettenham, zu einer Durchkreuzung der Halbinsel von Perak bis Pahang aus, welche die Zeit vom 12. April bis 5. Mai 1885 in Anspruch nahm. Längs des Slim wurde bis Kuala Slim der Wasserweg benützt, dann ging es längs desselben und seines Quellbaches Briseh aufwärts zur Wasserscheide, welche zugleich die Grenze zwischen Perak und Pahang ist. In einer Höhe von 960 *m* ward dieselbe überschritten. Nur wenige Schritte von einander durch die Passhöhe getrennt, entspringen der Briseh im Westen, der Sungei Sambilan, einer der Quellflüsse des Lipis im Osten. Noch wurde Permatang Linggi in 195 *m* erreicht und von jetzt ab auf Flössen der Wasserweg benützt, welcher einer regelmässigen Schifffahrt wiederholt durch Stromschnellen Hindernisse bereitet. Bei Kuala Temelin vereinigen sich der Lipis und Jelei zum Pahangflusse, welchen Swettenham bis zur Hauptstadt Pekan hinabfuhr. Im Juli führte J. E. Tenison-Wood eine Fahrt auf dem Pahang aus, um die an seinem Oberlaufe befindlichen Goldminen zu untersuchen. Er gelangte bis Punjom am Lipis, 16 *km* von dessen Mündung, 300 *km* von der Küste; in unmittelbarer Nähe beim Dorfe Jelei liegen die alten Goldminen, welche seit Kurzem eine europäische Gesellschaft übernommen hat. Auf der Rückreise wurde der Semanten aufwärts verfolgt bis zur Quelle, in deren Nähe sich ebenfalls Goldlager fanden.

Es ist kein Zweifel, dass die malayische Halbinsel eines der mineralreichsten Gebiete der Erde ist; allein auch für den Anbau von Thee, Chinarinde, Kaffee u. dgl. eignen sich die tiefer gelegenen Landstriche. Es wäre dringend zu wünschen, dass die geographische Forschung in ernsterer Weise als bisher diesem interessanten Gebiete sich zuwende.

MISCELLEN.

Ausstellung in Taschkent 1890. Das 25jährige Bestehen russischer Herrschaft in Westturkestan wird im Jahre 1890 durch eine Ausstellung in Taschkent gefeiert werden, welche sehr interessant zu werden verspricht, und deren Besuch, vermittelst der transkaspischen Eisenbahn unschwer ausführbar, wissbegierigen und unternehmungslustigen Touristen empfohlen wird. Das Interesse dieser Ausstellung beruht darauf, dass im Princip nur Bewohner des turkestanischen Gebietes und der benachbarten asiatischen Landstriche und Reiche als Aussteller aufzutreten berechtigt sind — eine Regel, die freilich Ausnahmen, wie sich sofort zeigen wird, nicht ausschliesst. Die Ausstellung wird in folgende 11 Abtheilungen zerfallen: 1. Feld- und Landwirthschaft, 2. Garten- und Weinbau, 3. Baumwollen-, Seiden- und Bienenzucht, 4. Viehzucht, Pferde- und Geflügelzucht, 5. Waldwirthschaft, 6. Fischfang und Jagd, 7. Haus- und Fabriksindustrie, 8. Bergbau, 9. eine wissenschaftliche, 10. eine kriegsgeschichtliche, 11. eine Lehrmittel-Abtheilung. Aus dem europäischen Russland und dem Auslande werden zur Ausstellung zugelassen: Landwirthschaftliche Geräthe und Maschinen, namentlich solche, welche eine verbesserte Bearbeitung in den für Centralasien besonders wichtigen Erwerbszweigen, wie Baumwollen- und Seidenzucht, Weinbau, Trocknung von Früchten etc. einzuführen geeignet sind. Auch Fabrikserzeugnisse russischen Ursprungs, welche speciell für Centralasien hergestellt werden, sollen Aufnahme finden. Im Ganzen hofft man durch die Ausstellung ein Bild des Aufschwunges, den seit 25 Jahren die verschiedensten Zweige des Lebens in Turkestan genommen haben, vorführen zu können; so soll z. B. die letzte Section, die der Lehrmittel, veranschaulichen, welche Fortschritte in dieser Zeit auf dem Gebiete der Volksbildung gemacht worden sind . . . . . Ueber die Reise nach Taschkent geben die nachstehenden, mit Odessa beginnenden Notizen, die wir dem Tagebuche eines im vorigen Jahre aus Centralasien heimgekehrten Oesterreichers entnehmen, einigen Aufschluss.

„Fahren wir weiter nach Odessa, das mit seinen breiten, mit Alleen versehenen Strassen auf jeden Reisenden den besten Eindruck macht, fahren wir weiter nach Sebastopol, der blutgetränkten Stätte, weiter nach Yalta, das die Russen gern ihr Nizza nennen, das trotz seiner schönen Villen und nahen Wälder, comfortablen Hôtels, bequemen Wagen, Früchte und Rosen, wegen seiner staubigen Strassen und verstaubten und sonnverbrannten Vegetation mir doch keinen Gefallen abgewinnen kann; fahren wir weiter nach Firdusi, das mit seinen Windmühlen und kahlen Bergen nicht zum Aussteigen einladet, weiter nach Batum, wo der Spiegel des Meeres mit Petroleum überzogen ist, wo Alles nach dem edlen Nass duftet, wo, wie die dort wohnenden Deutschen scherzend erzählen, selbst die erlegte Waldschnepfe den hautgout vom Petroleum annimmt. Willst du nicht in Tiflis bleiben, dort das Lied Rubinstein's singen: „Gelb rollt mir zu Füssen der brausende Kur“, und kachetischen Wein dazu trinken, dich überzeugen, dass die grusinischen und tscherkessischen Frauen ihren Schönheitsruf nicht verdienen, so fahre an dem Elbrus und Kazbek, den Riesen des Kaukasus, vorbei und gehe nach Baku, dem Endpunkte der Bahn. Dort wirst du staunend sehen, wie das Erdöl thurmhoch Fontainen schleudert, und hören, dass das Pud (40 Pfund) Cerosin soviel kostet wie in Wien ein halbes Pfund Petroleum.

Geht der Wind vom Lande, so kannst du versuchen, ein Seebad im Kaspischen Meere zu nehmen, denn der Wind treibt die Cerosinschichte, die auf dem Wasser schwimmt, in die hohe See. Das Kaspische Meer, dessen Wasser salzig und ausserordentlich bewegt ist, macht dir die zwanzigstündige Ueberfahrt quer über dasselbe zur unangenehmen, und am zehnten Tage nach der Abreise von Wien landest du in Usun Ada, dem

Anfangspunkte der transkaspischen Militärbahn, die dich mit einer Geschwindigkeit von circa 22 Werst per Stunde in 36 Stunden nach Merw bringt. Von Usun Ada bringt den Reisenden eine 49stündige Eisenbahnfahrt an die Ufer des Amu Darja, von wo er in weiteren 8 Stunden in den Bahnhof von Bocharà einfährt. Noch 15 Stunden bringen ihn nach Samarkand, dem im Vorjahre letzten Punkte der Transkaspischen Militärbahn. Zur Jubiläums-Feier wird wohl die Bahn bis Taschkent ausgebaut sein und man statt 40 Stunden im Tarontest nur 13 Stunden im bequemen Waggon zuzubringen haben.

Landesposteinrichtungen in China. Die Depeschen der Regierung werden nach ihren Bestimmungsorten durch besonders zu diesem Zwecke angestellte Leute befördert, welche unter der Aufsicht des Kriegsministeriums in Peking stehen. Sie reiten von einer Station zur anderen mit ziemlicher Schnelligkeit, und wichtige Documente werden so auf grosse Entfernungen täglich 45 Meilen weit befördert. Das Publicum ist von der Benützung dieses Verkehrsmittels ausgeschlossen, hat aber, durch die Bedürfnisse des Handels dazu geführt, für sich einen eigenen Postdienst eingerichtet. In jeder chinesischen Stadt von einiger Grösse befinden sich sicherlich einige Postämter, von denen jedes einer oder mehreren Provinzen vorsteht, nach und von denen es Briefe und kleine Packete befördert. Die Sicherheit aller ihnen anvertrauten Gegenstände wird garantirt und der Werth ersetzt, wenn sie verloren gehen; gleichzeitig muss der Inhalt aller Packete bei der Aufgabestelle declarirt werden, damit ein entsprechendes Porto für ihre Beförderung erhoben werden kann. Die Briefträger gehen hauptsächlich zu Fuss; mit 80 Pfund Postgepäck laufen diese Boten eine Meile in der Stunde, bis sie an ihrem Bestimmungsorte angelangt sind, händigen hier den Pack einem anderen Boten ein, welcher, gleichviel ob Tag ob Nacht, ob schlechtes oder gutes Wetter, aufbricht, bis auch er sich seiner Verantwortlichkeit entledigt und den Pack einem dritten Boten eingehändigt hat. Der Portosatz ist sehr gering. Ein Brief von Peking nach Hankau, ca. 150 Meilen Luftlinie, kostet nur 8 Cts. Etwa 30 Percent des Portos trägt der Absender, um die Post vor Betrug und Verlust zu schützen; der Ueberschuss kann von dem Adressaten erhoben werden. Diese Postämter werden von den Kaufleuten bei ihren Handelsgeschäften viel gebraucht, und Wechsel werden stets so verschickt. Solche Documente, sowie kleine Packen chinesischen Feinsilbers bilden eine ziemlich werthvolle Last und würden oft den Wegelagerern zur Beute fallen, wenn nicht die Militärbehörden Reisende, welche die Gasthäuser vor Tagesanbruch verlassen, von Soldaten würden begleiten lassen, bis der Tag sie vor den Gefahren eines plötzlichen Angriffes sicherstellt. An anderen Orten hat man wieder Trupps gut eingeübter Männer, welche sich in Gesellschaften von drei bis fünf den Reisenden zum Schutze vor Wegelagerern vermiethen.

Zustände an der kleinasiatischen Nordküste. Im Auftrage der Senckenbergischen naturforschenden Gesellschaft zu Frankfurt a. M. führte Staatsrath O. Retowski aus Theodosia im Sommer 1889 eine siebenwöchentliche Reise nach der kleinasiatischen Küste des Schwarzen Meeres aus, wobei die Plätze Sinope, Samsun, Trapezunt und Batúm besucht wurden. Sinope, einst der wichtigste Punkt der ganzen Nordküste Kleinasiens, ist trotz seiner fruchtbaren Umgebung und günstigen Handelslage heute tief gesunken. Das nicht mehr als 7162 Einwohner zählende Städtchen zeigt im Innern den gewöhnlichen Verfall. Dabei ist der Steuerdruck enorm. Für ein Schaf, das hier etwa 3 fl. kostet, ist ein Gulden Steuer zu entrichten. Etwa ein Drittel der Bevölkerung sind Griechen, die übrigen zwei Drittel Türken. Samsun, in dessen Nähe die spärlichen Trümmer des alten Amisos liegen, besitzt einen schlechten Hafen und in der Umgebung gesundheitsgefährliche Sümpfe. Dennoch hat sich die Stadt bedeutend gehoben und seit 1860 ihre Bevölkerung etwa verfünffacht, von 3000 auf 16.000 Köpfe. Samsun ist nämlich einer der Hauptplätze, nicht blos des Handels, sondern auch des Tabakbaues, zugleich Sitz eines der vier Bezirke der Tabakregie für das türkische Reich, weshalb hier auch eine grosse Tabakfabrik besteht und zahlreiches Verwaltungspersonal stationirt ist. Trapezunt ist Sitz eines der zwölf Vilajete, in welche die asiatische Türkei eingetheilt ist. Hier haben elf auswärtige Mächte ihre Vertreter. Es herrscht reger Verkehr und besonders die Karawanen bringen viel Leben in die Strassen. Die Stadt zählt 45.000 Einwohner und ist sehr ausgedehnt wegen einer Menge Gärten innerhalb der von Christen bewohnten Viertel. Vier Stunden von Trapezunt entfernt liegt Risa oder Risch im Lande der Lasen, die nächste türkische Stadt an der russischen Grenze, von europäischer Cultur aber noch so wenig berührt, dass man wohl thut, sich möglichst wenig auf der Strasse zu zeigen. Batúm hatte Herr Retowski seit 1879 nicht gesehen. Damals bot es noch ganz den Anblick einer orientalischen Stadt. Die verflossenen zehn Jahre haben aber hier mehr gewirkt, als 500 Jahre unter türkischer Herrschaft. Die winkeligen schmutzigen Gassen mit den hölzernen unansehnlichen Privathäusern und den kleinen Verkaufsbuden haben breiten Strassen mit grossen, mehrstöckigen, steinernen Häusern und eleganten Läden Platz gemacht und blos ein paar unbedeutende Moscheen, die türkischen Bäder und einige Buden auf dem Bazar erinnern noch an die einstige Herrschaft der Osmanen. Die Erklärung zum Freihafen, die grossartigen Hafenbauten und die Eisenbahn nach Bakú am Kaspischen Meere haben einen solchen Zuzug von Europäern veranlasst, dass die ursprüngliche Bevölkerung nur einen kleinen Bruchtheil der heute auf 10.000 Köpfe angewachsenen Bewohnerschaft bildet.

Verantwortlicher Redacteur: A. v. Scala. Druck von Ch. Reisser & M. Werthner in Wien.

März-Heft 1890. Nr. 3.

JEDNOTA K POVZBUZENÍ PRUMYSLU V CECHÁCH

OESTERREICHISCHE

Monatsschrift für den Orient.

Herausgegeben vom

K. K. ÖSTERR. HANDELS-MUSEUM IN WIEN.

Redigirt von A. von Scala.

Monatlich eine Nummer. VERLAG DES K. K. ÖSTERR. HANDELS-MUSEUMS IN WIEN. Preis jährl. 5 fl. — 10 Mark.

INHALT: Feueranbeter oder Monotheisten? Von *Hermann Feigl.* — Die Genussmittel des Orientes. Von *Gustav Troll.* — Capitän Binger's Reise im Sudân. Von *F. v. H.* — Die Deutschen Schutzgebiete bei Beginn des Jahres 1890. — Miscelle: Albinos im Indischen Archipel.

FEUERANBETER ODER MONOTHEISTEN?

Von *Hermann Feigl.*

Wem das Gerücht einmal einen Namen erfunden hat, der mag ihn nur schwer wieder los werden, und eine Verleumdung, die drei Jahrtausenden getrotzt hat, widersteht auch mit einem gewissen Anscheine von Recht der besseren Erkenntniss. Das haben die *Parsis*, die Anhänger der Lehre Zoroaster's, an sich selbst am besten erfahren. Ihr Religionsgedanke, als ein Innerliches von den alten Völkern nicht verstanden, ist auch von den neuen bis in die jüngste Zeit nur aus Aeusserlichkeiten geschlossen worden. Die Parsis heissen und hiessen „Feueranbeter", obwohl sie das Feuer weder heute, noch wohl auch jemals in alter Zeit angebetet haben.

Es ist wahr, die Feueraltäre, welche sich allenthalben in den von den Zoroastriern früher bewohnten Gebieten noch als Ruinen finden, sprechen ebenso für die Begründung des Verdachtes, wie die Art und Weise, auf welche die heute noch lebenden Parsis ihr Gebet verrichten. Nun, der Mohammedaner wendet beim Gebete das Gesicht gegen die Ka'ba, jenen uralten Stein, der schon in vorislamischer Zeit als vom Himmel gefallen mit heidnischen Gebräuchen verehrt wurde, und doch ist der Muslim nicht als Fetischist verschrieen, der einen Stein anbetet; russische Christen lassen sich in Jerusalem an der Stätte des heiligen Grabes von geweihten Kerzen Licht geben, das, indem eine Kerze an der anderen entzündet wird, weit hinausgetragen wird in die Welt und in den Häusern der Gläubigen nie erlischt, und doch wird ihnen niemand nachsagen, dass sie das Licht verehren, vor welchem sie in heiliger Andacht knieen; die Parsis aber sind „Feueranbeter" und der Name wird ihnen trotz seiner Fälschlichkeit bleiben, wie Max Müller sagt, auch „wenn Ormuzd's letzter Verehrer längst von der Erde verschwunden ist". Das Evangelium der Christen und der Koran der Muhammedaner sind eben mit ihren Lehren bekannt, während das Zandavesta, die heilige Schrift der Zoroastrier, erst in der neuesten Zeit an's Tageslicht gezogen und untersucht wurde; und nun wird man sagen, steht es kaum mehr dafür, für das verschwindend kleine Häuflein der bis heute übrig gebliebenen Parsis eine Lanze einzulegen.

Es leben ihrer heute in der That nicht mehr als im Ganzen beiläufig 100.000, die sich zum weitaus grösserem Theile auf Indien, zum kleineren auf Persien vertheilen; eine furchtbare Mahnung an die Vergänglichkeit aller Grösse!

Die Nachkommen der Eroberer der alten Welt des Orients, der Beherrscher von Persien, Babylonien und Assyrien, von Judäa und Egypten etc. sind heute mit ihrer Religion im eigenen Vaterlande nur geduldet und seitdem Araberthum und Islam in Persien ihre siegreichen Fahnen aufgepflanzt haben, geht der „Gaebr", der „Feueranbeter" verachtet durch das Leben.

Und doch hat dieser „Gaebr" eine Religion, mit welcher sich der Islam an Reinheit und Erhabenheit nicht im Entferntesten messen kann, eine Religion, die zu Höherem berufen war, als mit einer Nation unterzugehen, jene Religion, die ewig bestehen wird, gleichviel welchen Namen sie tragen mag: den reinsten Gottesglauben. Lange vordem, ehe das Christenthum die heidnischen Religionen der in Europa lebenden Arier verdrängte, ja lange vorher, ehe diese im Westen wohnenden, sogenannten nordarischen Völker ihre Mythologie in eine systematische Form gebracht hatten, waren sich die Anhänger Zoroaster's schon des einzig richtigen Weges bewusst, den der Mensch im Streben nach der Erkenntniss Gottes zu gehen hat, des *Monotheismus*.

Ob das ursprüngliche Religionsgefühl aller Menschen ein monotheistisches ist, ob also alle Mythologien und vielleicht auch der Fetischdienst uncultivirter Völker nur auf eine Entartung der vollkommensten Gottesidee zurückzuführen sind, das ist wohl eine Behauptung, die schwer zu beweisen, eine Frage, die heute noch nicht zu beantworten ist. Die Betrachtung der Religionen der arischen Völker scheint jene Annahme überaus zu begünstigen.

Die grosse lockenhaarige Völkerfamilie bezeichnet die Gottheit mit einem gemeinsamen

ČS 80.74

Worte, und wenn dieses von der Sanskrit-Wurzel *div* abgeleitete Wort auch nicht bei allen indo-europäischen Völkern den obersten Gott bezeichnet, so glaubt man doch annehmen zu dürfen, dass es ursprünglich der Name der monotheistischen, vor alten Zeiten allen arischen Völkern gemeinsamen Gottheit gewesen ist. Da die Wurzel *div* nun *glänzen* bedeutet, so liegt wieder die Annahme nahe, dass der Begriff des Göttlichen mit dem des Lichts zusammenhängt, es lässt sich aber wohl nicht entscheiden, ob die Urarier durch die Betrachtung des leuchtenden Sonnenballs zur Idee der Gottheit geführt wurden oder ob sie die schon vorher gefühlte, über Alles erhabene Gottheit in sinnlich poetischer Ausdrucksweise mit Glanz und Licht identificirten, wie die Juden in philosophischer Ueberlegung ihren Gott mit der Ewigkeit.

Gewiss ist, dass die nordarischen Völker irgend einen oder ihren höchsten Gott oder Gott überhaupt mit einem Worte bezeichneten, dessen Bedeutung ihnen völlig unbekannt war, während die Südarier in dem Worte *dêva* noch leicht ihr altes Spracheigenthum erkennen und sich erklären konnten. Ob sie es aber auch thaten?

Schon in den Veden gibt es so viele *dêvas*, Götter, dass wir von jener angedeuteten sinnlich poetischen Bezeichnung eines einzigen Gottes von jeher zweifeln müssen. Allerdings konnte das Wort, wenn die ursprünglich monotheistische Religion einmal entartet war, ebensogut in der Mehrzahl wie in der Einzahl gebraucht werden. Aber konnten dann Diejenigen, welche am Monotheismus festhielten, nicht umsomehr den Singular zu Ehren bringen? Nichts von dem! Im Zendavesta wird das von der Wurzel *div* abgeleitete Wort mit Abscheu verworfen, und *daêvas* bezeichnet dem Zoroastrier durchaus nichts Göttliches, denn er bekennt: Ich will kein Verehrer der *daêvas* sein. Es mag ja sein, dass das Avesta, wie Max Müller sagt, eine bewusste Opposition gegen die Anbetung der im Veda verehrten Naturgötter darstellt, aber hätte denn Zoroaster nicht erklären können, es gäbe nur *einen daêva?* Warum gab er ihm einen anderen Namen, nannte ihn Ahura mazda und verwarf den Titel *daêva* ganz? Wenn wir uns Zoroaster's Religion als Frucht philosophischen Denkens vorstellen, wird die Sache erklärlicher, als wenn wir Zoroaster als von religiösen Vorurtheilen befangen, betrachten. Ist aber Zoroaster's Lehre das Werk eines persönlichen Genius, dann dürfen wir sie weder mit der vedischen noch mit der vorvedischen Religion der Inder in Zusammenhang bringen, denn das Genie bedarf keiner Anlehnung. Dann gebührt aber auch den alten Iraniern von allen arischen Völkern allein der Anspruch auf die originäre Idee des Monotheismus.

Die Religionsgeschichte als Wissenschaft ist heute noch viel zu jung, um Hypothesen zu vertheidigen, geschweige denn sie zu Wahrheiten zu erheben, und so bleibt uns in unserer Sache Nichts übrig, als den weiten Boden historischer Kritik zu verlassen und uns auf das kleine Plätzchen der Erfahrung zu beschränken. Dass die Religionsbücher der Parsen manches Wunderliche und Mythische enthalten, wollen wir ganz bei Seite lassen, da sie ihm in der Praxis selbst nicht die geringste Bedeutung beimessen. Dies dürfen sie heute umsomehr, als sie vom Zend, in welchem ihre heiligen Schriften abgefasst sind, kein Wort verstehen, und selbst die Gebete daraus ohne Verständniss recitiren. Es wäre aber falsch, aus diesem letzten Umstande den Schluss zu ziehen, dass der Parsi nicht weiss, zu wem und warum er betet. Er betet eben mehr im Geiste als mit Worten.

Ormuzd ist sein Gott, Zoroaster dessen Prophet und das Zendavesta die heilige Schrift, die Gott seinem Propheten geoffenbart hat.

Was die Glaubenssätze der Zoroastrier betrifft, so bestehen diese aus Fundamentallehren ohne dogmatische Zusätze; wer könnte auch solche machen, da den Priestern die heilige Schrift in ihrer alten Sprache ebenso unverständlich ist, als den Laien?

Der Parsi glaubt an *einen* Gott, dessen Einzigkeit besonders betont wird. Gott hat Alles erschaffen, den Himmel und die Erde, mit Allem was diese beiden Welten enthalten.

Gott ist ein Geist, der weder Gestalt noch Farbe hat und an keinem bestimmten Ort wohnt. Er ist für den menschlichen Geist unfassbar und so gross und erhaben, dass er sich mit Worten nicht beschreiben lässt.

Kann man Gott treffender charakterisiren, als es der Parsi thut?

Religion ist dem Parsi die Verehrung Gottes und diese Religion hat er von Gott durch dessen Propheten Zoroaster erhalten.

Die Gebote Gottes, welche der Prophet den Gläubigen gegeben hat, sind, kurz zusammengefasst, in dem folgenden Glaubensbekenntnisse enthalten:

Wir erkennen Gott als *einen* Gott, wir glauben an den erhabenen Zoroaster als den wahren Propheten, wir halten die Religion und das Avesta über jeden Zweifel erhaben, wir glauben an die Güte Gottes, wir übertreten kein Gebot der Mazdaiaschna-Religion, wir meiden alles Böse, wir bemühen uns Gutes zu thun und wir beten täglich fünfmal; wir glauben, dass wir am vierten Tage nach unserem Tode gerichtet werden und dass uns Gerechtigkeit widerfährt, wir hoffen auf den Himmel und fürchten die Hölle, wir glauben, dass ein Tag der Zerstörung und der Auferstehung kommen wird, dass Gottes Wille stets geschehen ist und stets geschehen wird, und wir wenden beim Gebet unser Antlitz einem leuchtenden Gegenstande zu.

Wenn wir dieses Glaubensbekenntniss Punkt für Punkt betrachten, werden wir kaum auf eine Aeusserung stossen, die wir, den Gottesglauben

und seine Bethätigung durch Gebet und gute Werke vorausgesetzt, verwerfen könnten.

Was die Stellung Zoroasters betrifft, so ist es ohne Zweifel ein Glanzpunkt in der Religion der Parsis, dass sie ihrem Propheten weder göttliche noch übermenschliche Eigenschaften zuschreiben. Gott hat seine Gebote einem Menschen vertraut, den er seiner Gnade und des unmittelbaren Verkehrs würdig fand. Zoroaster ist ein Weiser und dass ihn der Parsi als Menschen unmittelbar mit Gott verkehren lässt, beweist, dass er den menschlichen Genius als einen Theil von Gottes Geist zu schätzen weiss. Ein unendlich hoher Standpunkt, vielleicht der höchste, der sich in Hinsicht auf das Verhältniss der Gottheit zum Menschen je erreichen lässt.

Ebenso gereicht es dem religiösen Verständnisse des Zoroastriers nur zur Ehre, dass er auch an die Güte Gottes glaubt und von der Gnade Gottes Vergebung seiner Sünden erwartet. Das Vermeiden alles Bösen wird anders durch das kategorische Gebot ausgedrückt: Reinheit der Gedanken, Reinheit der Worte und Reinheit der Handlungen. Damit wird aber nicht nur sittliche, sondern auch physische Reinheit anbefohlen, und bei der grossen Rolle, welche die Reinigung des Körpers im Oriente überhaupt und dann besonders noch als äusseres Heiligungsmittel spielt, dürfen wir nicht erschrecken, wenn wir im Zendavesta Reinigungsceremonien finden, die uns als das gerade Gegentheil dessen erscheinen, was sie sein sollen. In dieser Hinsicht kommen die Parsis den Hindus sehr nahe, und gilt auch ihnen die Kuh und was von ihr kommt als Reinigungsmittel. Ich will mich hier nur auf diese Andeutung beschränken, und nicht weiter auf die Beschreibung von Gebräuchen eingehen, die uns nur ekelhaft erscheinen. Bemerkt aber sei dazu noch, dass ein Reisender, der in jüngster Zeit aus Indien zurückkam, erzählt, dass er in der Brahmanenschule, welche er dort besuchte, in der Ecke des Lehrzimmers eine Kuh stehen fand, welche — es ist kein Spott, sondern ernste Wahrheit! — das Zimmer durch ihre Anwesenheit — rein zu erhalten hatte. Nun gilt dem Indier die Kuh als geheiligtes Thier und lässt sich also gegen das althergebrachte Herkommen auch mit dem gelehrtesten und aufgeklärtesten Brahmanen nicht streiten. Ein Anderes ist es bei den Parsis. Diese haben sich im Laufe der Zeit in zwei Parteien, eine conservative und eine liberale getheilt, von denen die erstere an den Aeusserlichkeiten der Religion zäh festhält, während die letztere sie zum grossen Theile, wenn auch mit Schonung ihrer beschränkteren Glaubensbrüder, verwirft, — wozu auch jene abscheulichen Reinigungsceremonien gehören.

In Bezug auf das Gebet ist zu bemerken, dass es zwar genügt, im Tage fünfmal zu beten, dass aber ein frommer Parsi täglich wenigstens sechzehnmal beten soll. Der conservative Parsi betet beim Aufstehen, dann bei der eben früher angedeuteten Reinigungsceremonie, dann, wenn er sich badet, wenn er sich die Zähne putzt und wenn er mit seinen Waschungen zu Ende ist. So oft er sich die Hände wäscht, wiederholt er dieselben Gebete, jede seiner drei täglichen Mahlzeiten fängt mit einem Gebete an und hört mit einem Gebete auf und endlich wird noch vor dem Schlafengehen ein Gebet gesprochen.

Es ist schon oben der sonderbare Umstand bemerkt worden, dass die Gebete in der alten Zendsprache verrichtet werden, von welcher nicht nur das Volk, sondern auch die Priester meistens kein Wort verstehen.

„Bei manchen Gelegenheiten", sagt der Parsi *Dadabhai Nuoroji*, der uns über das Leben der Parsis berichtet, „bei manchen Gelegenheiten, wie bei den zweimonatlichen Festen, den Chumbars, bei den Ceremonien für die Todten, die am dritten Tage stattfinden, und bei sonstigen religiösen oder festlichen Gelegenheiten finden Versammlungen im Tempel statt. Gebete werden hergesagt, in die Einige mit einstimmen, aber in der Volkssprache wird keine Rede gehalten. Gewöhnlich geht jeder Parsi, wenn er Lust hat oder wenn es ihm passt, in den Feuertempel, sagt, so lange es ihm gefällt, seine Gebete her, und gibt vielleicht den Priestern eine Kleinigkeit, damit sie statt seiner die Gebete sagen."

Das spricht nicht sehr für die Bigotterie des Volkes, dafür wird jene von unserem Gewährsmanne den Priestern umsomehr zum Vorwurf gemacht.

„Statt die wahre Lehre zu verbreiten," sagt er, „und das Volk seine religiösen Pflichten zu lehren, sind die Priester von Allen am bigottesten und abergläubischesten, und üben besonders auf die Frauen, die bis vor Kurzem gar keine Erziehung erhielten, einen höchst verderblichen Einfluss aus. Die Priester haben aber angefangen, sich ihrer unwürdigen Stellung bewusst zu werden. Viele von ihnen erziehen, wenn sie irgendwie können, ihre Söhne für einen anderen Beruf. Nur wenige von der Priesterschaft können auf Kenntniss des Zendavesta Anspruch machen, und die Meisten sind nur darin ihren Glaubensgenossen überlegen, dass sie die Bedeutung der Wörter in den heiligen Büchern, so wie sie eben gelehrt wird, kennen, ohne aber die Sprache philologisch oder grammatisch zu verstehen."

Fürwahr ein unschönes Bild von den Vertretern einer der schönsten Religionen, aber bei der Erblichkeit der Priesterwürde kaum anders zu erwarten.

Ganz eigenthümlich muthet uns in dem parsischen Glaubensbekenntnisse der Gedanke des jüngsten Gerichtes und der Auferstehung an, sowie der Glaube an eine Belohnung des Guten im Himmel und eine Bestrafung des Bösen in der Hölle. Aber einen Fürsprecher und einen Erlöser erkennen sie nicht an. „Wenn Jemand sündigt", sagen sie, „in dem Glauben, dass ein Anderer ihn erlösen kann, so werden der Betrogene und der Betrüger am Tage Rastâ Khez verdammt werden. Einen Erlöser gibt es nicht, eure Handlungen und Gott

selbst sind eure Erlöser. Er gibt und er vergibt. Wenn ihr eure Sünden bereut und euch bessert, und der grosse Richter euch seiner Vergebung werth findet oder euch gnädig sein will, so kann und wird er allein euch erlösen." So erwidern sie auf die Bekehrungsversuche, die von Seiten christlicher Missionäre gemacht werden, und widerstehen hartnäckig der Zumuthung, die von ihren Vätern ererbte Religion zu verlassen.

Fast wie Fatalismus klingt ihre Ergebung in den Willen Gottes. Dass „Gottes Wille stets geschehen ist und stets geschehen wird", das drückt nur noch der Mohammedaner auf so nackte Weise aus, und es wäre nicht uninteressant, von solchen, die unter den Parsis zu leben Gelegenheit haben, zu erfahren, welchen Spielraum die Zoroastrier der freien Selbstbestimmung des Menschen und anderntheils dem unabänderlichen Schicksale gönnen.

Der letzte Punkt des Glaubensbekenntnisses, der uns nach diesem zu erörtern bleibt, betrifft eigentlich nicht den Glauben selbst, sondern nur eine Aeusserung des Glaubens. Der Parsi wendet beim Gebete sein Antlitz einem leuchtenden Gegenstande zu, doch wohl gemerkt, er betet den leuchtenden Gegenstand nicht an! Warum aber das? fragen wir. Vor Allem lässt sich hierauf erwidern, dass der Parsi nicht der einzige ist, der beim Gebete sein Gesicht nach einer gewissen Seite oder nach einem gewissen Gegenstande wendet. Es gibt christliche Secten, die beim Gebete auf das leere Firmament starren, und Juden, die dabei das Gesicht nach Osten kehren, — warum denn das, wenn es mit dem transcendentalen Begriff Gottes nicht zusammenhängt? Das sind äusserliche Gebräuche, die mit der Vorstellung von Gott gar nichts zu thun haben, die aber, mögen sie wie immer erklärt werden, nicht ganz so sinnlos sind, als sie auf den ersten Blick erscheinen mögen. Der betende Mensch soll gesammelt, er soll von dem Bewusstsein durchdrungen sein, dass er mit seinem Gotte Zwiesprache hält; das wird er aber wohl am besten, wenn er sein Auge von der ihn umgebenden Welt abkehrt und seinen Blick dorthin wendet, — nicht wo Gott ist, sondern wohin er im Verkehre mit Gott zu schauen gewohnt ist. Das wäre eine Erklärung des parsischen Gebrauchs, und sie müsste für die Gegenwart Stich halten, wenn die Parsis nicht selbst erklärten, dass sie ihr Gesicht beim Beten deshalb einem leuchtenden Gegenstande zuwenden, weil sie das Feuer, wie jede grosse Naturerscheinung als Symbol der Gottheit betrachten. Doch nothwendig sei es, sagen sie, durchaus nicht, sich beim Gebete an Ormuzd irgend einem Symbole zuzuwenden. Und hierin liegt das Schwergewicht der ganzen Entgegnung, dass die Parsis mit Bewusstsein keine Feueranbeter sind. Wenn sie das Feuer beim Gebete auch entbehren können, wo es doch immer leicht ist, ein solches anzumachen, so muss es ihnen doch von ziemlich untergeordneter Wichtigkeit sein.

Heute wenigstens ist es so, denn „während der ungebildete Theil der Parsis sich — wie überall — an das Symbol und nicht an das Wesen hält, und nicht allein Sonne, sondern Mond, Sterne, Feuer u. s. w. verehrt, kann man von gebildeten Parsis die Zumuthung, sie seien Feueranbeter, mit Entrüstung zurückweisen hören. Im Cultus der Parsis spielt allerdings das Feuer eine vornehme Rolle . . . . . Die parsischen Tempel oder Bethäuser (in Bombay) sind innen vollkommen einfach und schmucklos, oft von geradezu hässlichem Aeussern; im Innern wird ein abgeschlossener Raum zur Unterhaltung des heiligen Feuers verwendet. Ein Priester besorgt diese Arbeit, zu welcher meist wohlriechende Hölzer, Sandelholz u. dgl. verwendet werden".[1])

Eine andere Frage wäre nun die, ob die Zoroastrier nie das Feuer angebetet haben? Gewiss nicht, denn wenn sie es auch selbst leugnen wollten, so könnte sie ihr Religionsbuch Lügen strafen. Vielleicht aber sind sie vor der Verfassung ihrer heiligen Schriften, vor Zoroaster Feueranbeter gewesen? Auf diese Frage lässt sich freilich weder mit Ja noch mit Nein antworten; aber erwidern lässt sich darauf, dass dann wohl die Parsis nicht die einzigen Arier gewesen sein dürften, denen das Feuer eine göttliche Erscheinung war und bei denen es auch göttliche Verehrung genoss, dass aber dann gerade sie, die als die ersten und einzigen Arier wieder zum Monotheismus zurückkehrten oder durch philosophische Speculation zum Monotheismus gelangten, sonderbarerweise am längsten die Erinnerung an den uralten Cult behielten. Ein Räthsel, das heute weder wir, und noch weniger die Parsis selbst uns auflösen können.

In Max Müller's Essay „Die heutigen Parsis" findet sich über diese strittige Frage eine Stelle, die ich des Interesses wegen nicht übergehen zu dürfen glaube. „Diejenigen Parsis aber", heisst es dort, „die wirklich aufrichtig sind, und der Ansicht, dass sie der Sonne und dem Feuer göttliche Ehre erwiesen, am eifrigsten widersprechen, gestehen doch zu, dass jeder Parsi eine unerklärliche Scheu vor Licht und Feuer empfindet. Das Factum, dass die Parsis die einzigen Orientalen sind, die nicht rauchen, ist höchst bezeichnend, und die meisten von ihnen vermeiden es gern, ein Licht auszublasen. Ein derartiges Gefühl ist schwer zu erklären, es scheint sich aber mit dem vergleichen zu lassen, welches viele Christen vor dem Kreuze hegen. Sie beten das Kreuz nicht an, haben aber eine gewisse Verehrung dafür und es ist mit einigen von ihren heiligsten Gebräuchen verknüpft."

Wir sehen, dass Max Müller selbst, der bedeutendste Forscher auf dem Gebiete der Religionswissenschaft, sich nicht an die Lösung dieser heiklen Frage wagt, da uns alle historischen Anhaltspunkte fehlen, mit deren Hilfe wir dem Problem mit Erfolg an den Leib rücken könnten.

Gewiss ist nur das, dass der Parsi, wenn er ja vor urdenklichen Zeiten einmal das Feuer an-

[1]) Benko, J. Frh. v. Die Reise S. M. Schiffes „Frundsberg" im Rothen Meere und an den Küsten von Vorderindien und Ceylon in den Jahren 1885–1886. Pola, 1888. 8°.

gebetet haben sollte, heute nur eine ebenso matte Erinnerung daran besitzt, wie der Muslim, der sich beim Gebete der Ka'ba zuwendet, ohne sich bewusst zu werden, dass er zugleich mit der Anbetung Gottes einen Act heidnischen Götzendienstes vollzieht. Dann aber bleibt noch immer die Frage offen, ob der alte Perser der einzige Arier gewesen ist, welcher vor Zoroaster's Erscheinen das Feuer oder die Sonne anbetete, — und wie es denn gekommen ist, dass der Parsi, wenn er nicht der einzige lichtverehrende Arier gewesen ist, und trotzdem er sich als der einzige aus dem Naturdienste zu dem reinen Monotheismus emporgerungen hat, dennoch am längsten, d. h. bis heute die Erinnerung an den uralten allen Ariern gemeinsamen Cult behalten hat.

DIE GENUSSMITTEL DES ORIENTES.

Von *Gustav Troll.*

I.

Zu allen Zeiten und bei allen Völkern gab es nebst den zur Aufrechthaltung des Organismus erforderlichen Nahrungsmitteln noch andere, lediglich dem Genusse dienende Stoffe, deren Wesenheit im Allgemeinen in der Hervorrufung angenehmer Geschmacksempfindungen uud ebensolcher Nervenreize besteht. An solchen Mitteln waren die Länder des Orientes von jeher besonders reich und bis auf den heutigen Tag gilt das Morgenland in der Vorstellung europäischer Nordländer als die Zauberstätte aller nur erdenklichen sinnlichen Genüsse, ein Paradies voll Sinnenlust und Nervenrausch, dessen Bewohner nur den einzigen Lebenszweck kennen, der im schrankenlosen Genusse enthalten sein soll. Und doch gibt es kaum in irgend einem Erdenwinkel Menschen, welche bedürfnissloser und mässiger sind, als z. B. die genügsamen Kinder der Wüste Arabiens und Lybiens. Dass die Morgenländer im Allgemeinen für genusssüchtig gelten, hat seinen Grund einestheils in der unter der heissen Sonne des Landes üppig gedeihenden Phantasie des Orientalen, welche der kleinsten Annehmlichkeit, die das Leben und die Natur bietet, einer spärlich fliessenden Quelle, einem halbverdorrten Baume, die schönsten Seiten abzugewinnen und in dem Masse zu vergrössern weiss, als es die thatsächliche Unbedeutsamkeit des Gegenstandes zu seiner Verherrlichung erfordert, anderntheils darin, dass die Abendländer sich von jeher die abenteuerlichsten Vorstellungen über das Leben im Oriente gemacht haben. Die durch die Religion bedingte eigenthümliche Weltanschauung des Orientalen, äussert ihre physische Wirkung zunächst durch eine gewisse äusserliche Apathie, welche weniger als Trägheit, sondern als natürliche Vorliebe für Ruhe und Bewegungslosigkeit aufgefasst werden will, die aber der stets beschäftigte, unruhige Abendländer nur zu oft als Schlaffheit, Energielosigkeit und Arbeitsscheu betrachtet. Richtig ist das nicht. Dieser Hang zur Ruhe entspringt nicht aus Arbeitsscheu, sondern aus einer fast glücklich zu nennenden Bedürfnisslosigkeit, welche die Arbeitsleistung naturgemäss stark beeinflusst, dann aus der orientalischen fatalistischen Weltanschauung und nicht zum geringsten Theile auch aus den klimatischen Verhältnissen. Der Orientale liebt vor Allem die Ruhe, aber Ruhe ist nicht identisch mit Genuss. Der Orientale, der den ganzen Tag auf seinem ärmlichen Teppich liegt und nichts thut als höchstens rauchen und zwei oder drei Tassen Kaffee trinken, wobei er sein Nahrungsbedürfniss mit einigen Hand voll Reis, Datteln oder Oliven befriedigt, ist in diesem Sinne nicht so genusssüchtig wie etwa ein europäischer Arbeiter, der nach vollbrachtem Tagewerk seine Zeitung liest, im Gasthause einige Gläser Bier oder Wein trinkt, die politischen Ereignisse bespricht und in einer Vereinsversammlung sociale Predigten anhört. In den Glanzzeiten des Orients war die Lebensweise allerdings eine üppige, sie war reich an irdischen Genüssen, alles, was die Sinnenlust zu erregen vermochte, wurde geboten, aber heute ist der Orient arm, die Lebensweise ist im Allgemeinen kärglich zu nennen und das schrankenlose Genussleben, wie es die märchengetränkte Phantasie des Abendlandes sich vorspiegelt, existirt höchstens noch für einige Wenige mit Glücksgütern gesegnete Feudalherren, die es aber auch schon vorziehen ihre Genüsse im Abendlande zu suchen.

Betrachtet man die Summe von Genussmitteln, welche selbst dem ärmeren Europäer daheim geboten ist, und von welchen ihm eine grosse Anzahl bereits zum Lebensbedürfnisse geworden ist, so erscheint der Morgenländer dagegen überaus genügsam und bescheiden. In gewissem Sinne ist der Orientale aber trotzdem genusssüchtiger als sein abendländischer Gefährte, denn die von ihm gebrauchten Genussmittel haben fast ausschliesslich nur den Zweck, Genuss zu verschaffen, während der europäische Arbeiter häufig geradezu gezwungen ist, solche Mittel wie z. B. alkoholische Getränke anzuwenden, um sich die Kraft zum Weiterringen in dem allgemeinen Wettkampfe unserer Zeit zu erhalten. Die Triebfeder zur Benützung der Genussmittel ist hier nicht allein in dem Genusse, den sie schaffen, zu suchen, sie haben vielmehr eine durch die ganze Lebensweise und die klimatischen Verhältnisse bedingte sehr hohe Bedeutung für die Arbeitsfähigkeit und das Wohlbefinden des Menschen. Nur zu häufig sollen diese Stoffe als physiologische Nervenreize wirken, die das durch Arbeit hervorgerufene Schwächegefühl der Muskeln und Nerven, das sich als Ermüdung, Erschlaffnng äussert, für einen Augenblick beseitigen und durch künstliche Erregung zu grösserer Arbeitsleistung anspannen soll. So wirkt ein Glas Branntwein auf einen mit Ein- und Ausladen hart arbeitenden Fuhrmann genau wie der Peitschenschlag, den er seinen Pferden gibt; beides hat den Zweck, durch Erregung der Nerven zu grösserer Arbeitsleistung anzuspornen.

Solchen Zwecken dienen namentlich Thee, Kaffee und der Alkohol in seinen verschiedenen Formen. Der Verbrauch dieser Stoffe ist bereits in's Ungeheuere gestiegen und steigt täglich mehr, weil das Bedürfniss darnach thatsächlich wächst. Unsere socialen Verhältnisse, unsere ganze Lebensweise bedingen eine fortwährend zunehmende Erschlaffung der Nerven, die nur durch künstliche Erregungsmittel den ebenfalls stets wachsenden Anforderungen zu entsprechen vermögen, die wir an sie stellen.

Die Arbeitsleistung des Abendländers ist, seinen Lebensverhältnissen entsprechend, eine bedeutend grössere als jene des Morgenländers, daher ist aber auch der Verbrauch nervenreizender Genussmittel ein ungleich grösserer bei jenem als bei diesem. Trotzdem ist die Anzahl von Genussmitteln, welche der Orient bietet, nicht gering, ja sie ist ebenfalls täglich im Zunehmen begriffen, in demselben Masse als die Cultur steigt. Obwohl nun die meisten Genussmittel Gemeingut der gesammten Menschheit geworden sind, so dass sie heute bei keinem, noch so niedrig stehenden Volke zu vermissen sind, und die meisten derselben sich auf einige wenige Typen zurückführen lassen, so sind die Formen, unter welchen sie auftreten, insbesondere in jenen weitläufigen Gebieten, die man als Orient im weiteren Sinne aufzufassen pflegt, so mannigfaltig, dass es sich gewiss der Mühe lohnt, eine Zusammenstellung der hauptsächlichsten Genussmittel des Orientes zu geben, was mit diesen Zeilen eben versucht werden soll.

Die heute bekannten menschlichen Genussmittel sind sämmtlich pflanzlichen Ursprunges. Sie lassen sich auf zwei Haupttypen zurückführen: alkoholische und nicht alkoholische. Zu den ersteren müssen zunächst die ausgesprochen alkoholhältigen Getränke, also Branntwein und brantweinartige Flüssigkeiten, dann Wein und weinartige, sowie Bier und bierartige Getränke gerechnet werden. Zu den nicht alkoholischen Genussmitteln gehören solche, die vermöge ihrer Bestandtheile beim Rauchen, Kauen, Essen, Trinken einen Nervenreiz ausüben, also Kaffee, Thee, Tabak, Opium u. s. w. Viele dieser letzteren Genussmitteln verdanken ihre Wirkung hauptsächlich irgend einer organischen Base, welche sie enthalten. So wirkt das Opium durch sein Morphin, der Tabak durch das Nicotin, das er enthält, die Pituripflanzen der Australneger durch das in ihnen enthaltene Piturin, der Fliegenschwamm der Kamtschadalen durch ein dem Atropin (dem wirksamen Princip der Tollkirsche) ähnliches Alkaloid. Andere wieder, wie Haschisch Kawa, Betel wirken durch verschiedene Harze, die sie enthalten. Hiezu kommt bei Stoffen, die zum Rauchen verwendet werden, noch die Wirkung von sich beim Verbrennungsprocesse bildenden Picolin- und Pyridinbasen, welche alle mehr minder betäubende Eigenschaften besitzen.

Die physiologische Wirkung der verschiedenen Genussmittel ist durchaus nicht gleich. Während z. B. die coffeïnhältigen Stoffe, also Thee, Kaffee, Guarana u. a. (Cacao kann füglich auch dazu gerechnet werden, da dessen wirksames Princip, das Theobromin grosse Aehnlichkeit mit dem Coffeïn besitzt) direct auf die Muskeln einwirken, ist dies bei andern, wie Tabak, Opium, Haschisch etc. nicht der Fall, die Wirkung dieser letzteren äussert sich zunächst als eine erregende auf die Gehirnthätigkeit, dann aber setzt sie das Empfindungsvermögen merklich herab, so dass beim Genusse grösserer Mengen auch gänzliche Empfindungs- und Bewusstlosigkeit eintreten kann. Die Wirkung des Alkohols und aller alkoholhältigen Getränke besteht in der Erregung des Gehirns und Beschleunigung des Blutumlaufes, wodurch eine raschere Bluterneuerung hervorgerufen und das Individuum leistungsfähiger gemacht wird. Bei Genuss grösserer Mengen von Alkohol tritt auch hier wieder ein Rückschlag, d. h. eine allgemeine Erschlaffung ein.

Bei übermässigem Gebrauch rufen sämmtliche Genussmittel, auch die coffeïnhältigen, Störungen im Organismus hervor und geben Anlass zu verschiedenen Erkrankungen. Zu häufiger Genuss von starkem Kaffee z. B. bringt Zittern hervor, Opium- und Haschischgenuss zieht mit der Zeit Blödsinn nach sich, fortgesetzter übermässiger Alkoholgenuss erzeugt verschiedene Krankheiten des Magens und der Leber, schliesslich Delirium tremens.

Es ist bezeichnend für den Orient, dass diese letztere Krankheit dort äusserst selten vorkommt, freilich sind dafür die in ihrer moralischen Wirkung vielleicht noch mehr Abscheu erregenden Folgekrankheiten des Opium- und Haschischgenusses dort zu Hause.

Betrachten wir nun zunächst die alkoholischen Getränke, die im Oriente gebräuchlich sind. Zur leichteren Uebersicht empfiehlt es sich, dieselben in drei Classen einzutheilen, und zwar in Branntwein und branntweinartige, Wein- und weinartige, Bier und bierartige.

Unter den dem Oriente eigenthümlichen *Branntweinen* ist am bemerkenswerthesten der *Arak*, auch Rak, Araki, Arrak genannt. Der eigentliche Arak ist ein aus Reis erzeugter Branntwein, aber was unter diesem Namen in den Handel kommt, erweist sich oft sehr verschieden. Im weiteren Sinne ist das Wort Arak oder Raki im ganzen Oriente überhaupt die Bezeichnung für Schnaps, selbst bei den slavischen Völkern der Balkanhalbinsel bis zu den Rumänen („Rachiu") ist dieser Name allgemein verbreitet. An der Malabarküste wird der vergohrene Zuckersaft der Blüthenstände einiger Palmenarten, den man Toddy nennt, der Destillation unterworfen und das Destillat als Arak bezeichnet. Auf Java und in Jamaika wird zu dessen Bereitung eine vergohrene Reismaische als Grundlage genommen und diese mit Toddy (Palmwein) oder mit Toddy und Melasse versetzt, vergohren und destillirt. Nach Europa wird hauptsächlich der Batavia-

Arak (Mandarinen-Arak) ausgeführt, welcher für den besten gehalten wird. Minder gut ist der Goa-Arak, geringe Sorten sind Ceylon- und Pariah-Arak, die aus Frucht- und Baumsäften unter Zusatz scharfer, aromatischer Stoffe (Pfeffer, Hanf, Stechapfelsamen etc.) gewonnen und im Erzeugungsgebiete selbst verbraucht werden. In Java beschäftigen sich hauptsächlich eingewanderte Chinesen mit der Erzeugung von Arak und befolgen dabei zumeist die Methode, das erste Destillat durch weitere Destillation zu reinigen, wodurch in den späteren Destillaten der Alkoholgehalt steigt und das Aroma feiner wird; sie unterscheiden hauptsächlich drei Sorten, welche sie 1. Sichew, 2. Tampo, 3. Kiji nennen. Echer, feiner Arak, bildet eine farblose oder schwach gelbliche, klare Flüssigkeit von lieblichem Aroma und ist ein sehr angenehmes Getränk.

In Turkestan wird Arak aus Gerste und Hirse bereitet, in Persien, Mesopotamien und Syrien aus Datteln, in Egypten aus verschiedenen Palmen. Hier wird zumeist ein Zusatz von Sternanis oder Fenchel gemacht, wodurch das eigentliche Aroma des Getränkes verloren geht. Die heute im Gebiete des Mittelmeeres, besonders in den Küstenstädten unter dem Namen Arak verkauften Branntweine sind jedoch fast ausschliesslich europäisches Fabrikat und werden, namentlich von Frankreich aus, in Blechgefässen und Blechkisten in grosser Menge eingeführt. Natürlich besteht dieses Kunstproduct aus gewöhnlichem Alkohol, der durch etwas Zusatz von Zucker und Anis möglichst mundgerecht gemacht wird, meistens aber nicht einmal fuselfrei ist. In Tunis wird aus Datteln und Feigen mit Zusatz von Sternanis ein dem persischen und syrischen Arak ähnlicher Branntwein erzeugt, der jedoch den Namen *Bucha* führt; ein Kriterium der Echtheit soll der Umstand sein, dass die Bucha bei Zusatz von Wasser milchweiss wird, das französische Kunstfabrikat wird aber in Folge seines Gehaltes an ätherischem Anisöl natürlich auch milchig, so dass diese Probe ganz unzuverlässig ist. In Marokko und in der Sahara erzeugt man ebenfalls einen Dattelschnaps, welcher hier *Machia* genannt wird. Der echte Dattel- oder Feigenbranntwein ist ebenso wie der echte Reisarak ein mildes, angenehmes, völlig fuselfreies Getränk. Demselben ähnlich ist ein namentlich in Persien aus Rosinen destillirter Branntwein.

In allen Dattelländern wird aus dem überaus zuckerreichen Safte der Dattelpalme, welcher auch auf Zucker verarbeitet wird, durch Gähren der bekannte Palmwein (Toddy) und aus diesem durch Destillation Arak gewonnen; ferner wird aus dem unreifen, milchigen Endosperm (Sameneiweiss) der Cocosnüsse, welches frisch angenehm kühlend schmeckt, durch Zerquetschen, Gährenlassen und Destilliren ebenfalls Branntwein erzeugt, der in Zanzibar den Namen *Tempo* führt.

In einigen Gegenden Afrikas wird aus den Beeren des Erdbeerbaumes (Arbutus uneda L.) ein *Arbuce*, *Arcerobe* genannter Schnaps erzeugt. Der Mahwobaum oder Butterbaum (Bassia L. zur Gattung des Sapoteen gehörig) liefert ebenfalls branntweinartige Getränke. In Ostindien bilden die geniessbaren zuckerreichen Blüthen von Bassia longifolia L. eines der wichtigsten Nahrungsmittel der Eingeborenen und werden getrocknet auch zur Bereitung eines Schnapses verwendet. In Westafrika liefert Bassia Parkii Hassk. einen vegetabilischen Talg, im Handel unter dem Namen Galambutter, Bambukbutter bekannt, und ausserdem ein branntweinartiges Getränk *Mahuari*, das in anderen Gegenden unter demselben Namen aus Bananen erzeugt wird.

In Abessinien ist der *Araki*, ein Branntwein von 25—28 Percent Alkoholgehalt, der aus Honig, zerkleinerter Gerste und Fenchelsamen hergestellt wird, gebräuchlich.

Die grosse Mehrzahl der orientalischen Branntweine wird jedoch aus Reis erzeugt, so in Südafrika der *Guarazo*, auf Borneo der *Towak*, in Japan der *Saki*, in Siam der *Watky*, dessen Name die Verwandtschaft mit dem russischen *Wudki* nicht verläugnen kann. Der letztere wird übrigens ebenfalls aus Reis, zum Theil auch aus Weizen und anderen Getreidearten erzeugt. Der *Raki* in Griechenland ist ursprünglich auch ein Reisschnaps gewesen, wird jedoch heute schon grösstentheils aus billigeren Stoffen erzeugt. Erwähnung verdient noch die auf der Balkanhalbinsel und in Egypten, zum Theil auch in anderen Gebieten des Mittelmeeres vorkommende *Mastika* oder Mastik, ein arakartiger Schnaps, der durch einen Zusatz des feinen Mastixharzes aromatisirt wird, welcher Zusatz aber bei den geringen Sorten gewöhnlich unterbleibt. Ferner die *Zuica*, ein schwacher Pflaumenschnaps, in Rumänien und theilweise auch in den Balkanländern bekannt. In Palästina erzeugen die Juden aus Weinhefe einen Branntwein, den sie corrumpirt *Brumpfen* nennen. Eine grosse Rolle bei der Herstellung branntweinartiger Getränke spielt auch der Mais, aus welchem ebenfalls verschiedene alkoholische Getränke erzeugt werden, so in Beludschistan das *Baksuin* genannte Getränk, das unter dem Namen *Seksuin* auch in der Tatarei vorkommt. In Abessynien wird die *Baganis-Dagussa* und in Mittelafrika der *Pombek* aus Mais erzeugt, aus den Berichten der Reisenden ist es jedoch schwer zu entnehmen, welcher Classe diese Genussmittel beizuzählen sind. Jedenfalls ist es, besonders bei den höchst primitiv hergestellten zahlreichen berauschenden Getränken der Negervölker Afrikas, überaus schwer, den Charakter genau zu definiren, daher denn auch die hier gewählte Eintheilung durchaus keinen Anspruch auf Vollkommenheit erheben kann.

Solcher zweifelhafter Getränke gibt es noch mehrere. So kommt z. B. auf Madagaskar unter dem Namen *Bessabesse*, und in Hindostan als *Raek* ein aus dem Safte des Zuckerrohres hergestelltes Getränk, das theils als weinartig, theils als brannt-

weinartig geschildert wird. Wahrscheinlich bildet es im Anfang einen Most, später eine Art Wein, aus welchem dann zur besseren Aufbewahrung ein schnapsartiges Getränk hergestellt wird. In Japan und Korea kommt unter dem Namen *Senele* ein aus Hagedornfrüchten erzeugtes Getränk vor.

Im Gebiete des Himalaya wird von den dort sesshaften Völkern aus zerschrotteter und gegohrener Hirse ein berauschendes Getränk *„Murwa"* erzeugt, welches seinen sonstigen Eigenschaften nach zu den bierartigen gehört, jedoch einen ziemlich hohen Alkoholgehalt aufweist und daher hier angeführt wird.

Weiters kommt in Westafrika, im Congogebiete ein aus Cacao erzeugtes alkoholisches Getränk *Melato* vor, dann in Mittelafrika das *Mapiri*, ein aus jungen Hanfpflanzen hergestelltes, stark berauschendes Getränk.

Wie aus Vorstehendem zu ersehen ist, gibt es eine ganz erkleckliche Anzahl specifisch orientalischer Getränke, die einen mehr oder minder ausgesprochenen branntweinartigen Charakter besitzen. Hiezu kommen noch in allen Gebieten, welche dem europäischen Handel erschlossen sind, die höchst zweifelhaften Kunstfabrikate Europas, welche theils als Cognac, Rum, Ratafia u. s. w. verkauft werden, theils die reinen, einheimischen Producte durch nur zu häufig geradezu schädliche Kunstfabrikate ersetzen sollen. Der Verbrauch von Branntweinen ist demnach im gesammten Oriente kein geringer, wenn er auch lange nicht jene Höhe erreicht, wie in Europa. Der orthodoxe Mohammedaner verwirft den Schnaps geradeso wie den Wein, daher in jenen wenigen Ländern des Islam, welche bisher dem europäischen Handel noch nicht völlig erschlossen wurden, wie z. B. in Marokko, der Verbrauch von Branntwein ein sehr geringer ist und sich vornehmlich auf die gemischte Bevölkerung der Küstenplätze beschränkt. Bei den Beduinen der afrikanischen und arabisch-syrischen Wüsten-Region ist der Branntwein, wenn auch nicht unbekannt, doch sehr wenig in Gebrauch. Freilich lehrt die Erfahrung, dass, sobald die Handelswege sich mehren und der europäische Handel in irgend einem Gebiete, welches er noch nicht beherrscht, festen Fuss fasst, auch der Gebrauch des Feuerwassers stark zunimmt, und so wird auch die Wüstengegend der Beduinen hievon keine Ausnahme machen.

Bekanntlich gilt der Alkohol als eine arabische Erfindung, worauf schon der Name hindeutet. In der That erwähnt eine aus dem XI. Jahrhundert stammende Schrift des arabischen Arztes *Abulkasem* die Bereitung von Alkohol aus Wein. Diese Kunst wurde aber unter den arabischen Aerzten und Alchemisten des Mittelalters lange Zeit hindurch geheim gehalten. Nach neueren Forschungen soll jedoch schon im VIII. Jahrhundert von *Marcus Graecus* durch Destillation von Wein Alkohol in sehr verdünntem Zustande gewonnen worden sein. Dem gelehrten *Raymundus Lullus* (1235—1315) gelang es zuerst durch Rectification einen concentrirten Alkohol herzustellen, aber die Erzeugung desselben blieb noch lange Zeit auf die Laboratorien der Alchemisten beschränkt und das Product war sehr kostbar. Erst 1796 gelang es *Lowitz*, den Alkohol ganz rein herzustellen und seit daher datirt der grosse Aufschwung, den die Fabrikation dieses Stoffes namentlich in Europa genommen hat. Der arabische Name „Alkol" soll ursprünglich in der Bedeutung von „Pulver" in Gebrauch gewesen sein und erst später auf den Weingeist übertragen worden sein.

Die orientalischen Länder beziehen ihren Bedarf an Alkohol fast ganz aus Europa, nur in den civilisirten Gebieten, wie in der Türkei, in Egypten, Algerien, Britisch-Ostindien u. a. wird Spiritus im Lande selbst erzeugt, doch ruht die Erzeugung dieses Productes auch hier fast ganz in den Händen der Europäer.

CAPITÄN BINGER'S REISE IM SUDÂN.

Seit einer Reihe von Jahren ist das Augenmerk der Welt auf Ostafrika und die Befestigung der deutschen Macht in jenem Theile des schwarzen Continentes geheftet. Mittlerweile ist indess auch eine andere Culturnation Europas, wenngleich wenig beachtet, nicht unthätig geblieben, ihren Einfluss und ihr Machtbereich in Afrika nach Kräften zu erweitern. Die Franzosen haben nämlich dort gleichfalls an mehreren Stellen festen Fuss gefasst und ausgedehnte Länderstriche an sich gebracht. Nirgends jedoch haben sie vielleicht grössere Erfolge errungen als in Senegambien, wo sich in aller Stille ein achtunggebietendes Colonialreich aufgebaut hat, dessen Machtsphäre bis tief in den mohammedanischen Sudân hinein sich erstreckt. Schritt für Schritt sind sie dort in der Richtung zu dem so lange verschleierten Oberlaufe des Nigir vorgedrungen, jenes Riesenstromes des Westens, welcher im Berglande der Mandingo entspringend, in nordwärts mächtig ausgekrümmten Bogen bis in's Saharagebiet einschneidet, um dann wieder nach Süden gewendet im Meerbusen von Guinea mit einer der grössten Deltamündungen der Erde in's Meer zu fallen. Schon vor einem Jahrzehnt wurden die langgesuchten Nigirquellen entdeckt, seither schoben die Franzosen vom Senegal her ihre Vorposten immer weiter gegen den oberen Nigirlauf vor, heute erheben sich an dessen Ufern französische Schanzwerke, die Uferstaaten der Eingeborenen sind vertragsmässig unter französischen Schutz gestellt und französische Dampfer fahren fast alljährlich hinab von Bammako nach dem berühmten Handelscentrum Timbuktu, dem langjährigen früher so selten erreichten Reiseziele so vieler Saharapilger. In jüngster Zeit brachte fast jedes Jahr einen neuen Feldzug, welcher Frankreichs Macht erweiterte, denn fast unablässig gab es neue Feinde zu bekämpfen. Mit dem „Almamy" oder geistlich-politischen Herrscher von Segu-Sikoro war man endlich nach langer Fehde zur Ruhe

gelangt, als vor einigen Jahren ein anderer islamitischer Emporkömmling mit dem Titel „Samory" am oberen Nigir ein ausgedehntes Reich aufrichtete, das sich nordwärts bis gegen Segu erstreckt. Aber auch der Samory bekam die Uebermacht der französischen Waffen zu kosten und musste sich schliesslich dazu verstehen, in seiner Hauptstadt Wassulu einen französischen Unterhändler zu empfangen und mit diesem einen Schutzvertrag einzugehen. Afrika ist ein merkwürdiger Boden für staatliche Schöpfungen; denn auch der schwarze Mensch hat seinen Staat und seine Politik; er führt Kriege um Macht und Einfluss, oder wenn er das Recht auf seiner Seite glaubt, er schliesst Frieden und Verträge, und wenn er sie nicht hält, so ist dies eben nicht die Kluft, welche ihn vom Weissen trennt. Manch schwarzes Genie weiss auch die Gunst der Umstände zu nützen, um seine Macht in's Unglaubliche auszudehnen, und ein Reich zu stiften, das aber, wenn der starke Arm erlahmt, der es zusammenhält, eben so rasch zersplittert, als es pilzartig aufgeschossen ist.

Zu dieser Classe von Staatsgebilden, die sich heben und senken wie Wogen, gehört auch wohl das neue mohammedanische Reich des Samory, welches einen ansehnlichen Theil des fast noch unbekannten Raumes zwischen den beiden auf- und absteigenden Zweigen des Nigir einnimmt. Nur zwei Reisende, Réné Caillié, 1828, und Dr. Heinrich Barth, 1854, hatten auf ihren Wanderungen Stücke dieses grossen Dreieckes gesehen, das im Süden, gegen den Guineabusen hin die Bodenschwelle des sogenannten Konggebirges abgrenzt. Erst in neuerer Zeit, 1876, gelang es dem kühnen Franzosen Bonnat, von der Goldküste her, den dort mündenden Voltastrom aufwärts, über das Konggebirge zu dringen und einen Vorstoss nach dem wichtigen Handelsplatze Sálaga zu machen, welcher seitdem wiederholt von Franzosen, Engländern und auch Deutschen besucht worden ist. Ja die letzteren drangen seit ihrer Festsetzung im Togólande noch weiter nordwärts: Dr. Krause und Hauptmann v. François gelangten bis in das Binnenreich von Mossi oder Muschi, dessen Name bislang völlig unbekannt war, Krause überdies bis in die Nähe von Timbuktu. Dadurch ward unsere Kenntniss des so lange unerforschten Dreiecks im Hohlraume des Nigirs schon beträchtlich erweitert. Die grösste geographische Heldenthat in diesem Gebiete des moslimischen Sudâns vollbrachte indess der französische Capitän *L. G. Binger*, der kürzlich durch noch niemals von Europäern betretene Landstriche vom oberen Nigir nach den französischen Besitzungen an der oberen Guineaküste gewandert ist.

Selten war ein Reisender für seine Aufgabe besser vorbereitet als der genannte französische Officier. Drei vorhergehende Reisen in Senegambien und im französischen Sudân hatten ihn, der dem unlängst verstorbenen General Faidherbe als Ordonnanz-Officier beigegeben war, mit Land und Leuten vertraut gemacht. Auch die Sprache der Mandingo oder Malinke war ihm geläufig. So ausgerüstet trat er am 20. Februar 1887 die schwierige Mission an, um die er beim Auswärtigen Amte und dem Unterstaats-Secretär der Colonien sich selbst beworben hatte. Binger begab sich zunächst nach Dakar, dem bekannten französischen Hafenplatze an der afrikanischen Westküste und von da in's Innere nach dem Fort Bakel am Senegal, wo er alle für seine Expedition erforderlichen Veranstaltungen traf. Die Reise von Bakel nach Bammako am oberen Nigir vollzog sich ohne Zwischenfall; die Strasse dahin schützen befestigte Posten der Franzosen, welche mit ebenso grosser Sicherheit wie in Frankreich selbst zu reisen gestatten. Von Bammako aus boten sich nun dem Forscher zwei Wege: der eine durch das Reich von Segu, der andere durch den Staat des Samory. Binger entschied sich für die letztere Route, theils weil der Samory den Franzosen geneigt zu sein schien, theils weil ihm als nächstes Ziel die noch niemals besuchte Stadt Kong vorschwebte und er auf diesem kürzesten Wege dahin nur geringen Schwierigkeiten zu begegnen hoffte. Leider war dem nicht so. Der Samory befand sich eben damals im Kriege mit dem Nachbarkönige Tiéba und belagerte dessen Hauptstadt Sikaso. Noch vor Wolosebugu, an 80 *km* von Bammako, ward Capitän Binger in seinem Marsche von den Leuten des Samory aufgehalten, welche ohne dessen Bewilligung den freien Durchzug nicht zu gestatten wagten. Einen ganzen langen Monat musste er auf die Rückkehr eines nach Sikaso abgesandten Boten harren. Da dieser länger ausblieb als die Unterhäuptlinge jenes Gebietes dachten, verwandelte sich deren ursprüngliche Gleichgiltigkeit bald in Feindseligkeit, so dass Binger es gerathen fand, nach Bammako zurückzukehren, um dort die Entscheidung abzuwarten. Wenige Tage darauf erhielt er einen lakonisch gefassten Brief des Samory, mit der Erlaubniss zum Durchzug durch dessen Staaten.

Zum dritten Male kreuzte also Binger den Nigir und gelangte ohne weiteren Anstand an den Baule, den ersten rechtseitigen Nigirzufluss in jener Gegend. Dort erreichte ihn ein zweiter Brief des Samory, welcher ihm seine keineswegs glänzende Lage schilderte und um Unterstützung von 30 Soldaten und ein Geschütz bat. Binger brach demnach mit seinem Diener Diawe und einem anderen nach Sikaso auf, nachdem er seine übrige Karawane, 18 Esel und 10 Mann, nach Benokhobugula am Bagoé dirigirt hatte. Krieg und Hungersnoth hatten den zu passirenden weiten Länderstrich in ein weites Todtenfeld verwandelt: überall verlassene Dorfschaften, umherliegende Leichen. Sieben beschwerliche, fünfzehnstündige Tagemärsche brachten den französischen Capitän nach Sikaso, einer Stadt von 4000—5000 Einwohner, welche ein ungeheuerer Lehmwall mit grossen, als Bastionen

dienenden Thürmen umgibt. Für die Schwarzen ist diese rohe Befestigung immerhin fast uneinnehmbar, und es war dem Samory sogar nicht einmal gelungen, Sikaso vollständig zu blokiren, obgleich derselbe über ein Heer von 12.000 Mann verfügte; freilich war davon höchstens die Hälfte mit Steinschlossflinten bewaffnet; der Rest bestand aus „Griots", Weibern und Sclaven. Auch war die Organisation dieses Heeres ungemein ursprünglich; die Anführer befehligten nur Horden von schwankender Kopfzahl; von taktischer Gliederung keine Spur. Binger bot dem Samory seine Dienste als Vermittler bei Tiéba an, da ersterer jedoch in thörichtem Dünkel ablehnte, drang er in ihn, ihn das Verlassen des Kriegsschauplatzes und den Weitermarsch nach Kong zu gestatten. Nur mit Mühe gelang es ihm, dessen Widerstand zu besiegen und endlich nach Benokhobugu zurückzukehren, wo die Verpflegung seiner Leute Binger neue Schwierigkeiten bereitete, zumal er nunmehr auf Samory's Unterstützung nicht weiter zählen durfte. Er beschloss daher, dessen Reich zu verlassen und sich nach Tengrela zu wenden, von welchem Orte er durch sieben starke Tagemärsche getrennt war. Ohne alle Führer machte er sich auf den Weg und kreuzte dabei dreimal die Route Réné Caillié's. Doch war es nicht leicht, aus Samory's Reich in jenes Tiéba's zu gelangen; schon im Dorfe Tintschinime sah Binger sich von seinen zwei gedungenen Führern verlassen, und der Häuptling von Tengrela liess ihm, ehe er noch diesen Platz erreichte, bedeuten, unverweilt Kehrt zu machen, falls es ihm nicht übel ergehen solle. So musste er eilends zurück bis Tiong-i, und dieser Zwischenfall gab Anlass zum Gerüchte seines Todes, welches sich bis nach Frankreich verbreitete.

Etwa nach vierzehntägigem Aufenthalte in Tiong-i hatte Binger das Glück, das Wohlwollen der Einwohnerschaft in der ganzen Umgegend zu gewinnen, und konnte nunmehr den Bagol überschreiten, um sich bei den Senufu von Furu festzusetzen. Diese Race bevölkert das Reich Tiéba's, ferner die Landschaften Follona, Tengrela und selbst einen Theil Worodugus. Die Senufu sprechen ein eigenartiges, noch fast einsilbiges Idiom, und sind sehr fortgeschritten in der Cultur, in Viehzucht und der Kunst des Metallausbringens; sie verfertigen Pfannen, Oefen und dergleichen aus Eisen, und ihre Töpferwaaren sind in der Art der Ausschmückung bemerkenswerth. In Furu musste Binger einen ganzen Monat verweilen, um die Nachbarstämme auf seinen bevorstehenden Durchmarsch vorzubereiten und von Pégué, dem mächtigen Häuptling Follonas, die Erlaubniss zum Betreten seines Landes zu erlangen. Man braucht drei Tagemärsche von Furu nach Follona, erst am sechsten Tage jedoch erreichte Binger die Hauptstadt Niélé. Er hatte dabei zuletzt ein reiches, ehemals mit Dorfschaften übersäetes, aber damals verlassenes Gebiet durchwandert. Der abergläubische Pégué weigerte sich zwar, den Weissen zu sehen, von dessen Anblick er den Tod befürchtete, bewies ihm jedoch seine wohlwollenden Absichten, indem er den am Gallenfieber Erkrankten täglich Lebensmittel zustellen und ihn schliesslich sogar bis Kanniera, der Residenz Yamory-Wattara's, geleiten liess, eines Häuptlings des Konglandes. Zwischen letzterem und Follona schiess Binger zum ersten Male auf ein Gewässer, das südwärts floss. Er hielt dasselbe vorerst für einen Zweig des Volta, überzeugte sich aber später, dass es der westliche Arm des Comoé sei, eines Flusses, der bei Gross-Bassam in den Guineabusen mündet. Seine Quellen liegen in der Luftlinie am 500 *km* östlich von Bammako und fast in der nämlichen Breite. Dort, wo Binger ihn überschritt, war er schon 40 *m* breit und trotz des niedrigen Wasserstandes noch 1 *m* tief. Dieser Fluss scheidet die Senufulande von einem Gebiete, das ein Conglomerat von acht verschiedenen Racen bewohnt; sie alle sind wenig oder gar nicht bekleidet und reden Sprachen, die unter einander keinerlei Verwandtschaft oder Aehnlichkeit haben. Sie flüchteten in diese ausgebrannte, granitische Region, bedrängt wie sie sind von gesitteteren schwarzen Stämmen, die aus Süden und Westen gekommen waren. Das merkwürdigste dieser Völker sind die Mboin, deren ganze Tracht sich auf einen kegelförmigen Strohhut, bei den Männern mit schmalem, bei den Weibern mit breitem Rande, beschränkt. Wenn letztere „bekleidet" sind, so besorgt ein Blätterbüschel den ganzen Toilettenaufwand. Als Schmuck tragen beide Geschlechter in der durchbohrten Unterlippe ein Stück blauen Glases, manchmal auch blos ein Blatt. Der Häuptling Yamory empfing unseren Reisenden sehr freundlich und stellte seinen Sohn Sabana zu dessen Verfügung, um ihn nach Kong zu geleiten, von welchem wichtigen Platze ihn nur der Lauf des oben erwähnten Comoé und ein siebentägiger Marsch in Südostrichtung trennten.

Zwei Stunden vor Kong machte sich schon die Annäherung an einen grossen Verkehrsmittelpunkt fühlbar; die Kette des Konggebirges jedoch, welches auf den meisten Karten prangt, hat nach Binger's Versicherung niemals anders als in der Einbildung schlecht unterrichteter Reisender bestanden. Der französische Officier bestätigt somit die Beobachtungen seiner wenigen Vorgänger, wie Duncan und Skertchley. Tag für Tag, gerade ein Jahr nach seiner Abfahrt von Bordeaux, am 20. Februar 1888, hielt Capitän Binger auf einem bescheidenen Reitochsen seinen Einzug in das noch niemals von einem Europäer besuchte Kong, dessen Bevölkerung reinlich und wohl gekleidet, weder feindlich noch freundlich gesinnt, aber ungemein begierig erschien, den Weissen zu sehen. Alle Dächer, Strassen, Bäume und Plätze waren mit Menschen dicht besetzt. Feierlich ward unser Franzose vom König des Landes Karamokho-Ale und seinen Freunden sowie von dem Oberhaupte der Stadt Diarawary und seinen Beamten empfangen. Neben diesen beiden höchsten Würdenträgern gibt es in Kong auch einen Imam, ein geistliches Oberhaupt, das

nebst den Cultusangelegenheiten auch das in diesem Lande sehr fortgeschrittene Unterrichtswesen unter sich hat. In Kong selbst gibt es wenige Illiteraten; alle schreiben arabisch und legen den Koran aus, ohne jedoch so fanatisch wie die Fulbe oder Fulah und besonders als die Araber zu sein. Der Handel steht in hoher Blüthe, und auf dem Marktplatze geht es zu wie auf einem Jahrmarkte; nebst allem erforderlichen Lebensbedarf, einschliesslich frischen Fleisches kann man sich hier auch europäische Artikel verschaffen, welche von der Guineaküste kommen, wie Zeuge, Waffen, Schiessbedarf, Quincaillerien und dergleichen. Als Geld dient die Kaurimuschel, auch Goldstaub aus den Landschaften Lobi, Bonduku, Nienegue und Gurunsi. Die einheimische Gewerbsthätigkeit erzeugt Cotonnaden, welche als die besten im ganzen Mündungsgebiete des Nigir und bis nach Asante und zur Goldküste, hin gelten. Daneben bestehen Indigofärbereien und Pferdezucht. Während seines Aufenthaltes in Kong wusste Capitän Binger sich Itinerare nach dem im Norden befindlichen Reiche Mossi und einen Geleitsbrief nach Bobo-Diulasu zu verschaffen, das zwanzig Tagemärsche nördlich von Kong liegt; von da gedachte er dann in schräger Richtung Woghodugu zu gewinnen.

Nachdem der Capitän am 12. März zwei seiner Leute nach Bammako zurückgesandt hatte, um Nachrichten von seinem Vormarsche dahin gelangen zu lassen, brach er selbst mit einem an alle Moslemin gerichteten Empfehlungsschreiben und einem Gefolge von sieben Mann nebst zehn Eseln nach den Norden auf. Diese Reise gestattete ihm eine Strecke des Comoelaufes, sowie jenen einiger Voltazuflüsse aufzunehmen, doch entging er nur Dank der Kaltblütigkeit zweier alten mohammedanischen Greise aus Kong einem geplanten Mordversuche, was ihn zu einigem Verweilen bei den Tiéfo und den Bobo nöthigte. Im Lande der letzteren liegt Sia oder Bobo-Diulasu, halbwegs zwischen Kong und Dschenne, ein wichtiger Knotenpunkt mit etwa 3000—4000 Einwohnern. Fremde Händler bringen Salz dahin, um es gegen Kolanüsse, Gewebe und Gold einzutauschen. Bobo-Diulasus Markt gleicht jenem von Kong und wird von diesem Platze, ferner von Kintampo, Buna, Dschenne, Sofurula und Woghodugu aus versorgt. Von hier wandte sich Binger durch die Landschaft Nienegue und die Gebiete der Bobo-Diula und Sommo nach Wahabu, der Residenz des mächtigsten Häuptlings in Dafina. Der crasse Aberglaube der Bewohner erschwerte ungemein den Durchzug für den Franzosen, welcher allgemein für einen Zauberer und ein bösartiges Wesen gehalten wurde. In dieser Gegend entspringt der bedeutendste Quellfluss des Volta aus zwei etwa 20 *m* breiten Gewässern; sie fliessen vereinigt dann im Bogen, ehe sie die Südrichtung durch die goldreichen Gebiete von Nienegue und Gurunsi einschlagen. Durch letzteres Land gelangte Binger nach dem Reiche Mossi, das er in völliger Zerrüttung fand; Haussa- und Sonrhayhorden hatten dasselbe völlig verheert. Nur mit den Waffen in der Hand und unter Anwendung der äussersten Vorsicht konnte Binger diese höchst unsichere Gegend durchwandern und nicht ohne dass ihm in Lava dennoch vier seiner Esel gestohlen wurden. Dagegen fand er in dem Dorfe Banema bei Bukary-Naba dem Bruder des Königs und Thronfolger von Mossi, die königlichste Aufnahme, welche ein schwarzer Häuptling einem Weissen zu Theil werden lassen kann. Auch Naba-Sanom, Mossi's Herrscher, empfing unsere Franzosen auf das huldvollste als zu Woghodugu sich die Nachricht vom Herannahen einer militärischen Expedition der Deutschen verbreitete, die von Togó aus den Volta aufwärts zog. Die Schwarzen Woghodugus meinten sich dadurch von einem Einfalle der Weissen bedroht, brachen die Verhandlungen ab, welche Binger wegen Abschluss eines Schutzvertrages mit ihnen begonnen hatten, und riethen ihm, zu Bukary-Naba zurückzukehren. Seine Absicht, die eigenen Arbeiten mit jenen Barth's zu verbinden, musste er also sehr wider Willen aufgeben und trachten, durch Gurunsi, Mampursi und Dagomba Sálaga zu gewinnen. Hatte der Aufenthalt in Mossi auch blos einen Monat gedauert, so konnte Binger sich doch überzeugen, dass dies Land eine schöne fruchtbare Ebene sei und wie geschaffen zur Rinderzucht, welche in der That in hoher Blüthe steht. Daneben gibt es eine Menge Esel, aber weniger Pferde. Der Gewerbefleiss der Einwohner liefert blos einige Flechtwaaren und weisse, sehr wohlfeile Cotonnaden.

Bukary-Naba empfing den französischen Reisenden abermals sehr freundlich und schenkte ihm sogar zur Ehe drei junge Weiber, die er jedoch an seine Diener vermählte; dagegen vermochte er für die Weiterreise keine Führer aufzutreiben, seine Empfehlungsbriefe konnten ihm nur noch in den nächsten zwei Tage dienen, denn dann stosst man auf keine Moslemin mehr bis Wal-Wale in Mampursi. Wegen der feindseligen Stimmung der Bewohner benöthigte Binger bis dahin achtzehn höchst beschwerliche Tagemärsche bei schmaler Kost und unter der stetigen Gefahr eines Ueberfalles. Krank und erschöpft erreichte er Wal-Wale, dessen Einwohner ihm viel Uneigennützigkeit bewiesen; doch strebte er ehebaldigst nach Sálaga, der schmutzigsten Stadt, die er je besucht hat. Dieser wichtige Handelsplatz zählt 6000 Einwohner, besitzt aber kein trinkbares Wasser, und wegen der herrschenden Miasmen ist der Aufenthalt daselbst für die Europäer, ja selbst für die Eingeborenen ungemein gefährlich. Von Sálaga wandte sich Binger auf dem rechten Voltaufer durch das nördliche Asante nach Kintampo und erreichte nur mühsam durch sumpfiges Waldland Konkrosu, wo die Wege nach Okwawu sich abzweigen. Binger findet nicht Worte genug, um die Ueppigkeit des Baum- und

Pflanzenwuchses in diesem Theile Afrikas zu schildern. Kintampo, das 3000 Einwohner zählt, könnte unter den Händen der Europäer ein wahres Paradies werden. Von hier wollte Binger sich auf dem kürzesten Wege nach Bonduku begeben, fand aber diese Route über den Tainfluss und durch Fugula in Folge kürzlicher Kriegsverheerungen unpassirbar. Er musste demnach nach dem Diammaralande sich wenden und zweimal den Volta überschreiten, ehe er nach Bonduku gelangte, wobei er jedoch den ansehnlichen Gebirgsstock untersuchen konnte, welcher den Volta zwingt, seine nordsüdliche Richtung gegen eine westöstliche zu vertauschen. In Bonduku, einer Stadt von 3000—4000 Einwohnern, weilte nun seit etwa vierzehn Tagen ein Landsmann Binger's, Herr Treich-Laplène, welchen die besorgte Heimat ihm von der Guineaküste aus zur Unterstützung entgegengesandt hatte. Da er den Gesuchten in Bonduku nicht antraf, hatte Treich-Laplène sich inzwischen nach Kong begeben, das von Bonduku neunzehn Tagemärsche entfernt ist. Auch Binger zog wieder dahin, musste aber, da er sein letztes Pferd eingebüsst hatte, den ganzen Weg zu Fuss zurücklegen. Bis zum Comoé folgte er der Route Treich-Laplène's, dann aber durchzog er das ungemein goldreiche Gebiet von Samata, welches von 40—110 *m* hohen Hügeln bedeckt ist. Auch auf dem 700 *m* hohen Tafellande von Kong gibt es goldführende Quarzgänge.

Nach elfmonatlicher Abwesenheit hielt Capitän Binger am 5. Jänner 1889 wieder seinen Einzug in Kong, wo er mit Herrn Treich-Laplène zusammentraf und bei der Bevölkerung die beste Aufnahme fand. Wenige Tage darauf unterzeichnete er mit König Karamokho-Ule einen Vertrag, welcher dessen Reich unter französischen Schutz stellte, dem französischen Handel mit Ausschluss aller anderen Nationen namhafte Begünstigungen sicherte und sowohl Missionäre als französische Kaufleute zur Niederlassung im Lande ermächtigte. Im Vereine mit dem Vertrage, welchen Capitän Septans einige Monate zuvor in Bammako mit König Tiéba und Treich-Laplène zu Bonduku abgeschlossen hatten, war somit eine Verbindung zwischen den französischen Besitzungen am oberen Nigir und jenen an der Goldküste hergestellt. Das sehr ausgedehnte Kongland erstreckt sich über nahezu drei Grade der Länge und Breite bis etwa 250 *km* südlich von Dschenne. Dann sandte Binger einen Theil seines Gefolges nach Bammako zurück, während er selbst mit Treich-Laplène südwärts nach der Guineaküste zog. Auf dem Wege dahin besuchte er die Landschaft Dschimini und bewog deren Herrscher zum Abschlusse eines für Frankreich ebenso vortheilhaften Vertrages wie jener von Kong. Die Einwohnerschaft von Dschimini ist sehr friedlich und baut viel Indigo und Baumwolle, erzeugt auch baumwollene Decken, sowie weiss- und blaugestreifte Zeuge, welche gegen Eisen und Salz ausgeführt werden. An Dschimini grenzt die Landschaft Anno, bei den Malinke Mangotu genannt, ein schmaler Länderstreifen auf dem linken Comoéufer bis zum Indenieflusse; die Eingeborenen scheinen die Gan zu sein, welche sich mit Acker- und Landbau beschäftigen, während die zahlreichen Mande-Duila hauptsächlich Handel treiben. In Anabu, der Residenz des Königs Komona-Guin von Anno, gelang es den beiden Franzosen, diesen Herrscher gleichfalls zum Abschlusse eines vortheilhaften Schutzvertrages zu bewegen, der überdies den Franzosen das alleinige Recht der Schifffahrt auf dem Comoé gewährt. Krankheit und Erschöpfung setzten Binger ausser Stand zu marschiren; er liess sich daher zum Comoé tragen, erkundete mit Treich-Laplène den richtigen Lauf des Attakru und gelangte nach zwanzigtägiger Wanderung nach dem Dorfe Bettié, bei dessen freundlichem Häuptling die Reisenden sich einigermassen von ihren Beschwerden erholen konnten. Ueber Malamalasso und Alepe erreichten sie endlich die französischen Factoreien zu Gross-Bassam an der Guineaküste, wo eine der denkwürdigsten Wanderungen auf afrikanischer Erde ihren Abschluss fand. *F. v. H.*

DIE DEUTSCHEN SCHUTZGEBIETE BEI BEGINN DES JAHRES 1890.

(Fortsetzung.)

Deutsch-Ostafrika.

Deutsch-Ostafrika hat unter den Kämpfen, die dort in der letzten Zeit mit den Eingeborenen geführt werden mussten, schwer zu leiden gehabt. Die aufständischen Araber waren bis zum vorigen Sommer im Besitz der ganzen Küste, mit Ausnahme zweier Plätze, die Beamten der Ostafrikanischen Gesellschaft waren vertrieben, die Seeblockade, welche gegen den Sclavenhandel und die Waffenzufuhr errichtet war, konnte an den Verhältnissen auf dem Festlande nichts ändern. Die ersten Operationen Wissmann's, der am 31. März in Sansibar eintraf, fanden am Kingani im Hinterlande von Bogamoyo statt. Bis Ende October war die Aufgabe der Wissmann'schen Expedition, die Küste vom äussersten nördlichen Punkt der deutschen Interessensphäre bis Pangani aufzuklären, gelöst. Die Bevölkerung war beruhigt und der Beweis geliefert, welch grosse Vortheile das energische Eingreifen im Gefolge gehabt hatte.

Es erübrigt nun noch die Zurückeroberung des südlichen Theiles der Küste, der sich noch in Gewalt der Aufständischen befindet. Was den Widerstand im Süden betrifft, so sollen die vorläufigen Recognoscirungen ergeben haben, dass die Aufständischen dort nicht nur viel zahlreicher sind als im Norden, sondern dass sie auch verhältnissmässig feste Stellungen besitzen, die ohne artilleristischen Angriff nicht genommen werden können. Von dem Bestande der Wissmann'schen Truppenmacht, der sich zu Anfang d. J. auf etwa

1100 Mann belief, werden mindestens 600 Mann den Berechnungen zufolge im Norden zurückbleiben müssen. Zu den übrigen 500 Mann sollen, wie man hört, im Ganzen etwa 800 bis 900 Mann noch angeworben werden, so dass für die südliche Hälfte circa 1400 Mann zur Verfügung sein würden. Die für die Vermehrung erforderlichen Officiere und Unterofficiere sind dem Reichscommissär bekanntlich soeben zugeführt worden.

In einzelnen Küstenplätzen Ostafrikas haben nach Niederwerfung des Aufstandes im nördlichen Theil des Schutzgebietes, Handel und Verkehr wieder einigen Aufschwung genommen. Das belebende Element dabei waren die gewinnsüchtigen Inder, welche die Araber, durch die Art, wie sie mit denselben Wuchergeschäfte betreiben, stets von Neuem zum Sclaven- und Elfenbeinhandel anstacheln. Da die Araber ebenfalls wieder nur auf ihren eigenen Vortheil bedacht sind und die Neger theils von der Bodenarbeit, theils vom Handel zurückhalten, so hat in der ganzen Zeit der Insurrection Production und Handel an der Küste und im Binnenlande darniedergelegen. Eine Besserung dieser Verhältnisse ist nicht zu erwarten, so lange nicht das civilisatorische Element seinen starken Einfluss auf die Küste geltend macht und so lange nicht der Europäer die Macht hat, den Negern gegenüber ihren Feinden, den Arabern und Indern, zu Hilfe zu kommen, und eine Umgestaltung der Zustände zu Gunsten der Neger anzubahnen.

Was die humanitären Zwecke betrifft, die von Deutschland im Verein mit den anderen Mächten durch die gemeinsame Blockade verfolgt wurden, so kann die erfolgte Schliessung der Sclavenmärkte auf den Inseln Pemba und Sansibar, wohin die meisten der aus dem Inland an das Meer transportirten Neger gebracht wurden, als ein nachhaltiger Erfolg angesehen werden. Das von den Mächten bei Verhängung der Blockade erstrebte Ziel, dem unwürdigen Sclavenhandel in den ostafrikanischen Küstenplätzen und den menschenmörderischen Sclavenjagden im Innern Afrikas Einhalt zu thun, wird durch die jetzt gesicherte Mitwirkung des Sultans von Sansibar besser erreicht, als dies selbst bei unbegrenzter Fortdauer der Blockade möglich sein würde. Nachdem die Sclavenmärkte in Pemba und Sansibar definitiv geschlossen, die Einfuhr von Pulver und Waffen nach Sansibar und dem ostafrikanischen Festland gesperrt, sind ausreichende Garantien gegeben, dass wenigstens in diesem Theile Afrikas dem Schrecken des Menschenhandels ein Ziel gesetzt ist.

Zu den Aufgaben, die sich die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft stellte, nämlich im deutsch-nationalen Interesse die Civilisirung des Schutzgebietes zu übernehmen, daselbst den Bodenbau und Verkehr, insbesondere Handel und Gewerbe anzubahnen und zu fördern, trat noch als zweite Aufgabe die Einrichtung einer Zollverwaltung und einer den Gewohnheiten und Sitten der Eingeborenen möglichst entsprechenden allgemeinen Verwaltung, wie sie die durch den Vertrag dem Sultan gegenüber eingegangenen Verpflichtungen erheischten.

Bei der Entwicklung, welche die Gesellschaft anstrebte, wären auch durch die Hebung des Exports ihre Einkünfte gestiegen und auch die Interessen des Sultans gewahrt worden. Nur durch eine Productivmachung der Küstenländer lässt sich der Export heben, und kein Factor besteht seither an der Küste, der dieser Aufgabe gewachsen gewesen wäre. Die Gesellschaft hatte bereits Saaten von feinen Erdnüssen von Marseille bezogen und dieselben zur Vertheilung gebracht, sie hatte Vesuchsfelder für liberischen Kaffee angelegt, ihre Baumwollenplantage stand im schönsten Flor. Wäre die Gesellschaft nicht in ihrer Entwicklung gestört worden, so ist anzunehmen, dass ihre Bemühungen, die Eingeborenen zur Cultur heranzuziehen und das Land productiv zu machen, von Erfolg gekrönt worden wären. Wuchs aber die Production, so wuchsen mit ihr die Zölle, und hiebei war der Sultan mit 50 Percent der Mehreinnahmen interessirt. Die Gesellschaft versuchte Mögliches und war sich der Bedeutung ihrer Aufgaben nicht nur in ihrem eigenen, sondern auch im Interesse der Gesammtheit des deutschen Vaterlandes sehr wohl bewusst. Der Sultan, die deutschen Ansiedler, Araber und Eingeborene hätten durch ihre Arbeit Vortheil gefunden, wenn die Entwicklung ruhig hätte fortschreiten können und wenn sie nicht gewaltsam durch culturfeindliche Elemente gestört worden wäre. An Sclavenhändlern und gewissenlosen Arabern, die in der Ausbeutung friedfertiger Neger seither ihren Vortheil gefunden und die sich in ihren Interessen gefährdet sahen und dem mit ihnen gemeinsam handelnden oder sich wenigstens sehr zweideutig benehmenden Sultan ist indess das Bestreben der Gesellschaft gescheitert.

Wenn nun auch durch die Zerstörung der Stationen der Gesellschaft einerseits das Resultat jahrelanger und fleissiger Arbeit vernichtet worden ist, welche nach vielen Richtungen das Beste versprach, so ist doch andererseits diese Einbusse mit der Erwägung aufzunehmen, dass die Mehrzahl der Niederlassungen vor der Zeit ihrer Verfügung über die Küstenlandschaft angelegt war und dass beim Wiederangriff der Arbeiten noch günstigere Operationsfelder gewählt werden können. Es kommt in Zukunft für die Gesellschaft nicht mehr die Anknüpfung an vorhandene Unternehmungen in Frage, vielmehr ist die Freiheit ihrer Entschliessungen und Bewegungen durch keinerlei Rücksicht auf die frühere Methode ihres Vorgehens beeinflusst. Durch Vernichtung der Willkürherrschaft der Wali und Sclavenhändler, welche vor Ausbruch des Aufruhrs an der Küste uneingeschränkt obwaltete und jegliche wirthschaftliche Niederlassung und somit die culturelle Erschliessung des Gebietes ausserordentlich erschwerte, wird ihre Lage noch weiter verbessert

Die Vorbedingungen für die Wiederaufnahme des wirthschaftlichen Programms der Gesellschaft sind nach einer Eingabe an den Reichskanzler:

1. Die vollständige Unterwerfung und Pacification des Küstengebietes durch den entsendeten kaiserlichen Commissär, und

2. die weitere Regelung der Verhältnisse zum Sultan von Sansibar sowohl hinsichtlich der Streitpunkte und beiderseitigen Ansprüche aus der Vergangenheit als der zukünftigen Normen und Bedingungen des Länderschutzes im Wege einer Vertragsrevision.

Nach völliger Pacification des Küstenlandes und nach Herstellung der Autorität der deutschen Verwaltung beabsichtigt die Gesellschaft etwa folgendes Programm zur Ausführung zu bringen: Einrichtung einer Central-Zollerhebungsstelle und Aufnahme der Zollverwaltung an der Küste; Etablirung von Factoreien in allen Häfen und an allen Hauptendpunkten der Karawanenstrasse für den Ein- und Verkauf afrikanischer und europäischer Producte; Entsendung von Expeditionen von den kaufmännischen Niederlagen an der Küste aus in das Innere, um mit den Häuptlingen der dort wohnenden Stämme Freundschafts- und Handelsverträge abzuschliessen und Verkehrsbeziehungen anzuknüpfen; Anlage einer Versuchsplantage zum Behuf der Anleitung und Unterstützung der Eingeborenen zum Anbau der für den Handel erspriesslichen Erzeugnisse; Wiederaufnahme der Plantagenwirthschaft und Austheilung von Samen an die Eingeborenen der Küstenzone, um diese zur Anlage und Pflege von Anpflanzungen anzuregen; Herstellung von regelmässigen Dampferfahrten zwischen den Küstenplätzen und Zollstationen, Bau von Strassen nach dem Innern und Förderung und Unterstützung aller Arten von wirthschaftlichen und Erwerbsunternehmungen, wie Bergwerken, Baumschulen, Fruchtgärten, Anlagen von Banken und Creditinstituten u. s. w.

Binnen welcher Zeit die feindlichen Elemente beseitigt sein werden, so dass Handel und Wandel sich wieder in den früheren Verhältnissen bewegen können, ist augenblicklich noch nicht abzusehen. Wofern die Ergreifung oder Vernichtung der Hauptanführer gelingen sollte, dürfte, wenigstens einstweilen, ein geordneter Zustand zu erhoffen sein. Indessen wird man ohne dauernde Unterhaltung einer bewaffneten Macht an den wichtigsten Punkten nicht auskommen. Die zukünftigen deutschen Unternehmungen auf dem Festlande und die eingeborenen Neger, auf deren ungestörte Arbeit für die Erschliessung des Landes gerechnet werden muss, bedürfen eines Schutzes gegen Feindseligkeiten gewisser Araberkreise, welche der Festsetzung einer deutschen Verwaltung und der Mitwirkung der Neger dabei auf das Eifrigste widerstreben. Eine Erneuerung des ehemaligen Zustandes einer Raubwirthschaft der Sclavenhändler, welche die Bevölkerung des Landes und die Karawanen durch Abgaben ausbeuteten, ist unter allen Umständen, soll eine Cultivation der Gebiete erreicht werden, zu verhüten. Nach wie vor ist aber das Capital bereit, sich bei wirthschaftlichen Unternehmungen in Ostafrika hauptsächlich in jenem gesegneten Landstriche, welcher sich von der Küste von Usambara nach dem Kilimandscharo erstreckt, zu betheiligen, wenn die Vorbedingung der Wiederherstellung der Ruhe und Ordnung erfüllt ist.

Wie Meinecke in seinem verdienstvollen Werke über Ostafrikas Colonien hervorhebt, nehmen unter den Landschaften, welchen in der letzten Zeit eine grössere Aufmerksamkeit geschenkt wurde und die durch die Natur des Landes und ihrer Bewohner bestimmt zu sein scheinen bald unter Cultur genommen zu werden, diejenigen am Kilimandscharo und in Usambara jetzt die erste Stelle ein. War schon früher durch die abgesandten Reisenden der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft und des Dr. Meyer das Urtheil, welches Kersten, Thomson und andere Reisende über diese Gebiete gefällt haben, bestätigt worden, so wurde volle Aufklärung doch erst in neuerer Zeit geschaffen.

Moschi, der Sitz des Häuptlings Mandara, war im Jahre 1888 am Kilimandscharo der Centralpunkt der dortigen deutschen Interessen, welche durch tüchtige Beamte der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft wahrgenommen wurden. Ihnen verdanken wir werthvolle Aufschlüsse über die Möglichkeit einer dortigen Ansiedelung von Europäern. Das Kilimandscharogebiet wird politisch von einer Anzahl kleiner Fürsten beherrscht, welche mehr oder weniger von der Suaheli- und arabischen Cultur beleckt sind und deren Wadschagga-Unterthanen (einige brachte als Abgesandte des Häuptlings Mandara der Reisende Ehlers im Berichtsjahre nach Deutschland) möglicherweise den europäischen Einflüssen sich weniger hartnäckig verschliessen werden als die Stämme an der Küste. Die Wadschagga sind ein Bantustamm, welcher in seinen ganzen Lebensgewohnheiten mit den Massais grosse Aehnlichkeit und deren Tugenden und Laster besitzt. Sie bewohnen ein von allen Beobachtern als paradiesisch gerühmtes Land an den Abhängen des Kilimandscharo.

Endlich ist noch Deutsch-Witus zu gedenken. Sowohl die Witu-Gesellschaft als auch die Englisch-Ostafrikanische Gesellschaft behauptete, die Zollpacht auf der Insel Lamu von der Sansibar-Regierung zugesichert erhalten zu haben. Ein Schiedsspruch des belgischen Ministers Baron Lambremont entschied zu Gunsten der englischen Ansprüche. Hiedurch, wie durch die weiter versuchte Ausdehnung des englischen Einflusses, schien die kleine, wenig bemittelte Witu-Gesellschaft in eine bedrängte Lage kommen zu sollen. Nachdem jedoch die deutsche Regierung das Protectorat über die Küste von der Witu-Grenze bis Kismaju am Juba erklärt hat, wurden Verhandlungen wegen Verschmelzung der Witu-Gesellschaft mit der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft, von der vor Jahren Expeditionen nach Kismaju (Jühlke's

Ermordung) und Hohenzollernhafen am Wubuschi ausgegangen waren, eingeleitet, die hoffentlich von Erfolg gekrönt sein werden.

In Folge der Verschiebung aller Verhältnisse sind in Ostafrika verwickelte und schwierige, besitz- und vermögensrechtliche Streitfragen zwischen dem Sultan und der ostafrikanischen Gesellschaft entstanden.

Kraft des Vertrages des Sultans mit der Deutschen Ostafrikanischen Gesellschaft vom 28. April 1888 war letzterer die „Regie" oder Pacht der Zölle in sämmtlichen Häfen des ihrer Verwaltung überlassenen Territoriums für 50 Jahre zugesagt worden. Im Einvernehmen mit dem Sultan war festgesetzt worden, das 7 Haupt- und 7 Nebenzollstationen an der Küste eingerichtet und die einzigen Verschiffungsplätze sein sollten. Als Hauptzollstationen waren bestimmt: Tanga Pangani, Bogamoyo, Dar-es-Salaam, Kiloa, Kiwindje, Lindi und Mikindani. Auf Wunsch des Sultans war festgesetzt, dass sämmtliche indische Beamte der Küstenzollämter in den Dienst der Ostafrikanischen Gesellschaft übernommen werden sollten. Während des Aufstandes errichtete die Gesellschaft auf der Insel Sansibar eine Centralzollerhebestelle, in welcher die Zölle auf die vom Continent nach Sansibar kommenden Waaren von vom Sultan Angestellten, welche unter Aufsicht und Leitung der Gesellschaft standen, für Rechnung der Gesellschaft erhoben wurden. Die Zölle auf die aus fremden Ländern in Sansibar eingehenden Waaren (Importzölle) erhob der Sultan selbstständig, wurde aber für diejenigen dieser Waaren, welche von der Insel nach der deutschen Küste des Continents weitergingen, von der Gesellschaft mit dem Zollbetrage (Rückgebühr) belastet. Zwischen dem Sultan und der Gesellschaft entstanden darüber Differenzen, dass Ersterer der Ansicht war, die Ostafrikanische Gesellschaft müsse, während sie nur auf Sansibar die Zölle verwaltete, beträchtlich geringere Ausgaben gehabt haben, als zu normalen Zeiten; es dürfe daher nicht jene Bestimmung des Vertrags vom 28. April 1888 in Anwendung gebracht werden, wonach dem Sultan in jedem Monat für die Ausgaben der Zollverwaltung 170.000 Rupien, sowie 5 Percent Commission in Abzug zu bringen sei. Die Gesellschaft ihrerseits erklärte, dass die Zollverwaltung auf Sansibar und den beiden gehaltenen Zollplätzen Bogamoyo und Dar-es-Salaam bei den ganz ausserordentlichen Verhältnissen nicht weniger als die oben genannte Summe erfordert habe. Dank der kräftigen Hilfe des Consuls und des Dragomans gelang es nach schwierigen Verhandlungen den Zwist mit dem Sultan zu begleichen und einen neuen Contract zu unterzeichnen. Die Berechnung der dem Sultan als Entgelt für die Zollabtretung zu zahlenden Rente findet nach der Durchschnittssumme der Nettozolleingänge des vergangenen, laufenden und nächsten Jahres statt.

Deutschland erhält als Ersatz der Unkosten 70.000 Rupien jährlich und verzichtet auf Gewinnbetheiligung im Probejahr. Dagegen schenkt der Sultan zwei werthvolle Stationshäuser in Dar-es-Salaam und vermiethet auf vierzehn Jahre die Zollstelle auf Sansibar mit Magazinen und Beamtenhäusern.

Eine Erweiterung erfuhr das deutsch-ostafrikanische Schutzgebiet dadurch, dass das an der ostafrikanischen Küste zwischen der Nordgrenze von Witu und der Südgrenze der dem Sultan von Sansibar gehörigen Station Kismaya gelegene Gebiet unter den Schutz des deutschen Reiches gestellt wurde. Diese deutsche Schutzerklärung hat wenig mehr als formelle Bedeutung. Man entnimmt aus ihr, dass die deutsche Regierung unter allen Umständen beabsichtigt, an dem Schutzverhältniss mit Witu festzuhalten, auch nachdem den Engländern eine der wichtigsten Positionen auf diesem Gebiete, nämlich die Insel Lamu, eingeräumt worden ist.

Das deutsche Schutzgebiet Süd-Somaliland umfasst zur Zeit eine Küstenstrecke von 35 Meilen Länge. Im Norden grenzt es an das dem Sultan von Sansibar gehörige nur 10 Quadratmeilen grosse Gebiet des Hafens Kismaju, welcher den Schlüssel zum Juba, dem grössten Flusse des mittleren Ostafrika und damit zu den weiten, gesegneten Ländern der Somali und Galla bis nach Abessinien hin bildet. Der Haupthafen des neuen deutschen Gebietes liegt etwa unter 1° s. Br. an der Mündung des Flüsschens Wubuschi, wo vor drei Jahren die deutsche Station Hohenzollernhafen gegründet wurde. Im Süden schliesst die deutsche Somaliküste den Hafen Kweio ein, von wo aus Dr. Peters mit der deutschen Emin Pascha-Expedition seinen Marsch in's Innere antrat. Nicht weit von der Kweiobai folgt nach Südwesten hin die Mandabucht, deren tiefer Einschnitt die Grenze zwischen Deutsch-Somaliland und dem kleinen deutschen Witulande bezeichnet. Letzteres reicht dann südwestlich bis zu dem Tanaflusse, der Nordgrenze der Interessensphäre der Britisch-ostafrikanischen Gesellschaft. Im Süden wie im Norden der letzteren erstrecken sich also jetzt grössere deutsche Schutzgebiete.

Wenngleich zu dem deutsch-ostafrikanischen Schutzgebiet in keiner unmittelbaren Beziehung stehend, ist doch bei Gelegenheit der Betrachtung desselben noch des im südöstlichen Afrika vor einiger Zeit in das Leben gerufenen Colonialunternehmens im Pondolande hier Erwähnung zu thun. Gerade an dieser Stelle ist die Festsetzung deutschen Einflusses im gegenwärtigen Zeitpunkt, wo dort verschiedene nationale Elemente nach Einfluss ringen, von grosser Bedeutung.

Den Bemühungen der Unternehmer ist es gelungen, von dem Häuptling der Pondos Usikav grössere Landparacellen zu erwerben, um an fünf verschiedenen Stellen Stationen anzulegen. Da das Klima in jeder Beziehung ein vorzügliches ist und der Plantagenbau entschieden mit Vortheil betrieben werden kann, so war es vor

Allem nöthig, der Gesellschaft grössere Landcomplexe zu sichern. Die Deutschen haben daher für Jahre lang ausreichend Land, um den Plantagenbau in ausgedehntester Weise zu betreiben.

Man darf annehmen, dass sich sämmtliche Stationen schon im nächsten Jahre erhalten können und nicht blos für die Beamten und Arbeiter die nöthigen Nahrungsmittel abgeben werden, sondern auch Getreide zum Verkauf.

Die Anlage der zweiten Station ist nahezu fertig; sie zeichnet sich namentlich dadurch aus, dass sie sehr ausgedehnte Flächen von culturfähigem Land besitzt, auch ist das Klima milder wie in Wilhelmsburg. Erschwert sind die ersten Anlagen durch die hohen Preise des Mais. Während in früheren Jahren Mais fast gar nicht verkäuflich war, steht er jetzt hoch im Preise und wird mit 15 Schilling per Sack bezahlt, und da nun der Mais eine Hauptnahrung für Menschen und Vieh ist, so bedarf man desselben in grösseren Massen. Es ist also auch bei den jetzigen Preisverhältnissen eine grössere Anpflanzung von Mais entschieden eine gute Capitalsanlage. Wenn die deutschen Ansiedler sich zunächst auf Tabakbau und Mais beschränken, so ist damit ganz entschieden ein Gewinn zu erzielen. Es wird das immer die Hauptsache bleiben, dabei ist nicht ausgeschlossen, dass man auch mit Erfolg zur Anpflanzung von Kaffee, Thee, Ananas und Zuckerrohr in grösserem Massstabe übergeht, und dabei ebenso bedeutende Erfolge erzielt wie dies bereits an der Mündung des Umzikuluflusses geschehen ist. Zunächst bleibt allerdings das Hauptaugenmerk auf den Anbau von guten Tabakarten gerichtet, die sich vortheilhaft verkaufen lassen; ausserdem wird aber beabsichtigt, möglichst bald zu den Anpflanzungen von Thee und Kaffee überzugehen, die allerdings erst nach fünf Jahren Gewinn abwerfen können; währenddessen können die Anlagen vollständig durch Tabak und Mais gewinnbringend gemacht werden, so dass die ersten Schwierigkeiten überwunden sind und das Unternehmen nur noch bis zum nächsten Frühjahre von Berlin aus unterhalten zu werden braucht, und dann schon Gewinn abwerfen wird.

MISCELLE.

Albinos im Indischen Archipel. Unter diesem Titel veröffentlicht Professor Dr. G. A. Wilken (in Bydragen tot de Taal-Land-en Volkenkunde van Nederl. Indie XXXIX, 1) eine Abhandlung, in welcher er zunächst über die Art und die Erscheinungen des Albinismus spricht, um dann alle ihm bekannt gewordenen Fälle dieser Anomalie aufzuführen, wobei er sich an Dr. R. Andree's „Ethnographische Parallelen und Vergleiche", Neue Folge, zum Theil eng anschliesst. Als Ergebniss dieser Untersuchung zeigt es sich, dass Albinismus bei den Bewohnern des malayischen Archipels nicht ungewöhnlich, bei einzelnen Stämmen, z. B. den Dajaks, ferner bei den Bewohnern von Bangka so häufig ist, dass man ihn als endemisch betrachten kann. Weiter wird noch bemerkt, dass alle Beobachter einstimmig die helle Farbe der Haut und der Haare hervorheben, während nur einzelne die rothen Augen erwähnen, andere nur von blauen, hellblauen, grauen, hellbraunen oder dunkelgrauen Augen sprechen.

Obwohl Albinismus eine pathologische Erscheinung ist, wird doch von verschiedenen Seiten mitgetheilt, dass die beobachteten Albinos ausnahmsweise stark und kräftig sind.

Die Mittheilung, dass Albinos als Nachkommen ganz normaler Eltern geboren sind, wiederholt sich mehrfach, während andererseits Berichte vorliegen, dass die Erscheinung bei mehreren oder allen Personen derselben Familie vorkommt, aber auch dass Grosseltern oder noch weiter entfernte Angehörige der aufsteigenden Linie damit behaftet sind. Dies scheint anzudeuten, dass Albinismus erblich ist, doch grösstentheils atavistisch auftritt. Dr. Blume und Dr. Monnike wollen die Erscheinung auf schwächere und lymphatischere Constitution zurückführen, Dr. A. B. Meyer auf consanguinare Heiraten; der zuletzt geäusserten Meinung tritt Dr. Wilken entgegen. Im Archipel wird im Allgemeinen an eine übernatürliche Abstammung der Albinos gedacht; mit Rücksicht hierauf werden sie zum Theil sehr schlecht behandelt, zum Theil geniessen sie grosses Ansehen, und werden zum Theil nach dem Tode selbst verehrt. Von ersterem werden namentlich die Masser als Beispiel angeführt, für letzteres finden sich Beispiele bei Malayen, im inneren Celebes, auf Ceram Laut und anderen Inseln. Bei anderen Stämmen ist es ungewiss, welche Stellung sie einnehmen, doch scheint man sie im Ganzen gerne zu sehen. Schon in alten Zeiten — und auch jetzt noch geschieht dies — werden sie an die Höfe gebracht, um den Fürsten zur Kurzweil zu dienen. In dem malayischen Reich Matan in der West-Abtheilung von Borneo besteht ein Gesetz, wonach Albinos, Zwerge u. s. w. Sclaven des Fürsten werden müssen. Vielleicht dass sie auch hier als Gegenstand der Heiterkeit dienen sollen, obwohl, wie es heisst, die Verurtheilung zum Sclavenstand stattfindet, weil solche Leute als unheilbringend betrachtet werden.

Zum Schluss folgen noch einige Angaben über partiellen Albinismus; in solchen Fällen sind nur einzelne Stellen der Haut von Pigment entblösst und also weiss (was übrigens auch eine Folge verschiedener Krankheiten sein kann). Ueber das Vorkommen solcher Fälle auf Nias und bei den Menangkabauschen Malayen liegen verschiedene Berichte vor; vielleicht gehört hieher auch das Vorkommen von ebenso wie der übrige Körper, doch heller gefärbten Flecken, wofür Malayen und Atjehers besondere Namen haben.

K PŘÍRUČNÍ KNIHOVNĚ V CELKOVÉ

Verantwortlicher Redacteur: A. v. Scala. Druck von Ch. Reisser & M. Werthner in Wien.

April-Heft 1890. Nr. 4.

OESTERREICHISCHE

Monatsschrift für den Orient.

Herausgegeben vom

K. K. ÖSTERR. HANDELS-MUSEUM IN WIEN.

Redigirt von A. von Scala.

Monatlich eine Nummer. VERLAG DES K. K. ÖSTERR. HANDELS-MUSEUMS IN WIEN. Preis jährl. 5 fl. = 10 Mark.

INHALT: Die Ehe in Japan. Von *Dr. H. Weipert.* — Die Genussmittel des Orientes. (II.) Von *Gustav Troll.* — Die Deutschen Schutzgebiete bei Beginn des Jahres 1890. (Schluss.) — Miscellen: Der botanische Garten zu Buitenzorg. — Dritte Nationalausstellung in Tokio. — Chinesische Namen der europäischen Geschäftshäuser in Hongkong.

DIE EHE IN JAPAN.[1])

Von *Dr. H. Weipert*

I.

Geschichtliches.

Die typische Entwicklung der Ehe ist die von der Weibergemeinschaft zur Ehe des Mutterrechtes und von dieser zur Ehe nach Vaterrecht, die zuerst durch Frauenraub, später durch Kauf und schliesslich durch blossen Vertrag begründet wird. Daneben läuft eine andere Entwicklungsreihe von der Polygamie durch das Concubinensystem hindurch zur Monogamie.

Wir finden Japan in der ältesten halb-mythischen Periode, d. h. vom Kaiser Jimmu bis Mommu (660 v. Chr. bis 707 n. Chr.) im Stadium der Ehe nach Vaterrecht, geschlossen durch blossen Consens, beziehungsweise Cohabitation, aber polygamisch in dem Sinne, dass zwischen Frau, Concubine und Maitresse keinerlei Unterschied gemacht wird, und die Frau jederzeit entlassen werden kann. So wenigstens berichtet Chamberlain in seiner Vorrede zum Kojiki. Die Stellung der rechten Frau im Gegensatze zur Nebenfrau, wie sie sich im Wesentlichen bis heute erhalten hat, scheint sich erst am Ende dieser Periode unter chinesischem Einflusse entwickelt zu haben.

Jedoch fehlt es nicht an Spuren der früheren Stadien. Nach dem Berichte des Herrn Professor Naito ergibt sich aus alten Erzählungen und Märchen, insbesondere auch aus dem Manyōshū (10.000-Blättersammlung), einer der ältesten Gedichtsammlungen, dass in einer früheren Zeit die Frauen gar nicht mit ihren Männern zusammen wohnten, sondern die Männer nur ihre (gewöhnlich mehreren) Frauen des Nachts besuchten, was Yobai (von yobawari, laut rufen, vermuthlich um Einlass) genannt wurde. Auch die Kinder blieben im Hause der Mutter. Ein Rest dieses ältesten, offenbar mutterrechtlichen Zustandes ist es, wenn, wie Chamberlain a. a. O. erzählt, nach dem Kojiki noch bis in's Mittelalter hinein die Ehe häufig zuerst nur heimlich war, bis nach einiger Zeit der Mann statt die Frau nur nächtlich zu besuchen, sie öffentlich in das Haus seines Vaters brachte.

Nach einer weiteren Mittheilung Herrn Naito's bestand in alter Zeit die Sitte, dass ein Nicht-Shinnō, der eine zu einer Shinnōfamilie gehörige Frau heiratete, erst ein bis zwei Tage im Hause des Schwiegervaters wohnen musste. Darnach nahm er die Frau mit sich, indem zum Scheine eine Art Raub aufgeführt wurde.

Darin liegt zugleich ein offenbares Residuum des früheren Frauenraubes. Ein ähnliches wird in einem alten Sprachgebrauch der Kuge (Hofadel) zu finden sein, wornach für „eine Frau nehmen" der Ausdruck „nusumu" = „stehlen" angewendet wurde.

Noch heute ist nach dem Minji Kwanrei Ruishu auf der Insel Amakusa bei Nagasaki eine Form der Eheschliessung in Uebung, welche „tanin no musume wo nusumu" (= die Tochter eines Anderen stehlen) heisst und direct auf dem Frauenraub beruht. Sie kommt einmal vor als heimlich zwischen beiden Familien verabredeter Scheinraub, wenn man zu arm ist, um die Kosten einer Hochzeitsfeier zu bestreiten, oder wenn zwar die Eltern der Braut einwilligen, ein naher anderer Verwandter aber die Einwilligung verweigert. Sie kommt aber auch vor als wirkliche Entführung, wenn die Eltern ihre Einwilligung versagen, und endlich sogar als echter Raub, wenn weder die Eltern noch die intendirte Braut ihre Zustimmung erklärt haben. Freilich geht im letzteren Falle die Sache nur soweit, dass der Räuber die Geraubte in Güte zur Ehe zu überreden sucht. Schenkt sie ihm kein Gehör, so kehrt sie einfach alsbald zu ihren Eltern zurück. Gegen Ausschreitungen ist dadurch gesorgt, dass die Verwandten und Nachbarn des Mannes ihn bei seinem „Raubzug" begleiten müssen. Bleibt die Frau, so wird am folgenden Tage der sonst bei der Eheschliessung übliche Vermittler in das Haus der Eltern geschickt, um Verzeihung zu erbitten, worauf dann meist noch nachträglich die Hochzeit gefeiert wird. Schon vorher findet aber gewöhnlich ein Gastmahl am Tage des Raubes im Hause des Mannes statt.

[1]) Den Mittheilungen der deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens in Tokio entnommen.

Auch den im Minji Kwanrei Ruishu für den Sarara-Bezirk in Kawachi constatirten Gebrauch, beim Auszug der Braut vor der Hausthür derselben mit Flinten zu schiessen oder ein Feuer anzuzünden, halte ich für ein Residuum des Frauenraubes, obwohl die japanische Auslegung dahin geht, dass dadurch der Wunsch ausgedrückt werde, die Braut möge nicht — geschieden nämlich — in das Elternhaus zurückkehren.

Ein anderer interessanter Zug ist die in der Zeit der Kojiki-Erzählungen herrschende Geschwisterehe, bekanntlich gleichfalls ein verbreitetes Charakteristicum gewisser frühzeitiger Entwicklungsstufen. Es war ganz selbstverständlich, dass der Mann seine jüngere Schwester zur Frau nahm, selbst die Bezeichnung der Frau war stets „imo", d. h. „jüngere Schwester". Auch Ehen mit Tanten, Stiefmüttern und Halbschwestern werden nach Chamberlain berichtet.

Nach dem Vorgang von Mabuchi und dem Kojiki-Commentator Motoori will auch Naito die Geschwisterehe durch den oben geschilderten Zustand des Yobai erklären, durch welchen es möglich gemacht werde, dass Kinder desselben Vaters von verschiedenen Müttern in den Häusern der letzteren getrennt von einander und, ohne sich als Geschwister zu betrachten, aufwachsen. Allein solche Consanguinei wurden in der Zeit des Mutterrechts offenbar überhaupt gar nicht als Geschwister angesehen. Nur die Mutter konnte das Verwandtschaftsmittelglied bilden. Wenn aus dieser Zeit von der Ehe von Geschwistern berichtet wird, so können damit nur Uterini gemeint sein.

Dieser extreme Grad der Endogamie verschwand wahrscheinlich erst unter dem Einfluss der chinesischen Cultur etwa im VI. Jahrhundert n. Chr. Andererseits findet sich von der in China herrschenden Exogamie in Japan auch nach dieser Zeit keine Spur. Man beschränkte sich darauf, die Ehe zwischen den nächsten Verwandten zu verbieten.

Verschiedene Arten der Ehe.

Es gibt in Japan eine in rechtlicher, wie in wirthschaftlicher Hinsicht wichtige Unterscheidung der Ehen je nach der Hausangehörigkeit derselben. Der gewöhnliche Fall ist ja freilich, dass die Frau, wie bei uns, in das Haus des Mannes (als sog. Yome = Braut) eintritt und nun bis zur Auflösung der Ehe Kazoku desselben ist. Daneben aber findet sich ausserordentlich häufig auch der für unsere Auffassung undenkbare Fall, dass der Mann, nicht nur wirthschaftlich, sondern auch rechtlich in das Haus der Frau aufgenommen wird. Dies ist wieder in zweierlei Weise möglich. Einmal kann der Mann von dem Schwiegervater als Sohn adoptirt und gleichzeitig oder später mit der Tochter verheiratet werden. Ein solcher Ehemann wird als Mukoyōshi (Schwieger-Nährkind) bezeichnet. Es kann aber auch eine Frau, die selbst durch Erbgang Koshu geworden ist, einen Ehemann in ihr Haus aufnehmen. Der Letztere heisst dann Nyū-fu oder Irimuko. Hier wird der Ehemann alsbald Koshu an Stelle der Frau, im ersteren Fall dagegen nur dann, wenn der Schwiegersohn zugleich als Erbsohn adoptirt worden und der Vater der Frau stirbt oder sich zur Ruhe setzt. In beiden Fällen ergibt sich aber eine äusserst abhängige Lage des Ehemannes daraus, dass unter Umständen eine Trennung der Ehe und der Adoption herbeigeführt werden kann, die ihn natürlich seiner Stellung als Koshu und Inhaber des Familienvermögens wieder entkleidet, beziehungsweise ihm die Aussicht darauf nimmt.

So fremd uns die Vorstellung einer solchen Adoptivehe ist, so findet sie doch in dem Rechte vieler anderer Völker ihr Analogon. Sowohl die indische Tochterbeauftragung — d. h. Beauftragung der Tochter durch den sohnlosen Vater, sich für ihn einen Sohn zeugen zu lassen —, als die malayische Ambelanakehe — die wesentlich auf ein Erdienen der Braut durch Eintritt des Mannes in ihr Haus zurückweist — lassen sich zur Erklärung des Ursprungs heranziehen. Zunächst freilich scheint dieser Ursprung, wie der so vieler anderer japanischer Sitten auf China zurückzuführen zu sein. Nach dem Ta-Tsing-Leu-Lee muss in China dieselbe Einrichtung seit alter Zeit bestehen, wenn auch das Gesetzbuch dieselbe nicht ohne Tadel lässt. „Whoever either ejects the husband of his daughter, whom he had received into his house as his son-in-law, or receives into his house another person as the husband of such daughter, shall be punished with 100 blows. — It is remarked in a note in the original Chinese, that the bridegroom, who instead of taking home his bride to his own house, lives with her at the house of her parents, by so doing, deviates from the stablished forms of espousal, but that having been once so received as a son-in-law, the law protects him in the right, which he had acquired of either remaining there with his wife, or taking her away with him to a separate establishment." Neben dem hienach wahrscheinlich vorliegenden Import sind aber bezüglich der grossen Verbreitung der Sitte in Japan alle diejenigen Factoren zu berücksichtigen, welche wir als Gründe der ausserordentlichen Bedeutung der Adoption überhaupt in Japan unten zu erörtern haben werden.

Die Frage, welche Gestalt und Stellung eine neue Ehe haben soll, hängt natürlich von den Verhältnissen im einzelnen Fall ab. Hat ein Mann einen Sohn und Erben und mässiges Vermögen, so sucht er für diesen eine Yome. Hat er viel Vermögen, so wird er wünschen, die Zukunft seines Hauses durch Begründung von Nebenlinien noch sicherer zu stellen; er wird einen oder mehrere Söhne oder Töchter hinzu adoptiren, diese verheiraten und ihnen die Mittel zur Begründung eines Nebenhauses (bunke) geben. Dasselbe wird er natürlich thun, wenn er mehrere eigene Kinder und ausreichendes Vermögen hat. Fehlt es an den nöthigen Mitteln, so müssen die jüngeren Kinder unverheiratet im Hause bleiben, wenn es nicht gelingt, die Tochter als Yome, den Sohn als Muko in einem anderen Hause unterzubringen. Hat Jemand nur eine Tochter,

JEDNOTA K POVZBUZENÍ PRŮMYSLU V ČECHÁCH

so wird er für diese in der Regel einen Muko-yōshi als Ehemann und Erben zu adoptiren suchen. Doch kommt es bei Aermeren auch vor, dass die Tochter, wenn sie schön ist, als Yome weggegeben und ein Erbsohn adoptirt wird. Sind mehrere Töchter da, so hängt es wieder vom Vermögen ab, ob die jüngere Tochter als Yome weggegeben oder durch Adoption eines Muko ihr die Begründung eines Nebenhauses ermöglicht werden soll.

Abschluss der Ehe.

Der Ehevertrag.

Was den Abschluss der Ehe angeht, so kennen die Japaner den Begriff unserer Verlobung nicht. Vielmehr wird ohne präliminarischen Vorvertrag alsbald die Eheschliessung selbst in allen Einzelheiten durch einen Ehevertrag fest vereinbart.

Voraussetzung des Ehevertrages ist vor Allem die Einwilligung der beiderseitigen Eltern und in der Regel auch der nächsten höheren anderen Verwandten, als welche insbesondere älterer Bruder und Vatersbruder namhaft gemacht werden. Die Einwilligung des Paares selbst tritt in den Hintergrund, und wird sogar z. B. in Suwo direct als unnöthig bezeichnet. Die Ehe ist, patriarchalischer Anschauung gemäss, wesentlich Sache der Familie, nicht der Eheleute.

Für das Zustandekommen des Vertrages verlangt die gute Sitte unbedingt die Thätigkeit eines Heiratsvermittlers, nicht nur, wenn es gilt eine passende Partie ausfindig zu machen, sondern sogar bei bereits vorhandenem Einverständniss.

Der, oder richtiger die Vermittler — denn es soll eigentlich ein Ehepaar dazu genommen werden, das zum ersten Mal verheiratet ist und ein Kind hat — heissen Nakōdo (= naka-udo = chūnin = Mittelsmann, auch baikainin, Vermittler, oder nakōdo-oya, Vermittler-Eltern, oder kari-oya, interimistische Eltern). Sie werden aus Verwandten oder Freunden gewählt, selten gemiethet, und haben ein recht verantwortliches Amt. Auf ihrer wahrheitsgetreuen Darstellung der beiderseitigen Verhältnisse und Eigenschaften beruht das Glück der Ehe; sie haben ferner auch während der Ehe bei allen Schwierigkeiten und Streitigkeiten zu vermitteln und schliesslich eine eventuelle Scheidung zu reguliren, insbesondere dabei die Auseinandersetzung des Vermögens zu bewirken. Dafür geniessen sie — und zuweilen sogar noch ihr Erbe, auf den dann auch die Pflichten übergehen — lebenslang die respectvolle Verehrung der Eheleute, die ihnen die üblichen Höflichkeitsbesuche und Geschenke zu machen und nach ihrem Tode im Leichenzug zu folgen haben. Auch nach der Hochzeit erhalten die Vermittler häufig Geschenke. Es ist ein Gegenstand des Stolzes häufig Vermittler gewesen zu sein.

Manchmal wird von jeder Seite ein Vermittlerpaar in Thätigkeit gesetzt, und zuweilen sogar agirt zwischen diesen beiden wieder ein Dritter, sogenannter Shita-baikainin (Untervermittler). Während diese nur den Vertragsabschluss besorgen, kommt manchmal bei reichen Häusern noch ein Hon-baikainin (hon = Haupt-) hinzu, dem die Abfassung der Urkunden und die Anordnung des Ceremoniells und der Geschenke obliegt.

Eigenthümlich ist die Gestaltung des Vermittlerverhältnisses in Nagato. Hier wird jedem Mädchen im 11. bis 13. Jahr ein älterer Verwandter als sogenannter Kane-oya bestimmt, welchem dann ein für allemal die gesammte Sorge und Vermittlungsthätigkeit hinsichtlich der Verheiratung des Mädchens obliegt. Zur Hochzeit schenkt er der Braut dann die Utensilien zum Schwarzfärben der Zähne, welches bei den verheirateten Frauen landesüblich ist. Dieses Färben geschieht mit einem Metalloxyd, daher der Name Kane-oya (kane = Metall, oya hier = Vater).

Die Perfection des Ehevertrages wird durch bestimmte symbolische Handlungen, welche in den einzelnen Landestheilen sehr verschieden geartet sind, aber meistens in Geschenken bestehen, zur sichtbaren Wahrnehmung gebracht.

Am verbreitetsten auf dem Lande ist die Uebersendung eines Fasses Sake (Reisswein). Sie heisst z. B. in Rikuchū: Ōdaru (grosses Fass), in Echigo: Tokurizake (Flaschensake), in Sanuki: Nageire (wörtlich: Hineingeworfenes = Geschenk), in Bungo: Sumidaru (Abschluss-Fass), im Shimozuke: Kuchikime (Mundabschluss), in Omi: Shimedaru (Abschlussfass). In Iwaki und Hizen wird ein Sack Thee geschickt. In Ōsumi besucht der Mann die Braut und dann die Braut den Mann, und beide bringen Mochi (Reismehlkuchen) mit. In Hiuga bringt die Schwiegermutter Sake und Fisch in das Haus der Braut, was Deiri (Ausgang-Eingang) genannt wird. In Buzen wird ein Trinkgelage gefeiert (sumizake = Abschluss-sake). In Awa und Theilen von Hiuga begibt sich der Vermittler in das Haus der Braut und trinkt feierlich ein paar Schalen Sake (sakazuki = Sakeschale, genannt). In Rikuzen werden nur die Vertragsurkunden ausgetauscht. In Iga wird ein Fass Sake an die sämmtlichen Bewohner des Ortes vertheilt. In Kawachi werden an alle Kinder des Dorfes Puppen aus gebranntem Thon vertheilt, was Hinamorai (Puppen-Empfang) genannt wird.

Von diesen symbolischen Geschenken oder Handlungen ist das Yuinō, das eigentliche Hochzeitsgeschenk zu unterscheiden. Es wird zwar zuweilen mit dem vorgenannten Geschenk verbunden, meistens aber und eigentlich erst nachher kurz vor der Hochzeit übersandt. Es besteht in Fisch, Geflügel, Seetang, Kleidungsstoffen, Flachs oder Geld, verschieden im Werth je nach Rang und Reichthum. Auch die Frau schickt dem Manne häufig ein Gegengeschenk, welches aber im Werthe unter dem des Mannes bleibt und meist die Hälfte desselben nicht überschreitet. Der Gebrauch dieser Geschenke ist uralt. Er lässt sich nach Küchler a. a. O. bis in's 8. Jahrhundert n. Chr. verfolgen und scheint ein Residuum des an Stelle des ursprünglichen Frauenraubes später getretenen Frauenkaufes zu sein. Das

Gegengeschenk der Frau ist vermuthlich erst späterem Höflichkeitsbedürfniss entsprungen.

Die Hochzeitsfeier.

Bezüglich der nun folgenden Hochzeitsfeier kann ich mich auf das Wesentlichste beschränken und im Uebrigen auf die eingehende Schilderung der Einzelheiten und ceremoniellen Vorschriften verweisen, welche Küchler a. a. O. gibt.

Sie besteht heutzutage wesentlich in einem feierlichen Gastmahl, welches bei der gewöhnlichen Ehe im Hause des Bräutigams, bei der Adoptivehe dagegen natürlich im Hause der Braut gehalten wird. Im ersten Falle heisst sie Yome-iri (Braut-Eingang), im zweiten Muko-iri (Bräutigams-Eingang), im Allgemeinen Konrei oder Shūgen. Dabei spielt das sogenannte San-san-ku-do (= drei-drei-neun-mal) eine Hauptrolle, das ist ein neunmaliges abwechselndes Trinken der Brautleute aus der von den Shakutori—zwei, Ochō und Mechō (= männlicher und weiblicher Schmetterling) genannten, Schenkmädchen — ihnen dargereichten Sakeschale. Vor dem Sansankudo und bei diesem trinkt die Braut zuerst, nachher alsbald pflegt der Mann eine Gelegenheit zu ergreifen, um an den Tag zu legen, dass nun das Verhältniss umgekehrt sei. Die Braut trägt auf dem Wege zum Hause des Bräutigams einen langen weissen Schleier, der das ganze Gesicht verhüllt. Derselbe wird während des Sansankudo bis zur Stirn gehoben. Nachher wird er abgelegt und die Kleidung gewechselt (iro-naoshi = Farben-Wechsel).

An das Yome-iri schliesst sich in vielen Gegenden an einem der folgenden Tage noch das Sato-gayeri (Dorf-Rückkehr) an, ein Besuch der Eheleute bei den Eltern der Braut, und zuweilen auch das Hatsu-aruki (erstes Gehen), ein Vorstellungsbesuch, den die Braut in Begleitung ihrer Schwiegermutter oder der Frau des Nakōdo in allen Häusern des Dorfes macht.

Charakteristisch ist, dass bei sämmtlichen Hochzeitsfeierlichkeiten weder eine priesterliche, noch eine behördliche Mitwirkung stattfindet. Der Ortsvorstand wird zwar an vielen Orten zum Mahle eingeladen, aber er sitzt dann bezeichnender Weise unter dem Nakōdo, der den obersten Ehrenplatz einnimmt.

Die Heiratsanzeige.

Man darf aber deshalb nicht annehmen, dass der japanische Staat sich um die Eheschliessung gar nicht kümmere. Zur Zeit des Feudalismus fand sogar eine sehr energische Einmischung des Staates statt, freilich nur soweit derselbe ein Interesse hatte. Dies war der Fall bezüglich der Eheschliessungen der Daimyō (d. s. die jetzt mediatisirten feudalen Landesfürsten), der Kuge (oder Hofbeamten) und der Samurai, (der Kriegerclasse).

Die ersten beiden bedurften der Genehmigung des Shōgun, die letzteren der ihrer unmittelbaren Verwaltungsvorgesetzten, des Kashira oder Wakadoshiyori. Das Gesuch war nach der Vertragsschliessung, aber vor der Hochzeit einzureichen. Was die Folge der Vernachlässigung dieser Vorschriften angeht, so droht Iyeyasu im 10. der sogenannten 18 Gesetze nur Strafe an. In einem Gesetz des Shōgun Yoshimune vom 28. April 1733 (18. J. Kyōhō) dagegen heisst es, dass Frauen „nicht erlaubt sei, Ehefrauen zu werden“ ohne Erfüllung der vorgeschriebenen Gesuche und Hochzeitsfeierlichkeiten. Aehnliche Vorschriften s. b. Rudorff, Tokugawagesetzsammlung, a. a. O. in den Bukeshohatto. Bei den Heimin dagegen, dem Bürger- und Bauernstande, genügte eine auch nach der Hochzeit zulässige Anzeige an den Ortsvorstand, bald unmittelbar, bald durch Vermittlung des Iyenushi oder Yanushi (des Hauseigenthümers), die lediglich der Richtigstellung der Register halber vorgeschrieben war.

Die Regierung des neuen Regime blieb zunächst bei diesem System. Gebauer berichtet über eine Verordnung vom 4. Januar 1870, wonach die Eheschliessung zu ihrer Giltigkeit der vorherigen staatlichen Erlaubniss bedurfte. Die japanische Gesetzsammlung enthält den Wortlaut nicht, so dass ich nicht feststellen konnte, ob sich die Verordnung — was indessen unwahrscheinlich ist — auch auf die Heimin bezogen hat. Erst durch Verordnung vom 23. August 1871 wurde das Princip geändert und bestimmt, dass alle Classen der Bevölkerung zur Eheschliessung keines vorherigen Gesuches um Genehmigung (negai) mehr bedürften, dass vielmehr eine nachherige Anzeige an den Kochō (Gemeindevorstand) oder Kuchō (Bezirksvorstand) zwecks Registrirung genüge. Eine Ausnahme besteht jedoch für die Kwazoku, welche nach § 9 des Gesetzes vom 7. Juli 1884 zur Eheschliessung der Genehmigung des Kunaisho (Hofministerium) bedürfen.

Was die Folge der Nichtanmeldung anlangt, so wurde durch V. O. vom 27. December 1874 und nochmals durch V. O. vom 9. December 1875 (Nr. 209) bestimmt, dass Ehen ohne Anmeldung zu den Registern ungiltig seien. Die praktische Durchführbarkeit dieser strengen Consequenz scheint indessen auf Schwierigkeiten gestossen zu sein. Man änderte jedoch das Gesetz nicht, sondern half sich durch eine etwas kühne Legalinterpretation. Durch Verfügung der Ministeriums vom 19. Juni 1877 wurde erklärt, dass trotz der in der V. O. vom 9. December 1875 vorgeschriebenen Anzeige die Ehe als giltig zu betrachten sei, wenn ihre thatsächliche Existenz von den Verwandten und Nachbarn nach freiem richterlichen Ermessen als anerkannt anzunehmen sei.

Wir finden die Erklärung in dem Bericht des Minji Kwanrei Ruishu, wonach in vielen Landestheilen die Anzeigeerstattung gewohnheitsrechtlichermassen eine äusserst laxe war und vermuthlich trotz der neuen Vorschriften noch ist. Sie findet danach z. B. Chisagata-gōri in Shinano und im Miike-gōri in Chikugo nur jährlich einmal vom 1. bis 11. Januar, in Suwo in jedem August für alle im Jahre geschlossenen Ehen statt, im Takai-gōri

daselbst erst dann, wenn die Frau schwanger geworden ist, in Bitchu erst dann, wenn ein Kind geboren ist, in Mimasaka und Kawachi erst dann, wenn das Zusammenleben ergeben hat, dass die Eheleute gut zu einander passen und sich vertragen, in Izumi und im Ni-i-gōri in Chikugo zuweilen erst nach drei Jahren. Besonders vorsichtig scheinen die Leute in Mikawa zu sein. Dort findet sich der Brauch, dass zuerst ein blosses factisches Zusammenleben, Ashi-ire (Fusshineinsetzen) genannt, stattfindet, danach bei erkannter Friedfertigkeit der Frau die Anzeige erfolgt und dann erst das Yuinō, das Hochzeitsgeschenk, gegeben wird.

Perfection der Ehe.

Nach dem Vorstehenden erhellt, dass es gar nicht einfach ist, zu sagen, von welchem Moment an denn eigentlich eine Ehe in Japan als geschlossen gilt, von wann an also z. B. die Frau die Strafe des Ehebruches trifft, oder die Trennung durch formelle Scheidung möglich ist u. s. w. Japanische Juristen geben die Antwort, dass die Ehe jedenfalls dann als perfect anzusehen sei, wenn die Anzeige erstattet sei, in deren Ermanglung aber auch dann, wenn nur das Sansankudo stattgefunden habe, und höchst eventuell auch schon durch das factische Zusammenleben im Sinne der citirten Verfügung vom 19. Juni 1877. Man wird danach diese drei Momente als ebensoviele Formen der Eheschliessung zu betrachten haben, von denen jede allein genügt, wenn auch in der Regel alle drei sich vereinigt finden.

Was die Folgen der Perfection des Ehevertrages angeht, so ist von einer Klage auf Vollzug der Ehe oder Schadenersatz keine Rede, doch stimmen alle Berichte in Minji Kwanrei-Ruishu dahin überein, dass nach dem Vertragsschluss in der Regel keine Partei mehr zurücktrete. Im Uebrigen scheinen die einzigen Consequenzen des blossen Ehevertrages zu sein, dass die Brautkinder den ehelichen gleichgestellt werden, und die Braut die Trauerpflicht gegenüber den näheren Verwandten des Bräutigams auf sich zu nehmen hat.

Ehehindernisse.

a) Was das erforderliche Alter angeht, so ist in dem 44. der 100 Gesetze des Iyeyasu: „. . . . Nach dem 16. Jahre soll der junge Mann sich einen Brautwerber suchen", das 16. Jahr für den Mann vorgeschrieben. Die Frauen sind mit dem 13. Jahr heiratsfähig. Beide Grenzen scheinen bisher nicht geändert zu sein.

b) Standesunterschiede.

Im Keishiryō (Theil des Riō no Gige) ist bezüglich der Eheschliessungen der Mitglieder der kaiserlichen Familie bestimmt, dass den Shinnō gestattet werden kann, sich untereinander und mit den Ō des 4. Grades inclusive zu verheiraten, nicht aber mit Ō vom 5. Grad oder mit tiefer stehenden Unterthanen. Den O vom 5. Grade an dagegen war nicht nur die Ehe untereinander, sondern auch mit Unterthanen gestattet. Unter Shinnō wurden damals die Geschwister und die Kinder eines Kaisers oder einer Kaiserin verstanden, unter Ō die Nachkommen der Shinnō. Ō des vierten Grades sind die Ururenkel eines Kaisers oder einer Kaiserin. Spätere Nachkommen heissen noch Ō, gehören aber nicht mehr zur kaiserlichen Familie im engeren Sinne. Heute heissen nach dem Hausgesetz von 1889 die O überhaupt bis zum Ururenkel Shinnō (bezw. die Frauen Naishinnō) und die späteren Ō (bezw. Nio-ō). Für die Ehe derselben ist Artikel 39 entscheidend, wonach die Mitglieder der kaiserlichen Familie nur untereinander und mit solchen adeligen Familien sich verheiraten dürfen, welche durch kaiserliche Verordnung bestimmt sind.

Seit alter Zeit waren Ehen zwischen den verschiedenen Ständen der Daimyō, Kuge, Samurai und Heimin nur mit staatlicher Genehmigung gestattet. Doch war die Handhabung des Verbotes wohl nur bezüglich der beiden obersten Classen eine strenge. Im Uebrigen scheinen vielfach Umgehungen üblich gewesen zu sein. So wird im Minji Kwanrei Ruishu aus dem Toshima-gōri in Musashi berichtet, dass man, um die Ehe einer Frau aus den Heimin mit einem Samurai zu ermöglichen, früher der Frau einen Karioya (interimistischer Vater), also einen fictiven Vater nur ad hoc bestellt habe, später aber die Frau von einem Mann aus dem Samuraistande, der dann die Frau in die Ehe gab, habe adoptiren lassen.

Dieses Ehehinderniss ist durch V. O. vom 22. August 1871 für alle Classen beseitigt. Jedoch soll eine geheime Verordnung für die Kwazoku existiren, welche ihnen auch jetzt noch die Einholung der Genehmigung der Regierung zur Pflicht macht.

c) Verwandtschaft und Schwägerschaft. Weder geschichtlich noch für das geltende Recht ist eine positive umfassende Anordnung über die Grenze der Ehe zwischen Verwandten aufzufinden. Dass die chinesischen Grundsätze strenger Exogamie keinen Eingang gefunden haben, ist indessen zweifellos, trotz des 44. der 100 Gesetze des Iyeyasu, in welchem es — nach der Kempermann'schen Uebersetzung im 2. Heft der Mittheilungen — ziemlich allgemein lautet: „. . . . man soll aber aus seinem eigenen Geschlechte kein Weib nehmen, sondern bei der Auswahl auf Familien- und Blutabstammung Bedacht nehmen". Gewöhnlich wird die Regel aufgestellt, die Ehe sei verboten mit oji (Bruder der Eltern), oi (Geschwistersohn), oba (Schwester der Eltern), mei (Geschwistertochter), kyōdai (Bruder) und shimai (Schwester), so dass das Verbot bis zum dritten Grade unserer Verwandtschaftsberechnung einschliesslich reichen würde. Die gerade Linie ist dabei als selbstverständlich weggelassen. Für die letztere kommt auch Schwägerschaft, sowie die Adoptivverwandtschaft in Betracht, was in einer Ministerialverfügung vom 14. Januar 1887 bezüglich der Ehe mit der Adoptivtochter (Yōjo) auch nach deren Entlassung aus der Adoption, ausdrücklich ausgesprochen ist. Nach derselben Verfügung

Jur. 80514

ist auch die Ehe mit der Schwester des Schwiegersohnes und nach einer Verfügung vom 28. Februar 1888 die mit der Schwester des Adoptivsohnes schlechthin verboten. Dagegen bildet (im vollständigen Gegensatz zu unserer Anschauung) die Adoptivverwandtschaft kein Hinderniss für die Ehe zwischen Adoptivgeschwistern. Sonst wäre ja das ganze Institut des Mukoyōshi, bei dem häufig die Ehe erst nach der Adoption geschlossen wird, gar nicht möglich. Die Ehe mit der Schwester der Frau ist nicht unzulässig, wird vielmehr in Suwo z. B. geradezu als üblich bezeichnet.

Damit stimmen die Vorschriften über den Incest im Wesentlichen überein. Der Kwampōritsu bestraft den Geschlechtsumgang mit der Yōjo (Adoptivtochter), Shimai (Schwester), Oba (Tante), Mei (Nichte). Das nach chinesischem Muster gearbeitete Strafgesetzbuch aus dem Jahre 1871 kennt den Incest mit 1. der Concubine des Vaters oder Grossvaters, 2. der Vatersschwester und Schwester, 3. der Frau oder Concubine des Sohnes und Enkels, der Mutterschwester, der Brudersfrau und Neffenfrau, der Nichte, Stieftochter und Halbschwester. Der hier statuirte weitgehende Schutz in der Seitenlinie ist wohl nur dem chinesischen Vorbild entnommen und ohne Anhalt im japanischen Rechtsgefühl. Das neue jetzt geltende Strafgesetzbuch hat merkwürdigerweise über den Incest gar keine Vorschrift.

d) Bestehende Ehe ist Ehehinderniss und macht, wie es scheint, die zweite Ehe nichtig. Nach Art. 354 des jetzigen Strafgesetzbuches, wird der, welcher trotz bestehender legitimer Ehe (haigūsha aru mono) eine neue legitime Ehe eingeht, mit Gefängniss von fünf Monaten bis zu zwei Jahren und mit Geldstrafen von 5—50 Yen bestraft.

Eine Besonderheit ist, dass im Oitama-gōri in Uzen nach Scheidung einer Ehe für beide Theile auf drei Jahre hin eine neue Eheschliessung verboten ist.

e) Die ehebrecherische Ehefrau und ihr Mitschuldiger dürfen nach Ministerialverfügung vom 6. October 1886 keine Ehe schliessen. Die Bestimmung scheint gänzlich neu und die Rechtsfolge ist nicht ausgesprochen. Die Vorschrift trifft den Ehemann nicht, da nach Art. 353 des jetzigen Strafgesetzbuches nur die Ehefrau wegen Ehebruches bestraft wird.

f) Ein eigenthümliches Ehehinderniss bestand früher (und wurde noch bestätigt in der Ministerialverfügung vom 22. Mai 1873) für die Onnakoshu (weiblicher Hausherr), d. h. die Tochter, welche in Ermanglung vorgehender männlicher Erben in die Hausherrschaft succedirt ist. So lange sie diese Stellung einnimmt, war ihr zur Fortpflanzung des Hauses nur die Adoption, nicht die Ehe gestattet, weil im Falle der Verheiratung die Kinder das Haus des Mannes fortsetzen würden. Jetzt ist ihr aber durch Zusatz vom 22. Juli 1873 zu der V. O. vom 22. Jänner 1873 (in welcher der Erbschaftsantritt durch die Tochter geregelt wird) ausser der Adoption auch gestattet worden, einen Ehemann in ihr Haus aufzunehmen, mit der selbstverständlichen Folge, dass (ebenso, wie im Falle der Adoption ihr Adoptivsohn, so hier) ihr Ehemann alsbald in die Hausherrschaft als Erbe eintritt. Es wird also dadurch derselbe Effect erreicht, als wenn der Mann vom Vater der Frau adoptirt worden wäre. Durch Verordnung vom 31. August 1877 ist der Erbin ermöglicht, sich trotz des Erbschaftsantrittes mit Genehmigung der Behörde von einem Manne in sein Haus aufnehmen zu lassen, mit der Folge natürlich, dass dann ihr Haus erlischt.

g) Während der Trauerzeit für Eltern oder Grosseltern durfte eine Ehe nicht geschlossen werden. Zuwiderhandlung wurde nach dem Strafgesetzbuch von 1871 mit Zuchthaus bis zu neunzig Tagen bestraft. Heute besteht indess, wie es scheint, ein Rechtszwang in dieser Richtung nicht mehr.

h) Die Eheschliessung zwischen Japanern und Ausländern ist in der Verordnung vom 14. März 1873 geordnet. Darnach verliert sowohl die Ausländerin, welche einen Japaner, als die Japanerin, welche einen Ausländer heiratet, ihr Indigenat. Japaner bedürfen der Erlaubniss der Regierung. Jedoch ist es nach Verfügung vom 11. März 1881 auch gestattet, dass ein Japaner einen Ausländer zu seinem Adoptiv-Schwiegersohn (mukoyōshi) macht, und nach Verfügung vom 8. Juni 1881 kann auch eine selbstständige Japanerin einen Ausländer als Ehemann und Hausherrn in das Haus eintreten lassen, beides selbstverständlich unter der Bedingung, dass der Ausländer japanischer Unterthan wird.

i) Erbliche Krankheit in der Familie eines der Eheschliessenden (namentlich Schwindsucht und Lepra) wird (z. B. in Echigo) als Grund zum Einschreiten der Verwandten gegen die Ehe erwähnt.

j) Die Ehe ist den buddhistischen Priestern, ausser denen der Shinsecte, verboten, nicht jedoch den Priestern des Shintō, des nationalen Ahnencultus.

DIE GENUSSMITTEL DES ORIENTES.

Von *Gustav Troll.*

II.

Die *Weinrebe* und der Wein haben schon zu den ältesten Zeiten in den Ländern des Orientes eine grosse Rolle gespielt. Die Bibel berichtet uns, dass seit Noah's Zeiten her das auserwählte Volk Gottes das köstliche Geschenk der Rebe würdig gehegt und gepflegt hat. Dass Trauben sowohl als Rebensaft, bei den Kindern Israels in hohem Ansehen standen, beweist auch der Umstand, dass sie, nach dem Auszuge aus Egypten, sich erst dann entschlossen, das gelobte Land zu betreten, als die ausgesandten Boten mit der Kunde von seiner grossartigen Frucht-

barkeit zurückkamen und als Beweis dafür zwei köstliche Riesentrauben mitbrachten. Das alte, sowohl als das neue Testament spricht sehr häufig vom edlen Rebensafte und schon dies beweist, dass die Weincultur in jenen fernen Zeiten in hoher Blüthe stand. Von den alten Griechen und anderen Bewohnern des damaligen Morgenlandes weiss man es auch, dass sie einen guten Tropfen wohl zu schätzen wussten, ja es wurde sogar ein eigener Gott für die Weinseligen eingesetzt, dessen Ansehen bei seinen opferwilligen Anhängern sich sogar bis auf unsere prosaischen und allen Göttern abholden Zeiten erhalten hat. Bacchus und seine Verbündete, Venus, haben ihr Reich trotz aller Götterstürze bis auf den heutigen Tag erhalten und die Medicinmänner wissen auch heute noch von einem mitunter übertriebenen Cultus dieser Gottheiten zu erzählen, den sie freilich etwas prosaisch als Excesse in baccho et in venere bezeichnen.

Mit der Herrschaft des Islams begann der Verfall des Weinbaues im Oriente. Dem finsteren, fanatischen Charakter dieser Religion entsprach die heitere, sorglose Lebensauffassung, wie sie der Weinbau und Weingenuss mit sich brachte, nicht, deshalb erliess der Prophet sein Weinverbot und begründete damit, man kann es wohl allen Ernstes behaupten, die Macht und die Schreckensherrschaft seiner Anhänger und Nachfolger. In allen Ländern, welche sich der Islam unterwarf, schwand die Weincultur zum Zwecke der Weingewinnung fast gänzlich. Nur die Traube als Frucht war geduldet, ihres Wohlgeschmackes wegen geschätzt und im Geheimen von manchem sonst glaubenseifrigen Moslim sorgsam gepflegt. Wie manche Gartentraube ward im Verborgenen in Most und Wein verwandelt und wie mancher Rausch mag wohl daraus schon entstanden sein! In jenen Ländern des Islam, deren ursprüngliche christliche Bevölkerung ihrem Glauben trotz aller Bedrückung treu blieb, blieb auch der Weinbau erhalten, musste sich aber auf das geringste Ausmass beschränken und hatte mit zahllosen Schwierigkeiten zu kämpfen. Erst seit unser Jahrhundert die Macht des Islams gebrochen und den christlichen Völkern seiner Herrschaft eine relative Freiheit gebracht hat, ist der Weinbau im Oriente wieder in Schwung gekommen. Die von Alters her weingesegneten Länder haben nach und nach ihren natürlichen Reichthum auszubeuten gelernt, aber im Ganzen und Grossen ist der Weinbau auch heute noch im Oriente auf eine ziemlich niedrige Stufe gestellt. In der grossen Mehrzahl der orientalischen Länder kann von Weinbau eigentlich keine Rede sein. In Syrien wurde von altersher von der christlichen Secte der Maroniten Weinbau betrieben und seit dieses Volk im Libanon eine gewisse Freiheit geniesst, hat auch der Weinbau auf den Abhängen des Libanon wirklich zugenommen. Die Libanonweine zeichnen sich durch Stärke, edles Feuer und Wohlgeschmack aus, berühmt ist besonders der Wein von *Schtora*, eines Dorfes am Fusse des Libanon in der sogenannten Bekaa gelegen, an der Kunststrasse, die von Beirut nach Damaskus führt. In Palästina verdankt die Weincultur den deutschen Colonisten (Templern) ihre Wiedergeburt und die Weine von Jerusalem und Bethlehem zeugen von der untilgbaren Fruchtbarkeit des einstigen gelobten Landes. In Europa sind die Palästina- und Libanonweine noch viel zu wenig bekannt, obwohl sie sich ihres grossen Alkohol- und Phosphorsäure-Gehaltes wegen auch ganz besonders zu stärkenden Medicinalweinen eignen würden. Der natürliche Reichthum dieser gesegneten Landstriche wird jedoch früher oder später sicher zur Geltung kommen.

An der ganzen nordafrikanischen Küste ist der Weinbau, einestheils wegen der Bodenbeschaffenheit, anderntheils wegen der ausschliesslichen Herrschaft der Mohammedaner ganz in Verfall gerathen. Selbst Trauben wurden und werden auch heute noch von Spanien, Sicilien, Malta und Griechenland eingeführt. Nur Algier macht seit einiger Zeit eine rühmliche Ausnahme. So jung die dortigen Weinculturen auch sind, so bilden sie doch schon jetzt einen Hauptreichthum des Landes und liefern den Hauptartikel im Waarenaustausch der Colonie mit dem Mutterlande. Die Weine von Algier können sich an Güte und Feinheit mit den besseren Sorten der Palästina- und Libanon-Weine zwar nicht messen, aber sie eignen sich vortrefflich dazu, die im Niedergang begriffene Weinproduction Frankreichs zu ersetzen.

In Griechenland gewinnt die Weincultur ebenfalls immer mehr und mehr an Boden und die griechischen Weine bilden schon heute einen wichtigen Handelsartikel. Kleinasien dagegen producirt wenig Wein, aber viel Trauben. Die Smyrnaer Trauben geniessen eines wohlbegründeten Rufes, sie versorgen nicht allein Constantinopel, sondern werden auch weiter exportirt. Auch die Balkanhalbinsel ist verhältnissmässig arm an Wein. Der ungemein rasche Aufschwung der Weincultur in Algier erweist jedoch zur Genüge, dass der Wiederaufschwung des Weinbaues im Oriente nur eine Frage der Zeit ist.

Viele Länder des Orientes würden sich vorzüglich zum Weinbau eignen, obwohl sie ihn gegenwärtig noch gar nicht betreiben. Das Klima von Abessynien z. B. ist namentlich in den höher gelegenen und besser bewässerten Theilen für die Anpflanzung des Weinstockes wie geschaffen. Trotzdem wird der Weinbau dort gar nicht betrieben, ja der Wein selbst ist fast ganz unbekannt.

Mit der Zunahme europäischer Cultur und europäischen Einflusses ist in den Ländern des Orientes im engeren Sinne auch der Verbrauch von Wein bedeutend gestiegen, und da die eigene Erzeugung hiefür noch lange nicht genügt, so ergibt sich die Nothwendigkeit fremder Einfuhr. In jedem einzelnen Gebiete des Orientes hat sich naturgemäss dasjenige Land dieses Bedürfnisses bemächtigt, welches vermöge seiner Lage und seiner Handelsverbindungen hiezu am nächsten berufen war. So bezieht Marokko, das übrigens auch heute noch sehr wenig Wein verbraucht, seinen

Bedarf fast ausschliesslich von Spanien. Algier, das noch vor zwanzig Jahren fast seinen gesammten Weinbedarf vom Mutterlande bezog, ist heute schon in der Lage, seinen eigenen Bedarf zu decken und namhafte Weinausfuhr zu betreiben. In Tunis hat seit Kurzem der Weinbau ebenfalls begonnen, doch wird noch sehr viel von Frankreich (Kunstwein), Algier und, besonders früher, von Italien eingeführt. Tripolis bezieht seinen Wein meist von Griechenland und Italien, doch ist der Verbrauch gering, in Egypten wurden früher hauptsächlich italienische und französische Weine getrunken; in neuerer Zeit werden griechische Weine (namentlich von Cypern) und Weine aus Oesterreich-Ungarn stark eingeführt. Palästina und Syrien deckt so ziemlich den eigenen Bedarf, doch werden noch ziemliche Mengen von Cyperweinen eingeführt, namentlich die geringeren Sorten des sogenannten Schlauchweines, der von seiner Aufbewahrung in Bocksschläuchen einen ziemlich unangenehmen Beigeschmack erhält, und der nicht minder unangenehm schmeckende Harzwein, dessen Beigeschmack von einer Behandlung des Weines mit Pech herrührt. Kleinasien erzeugt zum Theil selbst Wein (der bekannteste ist der Brussa-Wein), zum Theil bezieht es denselben von Cypern und Griechenland. Das eigentliche Weinland der Mohammedaner ist jedoch Persien, wo von altersher der Weincultur grosse Beachtung geschenkt wurde. Die berühmteste Sorte Perser-Weine ist der schwere, braunrothe Wein von Schiras, daran reihen sich die Weine von Ispahan und Hamadan. In Constantinopel wird ausser den feineren französischen und deutschen Flaschenweinen hauptsächlich griechischer, in letzter Zeit auch viel rumänischer und ungarischer Wein getrunken.

Die übrigen Balkanländer, soweit sie noch zum Oriente zählen, erzeugen ihren geringen Bedarf an Wein entweder selbst, oder beziehen ihn aus den Nachbarländern, namentlich von Rumänien und Ungarn.

Im Verhältniss zu dem geradezu enormen Verbrauch von Branntwein, ist der Weinconsum des Orientes ein sehr geringer und beschränkt sich hauptsächlich auf die eingewanderten Fremden. In der letzten Zeit hat auch hier der Pseudo-Gott Gambrinus allenthalben seinen siegreichen Einzug gehalten und der Bierconsum ist fortwährend im Steigen begriffen.

Der geringe Verbrauch von Wein erklärt sich nicht sowohl aus religiösen, als aus den wirthschaftlichen Verhältnissen der orientalischen Länder. Die einheimische Bevölkerung ist im Allgemeinen sehr arm, sie muss in den meisten Fällen hart arbeiten, um sich den kargen Lebensunterhalt zu verdienen. Nichts ist daher natürlicher als dass diejenigen, die der Stärkung bedürfen, oder die Betäubung wünschen, zum billigen leicht erhältlichen Branntwein oder zu einem Narcoticum greifen. In den Küstenstädten des Orientes, da, wo die Eingeborenen im Kampfe um ihre Erhaltung den eindringenden Fremden gegenüber gezwungen sind, ihre Arbeitskräfte auf das Aeusserste anzuspannen, findet man daher überall die Thatsache, dass der Eingeborene mehr dem Branntweingenusse, der Fremde aber dem Weingenusse ergeben ist. Die Vornehmen unter den Einheimischen trinken öffentlich Bier, auf welches sich das Verbot des Propheten natürlich nicht bezieht, Wein aber nur im Geheimen.

Dringt man weiter in das Innere orientalischer Länder, wo die Cultur immer mehr und schliesslich ganz schwindet, so findet man zahlreiche einheimische Getränke mit berauschender Wirkung, aber auch hier verhältnissmässig wenig weinartige. Es sind dies vornehmlich die *Palmweine*, zu deren Bereitung die culturell wichtigste Pflanze jener Gegenden, die Palme dient. Die Zellen der Blüthenscheiden, ferner die Fruchthüllen und das Gewebe des Stammes vieler Palmarten enthalten einen eiweiss- und zuckerreichen Saft. Dieser Saft wird nun auf irgend eine Weise gewonnen (häufig indem man den Stamm anbohrt und in das Bohrloch ein Rohr bringt, durch welches der Saft ausfliesst und dann der Gährung überlassen wird; natürlich leiden die Bäume bei dieser Behandlung sehr) und gibt in frischem Zustande ein mostähnliches Getränk, gegohren den Palmwein. Im tropischen Asien dient namentlich die Weinpalme, Palmyrapalme (Borassus flabelliforius L.) zur Bereitung des Palmweines. Auf Ceylon und Java bereitet man denselben aus den Blüthenkätzchen der Weinpalmen. In einigen Theilen Ostafrikas dient Raphia vinifera, in anderen Elaïs guinensis zur Bereitung des Palmweines, den man dort *Bourdon* und *Malaffa* nennt, in Marokko *Lagmi*, im indischen Archipel und auf den Molukken *Sagawir* (aus dem Safte von Arenga und anderen Palmen bereitet). In Indien nennt man den Palmwein auch *Toddy*, doch ist Toddy eigentlich ein englisches Getränk aus Branntwein, Zucker, Eis und Wasser. Auf den Gesellschaftsinseln findet sich der Palmwein unter dem Namen *Tii* und wird aus Arenga saccharifera, Cocos nucifera und anderen Palmarten bereitet. In Afghanistan, Beludschistan und Turkestan kommt unter dem Namen *Arza Arki* ein Getränk vor, welches eine Art von Fruchtwein darstellt und aus Maulbeeren, Pfirsichen und Tamarinde bereitet wird; auch ein Schnaps wird daraus destillirt. Gut ausgegohrener Palmwein gibt ein ganz angenehmes, süssliches Getränk, in seinem Geschmacke ähnlich dem Traubenweine, ohne jedoch dessen physiologische Wirkung zu besitzen. In Europa findet sich etwas Aehnliches im Ahorn und im Birkenwein, die in Norddeutschland gebräuchlich sind.

Bedeutend umfangreicher ist jene Classe alkoholischer Getränke, welche unter der Bezeichnung *Bier* die grosse Menge der halbgegohrenen Berauschungsgetränke des Orientes umfasst, die freilich mit den in Europa gangbaren Biersorten in den meisten Fällen keine besondere Aehnlichkeit aufweisen. Das Bier wird gewöhnlich als eine deutsche Erfindung betrachtet, und die Sage nennt den mythischen König Gambrinus von Brabant als den Entdecker der

angenehmen Eigenschaften des Gerstensaftes. Es ist jedoch längst nachgewiesen, dass das Bier bereits im Alterthum wohl bekannt war. Verschiedene griechische und römische Schriftsteller (Aeschylus, Sophokles, Plinius u. A.) erwähnen dasselbe in ihren Schriften. In der egyptischen Stadt Pelusium, an einer der Nilmündungen gelegen, wurde in alten Zeiten ein berühmtes Bier gebraut, wie etwa heute in München, und man nannte in Folge dessen das Bier auch vielfach Pelusisches Getränk. Von Egypten aus soll das Geheimniss des Bierbrauens sich weiter verbreitet haben und auch nach dem Norden Europas gekommen sein. Indessen ist es ziemlich wahrscheinlich, dass das Bier der alten Welt mit unseren heutigen Bieren keine grosse Aehnlichkeit gehabt haben dürfte und dass die culturgeschichtliche Bedeutung dieses Getränkes erst durch die grosse Verbreitung, die es von den deutschen Ländern aus in allen Theilen der Welt fand, bedingt worden ist.

Nach den zu ihrer Bereitung dienenden Stoffen kann man die Biere in drei Classen einreihen. Die erste Classe, zugleich die älteste, kennzeichnet sich durch die gänzliche Abwesenheit von Malz, die zweite wird ausschliesslich mit gekeimter Gerste erzeugt und umfasst die verschiedenen Bierarten, wie sie in Europa gangbar sind. Die dritte Classe nimmt eine Zwischenstellung unter den beiden ersten ein: als Bereitungmateriale dienen für diese Bierarten rohe Kornfrüchte, jedoch wird auch Malz zugesetzt. Während die zweite Classe, also das, was der Europäer gewöhnlich unter Bier versteht, einen verhältnissmässig hohen Alkoholgehalt aufweist, enthalten die beiden letzteren (für die als typisch der Meth und die Busa gelten können) viel weniger Alkohol, dagegen mehr Extractivstoffe und stickstoffhältige Substanzen, sie besitzen demnach einen ganz hervorragenden Nährwerth und sind nicht nur Genuss- sondern auch Nahrungsmittel.

Solche bierartige, zumeist der zweiten Classe angehörige Getränke finden sich im ganzen Oriente und ist dafür besonders der Name *Busa* (Buza, Boza) verbreitet. Bei den mongolischen Völkern in Turkestan wird die Busa aus Reis erzeugt und gerade nur so viel Malz zugesetzt, als zur Umwandlung der Stärke in Zucker erforderlich ist. Dieses Malz wird aus Hirse bereitet. Nach einer vorgenommenen Analyse dieser Busa enthielt dieselbe drei Tage nach der Bereitung 3·15 Percent Alkohol, 8·18 Percent Extractivstoffe, 2·15 Percent Stickstoffsubstanzen und 0·152 Percent Milchsäure. Durchschnittlich enthält dasselbe also $1\frac{1}{2}$—2 Percent weniger Alkohol, als das gewöhnliche (europäische) Bier, zweimal mehr Extractivstoffe, 227mal mehr Stickstoff-Substanzen und etwa 4—5mal mehr Milchsäure; ausserdem enthält die Busa auch noch circa 0·65 Percent Fett. Aehnliche Getränke sind *Bagari* im Kaukasus und die bei den Kosaken gebräuchliche *Braga*, aus Hafermehl oder Hirse mit Zusatz von Malz, theilweise auch mit Hopfen dargestellt.

In der Krim wird von den Tataren ebenfalls ein bierartiges Getränk, *Murra* oder *Burra*, erzeugt, welches jedoch der ersten Classe der Biere angehört, indem es ohne Malzzusatz aus Reis erzeugt wird. Dieses Getränk enthält blos an 0·25 Percent Alkohol, dagegen fast 8 Percent Extractivstoffe und über 2 Percent Stickstoffsubstanzen. In ähnlicher Weise verhalten sich die übrigen bierartigen Getränke, welche bei allen orientalischen Völkern verbreitet und besonders in Afrika sehr zahlreich sind. Alle diese Biere werden, soweit sie der dritten Classe angehören, aus Getreide dargestellt. Bei ihrer Bereitung spielen der Reis und die Durra eine grosse Rolle. Die Durra oder Mohrenhirse, auch Kaffernkorn, Negerkorn, Kolbenhirse, Besenkraut genannt (Sorghum persic. vulg.), ist in ganz Afrika und Centralasien die verbreitetste Culturpflanze. Sie dient als Brotfrucht, als Viehfutter, zur Erzeugung alkoholischer Getränke, von Spiritus und Essig; selbst die Rispen werden noch zur Anfertigung von Besen verwendet. Die grosse Nützlichkeit dieser Pflanze für jene Gebiete lässt sich nur mit jener der Cocos- oder Dattelpalme vergleichen. In primitivster Weise wird die Durra bei den Negervölkern zwischen zwei Steinen verrieben und mit Wasser, unter Zusatz eines Gährungserregers (Malz) angesetzt. Das trübe, milchige, säuerlich schmeckende Getränk, das auf diese Weise erhalten wird, hat wohl sehr wenig Aehnlichkeit mit dem, was wir Europäer unter Bier verstehen, dennoch erfreut sich dasselbe bei seinen Consumenten grosser Beliebtheit und wird in ansehnlichen Mengen genossen. Am gebräuchlichsten ist dieses Bier, für welches als typisch die *Busa* gelten kann, bei den Nilvölkern und im Sudan. In Egypten stellt die Busa ein schmutzig-weisses, dickflüssiges, tintenartig schmeckendes Gebräu dar, dass die grösste Aehnlichkeit mit einem dünnen Mehlpapp hat und nach unseren Begriffen nichts weniger als angenehm schmeckt. Der Alkoholgehalt desselben ist sehr gering. In Nubien und Kordofan, dann im Sudan kommt ein ähnliches Getränk, aus Hirse bereitet, unter dem Namen *Bulbal* vor, welches meist bedeutend stärker ist, d. h. berauschender wirkt, als die egyptische Busa. Der Name *Dalla* oder *Talla* ist für ein Bier aus Büschelmais im Sudan gebräuchlich und wird auch in Abessynien für ein aus Gerste bereitetes Getränk verwendet.

Die Darstellung der abessynischen Dalla erfolgt in nachstehender Weise: eine bestimmte Menge ausgewählter, gleichkörniger Gerste, die von aller Spreu gereinigt wurde, wird in eine Grube gebracht, welche man in den trockenen Erdboden gräbt und mit Blättern auslegt. Der Gerstenhaufen wird ebenfalls mit Blättern überdeckt und hierauf die Grube mit Erde zugeschüttet. Drei Tage nachher wird die Gerste aus der Erde wieder ausgegraben, durch die feuchte Wärme des Bodens hat

JEDNOTA K POVZBUZENÍ PRŮMYSLU V ČECHÁCH

dieselbe theilweise schon den Keimungsprocess durchgemacht und spielt nun die Rolle des Malzes. Man bereitet daraus einen flachen breiten Brotkuchen, den man *Bekel* nennt. Nun wird weiters Gerste mit einer gewissen, kleineren Menge von *Maschilla* (Sorghum) gemischt, geröstet und zu Mehl verrieben. Dazu kommen noch die getrockneten und gepulverten Blätter einer *Dschischu* oder *Gischu* genannten Pflanze, welche die Würze bildet und somit die Rolle des Hopfens besitzt (sie soll mit demselben auch eine ziemliche Aehnlichkeit haben). Dies innige Gemisch von Gersten- und Sorghummehl mit Dschischu wird in ein grosses Gefäss gebracht, worauf der Bekel, der vorher mit Wasser zu einem Brei angerührt und langsam unter fortwährendem Umrühren bis zum Kochen erwärmt wurde, zugesetzt und das Ganze mit Wasser übergossen wird. Das Gefäss wird nun gegen Abkühlung geschützt und etwa zehn Tage lang ruhig stehen gelassen, in welcher Zeit die Gährung langsam vor sich geht.

Die so erhaltene trübe, halbgegohrene Flüssigkeit wird vor dem Gebrauch durch ein Tuch filtrirt und bildet die Dalla. Aehnlich ist die Bereitungsweise aller dieser Getränke.

In Mittelafrika wird ein aus Getreide hergestelltes Bier *Merissa* und in Tumala *Ngaslo* genannt. Ferner wird da in manchen Gebieten aus den Wurzelknollen von Cyperus esculentus (Erdmandel) eine Busa erzeugt. In Südafrika wird das Kafferbier, *Mapira-Mabli* bei den Kaffern aus Durra, bei anderen Völkern das *Pombi* aus verschiedenen Getreidearten dargestellt. In Nordafrika dient der Lotus (wahrscheinlich Nimphea stellata W.), dessen Samen und Wurzelstöcke äusserst stärkereich sind und daher auch als Nahrungsmittel Verwendung finden, zur Bereitung eines bierartigen Getränkes *Damutsch*.

Die zur ersten Classe gehörigen methartigen Biere sind ebenfalls recht zahlreich, zeichnen sich aber vor den anderen durch einen meist geringeren Alkoholgehalt, dagegen durch angenehmeren Geschmack aus. Unter dem Namen Busa kommen besonders in Nordafrika verschiedene Getränke vor, welche gewöhnlich aus Hirse mit Zusatz von Honig bereitet werden und dieser Classe angehören. In Abessynien werden theils aus Honig und Kräutern (*Tetsch*), theils aus Getreide (*Techt*) verschiedene methartige Getränke hergestellt, ebenso weiter unten in Ostafrika aus Durra, Honig und allerlei Gewürzen die *Boyaloa* oder *Oaloa*.

Der *Tetsch* oder *Teg* wird aus Honig, Wasser und Dschischublättern bereitet, indem man in einem grossen Gefässe den Honig mit einer grösseren Menge Wasser mischt, so dass eine schwach süsse Flüssigkeit erhalten wird. Hierauf gibt man die getrockneten und dann leicht gerösteten Dschischublätter hinzu und giesst das Ganze in ein grosses Thongefäss, welches verschlossen und dann mit glühenden Kohlen umgeben wird. Die Kohlen bezwecken eine leichte Erwärmung der Flüssigkeit und werden nach kurzer Zeit wieder entfernt. So dann wird die Flüssigkeit von den Blättern klar abgegossen. Kurze Zeit danach stellt sich schon eine starke Gährung derselben ein und nach vierundzwanzig Stunden ist das Getränk bereits geniessbar, am wohlschmeckendsten wird es aber erst nach drei bis vier Tagen. Es ist ein angenehmes, erfrischendes Getränk, welches, in Folge der Gährung, in der es sich befindet, stark kohlensäurehältig ist. Es wird am Ende der Mahlzeiten genossen und häufig mit Araki gemischt, um die berauschende Wirkung zu erhöhen.

In den Küstenstädten, wo die europäische Cultur festen Boden gefasst hat, nimmt der Verbrauch des europäischen Bieres stetig zu und ist schon heute zu einem ansehnlichen Exportartikel für den Orienthandel geworden. In manchen Ländern des Orientes (so namentlich in Algerien, Tunis, Egypten, Palästina, Türkei) bestehen sogar schon eigene Bierbrauereien, die Erzeugnisse derselben lassen jedoch noch viel zu wünschen übrig. Im Gebiete des Mittelmeeres ist das sogenannte Wiener Bier (Birra di Vienna) allgemein verbreitet. Es ist dies zumeist Dreher'sches Exportbier aus der Triester Brauerei, aber auch Grazer und Marburger Biere, und von österreichischen noch Liesinger, meist in Flaschen finden ihren Weg bis tief in's Innere dieser Gebiete. Selbstverständlich wird, besonders in Egypten und in den grösseren Hafenstädten des türkischen Reiches, auch viel bayerisches Bier consumirt, ausserdem englische Biere und in den französischen Colonien Elsässer Bier.

Bezüglich des Bieres stellen sich die Mohammedaner bekanntlich auf den Standpunkt, dass dasselbe durch den Koran nicht verboten sei, in Folge dessen wird der Genuss desselben als gestattet angesehen. Ich habe aber schon häufig beobachtet, dass biertrinkende Mohammedaner damit gewissermassen nur der Mode huldigen, während in Wahrheit das bitterlich schmeckende Getränk ihrem an Süssigkeiten gewohnten Gaumen wenig Reiz bietet.

Hiemit wären die eigentlichen alkoholischen Getränke erschöpft, dagegen eröffnet sich noch eine ganze Reihe von Genussmitteln, welche theils in Form von Getränken, theils als Rauch- und Kaumittel, oder in Form von zubereiteten Zuckerplätzchen und Pillen bei den orientalischen Völkern allgemein in Gebrauch sind und wie die alkoholischen Getränke entweder erregend oder berauschend wirken. Je nach ihrer Wirkung kann man sie in zwei Gruppen eintheilen und zwar in solche, welche Coffeïn oder ähnliche Alkaloide enthalten und in Folge dessen eine erregende Wirkung auf das Nervensystem ausüben, also bei nicht übermässigem Genuss unschädlich, in vielen Fällen sogar zuträglich sind und in solche, die eine berauschende, zum Theil betäubende, also narkotische Wirkung auf die menschlichen Nerven. ausüben. Zur ersten Gruppe gehören insbesondere -Kaffee, Thee, Cacao, die Kolanuss und das Kath

Der *Kaffee* ist das orientalische Getränk par excellence, zugleich ein Genussmittel von echt orientalischer Herkunft und Abstammung, welches aus dem Morgenlande seinen Siegeszug durch die ganze Welt angetreten hat und heute für alle Culturvölker in socialer und volkswirthschaftlicher Hinsicht einer der wichtigsten und bedeutendsten Verbrauchsartikel geworden ist. Die Stammpflanze des Kaffees ist bekanntlich ein zur Gattung Coffea L. gehöriger Strauch, der im tropischen Afrika und Asien einheimisch ist und dessen wichtigste Art Coffea arabica L. im Sudan und in Abessinien ihre Heimat hat. Ob der Kaffeestrauch auch in Arabien einheimisch ist, hat man bisher nicht mit Bestimmtheit feststellen können, es ist aber im hohen Grade wahrscheinlich. Gegenwärtig wird in fast allen, der Cultur erschlossenen tropischen Ländern, besonders aber in Südamerika und Westindien, Kaffee angebaut, die beste und geschätzteste Sorte ist aber immer noch der sogenannte Mokka, der echte, arabische Kaffee, der freilich in Europa so gut wie gar nicht zu haben ist.

Der ungeheuere Verbrauch von Kaffee im Oriente ist bekannt, ebenso, dass die Bereitung dies vorzüglichen Genussmittels gegenüber der in Europa und anderen Culturländern gebräuchlichen sehr verschieden ist. Unstreitig gebührt der orientalischen Kaffeebereitung der Vorzug, denn sie liefert einen wirklichen, duftigen Kaffee-Auszug, während der nach fränkischer Art zubereitete Kaffee wenig, oder gar kein Kaffee-Aroma besitzt und grösstentheils mit Milch vermischt genossen wird, was im Oriente nicht der Fall ist. In Persien wird feiner Kaffee häufig trocken gegessen und zwar entweder die mässig geröstete Bohne selbst, oder zu feinem Pulver gestossen löffelweise, in der Art wie Bonbons oder Conserven. Die Araber trinken ihren Kaffee meist ohne Zucker, weil sie behaupten, dass das Aroma desselben auf diese Weise besser zur Geltung gelangt. In der That hat dies Manches für sich und ich muss Jedem, der echten, feinen Kaffee kennen lernen will, anrathen, sich eine Tasse dieses duftigen Getränkes bei den Beduinen der syrisch-arabischen Wüste anbieten zu lassen, dann wird er wissen, wie dieser von den orientalischen Dichtern so gepriesene Wundertrank wirklich schmeckt. Uebrigens erhält man in den meisten Kaffeehäusern des Orientes, besonders aber in den arabischen Ländern, vorzüglichen Kaffee, und man muss gestehen, dass eine Schale dieses Getränkes nebst duftigem Tabakrauch aus Narghilé oder Cigaretten zu den wenigen wirklichen Genüssen gehört, welche der Orient auch dem Europäer gewährt. Freilich ist nicht Alles Gold, was glänzt, und nicht Alles Kaffee, was in Kaffeeschalen ausgeschänkt wird. Habe ich doch schon so manchen dicken Effendi und Sidi gesehen, der sich seine Kaffeeschale so fleissig füllen liess, dass es ihm darnach etwas schwer wurde, das Kaffeehaus zu verlassen. Dieser besonders starke Kaffee war aber hell und klar wie Wasser und hatte eine verdächtige Aehnlichkeit mit dem verpönten oder wenigstens unschicklichen Arak. So wahrt man die Form und thut doch, was das Herz begehrt, im Oriente so gut, wie anderwärts.

Ein nicht minder wichtiges Genussmittel für die ganze heutige Welt ist der *Thee*, dessen Heimat bekanntlich in China liegt. Aber mit Ausnahme der chinesischen und russischen und einiger angrenzenden asiatischen Völker, hat sich der Thee im Oriente als allgemeines Genussmittel nur noch bei den Persern und in Marokko eingebürgert, während er bei den übrigen orientalischen Völkern entweder gar nicht, oder sehr wenig gebräuchlich ist, jedenfalls aber nicht die dem Kaffee zukommende Wichtigkeit besitzt. In Marokko ist der Gebrauch von Thee fast noch grösser, als jener von Kaffee. In Persien wird der Thee von bemittelten Leuten Morgens und Abends genossen, und zwar Abends meist mit einer Opiumpille. Die Afghanen und Tataren setzen ihrem Theeaufguss statt Zucker Salz zu, während die russischen Theetrinker bekanntlich entweder gar keinen Zusatz machen, oder ein Stückchen Zucker in den Mund nehmen und darauf den Thee trinken, wodurch der feine Theeduft besser zur Wirkung gelangen soll.

Cacao (von Theobroma Cacao L.) ist im tropischen Amerika einheimisch, wird jedoch auch in vielen anderen Tropenländern cultivirt und in den Culturländern stark verbraucht. Für den Orient besitzt der Cacao als Genussmittel keine Wichtigkeit, blos in einigen Gegenden Westafrikas werden aus demselben von den Eingebornen Getränke zu Genusszwecken dargestellt.

Ein wichtiges Genussmittel für einen bedeutenden Theil Afrikas bildet die *Kolanuss* (Guru- oder Ombene-Nuss). Es ist dies der Same von Sterculia acuminata Beauvais, eines 200—300 *m* hohen Baumes, der an der westafrikanischen Küste wächst und sich von dort weiter in's Innere zieht. In neuerer Zeit wurde der Kolabaum auch in Sansibar, Indien, Ceylon etc. gepflanzt. Die Kolanuss stellt eine kastanienähnliche Frucht dar, welche in dem politischen und religiösen Leben der Negervölker jener Gebiete eine bedeutende Rolle spielt. Wie seinerzeit die Cacaobohne in Mexico, so wird von Negern die Kola als Münze benützt, ferner dient sie zur Bereitung eines kaffeeähnlichen Getränkes und wird wie die Betelnuss gekaut. Die Kolanuss enthält nahezu $2\frac{1}{2}$ Percent Coffeïn und etwas Theobromin (das wirksame, dem Coffeïn ähnliche Princip der Cacaobohne), ausserdem Zucker, Stickstoffsubstanzen und Stärke. Der Coffeïngehalt der Kola ist bedeutender, als jener des Kaffees und aller anderen bisher bekannten Droguen und diesem hohen Gehalte an dem wirksamen Principe verdankt die Kolanuss ihre Verwendung, die in ihrer Heimat eine so wichtige und ausgedehnte ist, wie jene der Coca in Südamerika.

Es heisst, dass der Genuss einiger Kolanüsse bei ganz ungenügender Nahrung die Neger zu den grössten Anstrengungen befähigen soll, ja dass derselbe sie in Stand setzt, tagelang ohne Nahrung auszuhalten und dabei die grössten Strapazen

zu ertragen. Jedenfalls sind diese Berichte ebenso übertrieben als jene über die Wunderwirkung der Coca, bei dem grossen Coffeïngehalte ist jedoch eine stark erregende Wirkung ausser Zweifel. Die Neger halten nur die frische Nuss von weisser oder rother Farbe für brauchbar und trachten daher, dieselbe durch allerlei Mittel möglichst lange frisch zu erhalten. Zu diesem Zwecke wickelt man die Früchte einzeln in feuchte Blätter und schichtet sie auf einander in Körbe; um jedoch die Schimmelbildung zu verhindern, müssen dieselben häufig umgepackt werden. Auf diese Weise sollen sich die Früchte acht bis zehn Monate lang frisch erhalten. Wahrscheinlich ist es hierauf zurückzuführen, dass die Kola in Europa noch so wenig Verbreitung gefunden hat, es wurde aber bereits nachgewiesen, dass die trockene Nuss zwar den angenehmen aromatischen Geschmack der frischen verliert und nur bitter schmeckt, jedoch den vollen Coffeïngehalt der frischen besitzt, demzufolge stände ihrem Gebrauche als eines wirklich schätzbaren Ersatzmittels für Kaffee nichts im Wege.

In Ostafrika und Arabien werden unter dem arabischen Namen *Kath* (Khat) die Blätter von Catha edulis Forsk. als Genussmittel verwendet. Der Aufguss derselben schmeckt aromatisch erregend, wie Kaffee oder Thee, die Blätter enthalten jedoch kein Coffeïn, wie man anfangs glaubte, sondern ein anderes Alkaloid in geringer Menge, dessen physiologische Wirkung sich mit jener des Coffeïns ziemlich deckt. Man bereitet aus den Blättern eine extractartige Masse, welche mit grosser Vorliebe gekaut wird, oder mit kochendem Wasser oder Milch abgebrüht ein theeähnliches Getränk liefert, das schlafvertreibend wirken soll.

DIE DEUTSCHEN SCHUTZGEBIETE BEI BEGINN DES JAHRES 1890.

(Schluss.)

Die Südsee-Schutzgebiete.

Die wirthschaftltche Entwicklung der deutschen Schutzgebiete in der Südsee hat im abgelaufenen Jahre mit manchen durch äussere und Verwaltungsgründe herbeigeführten Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt. Eine wesentliche Ausdehnung der Cultur und Interessensphäre hat nicht stattgefunden, dagegen haben die meisten Stationen in Kaiser Wilhelmsland und Bismarckarchipel sich eines guten Fortganges zu erfeuen gehabt.

Was zunächst die Verwaltung betrifft, so ist durch Allerhöchsten Erlass vom 17. Mai ein Uebereinkommen zwischen der Neu-Guinea-Compagnie und dem auswärtigen Amte erzielt worden, durch welches die staatliche Verwaltung des Schutzgebietes auf Beamte des Reiches übertragen wird und die Compagnie sich aller ihrer Hoheitsrechte begibt. Die Uebernahme der Verwaltung durch einen kaiserlichen Commissär ist am 1. October 1889 geschehen. Die Kosten für die Mehrzahl der Verwaltungsbeamten bezahlt nach wie vor die Compagnie. An die Spitze der geschäftlichen Verwaltung ist ein Director getreten, so dass die Compagnie den ganzen Apparat los wird und sich nun auf die wirthschaftliche Entwicklung des Schutzgebietes mit um so grösserer Kraft werfen kann. In Kaiser Wilhelmsland hat sie, abgesehen von geographischen Untersuchungen, welche zur Entdeckung einer neuen Gebirgskette im Innern, des Bismarckgebirges führte, mit einem Kostenaufwand von etwa 8 Millionen Mark Bedeutendes für die Cultur des Bodens und die Sicherung der Arbeiterverhältnisse gethan. Auf den Stationen wird Baumwolle und Tabak gebaut, welche beide recht gut sein sollen und hohe Preise in Bremen erzielten, und Viehzucht getrieben.

Wenn trotzdem die coloniale Action hier dennoch nur im langsamen Tempo vorrückte, so trugen die Schuld daran neben manchen Verwaltungsschwierigkeiten, auch die Hindernisse, die einer regelmässigen Verbindung der Colonie mit Australien sowohl als mit Ostasien von Seiten einer feindseligen Concurrenz bereitet wurden und die nunmehr allerdings beseitigt worden sind. Auch die drohende Haltung der Eingeborenen, namentlich in den nördlichen Theilen von Neu-Guinea, den Fremden gegenüber, war eine lästige Fessel für das Colonisationswerk. Mehrfach waren die Colonisten gezwungen sich den Schutz und die Sicherheit ihres Besitzes mit den Waffen in der Hand zu erkämpfen. Die Verwaltungsthätigkeit der Neu-Guinea Compagnie, deren administrativer Apparat eine ansehnliche Vergrösserung im letzten Jahre erfahren, war hauptsächlich darauf gerichtet, das Innere von Kaiser Wilhelmsland zu erforschen, die Küsten desselben genauer kennen zu lernen und neue Stationen zu gründen, um weitere Ausgangspunkte für die Ansiedler zu gewinnen. Die in geographischer und ethnographischer Beziehung über Land und Leute gesammelten Informationen haben die Wissenschaft um manches neue Blatt bereichert und die Vorstellungen, die man bisher von der Configuration der Gestade, von der Zugänglichkeit, der Culturfähigkeit und dem Productenreichthum des Binnenlandes, sowie von der Vertheilung von Gebirge und fliessendem Wasser hatte, wesentlich berichtigt. Dank den durch die verschiedenen Expeditionen angestellten Ermittlungen kann es als feststehend gelten, dass die ganze Nordostküste Neu-Guineas, von der man früher glaubte, dass sie nur wenig eingebuchtet sei, verhältnissmässig reich an guten Häfen ist. Seeleute hatten früher die Angabe verbreitet, dass die Küste gefährliche Fisse enthalte; diese Behauptung ist neuerdings durch die Thatsachen widerlegt worden. Die Flüsse an der nördlichen Hälfte der deutschen Küste bieten überraschend günstige Gelegenheiten, in das Herz des Landes einzudringen, wenngleich die Uferlandschaften, ihrer der Ueberschwemmung ausgesetzten Lage wegen, dem weiteren Vordringen der Reisenden bisweilen frühzeitig ein Ziel setzten. Auch die Annahme, dass das Innere von

Neu-Guinea sehr dünn mit Menschen besetzt sei, ist eine irrthümliche gewesen, dagegen fehlt es, das haben die neueren Explorationen ergeben, an grösseren Gemeinwesen und an mächtigen Volksstämmen.

Neben dem Kaiser Wilhelms-Land ist auch der Bismarck-Archipel in seinen weniger bekannten Theilen neuen Durchforschungen unterzogen worden, namentlich in Bezug auf die Arbeiterverhältnisse auf den Salomon-Inseln. Die Eingeborenen dieser Inseln sind als vorzügliche Arbeiter geschätzt, aber in Folge von Gewaltthätigkeiten gegen dieselben sind sie jetzt den Weissen so feindlich gesinnt, dass sie Niemanden in das Innere eindringen lassen.

Das grösste Interesse bieten bei einem Rückblicke auf die colonisatorische Thätigkeit und die der wirthschaftlichen Ausbeutung dienenden Recognoscirungszüge, die im Laufe des letzten Jahres im Südseeschutzgebiete unternommen wurden, die Reisen des Landeshauptmannes und der nach verschiedenen Theilen entsandten Gelehrten und Techniker.

Als das Ergebniss dieser sowohl längs der Gestade als im Inneren ausgeführten Forschungsreisen lässt sich Folgendes auf Grund der vorliegenden Berichte sagen: Die Schifffahrt längs der Küste des Kaiser Wilhelms-Landes bietet im Gegensatze zu den darüber verbreiteten Nachrichten weder für Dampfer noch für Segelschiffe Schwierigkeiten oder gar Gefahren. Schwere Stürme und anhaltend schlechtes Wetter kommen kaum vor, das Fahrwasser ist von Klippen und Riffen frei, und die wenigen Küstenvorsprünge reichen so wenig weit in die See hinein, dass sie auch in der Nacht leicht zu vermeiden sind, weil man auch in der Dunkelheit die fast überall sehr hohe Küste wahrnimmt, ehe man einem Vorsprunge zu nahe kommt.

Die vorangeführten Verhältnisse sind alle dazu angethan, die Navigirung zu erleichtern, und es kann für Dampfer, die zwischen der ostasiatischen Küste und der Ost- und Südküste Australiens fahren, die Route längs des Kaiser Wilhelms-Landes, welche auch die kürzeste ist, nur empfohlen werden, umsomehr, da auch der weitere Weg nach Süden, wenn er zwischen Trobriand und Jurien-Insel hindurch an der Ostküste von Normanby-Insel entlang genommen wird, keinerlei Gefahren birgt. Die die Küste umsäumenden Gebirge bestehen von der Nordseite des Huon-Golfes an überwiegend aus Korallenkalk und vulkanischen Gebilden, während weiter südlich, d. h. an der Südseite des genannten Golfes Gesteinformationen sich zeigen, mit flachgewellten Berglehnen dazwischen, auf denen Felsgruppen in Gestalt von Nasen, Würfeln, Köpfen ausgesetzt sind. Von den Hafenstationen, welche die Ausgangs- und Stützpunkte der Colonisation und der sich allmälig immer erweiternden Culturzone sind, ist Finschhafen, der Sitz des Landeshauptmannes sowie der Verwaltungs- und Gerichtsbehörden, für Kaiser Wilhelms-Land ein nicht sehr geräumiger, aber sicherer Hafen. Er besteht aus einer Aussenrhede und drei durch Verengung des Fahrwassers von einander getrennten Abtheilungen, von denen die Rhede und der äussere Hafen für Schiffe jeden Tiefganges geeignet sind, Tiefen zwischen 15 und 40 *m* bietend.

Der Constantinhafen hat nur Raum für wenig Schiffe und ist seiner grossen Tiefe wegen nicht bequem, immerhin kann er, da er zähen Untergrund hat, als ein sicherer Hafen gelten, namentlich wenn man in seinem nordöstlichen Winkel ankert.

Dem Friedrich Wilhelms-Hafen mangelt wegen der Landgeschlossenheit aller Luftzug, weshalb sich das Ankern im äusseren Hafen, und zwar westlich der Fischel-Insel, empfiehlt, wo man auch gegen Nordwinde geschützt liegt, da ein unterseeisches Riff, das von den östlichen Inseln ausgeht, den Hafen von Norden schliesst. Soweit festgestellt werden konnte, reicht dieses Riff indes nicht ganz bis an die westliche Reihe kleiner Inseln, so dass dort wahrscheinlich eine nördliche Ausfahrt existirt.

Hatzfeldt-Hafen liegt zwischen zwei Landspitzen und der kleinen Insel Tschirimotsch. Schutz empfängt derselbe, ausser durch das Riff dieser Insel, auch durch ein unterseeisches Korallenriff im Norden der den Hafen begrenzenden Westspitze. Westlich vom Hatzfeldt-Hafen liegen fünf mehr oder weniger tiefe und nicht sehr geräumige Buchten mit Untergrund, aber zum Ankern wenig zu empfehlen. Kleinere Hafeneinfahrten sind: Heinrichs-Hafen, Friedrich-Carl-, Alexis-Hafen. Der Charakter dieser Häfen ist derselbe: sie sind gebildet durch Hebung eines sehr unregelmässig gestalteten Korallenriffes, weshalb alle Küsten Kalk oder Sandstrand besitzen und nur mit Alluvien von geringer Mächtigkeit bedeckt sind. Es finden sich Dutzende von Dörfern in den Häfen vertheilt, und können dieselben als stark bevölkert gelten. Wie fast überall in Kaiser Wilhelms-Land, ist auch hier die Bevölkerung eine durchaus friedfertige.

Wie in den Vorjahren, so haben auch in neuerer Zeit die das Land durchforschenden Reisenden ihre besondere Aufmerksamkeit dem Studium der Vegetation zugewendet.

Eine gründliche Kenntniss der Flora von Kaiser Wilhelms-Land ist aus verschiedenen Gründen äusserst wichtig. Einmal setzt sie in den Stand, ein Urtheil über den Gehalt der Flora an nutzbaren Producten zu gewinnen; sodann gibt sie nach der Feststellung des zwischen den australischen Kaiser Wilhelms-Land- und indisch-malagischen Floren bestehenden Verwandtschaftsgrades den Fingerzeig beim Ausschauen nach bewährten Vorbildern; sie erleichtert ferner dem Geologen die Arbeit, da gewisse geologische Formationen bestimmte Pflanzenformen tragen; sie ist es endlich, von welcher die Beantwortung

der rein wissenschaftlichen Frage nach der Stellung Neu-Guineas zu seinen Nachbarländern erwartet wird.

Von Interesse ist auch, was die genannten Forscher über die Sprachen, Sitten, Bräuche und die socialen Einrichtungen der Stämme berichteten, die sie an den Ufern des Augusta-Flusses angetroffen.

Ein unerlässliches Hilfsmittel zum Studium derselben ist jedenfalls eine vollständige Kenntniss der Sprache. Eine solche Kenntniss besitzt bis jetzt aber noch Niemand, die im Kaiser Wilhelms-Land befindlichen Missionäre nicht ausgenommen. Der Grund hiefür liegt hauptsächlich in den abnorm kleinen Sprachgebieten, zum Theile auch in dem Bestreben der Eingeborenen, dem Weissen durch die Anwendung einer mit dem Pitschen-Englisch zu vergleichenden Sprechweise entgegenzukommen. Im Durchschnitte mag ein Sprechbezirk 15 *km* Küstenlänge besitzen, nach dem Inneren hin ist die Ausdehnung noch viel geringer. Beispielsweise spricht ein etwa 2 *km* vom Meere entfernt liegendes Dorf bereits einen anderen als den an der Küste herrschenden Jabbim-Dialect und in Tschirar, einem Dorfe, welches von der Stationsinsel in Hatzfeldt-Hafen aus sichtbar ist, konnten sich die Reisenden mit dem erlernten Küstendialect (Tsimbin-Dialect) nur durch Dolmetscher verständlich machen. Die Dörfer Gumbu, Bongu, Meale in der Astrolabe-Bai, welche in höchstens $2^1/_2$ Stunden nacheinander zu erreichen sind, besitzen ein jedes einen eigenen Dialect. Desgleichen herrscht zwischen Junohuk und Cap Craisilles fast in jedem Dorfe eine andere Sprache.

Verhältnissmässig weite Ausdehnung besitzt der Jabbim-Dialect, der Hatzfeldthafener-(Tsimbin)-Dialect von Cap-Gourdon bis Bilau, circa 15 *km*, und der Raluaner Dialect, welcher im Norden der Gazelle-Halbinsel sehr verbreitet ist. Für die Erforschung des Landes ist der überaus häufige Wechsel der Sprachen recht hinderlich, denn der Weisse, welcher nicht direct mit den Eingeborenen verkehren kann, darf sicher sein, von seinem Dolmetsch hintergangen zu werden.

Ein Zusammenhang irgend eines der bis jetzt aus Kaiser Wilhelms-Land bekannten Dialecte mit anderen Sprachen der Südsee, Australiens oder des malayischen Archipels hat sich bis jetzt noch nicht feststellen lassen, wenn auch in einigen der Dialecte Anklänge z. B. an das Malayische vorhanden sind. Eine Schrift irgend welcher Art kennen die Eingeborenen nicht, was immerhin angesichts ihrer Leistungen in der Schnitzkunst und in dem Erfinden von gefälligen Mustern auffällig erscheint. Die meisten Eingeborenen sprechen wenig mehr als ihren eigenen Dialect; es befinden sich aber in jedem Dorf einige Bewohner, welche die Nachbarsprachen beherrschen; um zu dieser Kenntniss zu gelangen, pflegen jene eine längere oder kürzere Zeit in dem betreffenden Sprachbezirk zu leben. In Dörfern, welche vorwiegend Handel treiben, sind dagegen Eingeborene, welche 3—4 Sprachen verstehen, die Regel.

Das Verhältniss der verheirateten Frau zum Mann erscheint äusserlich als ein sehr untergeordnetes, denn während die wirkliche eigentliche Arbeit des Mannes nur in dem Niederschlage der Bäume bei der Anlegung einer neuen Pflanzung besteht, und alles Andere, wie das Jagen und Fischen lediglich ein Sport für ihn ist, muss die Frau alle übrigen Arbeiten verrichten. Ihr fällt das Reinhalten und Abernten der Pflanzung, das Heimholen der Früchte, das Herbeischaffen des Feuerholzes, das Heimschleppen der schweren Sagolasten, das Kochen, das Fischen mit dem Netz und sogar im Bedarfsfalle das Säugen neugeborener Hunde und Schweine zu. Bei alledem steht das Weib in keinem sclavischen Verhältnisse zum Mann; sie ist eben von Jugend auf an keinen anderen Gedanken als den, arbeiten zu müssen, gewöhnt. Im Uebrigen scheint die Frau häufig von Einfluss auf Entschliessung des Mannes zu sein.

Gewöhnlich besitzt der Eingeborene nur eine Frau, angesehene und reiche Eingeborene, namentlich Häuptlinge, haben aber auch mehrere Frauen. Ob es ein Vorrecht der Häuptlinge ist, mehrere Frauen zu nehmen oder ob nur ein grösserer Reichthum sie in den Stand setzt, Vielweiberei zu treiben, ist noch nicht festgestellt.

In den Küstendörfern pflegt jede Familie ein Haus ausschliesslich für sich zu bewohnen, dagegen herrscht am oberen Augusta-Fluss die Sitte, zu mehreren Familien in einem Hause zusammen zu leben. Die Junggesellen leben getrennt von den Familien in einem Junggesellenhaus, welches häufig an der übermenschengross aus Holz geschnitzten Figur, welche sich in ihm befindet, leicht erkennbar ist.

Einzeln lebende Individuen oder Familien kommen nur selten vor, meist sind letztere zur Bildung von Dörfern zusammengetreten, deren Grösse ausserordentlich verschieden ist. Die bedeutendsten Dorfschaften wurden am Kaiserin Augusta-Fluss gefunden, woselbst Malu etwa 1000 Einwohner und das sogenannte „feindliche" Dorf sicherlich noch über 1000 Seelen aufweist. In den Dörfern ist immer eine Art Häuptling vorhanden, dessen Einfluss aber vielfach begrenzt zu sein scheint. Dann und wann haben gleichsprachige Dörfer eine Art Gauverband gebildet, dessen Vorhandensein aber nur bei gewissen Festlichkeiten, wie z. B. der Beschneidung, deutlich hervortritt; im Uebrigen pflegen die verschiedenen Dörfer verschiedene Interessen zu verfolgen und verkehren dementsprechend zwar nicht feindselig, aber auch nicht ganz rückhaltslos mit einander.

Bei Gelegenheit der längs der Küsten von Kaiser Wilhelms-Land vorgenommenen Fahrten, wurden auch die Purdy-Inseln in den Bereich der Forschung gezogen. Die Purdy-Inseln, welche zwischen der Küste von Kaiser Wilhelms-Land und der Gruppe der Admiralitäts-Inseln liegen, haben durch die auf ihnen entdeckten, wie es scheint abbau-

würdigen Lager von phosphorsaurem Kali, wie sie auf den korallinischen Inseln der Südsee öfter vorkommen, eine praktische Bedeutung erlangt. Sie sind unbewohnt und ragen nur einige Fuss über den Meeresspiegel empor. Zeitweise werden sie von den Bewohnern der Admiralitätsgruppe besucht, welche die auf ihnen befindlichen Cocospalmen-Bestände anlegten. Eingegangene Proben erwiesen die Brauchbarkeit des Phosphats, welcher auf 60 bis 70 M. per Tonne geschätzt wurde, und bereits im vergangenen Herbst ist eine grössere Menge zur Versendung bereit gemacht und nach dem Aufhören des Nord-West-Monsuns im April verladen und nach Deutschland gebracht worden.

Die Einwanderung Deutscher aus Australien hat sich nicht in Fluss bringen lassen. Die Gründe, welche zusammenwirkten, den Deutschen in Australien die Auswanderung nach Neu-Guinea zu verleiden, sind nicht recht durchsichtig. Australische Zeitungen behaupten, das bureaukratische Reglement und die Preise der Ländereien hätten von der Ansiedlung abgeschreckt, aber es ist nicht wohl anzunehmen, dass sich unter den vielen Tausenden von Deutschen nicht trotzdem tüchtige Leute befunden haben sollten, die noch dorthin zu übersiedeln geneigt gewesen wären.

Aus den bisherigen Erfahrungen ist übrigens zu entnehmen, dass eine Nutzbarmachung des Landes durch Verkauf oder Verpachtung an kleinere Ansiedler, obwohl die Niederlassung von Europäern zum Zwecke der Bodencultur, zumal in den höher über dem Meere gelegenen Gebieten, keineswegs ausgeschlossen ist, doch langsam von Statten gehen wird. Die australischen Einwanderer, auf welche früher ein Auge geworfen war, haben es abgelehnt, unter den von der Compagnie gestellten Bedingungen anzusiedeln, und seitdem die Dampfer der Compagnie Kooktown nicht mehr anlaufen, besteht auch keine Verbindung mehr zwischen den beiden Ländern. Was aber die Einwanderung Deutscher betrifft, so ist die Verbindung mit dem Mutterlande zur Zeit noch zu kostspielig und umständlich, und ist die Möglichkeit des Gedeihens noch zu wenig bewiesen, als dass aus Deutschland eine grössere Auswanderung nach dem Schutzgebiet gelenkt werden könnte. Diese Mängel der Verbindung halten auch zur Zeit noch grössere heimische Capitalskräfte zurück, in ausgedehntem Grunderwerb im Schutzgebiet Anlage zu suchen; dieselben wenden sich lieber nach Borneo, obwohl dort schon viel Geld verloren ist, oder nach Sumatra, wo eine regelmässige und relativ billige Verbindung ihnen gesichert ist.

Zu dem Schutzgebiete der Marschall-Inseln ist, wie bekannt, die einen Theil der Gilbert-Gruppe bildende sehr unbekannte Insel Nauru, auch Pleasant-Island genannt, neuerdings hinzugekommen.

Wie aus den Mittheilungen des kaiserlichen Commissärs für die Marschall-Inseln hervorgeht, sind die Eingeborenen von Nauru, deren Zahl vor Kurzem noch etwa 1200 betragen hat, in Folge der Kriegführung der letzten Jahre jedoch auf 900 bis 1000 zusammengeschmolzen sein soll, ein kräftig und schlank gebauter Menschenschlag, welcher an körperlichen und geistigen Eigenschaften bedeutend über den Bewohnern der Marschall-Inseln steht. Insbesondere das weibliche Geschlecht, an Zahl dem männlichen überlegen, zeichnet sich durch angenehme Gesichtszüge und körperliche Wohlgestalt aus, welche bei älteren Individuen jedoch durch den vielleicht in Folge unverhältnissmässig langen Säugens der Kinder bedingten Verfall der Brustpartien wesentlich beeinträchtigt wird.

Die äussere Erscheinung der Nauru-Leute ist derjenigen der Kingsmill-Eingeborenen am ähnlichsten. Die Sprache soll eine eigenartige sein, aber manche Anklänge an diejenige der letzteren enthalten. Ob dies lediglich auf den durch verschlagene Kingsmill-Eingeborene geübten Einfluss, der thatsächlich bis in die neueste Zeit festzustellen ist, zurückgeführt werden muss — dies zu entscheiden mag der Untersuchung berufener Ethnographen vorbehalten sein.

In seinen Schilderungen von Land und Leuten weist der Reichscommissär namentlich auf die fröhliche Sinnesart der Bewohner hin, welche angeblich neben dem hübschen Aussehen der Insel und der Fülle der den Walfischfahrern dargebotenen Nahrungsmittel derselben den Namen „Pleasant-Island“ verschafft hat. Jedes Schiff wird mit Händeklatschen und Geschrei begrüsst, die Eingeborenen, insbesondere die Weiber, stürzen den Ankommenden entgegen und drängen sich dazu, irgend etwas zu tragen, Alles mit lauten Rufen und Gesang begleitend.

Im Gegensatz zu dieser kindlichen und fröhlichen Sinnesart der Bewohner stehen scheinbar die traurigen anarchischen Zustände und die blutigen Fehden, unter denen die Insel bis in die neueste Zeit gelitten hat. Die Kriegsschiffe, welche in den letzten Jahren die Insel angelaufen, beschränkten sich auf Friedensmahnungen. Dies vermochte ebensowenig den Krieg aus der Welt zu schaffen, als die von der englischen und deutschen Regierung erlassenen Verbote der Waffeneinfuhr, so lange eine dauernde Controle an Ort und Stelle nicht bestand. Bei der Fahrt an der Küste entlang sah man massenhaft Leute, ja Knaben, mit Gewehren auf der Schulter, denen Frauen häufig noch ein zweites Gewehr und die Patronentasche nachtrugen, und man versichert, dass ein über zwölf Jahre alter männlicher Eingeborener seine Hütte ohne Schusswaffe nie verlasse. Walfischfänger haben bis in die neuere Zeit die Insel häufig besucht, um dort Wasser und Mundvorrath zu holen. Die ersten Weissen, welche dauernden Aufenthalt auf Nauru nahmen, sind entflohene australische Deportirte gewesen. Sie haben die Insel mit jeder Art von Gräueln erfüllt und sind dann meist eines gewaltsamen Todes gestorben. Ein alter Händler, Namens G. W. Harris, soll der einzige Ueberlebende sein.

Seitdem der Handel mit Cocosöl und später mit Kopra zur Bedeutung gelangte, haben sich weisse Händler auf der Insel angesiedelt. Ihre Zahl beläuft sich heute auf 10, von denen 2 deutschen

3 scandinavischen, 4 englischen und 1 holländischen Ursprungs sind. Diese Personen sind theils selbstständige Händler, theils Angestellte der in der Marschall-Gruppe angesessenen Handelshäuser, mit welchen jedoch auch die selbstständigen Leute ausschliesslich Geschäfte betreiben.

MISCELLEN.

Der botanische Garten zu Buitenzorg. Die Anzahl der in den Tropen gelegenen botanischen Gärten ist grösser, als man gewöhnlich annimmt; in den englischen Besitzungen gibt es deren fünfzehn, in den französischen Colonien fünf, in den spanischen zwei, in den niederländischen nur einen, den zu Buitenzorg. Einige derselben sind allerdings im strengsten Sinne des Wortes keine botanischen, sondern agronomische oder Acclimatisationsgärten, andere, worunter der zu Calcutta, zu Peradeniya und zu Buitenzorg, vereinigen das wissenschaftliche Interesse mit dem für den tropischen Landbau; wenden wir uns zu dem zuletzt genannten Garten. Derselbe wurde schon im Jahre 1817 gegründet, gleich nachdem die Holländer von ihren Colonien in Indonesien wieder Besitz ergriffen hatten. Aus nur kleinen Anfängen hervorgegangen, die je nach dem Bedürfniss weitere Ausdehnung erfuhren, besteht er jetzt aus drei verschiedenen Theilen, welche zusammen gegen 140 *ha* Oberfläche haben. In dem ältesten Theil, der sich zu Buitenzorg in der unmittelbaren Nähe des vom General-Gouverneur bewohnten Palais befindet, werden gegen 9000 Pflanzenarten auf einer Grundfläche von 36 *ha* cultivirt; in dem agronomischen Garten, der etwa eine Stunde weit entfernt liegt und etwa 70 *ha* gross ist, findet man nur für den colonialen Landbau wichtige Pflanzen, während der dritte, der „Berggarten", etwa 1500 *m* über dem Meeresspiegel, auf dem Abhang des manchmal noch thätigen Vulkan Gedeh liegt und eine Fläche von etwa 30 *ha* einnimmt; dort werden diejenigen Arten angepflanzt, welche ein kühleres Klima nöthig haben und die theils aus den Tropen, theils aus Australien, aus Japan, aus China und anderen Ländern kommen. Endlich ist der Gartenverwaltung noch ein etwa 250 *ha* grosses Stück Urwald überwiesen worden, welches in den Preanger Regentschaften liegt und gegen Verwüstungen durch die Eingebornen geschützt wird, um demselben seinen ursprünglichen Charakter zu bewahren.

In dem botanischen Garten befindet sich u. A. ein Herbarium mit etwa 120.000 Arten, welches möglichst gegen den Einfluss des Klimas geschützt ist, und eine botanische Bibliothek von mehr als 5000 Bänden. Es bestehen drei (bald werden es vier sein) Laboratorien, von denen eines für botanische Studien bestimmt, den Beamten des Gartens, ein zweites den fremden Gelehrten, welche vorübergehend dort arbeiten, zur Verfügung gestellt ist. Das pharmakologische Laboratorium, an dessen Spitze ein Militärapotheker steht, hat, wiewohl erst im Anfang seiner Thätigkeit, doch schon Nutzen bewiesen. Gleiches wird mit dem agronomischen Laboratorium, zu dessen Errichtung die Regierung ihre Zustimmung gegeben hat, der Fall sein. Ein Botaniker und ein Chemiker sollen in demselben thätig sein; durch diese Vermehrung des Personals wird sich eine strengere Trennung der rein theoretischen Thätigkeit von derjenigen Thätigkeit, welche mehr praktische Ziele in's Auge fasst, durchführen lassen und für beide mehr Musse vorhanden sein. Zu den Einrichtungen des botanischen Gartens gehört noch ein photographisches und ein lithographisches Atelier und die nöthigen Geschäftszimmer.

Dritte Nationalausstellung in Tokio. Im Uyeno-Park zu Tokio, welcher auch die Nationalausstellungen von 1877 und 1880 beherbergte, ist am 26. März d. J. die dritte japanische Landesausstellung mit einem Kostenaufwande von einer halben Million Yen eröffnet worden. Die Baulichkeiten bieten, wie dem „*North China Herald*" geschrieben wird, wenig Lobenswerthes an künstlerischer Gestaltung. Die Ausstellung nimmt einen Flächenraum von 8 Acres ein und ein gewissenhafter Besucher wird, wenn er alle Galerien und Sectionen durchwandern will, etwa 15—16 englische Meilen zurücklegen müssen. Den grössten Anziehungspunkt der Exposition wird wohl die einzig dastehende Collection von Kunstgegenständen aus der der gegenwärtigen (Meiji) Aera vorangegangenen Epoche bilden. Diese Collection, zu welcher die Edlen des Landes und der Kaiser selbst die kostbarsten Stücke beigetragen haben, ist in einem besonderen Pavillon untergebracht. Von der Ausstellung erwartet man eine Erweiterung der Handelsbeziehungen, eine wesentlich geklärte Kenntniss von Land und Leuten Japans sowie einen starken Fremdenzuspruch. Die „Japan Mail" meint, die Ausstellung biete eine vorzügliche Gelegenheit, um festzustellen, wie weit Japan zu alten Traditionen zurückkehren kann, ohne sich zu sehr von den Forderungen seiner modernen Civilisation zu entfernen.

Chinesische Namen der europäischen Geschäftshäuser in Hongkong. Da die Chinesen alle Dienstleistungen wahrnehmen, aber keine fremden Sprachen verstehen ausser dem Pidgin-Englisch, so haben die europäischen Häuser, Consulate etc. chinesische Namen angenommen, um sich so den Kunden, dem Postträger u. s. w. bekannt zu machen; dieselben werden amtlich protokollirt und dürfen nicht geändert werden. So heisst Oesterreich Ta-ao-ling und das k. und k. österreichisch-ungarische Consulat Ta-ao-ling shih Kwan, Kruse-Kolosa, Meyer = Me-ya, Med. Dr. Gerlach = Kalack Esang; Blackhead = Pek-lik-hot. Das Wort Hongkong bedeutet „guter Hafen", sowie das nahe Canton „geräumige Stadt", auch die Stadt der Genien (Heiligen) und Widder (auf denen die Heiligen vom Himmel herabstiegen, um hier zu Stein zu werden) heisst.

Verantwortlicher Redacteur: A. v. Scala. Druck von Ch. Reisser & M. Werthner in Wien.

Mai-Heft 1890. Nr. 5.

ÚSTŘEDNÍ KOMISE K POVZBUZENÍ PRŮMYSLU V ČECHÁCH

OESTERREICHISCHE

Monatsschrift für den Orient.

Herausgegeben vom

K. K. ÖSTERR. HANDELS-MUSEUM IN WIEN.

Redigirt von A. von Scala.

Monatlich eine Nummer. VERLAG DES K. K. ÖSTERR. HANDELS-MUSEUMS IN WIEN. Preis jährl. 5 fl. — 10 Mark.

INHALT: Die deutsche Emin Pascha-Expedition. Von *A. v. Schweiger-Lerchenfeld.* — Die Bauten in Arabien. — Die Ehe in Japan. Von *Dr. H. Weipert.* (II.) — Die Genussmittel des Orientes. Von *Gustav Troll.* (III.) — Ein Bild aus dem chinesischen Leben. — Miscellen: Das chinesische See-Arsenal zu Kiang-Nan. — Aus Thibet.

DIE DEUTSCHE EMIN PASCHA-EXPEDITION.

Von *A. v. Schweiger-Lerchenfeld.*

Es vergeht fast kein Monat, dass nicht das eine oder andere Werk, das von afrikanischen Dingen handelt, auf den Büchermarkt gelangte. Die Zeit, in der solche Publicationen Aufsehen erregen konnten, sind aber längst vorüber, denn in Folge der grossartigen Entwicklung der Beziehungen zwischen Europa und dem schwarzen Erdtheile in seiner Gesammtheit vom tripolitanischen Gestade bis zur Delagoa-Bai, hat sich die Zahl der Afrikareisenden in's Ungeheure vermehrt. Man reist heutzutage nach Zanzibar so leicht und guten Muthes, wie vor etwa zwei Jahrzehnten nach Constantinopel oder Salonich. Auf sämmtlichen Schifffahrtsrouten nach der Ostküste und nach der Westküste von Aequatorial-Afrika sind beständig politische Functionäre und Officiere unterwegs. Seit Stanley's erstem Congozuge ist die Situation so gründlich verändert, dass selbst der „Bismarck der Afrika-Forschung" die ungeheuerliche Robinsonade durch den „grossen Wald" bewirken musste, um die Spannung und das Interesse, welches sich an seine Person knüpfte, rege zu erhalten. Sein Marsch mit Emin vom Albertsee bis Bagamoyo — an sich eine respectable Leistung — wurde kaum mehr beachtet. Und wer hätte es sich noch vor einem Jahrzehnt träumen lassen, dass deutsche Waffen auf einem ausgedehnten afrikanischen Gebiete Rebellen niederzuwerfen haben würden?

Indessen ist ohne weiteres klar, dass diese Dinge nur dem Fernstehenden gewissermassen als selbstverständlich sich darstellen. Die Vervielfältigung der Beziehungen einerseits und die Vermehrung der Zahl Jener, welche sich in irgend welcher Form der Forschung oder dem Dienste in Afrika widmen, ändert nichts an der Thatsache, dass die zu bewältigenden Aufgaben immer gleich schwierig bleiben, dass sie einen hohen Grad von Thatkraft und Opferwilligkeit seitens aller Betheiligten verlangen, und dass auf Grund der ungeheueren räumlichen Verhältnisse immer ein Unterschied gemacht werden muss zwischen dem, was bisher geleistet worden ist und dem, was noch zu leisten sein wird. Es kommt aber noch ein anderer Umstand sehr in Betracht. Die ungeheure Mehrheit Jener, die sich für afrikanische Dinge interessirt, lebt sich in Vorstellungen ein, welche, gewissermassen den engen heimatlichen Verhältnissen angepasst, ganz verkehrter Natur sind. Die gemachten Erwerbungen, die Ausdehnung des Protectorates über weite, mitunter noch gänzlich unbekannte Gebiete, die Absteckung von Grenzen u. dgl. mehr wird als etwas positiv Zuverlässliches, formell und de facto zu Recht Bestehendes aufgefasst, als handelte es sich um die Sicherstellung eines unter jeder Bedingung unanfechtbaren Gutes. Dass das afrikanische Geschäft vorläufig über das Stadium einer verwegenen Speculation nicht hinausgekommen ist, wagen Wenige offen auszusprechen. Es werden Generationen vorübergehen, ehe man sich gegenüber all dem, was schon derzeit als erringenswerth und realisirbar hingenommen wird, klare und sichere Ziele gesteckt haben wird.

Dass die Erbtheilung eines ganzen Continentes am Ende des neunzehnten Jahrhunderts unter anderen Formen vor sich geht, dass sie mit der ungemessenen Energie des Zeitgeistes die verwickeltesten Fragen dem kategorischen Imperativ unterordnet, ist ohne weiteres klar. Wenn vor einem Jahrhundert die Colonisirung der neuen Welt im Schneckengange vor sich ging, liegen die Dinge heute mit Afrika ganz anders. Es sind der Bewerber viele und damit keiner dem anderen zuvorkomme, werden mit Pinsel und Rothstift einfach ganze Reiche, Gebiete so gross wie halb Europa, als Colonien dieser oder jener Macht erklärt. Manche dieser Länderstrecken von gewaltiger Ausdehnung werden unter Protectorat genommen, indem man sie einfach für herrenlos erklärt, da — noch keine andere Macht sie in die Tasche gesteckt hat. Ein solches Vorgehen hat nur dann einen Sinn, wenn man mit derlei Annectirungen nach der Ansicht des Fürsten Bismarck sich — Compensationsobjecte schafft. Aber darin liegt ja an sich die Voraussicht künftiger Complicationen. Sind diese zu hochgradiger

Spannung gelangt, dann wird das Compensationsobject losgeschlagen.

Wir haben diesen Vorgang erst in jüngster Zeit erlebt. Des lieben Friedens halber haben England und Deutschland in Ostafrika ein Abkommen getroffen, bei welchem ein solches Compensationsobject losgeschlagen wurde, nämlich die südliche *Somaliküste*. Es kam aber noch ein zweites Object dieser Art hinzu, das *Sultanat Witu*. Auf Colonialpolitiker machen derlei Transactionen einen gewaltigen Eindruck. Was aber bedeutet beispielsweise das Sultanat Witu? Bekanntlich hatte es sich eine deutsche Colonialgesellschaft, die den Namen dieses Sultanates führt, angelegen sein lassen, dortselbst Betriebe in's Leben zu rufen. Nebenher behielt man den Tana-Fluss, in dessen Mündungsbereich das genannte Sultanat liegt, als Handelsstrasse in das Innere der Galla-Länder, nach dem Kenia-Gebiete und in letzter Linie nach den Nilquellen im Auge. All diese grossartigen Fernsichten haben aber nicht verhindert, dass die Colonnen der deutschen Emin Pascha-Expedition fortgesetzt dem Hunger ausgesetzt waren, dass sie mit den ungeheuerlichsten Schwierigkeiten zu kämpfen hatten, um die nothwendigsten Bedürfnisse bestreiten zu können und dass auf der als „Handelsstrasse" declarirten Tanaroute von einem Handel keine Spur anzutreffen war.

Man fragt also, welcher Werth solchen Erwerbungen innewohnen könne, und ob es nicht besser sei, dieselben gelegentlich als „Compensationsobjecte" loszuschlagen. Die Weisheit der deutschen Staatsmänner hat nicht verfehlt, mit richtigem Gefühl das Zweckdienliche solchen Vorgehens zu erkennen. Wenn übereifrige Colonial-Enthusiasten von „Opfern" und dergleichen sprechen, so sind die damit begründeten und gefestigten guten Beziehungen zwischen zwei mächtigen Reichen des Opfers unbedingt werth. Man darf den Engländern das Wituland und die öde Somaliküste ohne patriotische Beklemmungen gönnen. Dass es ihnen gelingen werde, von dort aus den Handel des Sudan nach der Küste des Indischen Oceans abzulenken, kann für jetzt und für eine ziemlich fernliegende Zukunft doch wohl nur die Bedeutung einer akademischen Frage haben. Bis wir einmal so weit sind, werden sich die Verhältnisse im Sudan gewiss derart verändert haben, dass die Tanaroute möglicherweise völlig in Vergessenheit gerathen könnte. Und Uganda, das Stanley die „Perle von Afrika" nennt, und dem zu Liebe die Engländer es hauptsächlich auf die Tanaroute abgesehen hatten, wird schliesslich doch wohl nicht werthvoller sein, als das zu Deutsch-Ostafrika gehörende Tangankijagebiet, das die Verbindung mit dem Congostaate herstellt. Auf all diesen unermesslichen Landstrichen können also England und Deutschland, ohne Entfaltung eines sinnlosen Rivalitätsstreites ganz gut bestehen, denn die Aufgaben, welche jedes dieser Reiche in dem ihm zufallenden Gebiete zu lösen hat, entzieht sich vorläufig noch jedem Calcul und wird auf Jahrzehnte hinaus die finanzielle und geistige Kraft der Civilisatoren in Anspruch nehmen. Welche Wandlungen bis dahin die internationale Politik genommen haben wird: wer vermöchte dies vorauszusagen?

Mit der Nennung des Witulandes und der Tanaroute haben wir die Anknüpfung zu einer der merkwürdigsten Expeditionen, welche jemals auf afrikanischem Boden in Scene gesetzt wurden, gegeben — merkwürdig auf Grund ihrer Voraussetzungen und nicht minder wegen der politischen Complicationen, welche sie im Gefolge hatte — merkwürdig wegen der Hindernisse, die zu bewältigen waren und ihres bisher noch völlig unaufgeklärten Verlaufes. Der Leser weiss, dass es sich hier, wie schon aus der Ueberschrift dieses Aufsatzes hervorgeht, um die deutsche Emin Pascha-Expedition handelt. Dass dieselbe nicht verfehlt hat, allgemeines Interesse zu erregen, ist nach dem vorher Gesagten erklärlich. Ueber den ersten Verlauf der Expedition bis zu dem Augenblicke, wo dessen Organisator und Führer, der energische und schneidige Dr. Peters, verschollen ging, wurden bisher nur etliche abgerissene und zusammenhanglose Berichte bekannt. Nun liegt die erste authentische Darstellung seitens eines Mitgliedes dieser Expedition, des Capitän-Lieutenants a. D., *Rust*, vor, ein Bericht, der in mehrfachen Beziehungen zu denken gibt.[1]) Aus diesen Darlegungen ersieht man zunächst die hässlichen Folgen eines Rivalitätsstreites zwischen zwei sich sonst so nahe stehenden und blutsverwandten Völkern, deren Zusammenwirken aus civilisatorischen und politischen Gründen nicht nur wünschenswerth, sondern geboten ist; man ersieht ferner, welcher Uebergriffe sich eine befreundete Macht schuldig machen kann, wenn deren Functionäre von der überhitzten Phantasie massloser Speculanten auf dem Gebiete des Ländererwerbes beeinflusst werden, und auf Grund gänzlich fictiver Voraussetzungen sich zu förmlichen Gewaltacten hinreissen lassen. In letzter Linie erhärtet der Rust'sche Bericht die gänzliche Bedeutungslosigkeit Witus und der Tanaroute von wirthschaftlichen Gesichtspunkten, indem aus den Schilderungen der mannigfachen Verdriesslichkeiten, denen die Expedition ausgesetzt war, klar hervorgeht, dass Witu und sein Hinterland nicht zu jenen Erdstrichen gehören, in welchen Milch und Honig fliessen. Doch darüber später.

Die Odyssee des Dr. Peters als Leiter der seinerzeit viel genannten und commentirten deutschen Emin Pascha-Expedition darf wohl als in allgemeinen Zügen bekannt vorausgesetzt werden. Dem Unternehmen wurde von keiner Seite Sympathie entgegengebracht, so dass es buchstäblich auf sich selbst gestellt war. Vom Fürsten Bismarck weiss man nicht nur, dass er die Knochen des in diesem Sinne zu weltgeschichtlicher Be-

[1]) Die deutsche *Emin Pascha-Expedition* von *Rust*, Capitän-Lieutenant a. D. mit 1 Karte. Berlin, Friedrich Luckhart, 1890.

deutung gelangten pommerischen Grenadiers für Bulgarien nicht opfern mochte, sondern auch, dass er ähnlichen Ansichten auch in afrikanischen Dingen huldigte. Das Rust'sche Buch gibt die nöthigen Illustrationen hiezu. Dr. Peters war Anfangs April 1889, in Begleitung des Herrn Borchert, in Zanzibar eingetroffen, nachdem von Capitän-Lieutenant Rust schon früher die in Aden angeworbene Somalitruppe zuerst nach Zanzibar, und da sie hier nicht geduldet wurden, nach Bagamoyo gebracht hatte. Schon dieser Umstand gab dem Dr. Peters einen Anhaltspunkt für die zu erwartende Entwicklung der Dinge. Von Seite des Sultans Said Chalifa und der deutschen Behörden war nichts zu erwarten, von dem englischen Einflusse in Zanzibar, den kein Gegendruck paralysirte, nur Hindernisse jeder Art. Dem Lieutenant von Tiedemann, dem Rust die Somalitruppe unterstellt hatte, wurde in Bagamoyo von „massgebender" Seite bedeutet, dass er dort Jedem ein Dorn im Auge sei und Rust selbst wurde vom Admiral Deinhard kurz „angefahren", was er in Zanzibar eigentlich suche; „aus der Expedition würde doch nichts werden."

So wurde dem Dr. Peters in Zanzibar der Boden zu seiner Action entzogen und er sah sich unfreiwilliger Weise auf das Festland des deutschen Schutzgebietes verwiesen. Durch dasselbe in die Aequatorialprovinz vorzudringen, war nach dem damaligen Stande der Dinge unmöglich; das Küstengebiet von Witu war aber in den Blockadebezirk einbezogen und damit die einzig denkbare Zugangsroute, diejenige des Tana, gesperrt. Die Zeit bis zum Eintreffen der ausstehenden Ausrüstung wollte Peters zu einer Recognoscirungsfahrt längs der Küste benützen, aber da zeigte sich sofort der verhängnissvolle Einfluss der Engländer, den zu beleuchten wir für nöthig halten, um die künftige Tragweite des englischen Protectorates über Zanzibar klarzulegen. Um jene Recognoscirungsreise unternehmen zu können, mussten Peters und Rust einen der Sultansdampfer benützen, welche den Passagier- und Frachtenverkehr zwischen Zanzibar und einigen Küstenplätzen vermitteln. Die Dampfer fahren nun zwar unter der Sultansflagge, doch hat sich die „British India Steam Navigation Co." einen Vertrag erwirkt, kraft dessen jene Route zu einer Zweiglinie der Gesellschaft geworden ist, welche natürlicherweise auch der britischen ostafrikanischen Gesellschaft zu Gute kommt. Die Linie berührt die Häfen Mombassa, Melindi, Lamu, Barava, Merka und Makdischu.

Dr. Peters und Rust benützten die „Kilwa", um die geplante Fahrt durchzuführen. Als in Mombassa gehalten wurde, lief das englische Kanonenboot „Mariner", das die Reisenden noch vor ihrer Abfahrt in Zanzibar gesehen hatten, gleichfalls in Mombassa ein, verliess jedoch schon nach einigen Stunden wieder den Hafen. Der Zweck dieses Besuches wurde den Reisenden erst klar, als ihnen vom Capitän der „Kilwa" bedeutet wurde, er habe Ordre, Lamu nicht anzulaufen. Wie man weiss, ist Lamu die wichtigste maritime Zugangsstation zum Mündungsgebiete des Tana, beziehungsweise zum Sultanat Witu. Lamu ist aber, in englischen Händen. Die weiteren Combinationen sind also nicht schwierig. Dem Dr. Peters war aufgefallen, dass die „Kilwa" Poststücke für Lamu führte und verlangte vom Capitän Aufklärungen, welcher unumwunden mit der Bemerkung herausrückte, dass er gemessenen Befehl habe, Dr. Peters in Lamu nicht zu landen, worauf dieser bedauerte, die Veranlassung zu sein, dass in Lamu die Post ausbleibe. Zugleich gab er die Erklärung ab, in Lamu überhaupt nicht landen zu wollen. Daraufhin lief die „Kilwa" diesen Hafen an, wo trotz alledem in der Hauptsache das erreicht wurde, was vorerst beabsichtigt war. Tiedemann und die Herren der deutschen Colonie erschienen sofort an Bord und es konnten Berichte empfangen und Ordres ertheilt werden.

Dr. Peters hatte seinen Plan, der streng geheim gehalten wurde, bald fertig; ein Dampfer, die „Neera", wurde in Bombay gechartert. Der Dampfer gehörte einer englischen Gesellschaft, aber der Capitän war von Geburt Italiener, was der Expedition zu Gute kam. Inzwischen ereilte aber diese selbst ein schwerer Schlag. Trotz aller Vorsicht seitens des Dr. Peters kamen die Waffen der Expedition auf einem englischen Dampfer nach Zanzibar, wurden dort mit Beschlag belegt und an Bord des Admiralschiffes des englischen Blockadegeschwaders, der „Boadicea", gebracht. Es handelte sich um 180 Vorderladeflinten, 150 Hinderladeflinten, mehrere Elephantenflinten, 120 Remington-Gewehre für Emin, Revolver und die Jagdausrüstung der Mitglieder der Expedition. Schon dieser erste Eingriff der Blockadebehörden erregte deutscherseits gewaltige Entrüstung. Nun stand allerdings in der Blockadeerklärung: „Die Blockade ist nur gegen die Einfuhr von Kriegsmaterial und die Ausfuhr von Sklaven gerichtet." Dass obige Ausrüstung unter diese Bestimmung fiel, ist ohne weiteres klar und bedürfte keines Commentars. Es frägt sich aber, warum der Befehlshaber des britischen Blockade-Geschwaders, Admiral Freemantle, in derselben Zeit die bewaffnete Expedition Mr. Smith's, eines Beamten der britischen ostafrikanischen Gesellschaft von Melindi zum Tana unbeanständet hatte abgehen lassen?

Dass hier mit zweierlei Mass gemessen wurde, ist völlig klar. Es sollte aber noch besser kommen. Dr. Peters' Remonstrationen blieben unberücksichtigt. Der deutsche General-Consul lehnte ab, sich in diese Angelegenheit zu mischen. Admiral Freemantle verhielt sich gleichfalls ablehnend, wozu er nicht unwesentlich durch das Benehmen des deutschen Admirals Deinhard bestärkt wurde. Als die beiden Admirale auf die Waffenkisten zu sprechen kamen und Freemantle fragte, was er mit den Sachen anfangen sollte, erwiderte Deinhard: „Schmeissen sie dieselben über Bord." So

wurden die Waffen der Expedition grösstentheils zwangsweise nach Aden zurückgebracht. Ein Theil der kostbaren Ausrüstung wurde nachträglich durch die Vermittlung des deutschen Reichscommissärs Major Wissmann beschafft.

Unter solchen Störungen und Enttäuschungen wurde die Expedition in der Zeit bis zum Eintreffen der „Neera" in Bagamoyo organisirt. Die Umtriebe der Engländer hatten auch hier mancherlei böse Folgen gehabt; das feuchte den Somali ungewohnte Klima hatte Fieber unter sie getragen, die Leute wurden ungeduldig und wollten marschiren. Erst am 6. Juni traf die „Neera" in Bagamoyo ein und bereits drei Tage später verliess sie diesen Hafen mit der Bestimmung nach der Delagoa-Bai, um hierselbst Träger zu werben. Man weiss heute, welche Bewandtniss es mit dieser Fahrt nach dem Süden hatte. Das Geheimniss des eigentlichen Zieles der Expedition wurde so streng geheim gehalten, dass selbst die Herren der Wissmann'schen Truppe keine Ahnung davon hatten. In einem weiten Bogen ausser Sicht von Zanzibar, wurde dieses im Süden und Osten umschifft und der Curs gegen die ausserhalb des Blockadebezirkes gelegene Somaliküste genommen. Der eben herrschende Südwest-Monsun brachte die Expedition wiederholt in schwere Bedrängniss. Das Ziel, die Kweihu-Bai, nordöstlich von Lamu und der grossen Insel Pata, durfte nicht verfehlt werden, da man sonst Gefahr lief, unter die Kanonen der bei Lamu liegenden englischen Kriegsschiffe zu kommen. Hoher Seegang, ungenügende Orientirungsbehelfe, schwere Regenböen u. a. m. brachten die Expedition in eine schiefe Lage, bis es endlich am 14. Juni gelang, in die Kweihu-Bai einzulaufen und vor Anker zu gehen.

Nun hiess es keine Zeit verlieren. Behufs Ausschiffung und Ausrüstung der Mannschaften der Expedition mussten Dhaus gemiethet und zu diesem Ende mit dem nahen Pata Verbindungen angeknüpft werden. Das Beginnen war bedenklich, denn Pata gehört dem Sultan von Zanzibar, und von Pata nach Lamu ist es nicht so weit, dass das Vorgefallene daselbst nicht in kürzester Zeit bekannt werden konnte. Dr. Peters erwog diese Möglichkeit und beschleunigte seine Massnahmen, welche nicht ohne Störungen und Zweideutigkeiten seitens der anfangs wohlgesinnten Behörden und Notabilitäten von Pata durchgeführt werden konnten.

Es würde zu weit führen, über alle Einzelheiten des aussergewöhnlich beschwerlichen und umständlichen Zuges der Expedition im Hinterlande von Pata und Lamu bis zu deren Eintreffen in Witu hier zu berichten. Von Wichtigkeit ist das Detail, dass an Bord der „Neera" sich noch 80 Lasten (nicht Waffen, sondern Tauschartikel) befanden, als für diesen arg mitgenommenen Dampfer die Nothwendigkeit eintrat, in See zu gehen. Dort traf ihn eine Havarie, so dass die mittlerweile entsendeten drei britischen Kriegsschiffe „Boadicea", „Cossack" und „Mariner", welche auf die „Neera" Jagd machen sollten, leichtes Spiel hatten. Das Schiff wurde mit Beschlag belegt und nach Lamu gebracht. Dass sich hier der britische Blockade-Commandant eines gewaltthätigen Eingriffes schuldig gemacht hatte, ist ohne Weiteres klar. Admiral Freemantle hatte dem Dr. Peters etwa drei Wochen vor diesem Zwischenfall formell erklärt, gegen sein Schiff nichts zu unternehmen, wenn es keine Kriegscontrebande führe. Die „Neera" war Herrn Borchert in aller Form übergeben worden. Herrn Toeppen, dem Vertreter der Witu-Gesellschaft, waren alle auf der „Neera" befindlichen Tauschartikel mit dem Auftrage consignirt, theils aus den mitgebrachten Vorräthen, theils aus den neu anzukaufenden die Expedition billig und zweckentsprechend mit Rücksicht auf die Tanaroute zu versehen. Herr Toeppen reclamirte in Folge dessen die auf der „Neera" befindlichen Lasten als ihm gehörig, indess ohne Erfolg. Der „Neera" wurde eine Wache von 25 Matrosen des „Mariner" gegeben und dieselbe nach Zanzibar überführt, wo sie vor das Prisengericht gestellt wurde. Bekanntlich theilte dieses letztere nicht die Auffassung des Admirals Freemantle, und gab, allerdings in einer Zeit, wo die Rückwirkung eines solchen Bescheides für die Expedition selbst nicht mehr in Betracht kam, das Schiff frei. Das Ereigniss von Lamu war die mittelbare Veranlassung, dass die Peters'sche Expedition gezwungen war, sich in zwei Colonnen zu trennen, da neue Tauschartikel von Zanzibar abgewartet werden mussten. Es war diesen Colonnen nicht bestimmt, sich je wieder zu vereinigen.

Anfangs Juli war Peters endlich in Witu eingetroffen, und vom Sultan Fumo Bakari mit all den üblichen Ehrenbezeugungen empfangen worden. Der Sultan versprach, die Expedition nach Kräften unterstützen zu wollen, erklärte aber hinterher, mehr naiv als offenherzig, er sei nicht Herr aller Gebiete, die nominell ihm unterständen. Schlimmer als dieses Selbstbekenntniss liest sich eine Darlegung Rust's über die älteren Zustände im Witulande. Dieses Gebiet wurde 1885 durch die Brüder Deinhard unter deutschen Schutz gebracht und dem damaligen Sultan von Pata, dessen Sohn der jetzige Sultan von Witu ist, zugesprochen. Es ward die Witu-Gesellschaft gegründet, welche Ländereien kaufte, an welchem Geschäfte sich auch Deinhard betheiligte. Doch sehr bald entstanden unliebsame Eifersüchteleien, Besitzstreitigkeiten und nun spielten die Ränke um den Einfluss beim Sultan, dessen Generalvertreter Deinhard war und heute Toeppen ist. Hie Deinhard, hie Toeppen war die Losung; jeder der Herren hatte seinen Anhang; es erneuerte sich hier auf afrikanischem Boden der alte sprichwörtlich gewordene: „Querelle d'allemand".

Von Witu war geraume Zeit kein Weiterkommen. Die Trägerfrage zog sich endlos hin, Geworbene desertirten, neu zu Werbende wurden von den Sclavenhaltern zu horrenden Preisen

angeboten. Kam es zu der üblichen Belastungsprobe, trat einer der Schwächsten hervor, lüftete die Last mit meist fingirten Anstrengungen und erklärte, sie nicht tragen zu können, worauf die anderen Träger im Chorus raisonnirten. Endlich, am 26. Juli, nachdem in Witu weder Träger noch Lastthiere zu erlangen waren, entschloss sich Peters zum Aufbruche, während Rust die zweite Colonne zu führen hatte, und mit ihr aufbrechen sollte, sobald die 100 von Zanzibar her erwarteten Lasten eingetroffen sein würden. Indess sollte diese Colonne sich erst in Hamiji, stromauf des Tana, organisiren. Dazu bemerkt Rust: „Am Abende vor dem Aufbruche sassen wir noch spät in die Nacht hinein am Feuer; es waren ernste Stunden. Den hässlichen Plackereien und Intriguen in Zanzibar waren wir ja entronnen, aber sie hatten viel unersetzlichen Schaden angerichtet. Das Fehlen der Tauschartikel durch Wegnahme der „Neera" war der Grund, dass die Karawane nicht vereint vorgehen konnte, die erste Colonne auf dem Lande und in gleicher Höhe mit ihr die Boote auf dem Tana. Es trat eine unglückliche Zersplitterung der Kräfte ein, die sich nicht wieder zusammenfinden konnten. Noch einmal traten die für uns Deutsche beschämenden Ereignisse klar vor unseren Geist, aber die Zukunft lag in Dunkel gehüllt."

Dieses Dunkel ist vorläufig nicht gelichtet. Von Dr. Peters weiss man nur so viel, dass er, der mehrmals Todtgesagte, unerwarteter Weise am Victoriasee auftauchte, mit dem König von Uganda Blutsbruderschaft schloss und mit Erreichung dieses Zieles den Beweis erbracht hat, dass die deutsche Emin Pascha-Expedition ihren Zweck gewiss erreicht hätte, wäre sie früher abgegangen und hätte sie nicht in Folge der geschilderten Zwischenfälle ein Vierteljahr verloren. Mit welchen Hindernissen Dr. Peters auf der von ihm eingeschlagenen, der wilden Massais wegen selbst von Stanley als ungangbare Tana-Kenia-Route zu bewältigen hatte, wird früher oder später bekannt werden. Selbst ohne Kenntniss der Einzelheiten und des Verlaufes dieses kühnen Zuges darf man Dr. Peters ebenbürtig dem „Emin-Befreier" Stanley zur Seite stellen, angesichts der Jugend und der bisherigen geringen Erfahrenheit des schneidigen, von eiserner Willensstärke beherrschten Mannes. Wie Alles in der Welt, ist auch der Ruhmeserwerb auf afrikanischem Boden vorwiegend eine Sache des Zufalls und des Glückes. Unter ganz gleichen Voraussetzungen können dem Einen Triumphe, dem Anderen Niederlagen zutheil werden. In entscheidender Stunde bleibt es völlig einerlei, ob das kritische Hinderniss der Aruwimiwald oder eine wasserlose Wüste, ein mächtiges Heeresaufgebot oder ein aus dem Hinterhalte abgeschossener vergifteter Pfeil ist. Verhungern oder elend am Fieber verschmachten kann man im „grossen Wald" so gut, wie in einer Steppe des Gallalandes. Treffer und Nieten sind immer gleich vertheilt. Mag der Engländer Stanley als kühner Bahnbrecher und durch die Romantik der Erlebnisse populärer sein als Peters: die Befähigung zum Afrikaforscher wie er sein soll, wohnt diesem im gleichen Masse inne wie jenem.

Gehen wir nun zur Sache. Von seinem Aufenthalte in Witu weiss Rust nichts Gutes zu berichten. Dicht neben Witu liegt Kau, das dem Sultan von Zanzibar gehört. Der verstorbene Sultan Said Chalifa hasste Dr. Peters, und dies um so heftiger, als die Engländer diese Stimmung schürten. Nichts war den Engländern unwillkommener, als das Erscheinen der deutschen Emin Pascha-Expedition im Witulande. Englisches Geld floss in Massen; Manda und Pata waren davon überschwemmt; die hervorragendsten zanzibarischen Functionäre waren davon bestochen, zu dem Zwecke, Witu zu chikaniren, um es zu zwingen, die deutsche Schutzherrschaft mit der englischen zu vertauschen. Nun hat England dasselbe Ziel auf anderem Wege erreicht und man darf sich fragen, ob Deutschland — von allen englischen Intriguen und Händeln, welche gewiss Niemand billigen wird, abgesehen — nicht klug gehandelt hat, sich dieses Erisapfels zu entledigen. Wenn man in deutschen Colonialkreisen geltend macht, man habe „ein ganzes Reich für die Felsklippe Helgoland" geopfert, darf man nicht vergessen, dass ein afrikanisches „Reich" ein Ding ist, welches sich in dem Begriff, den man mit einem Reiche verbindet, nicht einordnen lässt. Wenn Rust selber gesteht, die Langsamkeit, Trägheit und Bosheit der Mohammedaner (von Witu) übersteige alle Grenzen, so fragt man sich, welchen Nutzen man zu erwarten habe, wenn man sich mit solchem Pack einlässt .... „Den Arabern und Suaheli ist es schon an und für sich nicht angenehm, wenn Europäer in das Gebiet kommen; sie fürchten für ihren Handel mit dem Wapokomo (beiläufig bemerkt einem ganz unzuverlässigen Volke), den jene ihnen wegnehmen könnten, sowie dass die Wapokomo durch den Handel mit Europäern weniger gefügig werden und ihren Absatz in diesen für sie so wichtigen Gebieten schmälern."

Was nun den Tana anlangt, bildet sein Thal den einzigen Culturboden inmitten der grossen ostafrikanischen Sandsteppe, welche die ganze Nordostecke des Erdtheiles ausfüllt, das Massailand umschliesst und in ihren Ausläufern bis Usugara verfolgt werden kann. Peters weist darauf hin, dass der Tana gleich dem Nil (wenn auch im kleinen Massstabe) erst ein Culturland in die Wüste hineingetragen hat. Die Thalrinne mit ihrem Alluvion ist von grosser Fruchtbarkeit und überall dicht angebaut; ausserhalb dieses Thalstriches hört aller Anbau auf. Wenn aber Peters auf die Producte des Culturstriches hinweist und Mais, Tabak, Bohnen, Bananen und Kürbisse besonders aufzählt, will es uns denn doch bedünken, dass solche Schätze der Strapaz

und der Opfer nicht werth seien. Dazu kommt, dass die unzähligen Windungen und die wechselnden Stromstärken des Tana, ihn zu einer Handelsstrasse ungeeignet machen. Ob derselbe thatsächlich bis Hamiji, also bis in die unmittelbare Nähe des Kenia schiffbar ist, darf vorläufig noch nicht als sichergestellt gelten und sind die Berichte des Dr. Peters abzuwarten. In der Regenzeit bildet der Strom gefährliche Strudel und Schnellen, er steigt um 4 Meter über sein gewöhnliches Niveau und richtet allerlei Schaden an den Ufern an; in dieser Zeit ist also an ein Befahren mit kleinen Canoes nicht zu denken. Bei Niederwasser aber tauchen überall Sandbänke auf, zwischen denen sich die Canoes hindurchwinden müssen. Dies gilt aber, wenn wir den Bericht Rust's richtig deuten, nur für den Unterlauf, etwa bis Massa. Dieser Ort ist aber nur 170 Kilometer von der Mündung des Tana, dagegen etwa 300 Kilometer von Hamiji, dem angeblichen Endpunkte der Schiffbarkeit, entfernt; wie mag es sonach mit dieser im Oberlaufe des Tana bestellt sein, nachdem Rust hervorhebt, dass der Strom (wobei er wohl den ihm bekannten Theil, nämlich den Unterlauf meint) zur Zeit des Niederwassers für „kleinere Canoes" schiffbar sei? In einem Briefe, datirt den 28. September in Oda Galla am oberen Tana, erklärt Peters allerdings, dass der Fluss bis dorthin „unzweifelhaft das ganze Jahr schiffbar" sei.

In die Einzelheiten der Expedition des Capitän-Lieutenants Rust können wir uns nicht einlassen. Es war kein Fortkommen — es war ein Schleichen. Die fast unabhängigen „Vasallen" des Sultans von Witu, die sich selber „Sultane" nennen, eigentlich aber nichts anderes als Ortsälteste sind und sehr geringe Autorität gegenüber ihren Untergebenen besitzen, zeichneten sich entweder durch Stupidität oder Uebelwollen, oder Heimtücke und dergleichen schöne Eigenschaften aus. Bei diesem Anlasse gesteht Rust ein, welch geringen Werth das blosse Flaggenhissen und „unter Schutz stellen" hat, wenn man das betreffende Land nicht sofort festhält durch Anlegung von Stationen. „Unter dem moralischen Drucke vielleicht unterwirft sich ein Eingeborener, aber sobald dieser nicht ins Thatsächliche übersetzt werden kann, hält er sich zu nichts mehr verpflichtet. Afrikanische Unzuverlässigkeit!" So erging es Rust in Malalulu, wo Dr. Peters kurz zuvor gewesen und die Flagge gehisst und dem Ersteren in einer brieflichen Mittheilung gute Aufnahme seitens des dortigen Sultans zugesichert hatte. Dieser liess sich aber nicht blicken. Rust sandte nach ihm und verlangte gleichzeitig Reis, auf das angebliche freundschaftliche Verhältniss des Dr. Peters zum Sultan hinweisend. Nach einiger Zeit erschien der „kleine Sultan", eine „Galgenphysiognomie", und eine Anzahl Bewaffneter; der „grosse" Sultan ist abwesend. Auch ist die Reisration ungenügend. Rust erklärte, dass er, erhielte er die gewünschte Ration nicht vor Sonnenuntergang, handeln würde, wie es das ungastfreundschaftliche Vorgehen des Sultans erfordert. Dies wirkte.

Gab es keine Reibereien mit den Ortsvorstehern, so stellten sich mit den gemietheten Bootsleuten, welche gerne ausrissen, Schwierigkeiten ein. Hunger und Krankheiten blieben nicht aus. Rust selber wurde vom Gallenfieber heimgesucht und lag eine Zeit hindurch in bewusstlosem Zustande. Um das Uebermass des Missgeschickes voll zu machen, brach im Lager bei Kemakombo Feuer aus, welches werthvolle Habe, darunter Pulver und Patronen zerstörte. Ungeziefer, Reibereien mit den Uferbewohnern, Heuschreckenschwärme, anstrengende Ruderarbeit bei schmalster Kost bildeten eine fortgesetzte Reihe von Unannehmlichkeiten auf diesem Zuge. Ueber alles Lob erhaben erwiesen sich die Somali, diesen ehrgeizigen, tüchtigen, ausdauernden Repräsentanten eines grossen, stolzen Völkes, welches die Wapokomo mit Verachtung behandelte. In der grössten Noth vermittelten die Somali den Verkehr stromab. Auch stromauf, als Boten zu Dr. Peters, wurden Somali verwendet. Aber weder konnte Dr. Peters erreicht werden, noch traf der heissersehnte Nachzug unter Borchert ein. In der englischen Station Kone wurde der erste Brief Peters vorgefunden, in Malalulu (Massa) der zweite und — letzte. Peters berichtet über die von ihm bei Oda Galla unweit des Kenia errichtete Station und seine Absicht, auch bei letzterem einen ähnlichen Posten zu errichten. Der Marsch durch die wasserlose Steppe hatte die Expedition furchtbar mitgenommen, wobei an manchen Tagen von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang ununterbrochen marschirt wurde. Peters hatte die Losung ausgesprochen: „was fällt, das fällt!" Die letzten Nachzügler langen sehr verspätet und „drei Viertel todt" in Oda Galla ein.

Bald darauf kam es zu einem Zusammenstosse mit den Galla, wobei mehrere der letzteren fielen und der Sultan Hujo tödtlich verwundet wurde. Die Galla räumten hierauf ihre Dörfer, welche, sowie auch die Ernte des Jahres und die Boote Dr. Peters zufielen. Peters berichtete ferner, dass die englische Expedition unter Mr. Smith auf dem Wege von Kidore durch die Steppe von Somali angegriffen worden war. Mr. Smith war dann nach Kidore nochmals zurückgekehrt, hatte zwei Tage daselbst gelagert und war abermals marschirt. Später war der englische Führer durch Ukamba nach Mombassa zurückgekehrt. Peters hatte einige der verwundeten Träger in Massa getroffen und in seine Dienste genommen. Auf Grund dieser zwei Zwischenfälle entstand offenbar jenes bis nach Europa gedrungene Gerücht von der Niedermetzelung der Expedition Peters', welches lange Zeit hindurch geglaubt wurde und zum Theile mit Veranlassung war, die noch unterwegs befindlichen Colonnen zurückzurufen. Von dieser Sachlage hatte Rust indess erst bei seinem Zusammentreffen mit Borchert Kenntniss erhalten, einem

Zusammentreffen, das eines Zwischenfalles wegen früher stattfand als vorausgesetzt war.

Das kam so. Eines der Boote, mit einem Somali und zwei Wapokomo wurde vermisst. Das Lager befand sich damals oberhalb Mui. Nach langem Warten kam endlich der Somali in einem bejammernswerthen Zustande an. Er hatte sich, ohnedies am Fusse in Folge eines Sturzes in eine Wildfalle schwer verletzt, mühsam durch zwei Tage, zum Theile durch Urwald fortgeschleppt und die ganze Zeit über gehungert. Bei seiner Vernehmung stellte sich heraus, dass die beiden Wapokomo in der Nacht vom Wachtfeuer geschlichen, in die zusammengekoppelten Boote gesprungen und mit dem Strome pfeilschnell hinuntergetrieben waren. Wie er aufwacht, findet er sich allein in der Wildniss. „Diese knechtseligen, feigen Wapokomo haben in ihrer Hinterlist und Bosheit sich nicht gescheut, das Leben des unglücklichen Somali preiszugeben. Die Wuth meiner Somali über die Niedertracht der Wapokomo ist grenzenlos und muss ich Excessen steuern."

Wenn auch für den Fortgang der Expedition nicht zweckdienlich, musste Rust in den Augen seiner treuen und als ritterlich geltenden Somali demnach moralisch sehr gewinnen, dass er persönlich ohne Verzug daran ging, den Flüchtigen nachzusetzen. Also wieder zurück — stromab! Der Zeitverlust wurde von Rust auf vierzehn Tage veranschlagt — und Peters harrte mit Ungeduld der Ankunft der Nachhut! Mit solchen Factoren rechnet man kaum bei Aufstellung eines Reiseprogrammes. Rust versorgte und verproviantirte seine Leute und begab sich sodann mit fünf Somali und seinem „Boy" auf die Wapokomo-Jagd. Dabei befand sich Rust noch obendrein in einem bedenklichen Fieberzustande, der später in Delirien ausartete. Rust war vier Tage und vier Nächte in ununterbrochenen Gefahren, ohne in dieser Zeit bei vollem Bewusstsein gewesen zu sein. Die Unterhandlungen mit dem Sultan von Wakolessa, dem die beiden Flüchtlinge gehörten, führten zu nichts. Es kam zu scharfen Auseinandersetzungen und der Ausbruch von Feindseligkeiten schien unausbleiblich. Gleichwohl verlief der Zwischenfall ohne üble Nachwehen. Nach fünf jämmerlichen Rasttagen kam endlich die Erlösung. Es war am 22. November, als Borchert auf dem Landwege in Wakolessa eintraf. Das Aussehen Rust's entsetzte ihn. Der Fieberkranke wurde in Pflege genommen, und er empfing zugleich die Nachricht über die Niedermetzelung der Colonne des Dr. Peters, vom Anmarsche Stanley's und Emins und von der Depesche des Comités mit der Weisung zur Rückkehr. Während Borchert das Rust'sche Lager oberhalb Mui aufsuchte, wurde Rust, seines elenden Zustandes wegen, gedrängt, nach Lamu zurückzukehren, was der wackere Reisende endlich nach langem Widerstreben zugab. In Kau bei Lamu musste er noch von einem dortigen Suahili-Kaufmanne die weisen Worte hören: „Ja, ja, ihr Europäer kommt in dies Land und wollt alles schnell erreichen; ihr seid das Klima nicht gewohnt und werdet hier krank; das geht hier nicht; poll! poll! (langsam! langsam!)."

Mit der Ankunft Rust's in Aden schliesst der eigentliche Bericht, an den eine werthvolle Abhandlung über die Somali und eine vortreffliche Schilderung afrikanischen Naturlebens anschliesst, ab. Mit grösster Spannung darf man nun den authentischen Nachrichten über den weiteren Verlauf der Peters'schen Expedition entgegensehen. Wir werden nicht verabsäumen, zu geeigneter Zeit auch über diesen kühnen Zug des energischen, von bewunderungswürdiger Willensstärke beherrschten Reisenden zu berichten.

DIE BAUTEN IN ARABIEN.

Seit jeher war Arabien von zwei ethnisch und sprachlich nahe verwandten Racen bewohnt, den Kindern Ismaels, den unruhigen *Beduinen* des Nordens, und den sesshafteren, an staatliche Ordnung seit lange gewöhnten Leuten des Südens, welche man als *Joktaniden* oder, wenn auch nicht genau, als *Himjâriten* zu bezeichnen pflegt. So alt wie die Geschichte, ist auch der Gegensatz zwischen beiden. Im Allgemeinen fänden wir in den Männern des Südens das eigentliche Araberthum am reinsten dargestellt; in der geschichtlichen Zeit kehrt sich das freilich um, und der Ismaelite, der Beduine, fühlt sich bis heute als den eigentlichen Vertreter arabischen Wesens; aber die ältesten Spuren der Geschichte weisen in der That darauf hin, dass lange vor den Ismaeliten die Joktaniden zu einer achtunggebietenden Culturentwicklung gediehen sind. An dem Style ihrer Bauten wie in der Mythologie der *Sabaër* in Yemen begegnet man die deutlichen Spuren unmittelbaren Einflusses der assyrisch-babylonischen Gesittung, welche sich also bis in jene entfernten Gegenden geltend machte; später ist die Landschaft *Nedschrân* ganz dem Christenthume gewonnen, und auch das Judenthum strebt in Yemen in die Höhe zu kommen. Bis in unser Jahrhundert hinein konnte man sich von der alten Geschichte Südarabiens nur ein schattenhaftes Bild entwerfen. Etwas klarer wurde die Anschauung durch die seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts von europäischen Forschungsreisenden gelieferten Beschreibungen grossartiger Ruinen alter Tempel und Paläste, welche weithin das Land bedecken und von untergegangener Herrlichkeit Zeugniss geben. Heute noch ragen gewaltige Zwingburgen von den Höhen nieder, wo in alter Zeit mächtige Geschlechter hausten.

Wie das bürgerliche Wohnhaus dieser alten vorislamitischen Südaraber beschaffen war, darüber geben die Ruinen geringe Auskunft. Bei der Abgeschiedenheit des Landes wird man jedoch nicht stark irren mit der Annahme, dass der Zeiten Lauf nur geringe Abänderungen in diese Verhältnisse gebracht haben dürfte, dass somit das

alte Wohnhaus dem heutigen ziemlich ähnlich sah. Der französische Reisende Josef Halévy, welcher 1870 bis in die Landschaft Dschauf vordrang, fand nun auf seinem mühevollen Marsche von dem Küstenplatze Hodeida nach Sana die Häuser theils aus Stein, theils aus Ziegeln aufgeführt, während in den Dörfern auch Rohr als Baustoff Verwendung findet. Die städtischen Häuser sind in Yemen gewöhnlich mehrstöckig, solche mit blossem Erdgeschosse selten, Stadtvesten dagegen allgemein. In Sana, der grössten, schönsten und reinlichsten Stadt Südarabiens, erheben sich überall mehrstöckige, von aussen geweisste Steinhäuser in den geraden, breiten, meistens gepflasterten Strassen. Sana besitzt auch mehrere sehr schöne und grosse Bauwerke, darunter Moscheen, deren Architektur an die berühmtesten Denkmäler der moslimischen Spanier erinnert. Leider hat Halévy nicht erfahren, aus welcher Zeit sie stammen. El-Medid, eine Stadt neueren Ursprungs, bezeichnet er ausdrücklich als einen offenen Platz, die adeligen Familien hausen in befestigten Thürmen der Umgebung. Fast jedes Dorf besitzt einen solchen Thurm, der, wie in alter himjaritischer Zeit, dem Edelmanne als Wohnsitz dient. Manche Thürme, wie jene von El-Hazm, sind mit Zinnen versehen. Halévy schweigt über die innere Anlage der Häuser, einer gelegentlichen Andeutung ist blos zu entnehmen, dass sie flache Dachterrassen besitzen. Im Dschauf sind Steinhäuser nur das Eigenthum von Begüterten; der gemeine Mann erbaut sich sein Haus aus Lehmziegeln, die an der Sonne getrocknet sind.

In der Landschaft *Laheg*, nahe an der Strasse von Bâb-el-Mandeb, sind alle Häuser, so berichtet Freiherr von Maltzan, wie Burgen gebaut, mit sehr vielen, oft fünf bis sechs Stockwerken, aber bewohnt scheinen nur die obersten. Der Palast des Sultans in der Stadt El-Hauta ist eine wirklich imposante und dabei keineswegs unharmonische Baumasse, obwohl durchaus nicht regelmässig. Die Stirnseite des Hauptbaues erinnerte den deutschen Reisenden sogar lebhaft an einen Theil des Heidelberger Schlosses. Hier befand sich zur Seite eines hohen, breiten Rundthurmes eine schöne Fensterfront mit Rundbogen, fünf Stockwerke übereinander. Die beiden unteren Geschosse sowohl des Thurmes als des Schlossflügels waren von natürlicher Farbe, die höheren blendend weiss angestrichen, was diese oberen Theile noch höher erscheinen liess, als sie wirklich waren, gleichsam als ein auf einem anderen ruhendes Gebäude. Sonst fand Herr von Maltzan den Anstrich hier nirgends angewendet. Alle diese Burgen und Schlösser waren roth von der Farbe der Luftziegel, die hier aus einer eigenthümlich rothen Lehmerde verfertigt werden. Steine hat man in Laheg nicht, und zu Backsteinen hat es die einheimische Industrie noch nicht gebracht. Aber das Material der Luftziegel ist ein so ausgezeichnetes, dass alle diese Gebäude, selbst die schon alten, noch gerade und glatte Wandflächen zeigen, und nicht jene Unebenheiten und Rauhheiten, wie sie anderwärts die Luftziegelbauten charakterisiren. In den Dörfern wechseln Steinbauten mit solchen aus Luftziegeln und Reisighütten ab, die sich gewöhnlich um ein Castell („Hisn“ oder „Hosn“) gruppiren. Gemauerte Häuser haben meist nur die Häuptlinge und ihre Hareme; Bauern und Beduinen wohnen in Hütten aus Stroh und Reisern, die an Farbe kaum vom Boden zu unterscheiden sind, mitunter, wie in Chlifa, in Häusern von Rohr, Reisern und Dumpalmzweigen. Das Zeltleben ist in Südarabien ganz unbekannt: selbst die Beduinen unter der Bevölkerung wohnen nicht in Zelten, sondern in Strohhütten, die nur auf beschränktem Raume der Weide wegen zu Zeiten verlegt werden.

Die Wahrzeichen sesshaften Lebens erstrecken sich nicht blos auf die ganze Südküste Arabiens und die in deren Bereich gehörenden Landschaften, wie z. B. Hadramaút, sondern auch auf die Gestade des Ostens, am Golf von Oman und am Persischen Meerbusen. Zu Choreibe in Hadramaút, einer von einem Schlosse beherrschten Stadt, sah Adolf von Wrede meistens vier- bis fünfstöckige, oben schmälere Häuser. Glasscheiben waren unbekannt, dafür starke Holzläden an den Fenstern; die Fundamente der Gebäude, etwa 2 *m* hoch, aus unbehauenen Steinen, der obere Theil aus dauerhaften Lehmziegeln. Die Terrasse steht etwa 60 *cm* vor; die Hausthür ist niedrig, oft gut geschnitzt, die Zimmereinrichtung einfach; nach aussen haben die Häuser Schiessscharten. Weiterhin im Osten macht sich der Einfluss des nahen Persien geltend. In Maskat herrscht nicht mehr das yemenische Haus, sondern das persische, meist aus dem Serpentin der Umgebung gebaut. Ueberall in den Küstenplätzen und selbst weiter im Innern sieht man hohe feste Häuser, wie in Sohar, dessen festes Schloss zugleich ein schmuckvoller Bau ist und dessen Strassen oft mit Schwibbogen überbaut sind, in Scharga auf den Bahreininseln und selbst in El-Hofuf, der wichtigsten Stadt in der Landschaft El-Hasa. Die Burg der Festung („Kôt“ genannt) dieser Stadt ist ein Viereck von tiefem Graben umgeben, mit dicken und hohen Mauern und 15—16 Thürmen an jeder Seite. Ueberall aber gibt es auch hier wie an der Südküste, endlose Reihen von Holz- und Palmblätterhütten für die ärmere Bevölkerung, eine schnell nach den Anforderungen der Temperatur und des Raumes herstellbare Gattung von Wohnungen. Im Westen, an der Küste des Rothen Meeres, erstreckt sich diese Sitte ziemlich weit nach Norden, über Yemen hinaus in's Hedschas. Im yemenischen Küstenorte Lahoia sahen Ehrenberg und Hemprich in den niedlichen Zweighütten mit Mattenthüren, worin dort die Bewohner gleichsam in Villeggiatur lebten, Gestelle zum Sitzen und Liegen, ja sogar Tische, was sonst unerhört in Arabien ist. Herr von Maltzan fand diese Bauart sogar in dem der arabischen Küste gegenüberliegenden Massaúa, auf afrikanischem Boden. Auch in Aden haben viele Häuser, namentlich die der Engländer, gar keine

gemauerten Wände, sondern nur solche von Flechtwerk, so dass man auch im Zimmer stets im Zuge ist.

Aber auch im Innern der Halbinsel, in Centralarabien, sowohl im *Nedschd* als in dem neuen *Schammar*-Staate, welcher sich auf den Trümmern des Wahabitenreiches aufgebaut hat, wohnen sesshafte Leute, diese jedoch schon ismaelitischen Stammes. Diese ethnographisch den Nordarabern beizuzählenden Bewohner des centralen Gebietes haben dort Städte und Ortschaften. Selbst jenseits der grossen Sandwüste *Nefud*, deren Schrecken neuerdings wieder durch den deutschen Reisenden Julius Euting ungemein lebendig geschildert wurden, im Wadi Dschof — dieser Name wie Dschauf „Hohlland" bedeutend, kehrt in den Gebieten arabischer Zunge mehrfach wieder — sind feste Siedlungen, zwar keine Stadt, aber Dörfer, wohl von Alters her, vorhanden. Sie verdienen deshalb Beachtung und können wohl als Anhaltspunkte für die ursprüngliche Baukunst der Araber dienen. Hat doch William Gifford Palgrave an einer Seitenmauer des Schlosses in El-Dschof zwei tief eingegrabene Kreuze, zweifellos sehr alten Datums und ganz ähnlich jenen entdeckt, welche sich nicht selten in den Ruinen des syrischen Haurân finden. Man darf sie wohl als Zeugen des früheren Vorwaltens des christlichen Glaubens in jenen Gegenden betrachten, womit man deren Alter an sich in die vorislamitische Zeit hinaufrückt.

Diese Architektur Innerarabiens ist nun durchaus roh. An der obenerwähnten Burg von El-Dschof beobachtet man einen Cyklopenbogen ganz nach Art jenes am sogenannten Palaste des Atreus in Mykenä. Nahe vom Mittelpunkte des Schlosses erhebt sich ein viereckiger, sehr breiter Thurm, welcher jünger als der südliche Wall zu sein scheint und mit engen Schiessscharten versehen ist. Man sieht, dass hier versucht wurde, den Steinblöcken eine gewisse Regelmässigkeit zu geben, während in einer jüngeren halbkreisförmigen Courtine die rohen Blöcke unsymmetrisch auf einander geschichtet sind. Auch der alte verfallene, das Thal überschauende, einsame runde Thurm von Mârid ist offenbar ein arabisches Bauwerk und nach arabischem Plane entworfen. In Hail, der Hauptstadt des Schammarreiches, mit breiten ungepflasterten Strassen, herrscht Lehmziegelbau vor. Der „Palast" des Fürsten hat gewaltig dicke, etwa 10 *m* hohe, 120—160 *m* lange Mauerwände, an deren oberen Rande Oeffnungen eher an Schiessscharten als an Fenster erinnern, und aus welchen der ganzen Länge nach halbrunde Bastionen hervortreten. Dieser Palast ist ein grosser Hofbau mit mehreren Höfen. Die übrigen Häuser von Hail haben meist zwei Stockwerke und wenige, aber bequeme Räume, in welche das Licht durch die Thüre und schmale Wandritzen unter der Decke gelangt. Fenster sind nicht vorhanden. Ueber den Zimmern liegt das flache Dach, rings von einer hohen Schutzmauer umzogen, das eine bequeme Schlafstätte gewährt. Keinem Hause fehlt der „Kahwa", der Kaffeesaal zum Empfang der Gäste; er ist ein unentbehrlicher Bestandtheil jedes arabischen Hauses auf der ganzen Halbinsel und ändert sich höchstens in Grösse und Ausstattung. Ueberall ist der Kahwa aber eine grosse, längliche Halle, deren Wände in roher Weise farbig getüncht und mit dreieckigen Nischen zur Aufnahme von Büchern oder anderen Geräthen versehen sind. Das Holzdach ist flach, der Estrich mit feinem, reinem Sand bestreut und rings an den Wänden mit Teppichen und Diwanen ausgestattet. Die ganze Stadt Hail ist von 6—7 *m* hohen Mauern umgeben, welche mit grossen Flügelthoren und Festungsthürmen versehen sind. Auch für das flache Land sind die Wachthürme kennzeichnend, die von Ort zu Ort bis zum Tueik-Gebirge im Süden sich erheben als Schutz und Auslug gegen die etwaigen Ueberfälle der Beduinen. Solche Befestigungen, mehr oder minder stark, kehren überall wieder. Palgrave gedenkt derselben in Ujun, südlich vom Dschebel Selman, wo die Wartthürme ihn an Dampfschornsteine erinnerten, in El-Tucim, Horeimele, in der Umgebung von Er-Riad, der Hauptstadt des Nedschd und des halben Arabien, und in dem aus zweistöckigen Luftziegelhäusern bestehenden Teima, das ein Kranz von 5—6 *m* hohen Thürmen schützt. Freilich darf man diese Befestigungen nicht für alt halten, viele wurden nachweislich erst in neuerer Zeit aufgeführt; es unterliegt aber wohl keinem Zweifel, dass die *Sitte*, derartige Schutzbauten zu errichten, in ein hohes Alterthum zurückreicht und so lange besteht wie der Gegensatz zwischen der beduinischen und der ansässigen Bevölkerung. In den älteren arabischen Städten sind es blos die Häuser, welche die Ringmauer umzieht; die Gärten liegen ausserhalb derselben und bleiben in der Regel ungeschützt; manchmal zieht sich noch ein zweiter Mauer- und Thurmgürtel um dieselben.

Die Ismaeliten, zu welchen auch die Bewohner Mittelarabiens gehören, erstrecken sich dem Rande des Rothen Meeres entlang südwärts bis in's Hedşchas (die „Grenzmarke") herab, wo so viel sich erschliessen lässt, eine Urbevölkerung mit allerhand fremden Elementen, die von Norden eindrangen, sich vermischt hatte. Lange vor Christi Geburt hatte sich dort auf diese Weise aus verschiedenen Bestandtheilen eine Mischbevölkerung zusammengefunden, die allmälig vollkommen arabisirt ward und ihren Mittelpunkt in Mekka besass. Diesem Platze, wo sich schon früh ein Heiligthum gänzlich unarabischer Art, die „Kaaba" (d. h. Würfel) befand, lässt sich schon in jener ersten Zeit der Charakter einer städtischen Siedelung nicht absprechen, doch wird man sich keine allzu grossartigen Vorstellungen davon machen dürfen. Heute allerdings bietet diese Stadt ein ziemlich stattliches Bild und macht nach dem Zeugnisse Snocks van Hurgronje mit ihren breiten Strassen und hohen Häusern einen fast modernen Eindruck. In den Nebengassen sieht man allerdings neben mehr oder weniger stattlichen Häusern auch elende Beduinenhütten und bienenkorbartige Wohnungen.

Jur Cs 117 8054

Die besseren Häuser sind aber aus Granit, Sandsteinen oder Ziegeln erbaut, haben drei und mehrere Stockwerke und keine Spur eines Hofes, nähern sich also der sogenannten Steinkastenarchitektur. Im Erdgeschoss bildet das Hauptgemach für die männlichen Insassen eine Art grosser Vorhalle, aus welcher man zur Linken auf eine geräumige „Mastabah" oder Terrasse tritt, und eine zweite, aber kleinere ist auch im Hintergrunde des Hauses angebracht. Hinter ihr liegt eine Vorrathskammer. Der Mastabah gegenüber steht in der Vorhalle ein kleiner Feuerherd und seitwärts führt ein thürloser Gang zur Badestube sowie zur dunklen, gewundenen Treppe, auf deren mit einer harten Erdkruste bedeckten Steinstufen man in der zweiten, nördlicher gelegenen Stadt des Landes, zu Medina, in das „Medschlis" oder den Empfangssaal gelangt. Die Häuser zu Medina sind wie jene in Mekka flachdachig, unterscheiden sich aber von ihnen durch einen geräumigen Hof mit Gartenanlage, Springbrunnen und Dattelbäumen. Vergitterte Balcone, wie der Europäer sie zuerst in Alexandrien erblickt, sind hier häufig, und auch die Fenster, eigentlich blosse Ritzen in der Wand, haben blos einen Plankenverschluss. In Medina dienen als Baumaterial Lavaschlacken, Backsteine und Palmholz, die Umwallungsmauer der Stadt ist aber aus Granit- und Lavablöcken aufgeführt, die mit Mörtel verbunden sind. In den übrigen Plätzen des Hedschas herrscht ziemlich dieselbe Bauart, ohne sich zu grösseren Leistungen zu versteigen. Die angeblichen, in den Fels, einen weichen Sandstein, gehauenen Höhlenwohnungen von El-Hidschr, halbwegs zwischen Medina und Petra, hat Charles M. Doughty als Grabkammern, nicht als Behausungen für Lebende, wie man bislang meinte, nachgewiesen. Die Menschen wohnten auch hier in Häusern, von denen sich bei einigen noch die Grundmauern verfolgen lassen; sie waren aus behauenem Stein, und Doughty fand auch zwei kleine Steinbrüche, welche das Material lieferten; der Hochbau scheint, wie in anderen Dörfern der Wüste, Stampfbau gewesen zu sein. Sie sind heute meist blos eine Anhäufung solcher Hütten aus Lehmziegeln und Koth, mit Palmblättern eingedeckt und Luftlöchern in den Wänden versehen.

Diese Bauten des südlichen und mittleren Arabiens pflegen gewöhnlich völlig unbeachtet zu bleiben, gewähren aber sehr wichtige Fingerzeige für die Geschichte des arabischen Hauses wie der arabischen Baukunst im Allgemeinen. Geblendet von dem Glanze der arabischen Gesittung, welche in die Geschichte unseres eigenen Mittelalters so mächtig eingriff, sind unsere Vorstellungen über die Araber meist so falsch, wie jene über ihr Land. Gemeiniglich glaubt man, das ganze Innere Arabiens sei von nomadischen Beduinenstämmen durchzogen, die man auch für die eifrigsten Bekenner des Islam hält. Gerade das Gegentheil ist wahr. Der Islam ist bei ihnen niemals tief eingedrungen und im Innern Arabiens sind sie selten; sie sind nur auf die Wüstenstriche angewiesen, in welchen sie bloss in sehr beschränkten Grenzen sich bewegen, denn auch über die nomadische Lebensweise herrschen die irrigsten Vorstellungen. Gleichviel nun, ob man die Beduinen mit Palgrave für eine Verschlechterung oder Verwilderung des reinen Arabers halten wolle oder nicht, zweifellos stehen diese Zeltbewohner *hinter* dem sesshaften Theile des Volkes an Gesittung weit zurück und ist man berechtigt, in letzterem den Massstab für das ursprüngliche Können der Araber zu suchen. Dasselbe zeigt sich nun, wie wir sehen, höchst geringfügig. Wo sie sich selbst überlassen blieben, haben sie es in der Baukunst niemals so weit gebracht, um einen einfachen Bogen zusammenzusetzen, geschweige denn ein Gewölbe oder eine Kuppel; ihre Originalleistungen in Schammar, Kasim und Nedschd, die alten wie die modernen, bringen dafür die schlagendsten Beweise. Zu höherer Stufe vermochten sie sich blos unter *fremder* Anleitung emporzuschwingen. Als sie der überlegenen griechischen und persischen Vorbilder in Syrien und Erân ansichtig wurden, ahmten sie diese so lange nach, bis sie, nach Palgrave's Ausdrucke, selbst erträgliche, aber niemals vorzügliche Baumeister wurden.

DIE EHE IN JAPAN.[1])

Von *Dr. H. Weipert*

II.

Verhältniss während der Ehe.

Persönliche Stellung der Ehegatten.

Die sittliche Stellung der japanischen Ehefrau hat schon häufig eingehende Schilderung erfahren. Ich kann mich daher hier auf die Hauptpunkte beschränken und im Uebrigen auf die Darstellung von Gebauer und Küchler a. a. O. und von Hering im 41. Heft der „Mittheilungen" verweisen.

Wenn es auch im Einzelnen hier wie anderwärts von der Frau selbst abhängt, welche Stellung sie sich verschafft, so bestimmt sich dieselbe doch im Allgemeinen dem durchaus patriarchalen Charakter der japanischen Familie entsprechend, welche die Frau dem Hausherrn gänzlich unterordnet. Nach ihm aber ist sie die Erste im Hause. Sie theilt auch Rang und Stand des Mannes, wenngleich die Japaner nicht soweit gehen, wie die Chinesen, welche der Frau das Recht geben, die Amtsabzeichen des Mannes zu tragen. Wo das Recht den Hausherrn durch den Rath der Verwandten beschränkt, hat auch sie ihre entscheidende Stimme in den Hausangelegenheiten, so insbesondere bei der Verheiratung der der Kinder. Andererseits ist dem Ehemanne Ehebruch und Concubinat erlaubt, während der Ehe-

[1]) Den Mittheilungen der deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens in Tokio entnommen.

bruch der Frau nach dem Strafgesetzbuch von 1871 mit einem Jahr Zuchthaus und nach § 353 des jetzigen Strafgesetzbuches an ihr und ihrem Mitschuldigen (auf Antrag) mit Gefängniss von sechs Monaten bis zu zwei Jahren gestraft wird. Nach früherem wie nach heutigem Rechte kann der Ehemann sogar den Ehebruch in flagranti durch Tödtung der Frau wie ihres Mitschuldigen bestrafen.

Charakteristisch ist ferner, dass nach dem Strafgesetzbuche von 1871 der Mann wegen Tödtung der Frau nur mit einem Jahr Zuchthaus bestraft wurde, wenn die That wegen Beleidigung, und nur mit 90 Tagen, wenn sie wegen Körperverletzung der Frau gegen seine Eltern oder Grosseltern erfolgt war. Nach demselben Gesetze waren Thätlichkeiten des Mannes gegen die Frau straflos, ausser wenn eine Wunde verursacht war, in welchem Falle nur Milderung eintrat, während Thätlichkeiten seitens der Frau mindestens mit 100 Tagen Zuchthaus bestraft wurden. (Longford a. a. O., S. 63.)

Eine Prostituirung der Ehefrau wider ihren Willen war im Kwampōritsu (Vgl. Rudorff a. a. O. Art. 47, Nr. 13) mit Todesstrafe bedroht, so dass dieselbe erheblich günstiger stand, als die Tochter. Dasselbe Verhältniss zeigt sich noch im Strafgesetzbuch von 1871, wo die Prostituirung der Ehefrau wider ihren Willen mit 70 Tagen Zuchthaus, die einer Tochter nur mit 50 Tagen bestraft wird. (Vgl. Longford, Trans. V. 2, S. 38.)

Ehescheidung.

Küchler gibt a. a. O. S. 130 ff. eine Zusammenstellung der Ehescheidungsgründe seitens eines japanischen Gelehrten, welche auf dem Taihōryō beruht und deren fortdauernde Geltung im Wesentlichen behauptet wird. Danach kann

1. der Mann die Scheidung verlangen bei Kinderlosigkeit der Frau trotz erreichten 50. Lebensjahres, Ehebruch, Ungehorsam derselben gegen ihre Schwiegereltern, Schwatzhaftigkeit, Dieberei, Eifersucht und erblicher Krankheit, ausgenommen, wenn die Frau ihre kranken Schwiegereltern besonders treu gepflegt hat oder nach der Ehe im Rang gestiegen ist oder keinen Zufluchtsort hat.

2. Die Frau kann die Scheidung verlangen, wenn der Mann drei Jahre bei kinderloser Ehe und fünf Jahre bei vorhandenen Kindern die Frau verlassen hat oder verschollen ist.

3. Die Scheidung muss erfolgen, wenn der Mann Gewaltthätigkeiten gegen die Verwandten der Frau oder die Frau Gewaltthätigkeiten oder Beleidigungen gegen die Verwandten des Mannes oder auch nur einen Verletzungsversuch gegen ihren Mann sich hat zu Schulden kommen lassen, oder wenn die Verwandten eines Theils Gewaltthätigkeiten gegen den andern Theil begangen haben.

Indessen bemerkt Küchler selbst, dass ein Theil dieser Vorschriften jetzt veraltet sei, und in der That kann kaum ein Zweifel sein, dass dieser wie so mancher andere Import chinesischer Moral- und Rechtsliteratur lediglich auf dem Papier steht und für die Praxis keinerlei wesentliche Bedeutung hat oder auch gehabt hat.

Nach dem im Minji Kwanrei Ruishu bezeugten Gewohnheitsrecht ist die Scheidung zulässig:

1. Mit beiderseitiger Einwilligung.

2. Für den Mann: bei Ehebruch der Frau, Diebstahl, Ungehorsam gegen den Mann oder seine Eltern, Uneinigkeit mit den Geschwistern des Mannes und erheblichem Verstoss gegen die Haussitte.

3. Für die Frau: bei Verschwendungssucht und gewissen Bestrafungen des Mannes und bei ungerechtem und lieblosem Benehmen des Mannes, der Schwiegereltern oder Geschwister des Mannes. Die grundlose Entlassung eines Schwiegersohnes wurde nach dem Strafgesetzbuch von 1871 mit Zuchthaus bis zu 90 Tagen bestraft. (Longford a. a. O. S. 29.)

Durch Verordnung vom 15. Mai 1873 ist der Frau der Antrag auf Scheidung sogar gestattet, wenn das Zusammenleben durch irgend welche Gründe gestört ist.

Bei Verschollensein des Ehemannes wurde nach Art. 44, Nr. 3, des Kwampōritsu (vergl. Rudorff a. a. O.) nach zehn Monaten der Frau die Wiederverheiratung gestattet. Spätere Gewohnheit erlaubte nach dem Minji Kwanrei Ruishu, dass nach angemessener Zeit ein älterer Verwandter des verschollenen Mannes an dessen Stelle die Scheidung ausspreche. Durch V. O. vom 12. Juli 1874 war speciell für den Fall der Verschollenheit, beziehungsweise des Entlaufens eines Mukoyōshi bestimmt, dass nach zwei Jahren Scheidung verlangt werden könne. Heute kann die Frau eines in unbekannter Ferne Abwesenden nach Ministerialverfügung vom 9. Mai 1884 nach 24 Monaten, in dringenden Fällen nach 10 Monaten, geschieden werden, und zwar durch die Provincialbehörde, wenn die beiderseitigen Verwandten einverstanden sind, andernfalls durch richterliche Entscheidung.

Das Concubinat.

1. Das Halten von Nebenfrauen war von jeher ein Luxusprivilegium der oberen Classen. Für die unteren Stände von den Heimin abwärts verbot es sich in den meisten Fällen schon durch die Vermögensverhältnisse von selbst, es war ihnen aber auch gesetzlich allgemein untersagt. Im 52. der sogenannten 100 Gesetze des Iyeyasu heisst es nach der citirten Kempermann'schen Uebersetzung: Der Kaiser (tenshi) hat 12 Beischläferinnen, die Fürsten haben ihrer 8, die Taifu 5 und die Krieger 2, alle Personen von niedrigerem Stande haben nur ein eheliches Weib; so haben es die alten Weisen im Buche Raiki angeordnet und so ist es seit alten Zeiten Brauch gewesen.

Im Minji Kwanrei Ruishu ist gleichfalls ausdrücklich bezeugt, dass das Concubinat als öffentlich anerkanntes rechtliches Institut den Heimin nicht gestattet ist. In Uebereinstimmung hiemit ist durch V. O. vom 7. Juli 1874 für die Kwazoku und Shizoku bestimmt, dass ihre Nebenfrauen „wie rechte Frauen", d. h. als Angehörige des Hauses behandelt werden sollen, wenn das Verhältniss zum Eintrag in das Hausstandsregister angemeldet sei. Heute wird auch bei den Shizoku das Verhältniss der Nebenfrau nicht mehr gesetzlich anerkannt, insbesondere werden dieselben seit 1. Jänner 1882 nicht mehr als Hausangehörige im Kosekichō eingetragen, und zwar angeblich lediglich deshalb, weil das neue Strafgesetzbuch bei Bestimmung der Angehörigen die Nebenfrauen nicht erwähnt. Eine besondere Vorschrift konnte ich nicht finden. Wie es bei den Kwazoku gehalten wird, ist nicht zu constatiren, da deren Hausregister beim Kunaishō (dem Ministerium des kaiserlichen Hauses) geführt werden (nach Gesetz vom 7. Juli 1884).

Die allgemeine Bezeichnung für Nebenfrauen ist Shō oder Mekake (auch Tekake). Die Nebenfrauen des Kaisers heissen anfangs Gontenji. Gon bedeutet Vice, tenji Palastdame, Hofdame. Die Gontenji werden im vorgerückteren Alter in der Regel zu Tenji befördert. Die Nebenfrauen des Shōgun hiessen Otetsukichūrō. Chūrō war die Bezeichnung für eine Palastdienerin des Shōgun. Otetsuki bedeutet „Hand auflegen". Wenn die Nebenfrau des Shōgun ein Kind geboren hatte, erhielt sie den Titel Oheyasama (die geehrte Frau im Zimmer).

Bei der gebildeten, mit westlicher Anschauung befreundeten Classe scheint das Concubinat heute bereits äusserst selten geworden zu sein.

2. Die persönliche Stellung der Nebenfrau ist mit der Zeit immer mehr herabgedrückt worden.

Während sie im Taihōryo noch so sehr zur engsten Familie gerechnet wird, dass ihr ein Erbrecht auf gleicher Stufe mit der Tochter gegeben ist (beide bekommen von dem zur Vertheilung gelangenden Vermögen je einen halben Kopftheil, die rechte Frau dagegen zwei Kopftheile), heisst es im 52. Gesetz des Iyeyasu: „Zwischen Ehefrau und Beischläferin soll derselbe Unterschied bestehen wie zwischen Herrin und Dienerin." Doch wurde noch nach dem Strafgesetzbuch von 1871 der Ehebruch der Concubine gestraft, wenn auch um einen Grad geringer als der der rechten Frau (vergl. Longford a. a. O. S. 87). Im heutigen Strafgesetzbuch findet sich keine Bestimmung dieser Art. Bei vermögenderen Männern scheint die Gewohnheit zuzunehmen, die Mekake nicht im Hause, sondern in einer abgesonderten Wohnung (shōtaku) zu halten. Aber auch wo sie — wie früher wohl die Regel — im Hause wohnt, hatte sie von jeher keinerlei häusliche Rechte, sogar die mütterlichen Rechte gegen ihre Kinder übt nicht sie selbst, sondern an ihrer Stelle die rechte Frau aus.

Ihre Entlassung ist selbstverständlich in keiner Weise beschränkt, und von Aussteuer oder Dos ist keine Rede. Früher bekam sie bei Shōgun und Daimyō immer, bei Samurai je nach den Vermögensverhältnissen, auch wenn sie nicht mit der Familie wohnte, ein Nadelgeld (teate). Heute wird sie vielfach wie eine Dienstmagd für einen bestimmten Monatslohn (ausser den Unterhaltungskosten) gemiethet.

3. Die rechtliche Bedeutung des Concubinats äusserte sich früher vor Allem darin, dass bei allen Classen (auch bei den Heimin, obwohl hier das Verhältniss nur als sexueller Umgang mit einer Magd bezeichnet wurde) die demselben entsprossenen Kinder als eheliche Kinder, wenn auch zweiter Ordnung, anerkannt werden. Nach dem Taihōryō ist der Sohn der Nebenfrau (shoshi) nach dem Sohn der Hauptfrau (tekishi) zur Nachfolge in die Hausherrschaft berufen, und bei der Vermögensvertheilung erhalten die Shoshi (ebenso freilich die, gleichfalls Shoshi genannten, jüngeren Söhne der rechten Frau) einen Kopftheil, während der Tekishi zwei Theile bekommt. In einem Gesetz des Shōgun Iyeshige vom 23. October des 3. Jahres Hōreki (1753) ist bestimmt, dass auch der jüngere Sohn der rechten Frau dem älteren Sohn der Nebenfrau im Erbrecht vorgeht. Dasselbe wird im Minji Kwanrei Ruishu als Gewohnheitsrecht bezeugt. Eine Ausnahme ist zu machen für einen Theil von Sagami, wo das Alter allein entscheidet, ferner für Theile von Echizen, Echigo und Aki, wo die Söhne von Nebenfrauen gar nicht successionsberechtigt sind, vielmehr besonders adoptirt werden müssen, wenn sie erben sollen.

Heute wird, wie gesagt, das Concubinat nicht mehr öffentlich anerkannt, aber die Kinder erhalten genau dieselbe Stellung wie früher durch Anerkennung seitens des Vaters.

In dem Strafgesetzbuch von 1871 war die Enterbung eines ehelichen zu Gunsten eines Concubinensohnes mit 90 Tagen Zuchthaus bestraft (vergl. Longford a. a. O. S. 28).

DIE GENUSSMITTEL DES ORIENTES.

Von *Gustav Troll.*

III.

Das hervorragendste der zur Gruppe der Narcotischen gehörigen Genussmittel ist unstreitig der *Tabak*, keines der anderen Genussmittel besitzt eine solche Bedeutung für den gesammten Weltverkehr, als dieses. Der Gebrauch des Tabaks als Genussmittel verliert sich in vorgeschichtliche Perioden, über welche keinerlei bestimmte Anhaltspunkte vorliegen. Bekanntlich ist der Tabak ein amerikanisches Gewächs, dessen Verwendung als Genussmittel Columbus 1492 bei der Entdeckung Amerikas

auf der Insel Guanahari bereits vorgefunden hat, wo die Eingeborenen Tabak in cylinderförmigen, durch ein Maisblatt gebildeten Rollen rauchten. Auch auf Haiti und in Mexico war das Tabakrauchen vor Ankunft der Europäer bekannt, ebenso ist das Rauchen bei den Indianern Nordamerikas eine uralte religiöse Sitte, welche als ein der Sonne und dem grossen Geist dargebrachtes Opfer aufgefasst wurde. Dagegen war der Tabakgenuss den Eingeborenen Südamerikas bei der ersten Durchforschung dieser Gebiete durch Europäer noch unbekannt. Der Name des Tabaks soll von der Insel Tabago herrühren. Im Jahre 1496 lieferte der spanische Mönch Romana Pane zuerst eine Beschreibung der Tabakpflanze, welche hierauf nach Spanien und Portugal eingeführt wurde und dort als Zierpflanze diente. Der französische Gesandte in Portugal, Jean Nicot, führte die Pflanze 1560 in Frankreich ein und empfahl sie als Heilmittel. Es heisst, dass er damit Wundercuren verrichtet haben soll. Von dort aus verbreitete sich die Anwendung des Tabaks zunächst als Heilmittel. Wann der Genuss des Tabaks in Europa zuerst auftrat, lässt sich nicht mit Bestimmtheit ermitteln, sicher ist, dass derselbe zuerst als Schnupfmittel Verwendung fand. Das Tabakrauchen wurde um die Mitte des XVI. Jahrhunderts von spanischen Matrosen, die aus Amerika heimkehrten, nach Spanien gebracht, später trat es in England auf und verbreitete sich im Anfang des XVII. Jahrhunderts über ganz Europa. In der Türkei soll es 1655 aufgekommen sein. Gegenwärtig ist der Tabak ein über die ganze Erde verbreitetes Genussmittel, das namentlich im Oriente zu einem unentbehrlichen Lebensbedürfnisse geworden ist. Der Orient wird als die Heimat des feinen Tabaks angesehen und man kann es kaum glauben, dass der Tabak hier nicht heimisch, sondern eine verhältnissmässig spät eingeführte Culturpflanze sein soll. In der That sollen neueste Forschungen, die noch im Zuge sind, es bis zu einem gewissen Grade wahrscheinlich erscheinen lassen, dass die Tabakpflanze den Arabern schon zu einer Zeit bekannt war, als Amerika noch nicht entdeckt war. Möglicherweise hat man es hier mit einer Abart zu thun, jedenfalls wird diese Frage bald klar gestellt werden. Der Tabakverbrauch im Oriente ist gegenwärtig sehr stark. Von den dort cultivirten Tabaksorten wird bekanntlich die türkische besonders gerühmt und dürfte jedenfalls die beste Sorte europäischen Tabaks sein. Vortrefflicher Tabak wird in Syrien (im Libanon) gebaut, ebenfalls gute Sorten erzeugen. Oberegypten, Tunis, Algerien, Kleinasien. Als feinste Sorte des orientalischen Tabaks gilt der persische, namentlich der südlich von Schiras gebaute, der unter dem Namen „Tumbak“ im ganzen Oriente verbreitet ist. Nach Europa gelangt dieser Tabak fast gar nicht, er wird auch im Oriente grösstentheils nur zum Narghilé, der orientalischen Wasserpfeife, verwendet. Das Narghilé-Rauchen ist die eigentliche orientalische Art zu rauchen und stammt von den Persern. Da der Rauch bei dieser Rauchweise durch das Wasser abgespült wird, erfolgt nicht nur eine Abkühlung desselben, sondern er wird auch von den brenzlichen Producten befreit und erhält, wenn das Wasser parfumirt ist, noch einen feinen Geruch. Das Rauchen mit Wasserpfeifen gilt sogar als hygienisch, es dürfte jedenfalls gesünder sein, als die europäische Pfeife. Das Narghilé spielt eine grosse Rolle im Oriente, man findet es in jedem Haushalte, in jedem Kaffeehause. Kaffee und Narghilé sind überhaupt zwei Begriffe, die fast immer in einander fallen. Ausser diesem langschläuchigen, mit einem gläsernen Gefässe zur Aufnahme des Wassers versehenen Narghilé, kennt der Orientale noch ein kleineres, mit kurzem Rohr, wo das Wassergefäss aus einer Cocosschale gebildet ist und welches er auf Reisen zu rauchen pflegt, sei es nun, dass er in Geschäften mit einer Karawane reist, oder den Pilgerzug nach Mekka und anderen heiligen Orten mitmacht, gleichviel ob er zu Fuss geht, oder auf einem Esel, Maulthier, Pferd oder Kameel sitzt.

Neben dem Narghilé kommt im Oriente hauptsächlich die Cigarette vor. Cigarren werden von Orientalen gar nicht geraucht, daher ist ihr Verbrauch im Oriente sehr gering. Auch die Unsitte des Tabakkauens ist bei den Orientalen so gut wie gar nicht verbreitet. Dagegen wird Opium mit Tabak geraucht, und zwar meist in eigenen Tschibuks. Um dem Tabak einen feinen Geruch zu verleihen, wird ihm, besonders bei Cigaretten, in vielen orientalischen Ländern (Tunis und Algerien) *Ambra* zugesetzt. Die Ambra ist eine an der nordafrikanischen Küste gewonnene Substanz, welche, nach den neueren Anschauungen ein aus dem Darme des Pottwales stammendes Product darstellt, wahrscheinlich die verhärteten Fäces des Thieres. Der stark aromatische Geruch der Masse, die auf dem Meere schwimmend gefunden wird, soll von den zur Nahrung des Wales dienenden Seepolypen und Tintenfischen, namentlich von Eledone (Sepia) moschata herrühren; er erinnert an Moschus, ist aber nicht so durchdringend.

Seit Einführung der Tabakregie im türkischen Reiche ist der Tabak bedeutend schlechter geworden. In Egypten dagegen verdient er noch heute seinen alten Ruf. Freilich wird schon jetzt auch viel amerikanischer Tabak eingeführt.

Vom Tabak bis zum *Opium* ist im Oriente nur ein Schritt. Ist der Tabak ein allgemeines menschliches Genussmittel geworden, so sind Opium und Haschisch specifisch orientalische Mittel für den Genuss und haben ausserhalb des Orientes so gut wie gar keine Verbreitung gefunden. Der eingedickte Mohnsaft, den man Opium (Afiun) nennt, kam ursprünglich als Heilmittel auf und wurde als solches auch nach Europa gebracht. Bald aber fand man ein ausgezeichnetes narkotisches Genussmittel darin und cultivirte den Mohn im Grossen. Gegenwärtig wird hauptsächlich in Kleinasien, Persien, Indien und China Opium erzeugt. Das kleinasiatische und Smyrnaer Opium ist fast ausschliesslich für

den europäischen Handel bestimmt. Das persische versorgt ausser dem Productionslande einen grossen Theil des Orientes und wird besonders nach China ausgeführt. Die Opiumerzeugung in Indien wird namentlich im mittleren Gangesgebiete und im Tafellande von Malwa betrieben. Das indische Opium wird, zu grossen Kugeln geformt, grösstentheils nach China exportirt und liefert der britischen Regierung in Indien ihre Haupteinnahmsquelle. Das sogenannte Akbari-Opium, eine sehr feine Sorte, wird durch Eintrocknen des Mohnsaftes an der Sonne erzeugt, in Tafelform gebracht und ausschliesslich in Indien selbst verbraucht. Das persische Opium gelangt in Form niedriger Kegel oder länglicher Stangen in den Handel und ist das alkaloidreichste.

In China war das Opium um die Mitte des vorigen Jahrhunderts noch ganz unbekannt, heute verbraucht China mehr Opium, als die ganze übrige Welt zusammen. Nirgends hat der verderbliche Opiumgenuss eine solche Ausdehnung gewonnen, wie im „himmlischen Reiche", dessen Söhne zu leidenschaftlichen Opiumrauchern geworden sind. Ein düsteres Verhängniss scheint über diesen sonst so genügsamen, anspruchslosen und arbeitsamen Menschen zu walten und sie zu Sclaven des Opiumrausches zu machen. Es scheint eine Eigenthümlichkeit der mongolischen Race zu sein, dass sie stets vor einem Götzen huldigend im Staube liegen muss, begründet in der melancholischen Seite des Volkscharakters und in dem Hang zu mystischen Ungeheuerlichkeiten.

Zum Rauchen wird das Opium in der Weise hergerichtet, dass man es durch Ausziehen mit Wasser in eine Paste verwandelt und diese langsam über einer mit Asche bedeckten Gluthpfanne röstet, wobei ein grosser Theil der giftigen Alkaloide zerstört wird. Nach dem Rösten wird es häufig nochmals aufgelöst und abermals abgedampft. Zum Rauchen legt man erbsengrosse Stücke des so erhaltenen „Tschandu" auf die eigenthümlich geformte Pfeife und unterhält durch häufige Annäherung an die kleine Flamme einer Lampe eine mangelhafte Verbrennung. Der Rauch wird, wie beim Narghilé in die Lunge eingezogen. Der in der Pfeife verbleibende Rückstand ist noch reich an narkotischen Alkaloiden und wird unter dem Namen „Tye" oder „Tinca" nochmals geraucht. Ja, der nun verbleibende Rückstand „Samsching" wird auch noch von der ärmsten Classe der Opiumfreunde genossen, die die Paradiesesspeise nur in dieser Form erschwingen können.

Bei den islamitischen Völkern des Morgenlandes ist der Opiumgenuss, besonders das Opiumrauchen, weniger verbreitet, diese unterstehen mehr dem Zauber des Hanfes. Trotzdem ist Opium im ganzen Oriente als Genussmittel bekannt. Die Araber und Türken geniessen es zumeist mit Liqueuren, die Perser dagegen in Form von sogenannten „Frohsinnspillen", die aus Mastix, Rhabarber und anderen Stoffen hergestellt und meist mit Thee genommen werden. In manchen Gegenden sind kleine Opiumbonbons gebräuchlich, welchen das Wort „Maschallah", d. i. „Wie Gott will" aufgepresst ist.

Die Ansichten über die grössere oder geringere Schädlichkeit des Opiumgenusses gehen bezüglich der Art desselben ziemlich auseinander. Die Opiumesser behaupten durchwegs, dass das Essen von Opium lange nicht so schädlich auf den menschlichen Organismus wirkt, als das Rauchen. Wer nur einmal Gelegenheit hatte chinesische oder indische Opiumraucher in einer jener berüchtigten Opiumspelunken zu sehen, in welchen sie sich zu versammeln pflegen, der wird den widerlichen Eindruck, den diese zitternden, schwankenden Gestalten mit den fahlen, eingefallenen Gesichtern und den erloschenen Augen auf jeden Unbetheiligten machen, nicht sobald vergessen und die Ansicht von der besonderen Schädlichkeit des Opiumrauchens theilen. Andererseits wurde gerade in neuerer Zeit von hervorragenden Fachgelehrten geltend gemacht, dass beim Rauchen nur ein geringer Theil des Opiums überhaupt zur Verbrennung gelangt (was durch die stark opiumhältigen Pfeifenrückstände erwiesen ist) und auch in diesem durch den Verbrennungsprocess ein grosser Theil der narkotischen Alkaloide, besonders aber das Morphium zersetzt wird. Freilich ist es überhaupt fraglich, ob es das Morphium ist, welchem die narkotische Wirkung beim Opiumrauchen zukommt, und ob sich nicht gerade durch den Verbrennungsprocess eigenartige neue Alkaloide bilden, deren Wirkung nachhaltiger und für den Organismus schädlicher ist, als wie sie sich im Opium direct vorfinden und beim Essen desselben aufgenommen werden. Die physiologische Opiumwirkung ist vorerst erregend, dann beruhigend, schlafmachend, betäubend, es folgt ein von lebhaften Träumen und Hallucinationen begleiteter Schlaf. Den Höhepunkt des Opiumrausches bezeichnen die auftretenden Sinnestäuschungen, deren Natur stets eine mehr oder minder individuelle ist, jedoch auch von den unmittelbar vorhergegangenen Eindrücken und dem Geisteszustande des Betäubten abhängt und die den Hauptreiz des Opiumgenusses bilden. Der Zauber des Haschischgenusses beruht ganz auf denselben Erscheinungen.

EIN BILD AUS DEM CHINESISCHEN LEBEN.

Edwin Arnold, einer der Orientreisenden, dessen Name bei allen Denjenigen, welche sich mit dem Studium asiatischer Zustände beschäftigen, einen guten Klang hat, veröffentlichte kürzlich im „Daily Telegraph" einen Bericht über seine neueste Reise nach Japan, dem wir nachstehende Skizze entnehmen:

In San Francisco kamen ausser 90 Salonpassagieren auch 670 nach der Heimat zurückkehrende chinesische Auswanderer an Bord, die im Hintertheil des Schiffes auf drei Verdecken untergebracht wurden; sie lagen natürlich dicht-

gedrängt aufeinander. Mit Ausnahme der Officiere befanden sich nur chinesische Mannschaften zur Bedienung des Schiffes und der Reisenden an Bord, die ihre Arbeit in ausgezeichneter Weise verrichteten und durch deren Vermittlung es möglich war, tiefere Blicke in das Leben der chinesischen Mitpassagiere zu werfen. Auf die Frage, weshalb die Chinesen, wenn sie schon dem Tode nahe sind, doch so häufig noch an Bord gehen, um ohne Hoffnung, die Heimat lebend zu erreichen, noch die Reise anzutreten, meinte Ah-Fat, der zur Bedienung Arnold's bestimmte Kajütendiener, in seinem gebrochenen (Ridgern) Englisch: „Sie wissen vielleicht viel, aber Sie kennen doch die Bodenseite eines chinesischen Gemüthes noch nicht; nehmen Sie an, ich sterbe an Bord, so komme ich wohlfeil nach China.“ Und das ist auch wirklich der Fall. Eine verzehrende Sehnsucht erfüllt jeden Chinesen, der ausserhalb seines Vaterlandes lebt, dass seine Gebeine nach seinem Tode der heimatlichen Erde anvertraut werden, und diese Sehnsucht wird noch durch die Lehren der Religion und die Macht der Gewohnheit verstärkt. In jedem Contractsverhältniss, welches ihn ausserhalb seines Vaterlandes führt, bedingt sich der Chinese aus, dass im Falle seines Todes seine sterblichen Reste einem chinesischen Grabe anvertraut werden sollen. Diejenigen, welche in Californien aus dem Leben scheiden, werden vorläufig von ihren Freunden zur Erde bestattet, aber nur, um nach einer gewissen Zeit wieder aufgegraben und für die letzte Reise nach der Heimat eingepackt zu werden. Die Dampfer auf dem Stillen Ocean sind daran gewöhnt, solche weniger angenehme Fracht, natürlich gegen hohe Bezahlung, anzunehmen und zu befördern; gewöhnlich werden sie unter dem Namen „Fischgräten“ in den Listen verzeichnet. Sieht man übrigens den schlitzäugigen Passagieren nicht scharf auf die Finger, wenn sie an Bord kommen, so machen sie häufig den Versuch, Alles, was von einem verstorbenen Freunde oder Verwandten noch übrig ist und ohne zu grosse Unbequemlichkeit verführt werden kann, in einem Koffer oder einer Theekiste an Bord zu bringen, indem sie nicht nur der Gesellschaft einen Streich spielen, was einem chinesischen Herzen immer eine gewisse Befriedigung gewährt, sondern auch ihre gesellschaftlichen Pflichten im Geiste der Grundsätze des Confucius erfüllen. Das Schiff, auf dem Arnold die Reise machte, stand unter einer vorzüglichen Leitung, welche mit den Listen der Chinesen vollständig vertraut war, so dass nichts, was der Gesundheit schädlich sein konnte, Zugang zu dem Hinterdeck, dem Aufenthalt der Chinesen, gefunden hatte. Dennoch muss der Aufenthalt dort, selbst für Jemand, der gewohnt war in den Höhlen des chinesischen Viertels zu leben, manchmal entsetzlich gewesen sein und Gefühle, wie Dantes Hölle erweckt haben. Die Dünste, welche aus den zum Schutz gegen Regen und überschlagende Wellen mit getheerter Leinwand überdeckten Luken entstiegen, schlossen schon jede persönliche Untersuchung aus. Wenn man sich aber eine Gesellschaft von 700 Chinesen, die zu drei übereinander verpackt sind, vorstellt und dabei eine Reihe nasser Nächte und unruhiger Tage berücksichtigt, während welcher das Schiff Sprünge wie ein Delphin macht und die ganze Schaar bezopfter Gesellen zu einem hilflosen Chaos zusammenschüttelt, so wird man sich eine schwache Vorstellung von dem Bilde machen können, welches die Schiffswände einschlossen. Im Laufe der ersten fünf oder sechs Nächte endeten zwei der armen gelbhäutigen Burschen ihre Laufbahn. Sie waren sterbend an Bord gekommen, in dem letzten Stadium körperlicher Erschöpfung; nur den einen hatte man eines Morgens todt auf seinem Schlafplatz gefunden, während der Tod des anderen in einer Nacht durch das Geschrei seiner Nachbarn kundgegeben wurde; selbst Chinesen finden es unangenehm, wenn bei jeder Schlingerung des Schiffes ein todter Körper gegen sie anrollt. Das Verfahren in solchen Fällen ist durchaus gleichmässig. Da die Gesellschaft sich contractlich verpflichtet hat, den Chinesen lebend oder todt in seine Heimat zu bringen, wenn er sie entsprechend dafür entschädigt, so hat das Schiff eine Anzahl roh bearbeiteter Särge an Bord. Einer derselben wird aus dem Raum heraufgeholt und der Kajütenwächter der Chinesen verlangt nun 30 Dollars für die Einbalsamirung. Nur selten findet sich das Geld in den Taschen des Verstorbenen oder in seinem Gürtel oder seinen Schuhen, denn wiewohl seine Landsleute den bereits Verstorbenen nicht leicht bestehlen würden, machen sich doch manche derselben weniger Gewissensbisse, sich das Geld eines im Sterben liegenden Gefährten anzueignen. Doch die Mehrzahl derselben ist recht freigebig, eine zinnerne Schüssel wird mit gebranntem Zucker gefüllt, in welchen einige geweihte Kerzen hineingesteckt sind, und dann umhergetragen, um Beiträge für das Begräbniss zu sammeln. Jeder gutgesinnte Chinese nimmt mit den Fingerspitzen etwas Zucker und legt seine Gabe, sei es 10 Cents, $^1/_4$ oder $^1/_2$ Dollar in die Schüssel; dies dauert so lange, bis die erforderliche Summe gesammelt ist. Dann öffnet der Kajütendiener oder einer seiner Gehilfen die Schenkelschlagader des Verstorbenen und spritzt eine starke Auflösung verschiedener, die Verwesung verhindernder Stoffe, wie Carbolsäure, Arsenik u. A. in die Gefässe ein. Der so beschützte Körper wird in Leinwand gewickelt, in einen der roh bearbeiteten Särge gelegt und an das Geländer des Schiffes festgebunden; ein an demselben befestigtes Papier trägt in chinesischen Schriftzeichen Namen und Adresse des unglücklichen Auswanderers, der aus einem Passagier ein Theil der Ladung geworden ist. Friedlich standen während der weiteren Reise zwei Särge fest an das Geländer des Hinterdecks gebunden, die früheren

Genossen des Verstorbenen sassen ruhig und gleichgiltig auf denselben oder um dieselben hin und rauchten ihre Pfeife.

MISCELLEN.

Das chinesische See-Arsenal zu Kiang-Nan.

Dieses Arsenal liegt am Ufer des Flusses Hoangpu und circa 2 Meilen stromaufwärts von den Concessionen der Europäer in Shanghai. Es besteht seit etwa 20 Jahren und wurde vom General-Gouverneur der beiden Kiang, auch Vicekönig von Nänking genannt, dem bekannten Tso-Tsung-tang — berühmt durch die Campagne von Kaschgar, in welcher er die chinesischen Truppen siegreich befehligte — gegründet. Das Arsenal von Kiang-Nan, welches zu dem Zwecke erbaut wurde, um als Reparaturs- und Vorrathsarsenal für die chinesische Südflotte zu dienen, verlor durch das überwiegende Anwachsen der Nordflotte viel an Bedeutung, und wird jetzt in ein Arsenal für die Landarmee umgewandelt werden. Die Schiffbauwerften sind seit Jahren unthätig und das Trockendock, welches nicht mehr als 80 *m* Länge hat, dient nur zum Reinigen des Bodens kleinerer Flusskanonenboote und Schleppdampfer. Die administrative Leitung des Arsenales ist in die Hände dreier Mandarine gelegt, die ein Comité bilden, dessen Secretär den Titel „Unterdirector" führt. Der techniche Theil der Leitung ist Europäern anvertraut. Das Arsenal besteht aus 8 Werkstätten, nämlich: Montirungswerkstätte, Kesselwerkstätte, Gewehrfabrik, Kanonenfabrik, Werkstätte für die Erzeugung von Geschossen, Giesserei, Schiffswerfte, Trockendock. Folgende Europäer functioniren in diesem Arsenale: Ein Maschineningenieur (Engländer); ein Director der Kanonenfabrik, Engländer, Ingenieur der Firma Armstrong; ein Director für die Fabrikation der Projectile, Engländer; ein Uebersetzer für die Uebersetzung von in europäischen Sprachen geschriebenen Werken; ein Professor der französischen Sprache, Director der französischen Schule des Arsenals. Trotz der Absicht, dieses See-Arsenal in ein rein militärisches umzuwandeln, scheint man doch das Trockendock für die etwa erforderlichen Reparaturen an den Schiffen der Südflotte erhalten zu wollen. Die Gewehrfabrik, ausschliesslich von Chinesen geleitet, besitzt eine vollständige Einrichtung an Maschinen; die Aufsicht über diese letzteren führt ein englischer Maschineningenieur. Erzeugt werden Remington-Gewehre, doch wurde auch die Herstellung jener von Lee und Mauser versucht. Die Zahl der jährlich fabricirten Gewehre beträgt 2800—3000, doch kommen dieselben doppelt so theuer zu stehen, als wenn man sie in Amerika kaufen würde. Die Werkstätten für die Erzeugung von Geschützen sind grossartig, ihr Maschinencomplex ist vollständig und ganz gleich jenem der Firma Armstrong. Man baut dort Armstrong-Geschütze von 30 *t* und weniger. Obwohl die maschinellen Einrichtungen auch für die Fabrikation der Rohre genügen würden, bezieht man letztere doch schon fertig von England. Alle anderen Geschütztheile werden in der Werkstätte erzeugt, und zwar nach dem gleichen Systeme, wie sie die Firma Armstrong herstellt. Die Direction dieser Werkstätte ist, wie schon erwähnt, einem Ingenieur der Firma Armstrong anvertraut. Bis zum Jahre 1888 erzeugte man nur Armstrong-Vorderlader; später begann man Armstrong-Geschütze mit dem De Bang-Verschlusse herzustellen. Bis jetzt wurden von diesem Systeme 4 Stück 203 *mm*-Geschütze gebaut; 2 25 *t*-Geschütze sind nahezu vollendet. Das Arsenal kann jährlich im Durchschnitte 24 Geschütze zu 30 *t* herstellen. Die dort erzeugten Geschütze dienen für die Armirung der festen Plätze und der Schiffe des Vicekönigs von Nanking. Falls andere Provinzen des chinesischen Reiches Geschütze aus dem Arsenale beziehen wollen, müssen sie die Kosten derselben dem Arsenalsfond ersetzen. Kürzlich wurden 2 8zöllige Geschütze für die Vertheidigung von Uei-Hai-Nei bestellt, die — wie es scheint — auf Verschwindungslafetten installirt werden sollen. Auch die Werkstätte zur Herstellung von Projectilen ist vorzüglich eingerichtet. Die Geschosse, welche hier erzeugt werden, entsprechen den Calibern der Krupp- und Armstrong-Geschütze, mit denen China versehen ist. Auch diese Werkstätte ist von einem Engländer geleitet; sie fabricirt täglich im Mittel 20 Geschosse für schweren und 200 Geschosse für leichten Caliber. Ein grosser Theil der erzeugten Geschosse geht nach den anderen Provinzen Chinas. Dieses Product des Arsenales ist das einzige, welches billiger zu stehen kommt, als man dasselbe in Europa kaufen würde.

(*Mittheilungen aus dem Gebiete des Seewesens.*)

Aus Thibet. Vor der letzten Versammlung der Pariser Geographischen Gesellschaft erstattete der Abbé Desgodins Bericht über seine Thätigkeit in Thibet. Nach einem vierunddreissigjährigen Aufenthalte daselbst ist er nach Frankreich zurückgekehrt, um ein französisch-englisch-thibetanisches Lexikon herauszugeben, welches er im Vereine mit seinen Collegen in Thibet während dieser Zeit zusammengestellt hat. Die thibetanischen Hochebenen schildert er als sehr spärlich bevölkert, die Bewohner müssen aber als ein schöner Menschenschlag gelten. Die Thierwelt ist ziemlich reich vertreten, hauptsächlich durch Pferde, Yaks und Schafe. Die Hauptstadt des Landes, Lhassa, zählt 15.000 Einwohner, bestehend aus Chinesen, Mongolen und Leuten aus Nepal und Kaschmir. In dieser Zahl sind aber die 22.000 Lama-Mönche, welche in grossen und kleinen Klöstern zerstreut leben, nicht inbegriffen. Der Dalai-Lama ist nur das geistliche Haupt der Secte der sogenannten „gelben Lamas" und geniesst keinerlei Autorität über die Buddhisten im Norden von Thibet. Die Regierung Thibets ist thatsächlich die chinesische, und dieselbe besteht aus drei Gesandten, welche von sieben Mandarinen und einer, durch das ganze Land zerstreuten Armee von 4000 Mann unterstützt werden.

Verantwortlicher Redacteur: A. v. Scala. Druck von Ch. Reisser & M. Werthner in Wien.

Juni-Heft 1890. Nr. 6.

JEDNOTA K POVZBUZENÍ PRŮMYSLU V ČECHÁCH

OESTERREICHISCHE

Monatsschrift für den Orient.

Herausgegeben vom

K. K. ÖSTERR. HANDELS-MUSEUM IN WIEN.

Redigirt von A. von Scala.

Monatlich eine Nummer. VERLAG DES K. K. ÖSTERR. HANDELS-MUSEUMS IN WIEN. Preis jährl. 5 fl. — 10 Mark.

INHALT: Im dunkelsten Afrika. Von *A. v. Schweiger-Lerchenfeld.* — Buddha und Jina. Von *Hermann Feigl.* — Die Genussmittel des Orientes. Von *Gustav Troll.* (IV.) — Miscello: Conferenz der Missionäre in Shanghai.

IM DUNKELSTEN AFRIKA.*)

Von *A. von Schweiger-Lerchenfeld.*

I.

Stanley und Emin Pascha.

Selten hat ein Erforschungszug so sehr die öffentliche Meinung beeinflusst, die Urtheile Einzelner, ganzer Parteien, ja ganzer Völker von leidenschaftlicher Erregung getrübt, wie der unbeschreiblich mühevolle und ereignissreiche Marsch Stanley's nach Aequatoria und von dort nach der Küste von Sansibar. In der Regel werden solche Expeditionen im Dienste der Wissenschaft, oder zu Nutz und Frommen der Civilisation unternommen und darnach beurtheilt, auf ihren Werth geprüft. In diesem Falle war es anders. An sich ist der Stanley'sche Zug so grossartig, wie nur irgend ein früheres Unternehmen dieser Art; aber durch die Verquickung rein menschlicher Dinge mit Zwischenfällen von unverkennbarem politischen Anstrich haben hässliche Flecken den Glanz der Stanley'schen Leistung getrübt. Nicht dass einen der beiden Hauptbetheiligten hiebei ein besonderes Verschulden träfe, denn die Charaktere Stanley's und Emin's sind, jeder in seiner Weise, von jeder Verunglimpfung geschützt. Die Disharmonie, welche das Ergebniss des Unternehmens in vielfacher Weise beeinträchtigt, liegt weit tiefer, sie liegt ausserhalb der Personen, wenngleich diese es sind, die den Ton angeschlagen haben, der so störende Missklänge ergab. Die im Stanley'schen Rettungswerke in die Erscheinung tretende Disharmonie ist kurz gesagt das Ergebniss eines wechselseitigen Misstrauens, das „von der Parteien Hass und Gunst" getragen und geschürt wurde und schliesslich auf das Gebiet der grossen Politik hinüberspielte, auf dem bekanntlich alle Gemüthlichkeit ein Ende findet.

Wer das umfangreiche, an den merkwürdigsten Dingen überreiche Stanley'sche Reisewerk vom Anfange bis zu Ende aufmerksam durchliest — nein: durchstudirt — hat behufs Gewinnung eines zutreffenden Urtheiles Dreierlei zu berücksichtigen: erstens das eigentliche Endziel des Unternehmens in allen seinen Wechselwirkungen, einschliesslich des Verhältnisses der Hauptbetheiligten dieses Unternehmens zu einander; zweitens die nur mit der Person Stanley's verknüpfte Leistung als solche, als Forschungszug, die in ihren Einzelheiten von einer dramatischen Beweglichkeit, die ihresgleichen nicht findet, und von ebenso grossartiger als erschütternder Gesammtwirkung ist; drittens die wissenschaftlichen Ergebnisse der Expedition mit Losschälung alles dessen, was rein persönlicher Natur ist, die objective Beurtheilung der Leistung vom rein sachlichen Standpunkte. Auf Basis dieser dreifachen Beurtheilung gliedern wir unsere Besprechung des Stanley'schen Werkes in drei Theile und beginnen wir mit dem dem allgemeinen Interesse zunächst liegenden Gegenstande — „Stanley und Emin" — der freilich derjenige Abschnitt des Gesammtunternehmens ist, den die öffentliche Meinung, bei förmlicher Ausschliessung alles Anderen, bereits vor einiger Zeit aufgriff und in mehr oder weniger leidenschaftlicher Weise behandelte. Wer ausserhalb des politischen und nationalen Parteihaders steht, hat die Aufgabe, die Dinge streng objectiv zu beurtheilen. Es soll den Lesern überlassen bleiben, zu beurtheilen, inwieweit der Referent dieser schwierigen Aufgabe sich gewachsen zeigte.

Halten wir uns zunächst eine rein menschliche Angelegenheit vor Augen. Ein schwer bedrängter, hilfsbedürftiger Mann, der sich um die Civilisation und Humanität die grössten Verdienste erworben und durch seltene Geistes- und Charaktereigenschaften die Aufmerksamkeit aller Urtheilsfähigen auf sich gezogen hat, wird von einer Schaar opferwilligster und ausdauerndster Pfadfinder aufgesucht, um gerettet zu werden. Die Hindernisse, welche hiebei zu überwinden sind, gestalten sich so ungeheuerlich, dass Naturen von seltener physischer und psychischer Constitution dazu gehören, sie zu bewältigen. Der Schrecken dauert nicht Wochen, nicht Monate — er dauert Jahre lang. Hunger und Krankheiten, feindliche Angriffe und schier unglaubliche Strapazen lichten die Schaar, welche sich den Führern angeschlossen hat, in Schrecken erregender Weise; jeder

*) Aufsuchung, Rettung und Rückzug *Emin Pascha's*, Gouverneurs der Aequatorialprovinz. Von *Henry M. Stanley.* Autorisirte deutsche Ausgabe von H. v. Wobeser. 2 Bände mit 150 Abbildungen und 3 Karten (XII, 515 und VIII, 480 Seiten). Leipzig, F. A. Brockhaus, 1890.

Tag fordert seine Opfer; die Lagerplätze werden zu Friedhöfen, welche Pestilenz aushauchen; die Führer selber gerathen in einen Zustand des Elends, der grauenerregend ist: sie sehen ihre Leute verschmachten und können nicht helfen; sie haben nur ein Ziel — die Rettung des Bedrängten — vor Augen; sie hungern mit ihren Leidensgefährten, die sie in diese Wildnisse geführt haben; sie werden selber von todbringenden Krankheiten ergriffen, und die Sorge, die Schutzbefohlenen möglicherweise sich selbst überlassen zu müssen, fügt zu dem physischen Elend die grössten moralischen Qualen.

Schliesslich wird Alles — allerdings mit ungeheueren Opfern — überwunden, und die Wackeren scheinen am Ziele ihrer Bestrebungen zu sein. Aber der Gesuchte ist nicht dort, wohin zu kommen ihm ein Leichtes gewesen wäre und die Erschöpften ringen noch Monate, um aus ihrer verzweifelten Lage herauszukommen . . . Nennen wir nun die Dinge bei ihrem wahren Namen . . . Bekanntlich waren Stanley und seine Leute das erste Mal Mitte December 1887 an den Albertsee gekommen, und hatten erwartet, daselbst Emin, der von dem Herannahen des Zuges wusste, anzutreffen. Diese Erwartung wurde grimmig enttäuscht. Mit Recht durfte Stanley sagen: „Als ich darüber nachgrübelte, wie die Hoffnungsfreudigkeit, welche uns bisher beseelte, so seltsam ein plötzliches Ende gefunden hatte, kam mir der Gedanke, dass sich wohl niemals einem Reisenden im wilden Afrika eine entmuthigendere Aussicht gezeigt habe, als sich uns hier (am Albertsee) enthüllt hatte. Von dem Augenblicke an, als wir am 21. Jänner 1887 England verlassen hatten, bis zu diesem 14. December war keinem von uns die Idee gekommen, dass unsere Pläne so nahe am Ziele, wie wir es waren, noch vollständig vereitelt werden könnten. Wir hatten gehofft, hier Nachrichten vom Pascha anzutreffen; nach unserer Ansicht musste der Gouverneur einer Provinz, die zwei Dampfer, Rettungsboote, Canoes und Tausende von Leuten besass, an einem so kleinen See, wie der Albert-Njansa, den man an zwei Tagen von einem Ende zum anderen umfahren kann, überall bekannt sein. Als wir durch äusserste Schwäche gezwungen waren, unser Stahlboot in Ipoto zurückzulassen, hofften wir, dass eines von dreien der Fall sein würde: entweder, dass der Pascha, der durch mich von unserem Kommen in Kenntniss gesetzt war, die Eingeborenen von unserem Erscheinen vorbereitet hätte, oder dass wir ein Canoe kaufen, oder ein solches anfertigen könnten. Allein, der Pascha hatte das südliche Ende des Sees nie besucht (!) und ebensowenig war ein Canoe zu haben, oder ein Baum zu finden, aus dem ein solches hergestellt werden konnte."

Emin Pascha hatte im November 1887 an seinen Freund Dr. Felkin geschrieben: „Es ist Alles in gutem Gange; in den besten Beziehungen mit den Häuptlingen und den Leuten; werde mich binnen Kurzem nach Kibiru am Ostufer des Albertsees begeben. Habe, um nach Stanley Umschau zu halten, eine Recognoscirungs-Abtheilung ausgeschickt, welche noch nicht zurückgekehrt ist. Erwarte Stanley ungefähr am 15. December . . ." Merkwürdigerweise war die Entsatz-Expedition fast auf den Tag genau am Albertsee angekommen; sie fand Niemanden und nichts. Schon eine rein menschliche Erwägung hätte Emin bestimmen sollen, für seine Retter zu sorgen, Alles aufzubieten, um die — wie es in der Natur der Sache lag — sehr herabgekommenen Eintreffenden entsprechend zu empfangen.

Es ist ein Räthsel, wie ein Mann, in dessen Charakter die Weichmüthigkeit und das humanitäre Empfinden vorherrschen und in dessen Herzen der Undank keinen Platz hat, sich einer solchen Versäumniss schuldig machen konnte. Von Wadelai bis zum Südende des Albertsees sind es nur wenige Tagereisen und Emin konnte diese Strecke bequem im Dampfer zurücklegen. Und dennoch war, wie bereits erwähnt, sogar der Name Emin's in jener Gegend unbekannt! Stanley aber hätte 25 Tagemärsche bis Wadelai zurückzulegen gehabt, wobei es immerhin zweifelhaft war, ob Emin dortselbst anzutreffen war. Um aber den Wasserweg einschlagen zu können, bedurfte es eines Bootes. Es war keines zu haben; das Stahlboot „Advance" lag in Ipoto, also etwa zwanzig Tagemärsche rückwärts.

Man kann es Stanley nicht verdenken, wenn ihn diese Sachlage sehr bekümmerte. Immer energisch und pflichttreu, versäumte er keinen Augenblick, und machte sich auf den Weg nach Ipoto . . . „Das Unvermeidliche umgab uns, damit das Gesetz sich erfülle, dass man das Erstrebenswerthe nur mit Mühe und Geduld erreichen kann. Wohin wir blicken mochten, überall war uns das Vordringen verschlossen, ausgenommen unter Kämpfen, Tödten, Zerstören, Vernichten und Vernichtetwerden. Für Unjoro hatten wir kein Geld und keine passenden Waaren; der Marsch nach Wadelai war nur eine nutzlose Vergeudung von Munition, deren Mangel uns wahrscheinlich an der Rückkehr verhindert und in dieselbe Hilflosigkeit versetzt haben würde, in welcher Emin Pascha sich befinden sollte. Richteten wir unsere Blicke auf die See, so wurden wir daran erinnert, dass wir Zweifüssler waren, die etwas Schwimmkraftbesitzendes brauchten, das sie über das Wasser zu tragen vermag. Alle Wege, mit Ausnahme desjenigen, auf dem wir gekommen waren, waren uns verschlossen und unsere Lebensmittel inzwischen erschöpft."

Der Gedanke an diese fast tragisch zu nennende Wendung der Dinge, kann nur mit einem stillen Vorwurfe gegen Emin vereint werden. Er hatte Tausende von Leuten, zwei Dampfer und einen Weg von nur vier Tagereisen bis zum Südende des Sees.

Was würde es dem Gouverneur von Aequatoria weiter gekostet haben, dortselbst ein fliegendes Lager von nur etwa fünfzig Mann zu stationiren und Vorräthe aufzuhäufen? Die Provinz war ja damals noch vollkommen ruhig und Emin selber schildert in dem oben citirten Schreiben seine Lage als eine ganz

gute. Es ist auffällig, dass in der Besprechung der Controverse zwischen Stanley und Emin die Presse diesen Punkt bisher gar nicht berührt hat. Das ist unseres Erachtens denn doch eine sehr einseitige Beurtheilung des vielbesprochenen Verhältnisses zwischen den beiden Hauptacteuren in dieser Epopöe. Zur Ehre Stanley's sei's gesagt, dass er diesen beschämenden Zwischenfall in keiner Emin ungünstigen Weise commentirt; er beschränkt sich auf die blosse Verwunderung, dass Emin — nicht gekommen.

Am 7. Jänner 1888 traf die Expedition im Fort Bodo ein, am 18. April war sie wieder am Albertsee. Es waren also volle vier Monate verloren gegangen. Am 29. April erfolgte die erste Begegnung mit Emin Pascha, der mittlerweile auf Grund eines „Gerüchtes", dass im Süden des Sees weisse Leute gesehen worden seien, dahin aufgebrochen war. Die Begegnung geschah in später Abendstunde im Lager zu Kavalli. Emin sagte zu Stanley: „Ich bin Ihnen viel tausend Dank schuldig, und weiss wirklich nicht, wie ich Ihnen denselben aussprechen soll . . ." Stanley war von der Persönlichkeit Emin's im Grossen und Ganzen enttäuscht. Er hatte, wie dies seinem eigenen Wesen entsprach, einen strammen, körperlich starken und schneidigen Soldaten erwartet, und fand das Gegentheil. Wenn nun auch nicht jeder Mensch einen unternehmungslustigen, temperamentvollen Huszarenofficier vorstellen kann und neben solchen auch andere Individualitäten zu bestehen das Recht haben, war mit obiger Begegnung gleichwohl eine der Illusionen Stanley's zerstört. Das kann ihm, dem kühnen Afrikareisenden, unmöglich verübelt werden. Von seiner Unparteilichkeit und Ausserachtlassung allen persönlichen Geschmackes spricht der Umstand, dass er Emin liebevoll und mit grösster Nachsicht behandelte. Das war sehr schwer, denn Emin zeigte gleich bei Beginn der Unterredung wenig Lust, Afrika zu verlassen; nicht so sehr seiner Person wegen, als der vielen Leute halber, im Ganzen 10.000, welche fortzuschaffen waren. In diesem Punkte scheint auch Stanley sich keine richtige Vorstellung von den Hindernissen gemacht zu haben.

Die späterhin von Kavalli aufgebrochene Karavane von über 1500 Köpfen nennt er „ungeheuer"; welche Bezeichnung würde er für die zehnmal grössere Menschenmenge — fast vorwiegend Frauen und Kinder — gewählt haben?

Das Ergebniss aller Unterhandlungen war, dass Emin entschlossen war, Afrika zu verlassen, wenn seine Leute bereit seien; sonst wollte er bei ihnen bleiben. Es handelte sich um 65 Egypter und zwei Bataillone sudanesische Truppen, im Ganzen rund 1450 Mann und deren Familien. Schon nach wenigen Tagen erklärte Emin, dass er überzeugt sei, seine Leute würden niemals nach Egypten gehen; höchstens die Egypter. Diese los zu werden, wäre Emin herzlich froh. Nun rückte Stanley mit seinen Vorschlägen heraus. Ausser dem glatten Abzuge im Sinne der chedivialen Ordre — die übrigens die Clausel enthielt, dass Emin bleiben könne, wenn er dies für gut befinde, aber fortan auf eine officielle Unterstützung nicht mehr zu rechnen habe — kamen noch weitere zwei Eventualitäten in Betracht: entweder trat Emin in die Dienste des Congostaates, oder er zog sich an den Victoria-Njansa zurück, um späterhin seine Erfahrungen einer Privatgesellschaft zu widmen. Zu beiden Anträgen war Stanley autorisirt. Der König der Belgier, als Souverän des Congostaates, bot 1500 Pf. St. Jahresgehalt und 10.000—12.000 Pf. St. als jährliche Subsidie für die Verwaltung von Aequatoria. Alle Ueberkosten sollten aus den Einnahmen der Provinz bestritten werden. Emin antwortete, er sei dem Könige der Belgier sehr verpflichtet, aber . . . „so lange ich hier bin, gehören die Provinzen Egypten und sie bleiben sein Eigenthum, bis ich fortgehe. Wenn ich weggehe, werden sie Niemands Land. Ich kann meine Flagge nicht in solcher Weise streichen und die rothe mit der blauen vertauschen. Ich habe der ersteren mehr als zwanzig Jahre gedient, die letztere sah ich nie?"

Das war gewiss die Antwort eines Mannes, der das Herz am rechten Flecke hatte. Dagegen erscheint, wie so Vieles an Emin, räthselhaft, dass ihm der dritte Vorschlag, der Abzug nach dem Victoria-Njansa so halb und halb zusagte. Es scheint also damals bei dem Pascha die Erwägung vorgewaltet zu haben, unter gewissen Voraussetzungen Dienste bei der britisch-ostafrikanischen Gesellschaft zu nehmen. Oder freute sich Emin lediglich darüber, neue Länder kennen zu lernen, um für seine ornithologischen und entomologischen Sammlungen neue werthvolle Objecte zu erobern? Fast scheint das Letztere der Fall zu sein, denn Stanley hebt wiederholt die Freude hervor, welche Emin an Reisen und Excursionen — natürlich nicht „Reisen" im Sinne Stanley's — hatte.

Im Uebrigen hatte es mit der Entscheidung für den einen oder den anderen Vorschlag keine Eile, da Stanley die Nachhut, welche unter Major Barttelot in Jambuja zurückgeblieben war, einzuholen hatte. Wir kommen in einem zweiten Artikel, welcher den Einzelheiten der Expedition speciell gewidmet ist, auf die Erlebnisse der Barttelot'schen Colonne zurück, und halten einstweilen an allen jenen Dingen und Vorfallenheiten fest, welche mit Emin verknüpft sind. Zunächst wünschte dieser die Leute nicht direct zu beeinflussen, sondern bat Stanley, durch eine Proclamation den Auszug vorzubereiten. Die Art und Weise, wie Stanley solche Kundgebungen an die Afrikaner stylisirt, ist sehr bemerkenswerth. Er trifft vorzüglich den Ton, der dem Verständnisse dieser Leute angepasst ist; zugleich gibt er sich das Ansehen eines um das Schicksal seiner Schutzbefohlenen besorgten Vaters, lässt aber überall eine gewisse Autorität, die so gut wie inappellabel ist, durchklingen. In eben solcher Fassung wurde die Proclamation an die egyptischen Officiere und Truppen in Wadelai

erlassen und mit der Verlautbarung derselben Stanley's Officier Jephson betraut.

Am 24. Mai war Stanley mit seinen Leuten aufgebrochen, um den ungeheueren Weg durch das Grasland, durch den „grossen Wald" und längs des Itúri-Aruwimi nach dem Lager der Nachhut bei Jambuja anzutreten. Darüber später. Am 17. August wurden die Trümmer der Barttelot'schen Colonne bei Banalja aufgefunden und bereits am 21. sehen wir Stanley, obwohl furchtbar erschüttert über das Vorgefallene, physisch und moralisch leidend, wieder nach Osten aufbrechen. Erst am 18. Jänner trifft die Entsatz-Expedition wieder am Albertsee ein. Es waren also inzwischen fast acht Monate verstrichen. Was Stanley bei seiner dritten Ankunft am See erfuhr, war niederschmetternd genug: Emin und Jephson in den Händen der egyptischen Truppen, die mittlerweile rebellirt hatten; blutige Kämpfe bei Redjaf und Dufilé mit den in der Aequatorialprovinz eingebrochenen Mahdisten. Schon bei der Ankunft im Fort Bodo, nördlich vom Ituri, schöpfte Stanley Verdacht, dass etwas Unheimliches vorgefallen sein musste. Jephson, der dort einzutreffen hatte, fehlte. Ueber seinen Verbleib war nichts in Erfahrung zu bringen. Stanley liess daher im Fort Bodo unter Lieutenant Stairs, einem der tüchtigsten Officiere der Expedition, eine starke Besatzung zurück und machte sich nach dem See auf. Hier empfing er Briefe von Emin und Jephson aus Dufilé, welche die bekannten Ereignisse schilderten. Es war am 18. August 1888 eine partielle Meuterei unter den egyptischen Truppen ausgebrochen, und wurden Emin und Jephson zu Gefangenen gemacht. Der Letztere schrieb unter dem 7. November desselben Jahres Folgendes an Stanley: „Die Rebellion ist durch etwa ein halbes Dutzend Egypter (Officiere und Beamte) in Scene gesetzt worden und nach und nach haben sich Andere angeschlossen, Einige aus Neigung, die Meisten aber aus Furcht. Die Soldaten, mit Ausnahme derjenigen von Laboré, haben sich niemals an dem Aufstande betheiligt, sondern in Ruhe dem Befehle der Officiere Folge geleistet. Die hervorragendsten Schürer der Rebellion waren zwei Egypter, welche, wie wir später gehört haben, sich nach Nsabe begeben haben, um bei Ihnen Beschwerde zu führen. Der eine war des Paschas Adjutant Abdul Wahab Effendi, der früher auch an der Empörung Arabi Paschas theilgenommen hat, der andere Achmed Effendi Mahmud, ein einäugiger Beamter. Als der Pascha und ich uns auf dem Wege nach Redjaf befanden, zogen diese Beiden und einige Andere umher und erzählten, sie hätten Sie gesehen; Sie seien nur ein Abenteurer und nicht von Egypten gekommen, die von Ihnen überbrachten Briefe von Khedive und Nubar Pascha seien Fälschungen; es sei unwahr, dass Chartum gefallen sei, und der Pascha und Sie hätten ein Complot gemacht, um sie, ihre Frauen und Kinder aus dem Lande zu führen und sie als Sclaven den Engländern zu überantworten."

Man kann sich denken, welche Wirkung diese Lügen unter einer unwissenden und fanatischen Menge hatten. Es erfolgte eine allgemeine Rebellion, Emin und Jephson wurden gefangen gesetzt. Einige der schlimmsten der Rebellen waren sogar dafür, Emin in Eisen zu legen, doch hegten die Officiere Furcht, diesen Plan auszuführen, da die Soldaten erklärten, sie würden nie zugeben, dass an ihren Führer Hand gelegt werde. Zugleich wurden Pläne geschmiedet, Stanley in eine Falle zu locken, um ihn auf irgend eine Weise unschädlich zu machen. Mitten in diesen Wirren fiel ein schwerwiegendes Ereigniss vor: die Mahdisten waren in Lado eingetroffen und hatten drei Pfauen-Derwische mit der Aufforderung in's Rebellenlager geschickt, dem Khalifen von Chartum sich zu ergeben. Die drei Sendboten wurden in's Gefängniss geworfen. Auf das hin griffen die Dangala Redjaf an und vertrieben unter empfindlichen Verlusten die Egypter. Unter den Rebellenofficieren war die Bestürzung gross. Man war entschlossen, den Pascha freizugeben, zögerte aber damit, weil man dessen Rache fürchtete. Zugleich verweigerten die Soldaten ihren Officieren den Gehorsam. Als überdies die Rebellenofficiere bei dem Angriffe auf Redjaf eine zweite empfindliche Niederlage erhielten, forderten die Soldaten stürmisch die Freilassung Emin's, die dann endlich erfolgte. Man schickte ihn, sowie Jephson — der, beiläufig bemerkt, während der dreimonatlichen Gefangenschaft frei umhergehen konnte — nach Wadelai, wohin auch die Soldaten und Beamten und deren Familien folgten, da die Mahdisten mittlerweile bis Dufilé vorgedrungen waren, wo erbitterte Kämpfe stattfanden.

Für Stanley war nun die Zeit für entschiedenes Handeln gekommen, doch machte er die Rechnung ohne den Wirth, d. h. ohne den säumenden und zögernden Emin Pascha, der, selber ohne jede autoritative Gewalt, so weit Einfluss auf seine Leute zu haben meinte, dass er auch jetzt noch ungefährdet in ihrer Mitte zubringen durfte. Stanley verlangte positive Entschlüsse und stellte hiefür einen Termin von 20 Tagen auf. Dieses Auftreten kränkte Emin. Es ist ganz unerklärlich weshalb; denn überschaut man Alles, was Stanley an Opfern gebracht, an Strapazen durchgemacht und an Enttäuschungen erlebt; erwägt man ferner, dass er seine Schutzbefohlenen nicht den Fährlichkeiten eines Aufenthaltes auf unbestimmte Zeit im Herzen von Afrika aussetzen konnte, so ist die Empfindlichkeit Emin's ganz unverständlich. In dieser Zeit schrieb Jephson, mit dem Stanley fortgesetzt im brieflichen Gedankenaustausche stand: „Das Gefühl ist der schlimmste Feind des Paschas. Emin Pascha hält Niemand zurück als Emin selbst . . . ." Es sollte aber noch schlimmer kommen. Emin beantwortete das entschiedene Begehren um positive Entschlüsse

ausweichend; am Schlusse dieses Schreibens heisst es: „Da Herr Jephson mit diesem Dampfer abfährt und mir freundlichst versprochen hat, Ihnen dieses Schreiben zu überbringen, benütze ich die Gelegenheit, um Ihnen die grosse Hilfe und Unterstützung, die seine Gegenwart mir gewesen ist, zu bezeugen. Unter den schwierigsten Verhältnissen hat er einen so grossartigen Muth, eine so unerschütterliche Freundlichkeit und Geduld erwiesen, dass ich nicht umhin kann, ihm jeden Erfolg im Leben zu wünschen, um ihm für alle seine Langmuth zu danken. *Da ich Sie wahrscheinlich nicht mehr sehen werde*, möchte ich Sie bitten, seinen Verwandten von meinem Dank an ihn und sie Mittheilung zu machen . . . Ehe ich schliesse, bitte ich Sie, mir zu gestatten, auf's Neue Ihnen, Ihren Officieren und Mannschaften meinen herzlichsten Dank auszusprechen und Sie zu ersuchen, meine ewige Dankbarkeit den freundlichen Leuten zu übermitteln, welche Sie uns zu Hilfe gesandt haben. Möge Gott Sie und Ihre Truppen schützen und Ihnen eine glückliche, rasche Heimreise geben."

Dass diese Weichmüthigkeit durchaus nicht am Platze war, haben die weiteren Ereignisse bewiesen. Aber Stanley war nicht der Mann, sich irremachen zu lassen. Zunächst zog er die Colonne des Lieutenants Stairs aus Fort Bodo heran. War diese eingetroffen, plante Stanley mit 300 Gewehrträgern und 2000 Mann eingeborner Hilfstruppen den Albertsee nordwärts entlang abzumarschiren und Emin gewaltsam zu befreien. Ihm war es unerklärlich, was der Gouverneur von seinen Leuten überhaupt noch Gutes erwarten konnte. Dass sie sich nun ihrem Oberhaupte demüthig erwiesen, konnte zwar einen Mann von dem Charakter Emin's täuschen, nicht aber den in der Beurtheilung der Afrikaner weit erfahreneren Stanley. Dieser calculirte so: Es ist leicht, die Motive der Officiere, welche Rebellen sind und Verräther und Mahdisten unter sich haben, die ihre Berathungen beeinflussen, zu verstehen und die natürlichen Folgen vorherzusagen. Sie werden um die Gunst des Khalifen buhlen, indem sie ihre angeblichen Befreier, ihren früheren Pascha und seine weissen Gefährten verrathen und in seine (des Khalifen) Hände bringen, um dafür Ehre und Ruhm zu erringen. Für die Schnellfeuergeschütze, die Magazin- und Remingtongewehre und einen Trupp weisser Gefangener würde der Khalif sie hübsch belohnen, Diejenigen, welche an der Gefangennahme derselben hauptsächlich betheiligt waren, zu Ehre und Geld bringenden Stellungen befördern und sie mit Staatskleidern ausstatten. U. s. m.

Inzwischen hatte sich Emin dennoch entschlossen, Wadelai zu verlassen. Es wurden Anstalten getroffen, ihn und seine Gefährten einzuholen. Wie aber die Hilfeleistung aufgefasst wurde, entnimmt man aus Folgendem. Das vorläufig angemeldete Gepäck war ungeheuer: Emin 200 Lasten, Casati (der geklagt hatte, durch Kabba-Rega, den grimmigen Häuptling der Wanyoro, „Alles verloren zu haben") 80 Lasten, der Apotheker Vita 40 Lasten, der Grieche Marco 60 Lasten, zusammen 380 Lasten (d. s. ebensoviele Träger) für vier Personen! Aber Stanley ist ehrlich genug, um in seiner Verzweiflung auszurufen: „Allerdings habe ich versprochen, Alles nach dem Lager zu schaffen; nun, wenn ich ein solches Versprechen gegeben habe, muss ich es wohl halten."

Am 17. Februar 1889 traf Emin mit seiner Karawane (65 Personen) im Lager ein. Es war auch eine Deputation der meuternden Officiere, geführt von Major Selim Bey, dabei. Es wurde eine grosse Parade abgehalten, und Stanley verstand es, sich Ansehen zu geben. Seine Officiere erschienen zum ersten Male in funkelneuen Uniformen, was grosse Sensation erregte. Den nächsten Tag ereignete sich noch ein anderer aufregender Zwischenfall: Lieutenant Stairs (vom Fort Bodo) war im Lager eingetroffen . . . „mit gewaltigen Reichthümern aller Art, fertiger Remington-, Maxim- und Winchestermunition, Schiesspulver, Zündhütchen, Ballen von Taschentüchern, weissen baumwollenen und blauen Leinwandstoffen, gestreiften prächtigen Kleidern, Perlen aller Arten, Rollen von blitzendem Draht u. s. w. Es waren Sansibariten, Mahdi, Leute aus Lado, Sudanesen, Manjema, Balegga, Bandussuma, Zwerge und Riesen, insgesammt 312 Träger."

An demselben Tage hatte Stanley eine lange Unterredung mit der Deputation der meuternden Officiere, welche für diese die Erklärung abgab, nach Egypten abzuziehen. Zu diesem Ende erliess Stanley eine seiner schneidigen, lapidaren, dem Geiste der Afrikaner vortrefflich angepassten „Proclamationen", welche Selim nach Wadelai zu überbringen hatte . . . Nun begann aber das schreckliche Geschäft des Gepäcktransportes. Der Ausschiffungsplatz am Seeufer war drei Stunden vom Stanley'schen Lager entfernt und dieses lag auf dem hohen, steilrandigen Plateau des Westrandes des Albertsees. Unter dem Gepäck befand sich alles erdenkliche Gerümpel, darunter zahlreiche schwere Mahlsteine! Die Träger murrten, und einmal musste Stanley, gegen seine innere Ueberzeugung und nur der Disciplin zu Liebe, gegen die widerhaarigen Sansibariten einschreiten. Als aber bekannt wurde, dass die Egypter die säumigen Träger sogar thätlich misshandelten, fand er sich veranlasst, gegen diese Art von „Dank" einzuschreiten. Ueberhaupt stellte es sich heraus, dass die Leute Emin's das Rettungswerk so auffassten, als müsste Alles ihrem Willen sich bereit finden. In Stanley kochte es, aber er unterdrückte den überschäumenden Groll gegen diese undankbare, anmassende und dabei über alle Massen hinterlistige Horde, die noch kurz zuvor kein Gewissen sich gemacht hätte, Emin, Stanley und alle Weissen den Mahdisten auszuliefern. Auch hierin erwies sich Stanley als ein Held, der nur die Erfüllung seiner Mission, die Ausübung seiner Pflicht vor Augen hatte. Im Uebrigen war er sich

vollkommen darüber klar, wie er diese verkommene, feige und verrätherische Rotte zu behandeln haben würde, sobald er sie einmal ganz in seiner Gewalt hatte.

Und Emin? Er hatte in dieser ganzen schweren Zeit nichts Besseres zu thun als — Vögel auszustopfen und Insecten zu conserviren! Allen Respect vor der Wissenschaft — aber Alles zur rechten Zeit. Die Gutmüthigkeit Stanley's ging so weit, dass er seinen Leuten den Auftrag gab, alles fliegende und kriechende Gethier, dessen sie habhaft würden, dem Pascha zu bringen. Er wusste ja, dass er dem Gouverneur damit eine grosse Freude machte!

Am 26. Februar war Selim Bey mit der Proclamation Stanley's nach Wadelai zurückgekehrt, am 26. März, also genau einen Monat später, traf ein Brief von ihm an Emin ein, mit der Nachricht, dass wahrscheinlich alle Rebellen sich unterwerfen und nach Kavalli kommen würden . . . Emin war entzückt . . . „Was habe ich gesagt? Sehen Sie jetzt, dass ich Recht hatte? Ich wusste es bestimmt, dass sie sämmtlich kommen würden" . . . Bezeichnend für Stanley's Auffassung der Dinge, gegenüber jener Emin's, ist, dass jener den Pascha auf den folgenden Umstand aufmerksam machte. Am 26. Februar war Selim nach Wadelai gefahren, innerhalb acht Tagen sollte er zurück sein. Er ist aber nach einem Monat noch immer nicht da und sagt überhaupt nicht, *wann* er und die Anderen zu kommen gedenken. Alle Befehle sind also unbeachtet geblieben, alle Versprechen sind gebrochen worden . . . Aus Tagen seien Wochen, aus Wochen Monate geworden, und es würden ohne Zweifel noch Jahre vergehen, ehe an ein Fortkommen aus Afrika zu denken sei. Stanley bezeichnet es als eine Thorheit, diesen Leuten auch nur ein Wort zu glauben.

Ganz unbegreiflich war die Vertrauensseligkeit Emin's; er hoffte noch immer auf ein gutes Ende. Da riss Stanley die Geduld. Er sagte zu Emin: „Ich habe ganz seltsame Dinge erfahren. Major Auasch Effendi vom 2. Bataillon, Osman Latif Efendi (der Vice-Gouverneur) und der Maschinist Mohammed haben mir insgeheim erzählt, dass weder Selim Bey, noch Fadl el Mulla Bey (das Haupt der Verschwörer) nach Egypten gehen wollen. Ersterer wird vielleicht bis hieher kommen und sich in diesem District niederlassen. Aber was die Officiere in Wadelai auch sagen mögen, was sie zu thun beabsichtigen, jedenfalls bin ich gewarnt worden, so dass ich auf meiner Hut sein muss. Niemand hegt Vertrauen zu ihnen, nur Sie selbst. Sie müssen zugeben, dass ich die besten Gründe habe, ihre guten Absichten zu bezweifeln. Sie haben dreimal gegen Sie revoltirt, haben Herrn Jephson gefangen genommen. Sie haben es weit genug verbreitet, dass sie auch mich gefangen zu nehmen beabsichtigen. Aber lassen Sie mich Ihnen das sagen: es steht nicht in der Macht sämmtlicher Truppen der Provinz, mich gefangen zu nehmen, denn ehe sie sich diesem Lager bis auf Büchsenschussweite nähern, wird jeder Officier in meiner Gewalt sein."

Als Emin fragte, was geschehen werde, antwortete Stanley damit, dass er seine Officiere zu sich berief, denen er den Sachverhalt noch einmal auseinandersetzte und sie fragte, ob es unter den gegebenen Umständen räthlich sei, noch über den 10. April hinaus zu warten. Alle Officiere antworteten verneinend. „Nun, Pascha," sagte Stanley, „da haben Sie Ihre Antwort. Wir marschiren am 10. April." Auch jetzt noch fragte Emin, ob Stanley und seine Officiere ihn von dem Vorwurfe freisprächen, seine Leute verlassen zu haben, falls dieselben bis zum 10. April noch nicht eingetroffen sein sollten. Stanley und seine Officiere zögerten keinen Augenblick, Emin's Gewissen zu entlasten. Alsdann sandte Stanley am 27. März die Botschaft nach Wadelai, dass er am 10. April mit Emin den Heimmarsch antreten und keine Stunde länger warten würde.

Unterdessen hatten Stanley's Träger mehr als Liebesdienste verrichtet; sie hatten 1355 Lasten vom Seeufer in das Lager auf dem Plateau geschleppt. Stanley selbst pflog Besprechungen mit dem Vice-Gouverneur Osman Latif und forschte ihn über die Stellung Emin's zu seinen Leuten aus. Osman Latif gestand, dass der Pascha geachtet, vielleicht auch beliebt, im Uebrigen aber den Leuten gleichgiltig sei. Sie sagen: „O, mag er sich mit Käfer- und Vögelsammeln beschäftigen — wir brauchen ihn nicht. Alsdann fand folgender, für beide Theile charakteristische Dialog statt:

„Glauben Sie, dass er (Emin) beliebter gewesen wäre, wenn er einige aufgeknüpft hätte?"

„Vielleicht, das weiss nur Gott."

„Glauben Sie, dass Sie ihn lieber gehabt hätten, wenn er streng gegen Sie gewesen wäre?"

„Nein, aber ich würde ihn mehr gefürchtet haben."

„O ja, natürlich."

Osman Latif bat Stanley, von dem geführten Gespräche nichts dem Pascha wissen zu lassen. Stanley beruhigte den Vice-Gouverneur.

Zum Ueberflusse trat nun auch Casati in die Action und hielt Emin eine förmliche Strafpredigt, dass er fortgehen wolle. Sogleich eilte Emin zu Stanley und erklärte, bleiben zu wollen. Es gehörte in der That die Geduld eines Engels dazu, derlei zu ertragen. Casati war von der Unsinnigkeit seiner Zumuthung nicht zu überzeugen. Emin aber war nun wieder entschlossen, zu gehen. Er musste wissen warum. Von seinem ganzen Haushalte, etlichen fünfzig Personen, erklärten nur zwei Diener, Serur und Belal, mitgehen zu wollen. Und doch war Serur, wie es sich später herausstellte, ein Verräther. Auch sonst mehrten sich die Anzeichen, dass nicht Alles in Ordnung sei. Emin aber kümmerte sich um nichts. Als verschiedene Zuschriften aus Wadelai eintrafen, welche die Unordnung und Noth daselbst schilderten, stopfte Emin seine Vögel aus. Trotzdem blieb Stanley ruhig. Er

JEDNOTA K POVZBUZENI PRŮMYSLU V CECHÁCH

bedeutete aber Emin, dass von seinen Leuten Versuche gemacht worden seien, im Stanley'schen Lager Gewehre zu stehlen. Er musste nun energisch einschreiten. Emin sollte seine Leute zur Musterung allarmiren. Ehe es noch dazu kam, hatte Stanley das gleiche Signal gegeben, und ehe fünf Minuten vergingen, stand Alles militärisch stramm unter Waffen. Die Egypter aber benahmen sich so lässig, dass noch nach zehn Minuten Niemand zur Stelle war. Da liess Stanley eine Compagnie Sansibariten interveniren. Die säumigen Egypter wurden mit Stöcken und Knütteln aus den Zelten in Reih und Glied getrieben. Alsdann erklärte ihnen Stanley, dass von nun an *er* ihr Herr sei und mit den strengsten Massregeln vorgehen werde, um die Disciplin aufrechtzuerhalten. Die Leute waren eingeschüchtert und erklärten nun, weder conspirirt zu haben, noch bleiben zu wollen. Nicht ohne Anflug von Ironie bemerkte Stanley zu Emin:

„Nun, Pascha, Sie sind sicherlich falsch unterrichtet gewesen. Diese Leute behaupten sämmtlich, dass sie treu sind. Es ist nicht ein einziger Verräther unter ihnen."

„Ich sehe meine Diener und Ordonnanzen nicht," bemerkte Emin.

„Ach, Lieutenant Stairs, nehmen Sie eine Abtheilung und treiben Sie Alle heraus; bei dem geringsten Widerstande wissen Sie, was Sie zu thun haben."

In wenigen Minuten waren die Leute am Platze. Emin sollte sie befragen, was sie zu thun gedenken. Alle erklärten, mitzugehen, bis auf Serur . . . Wieso diese plötzliche Wandlung bei Letzterem? . . „Das ist der Hauptverschwörer in meinem Haushalte," bemerkte Emin . . . . Stanley: „O, es bedarf nur einer Patrone, um seine Angelegenheit zu erledigen." Emin erschrak über diese schneidige Aeusserung Stanley's so sehr, dass er ausrief: „Um Gottes Willen, Sie werden doch eine Untersuchung anstellen und nicht auf meine Worte hin handeln?" Und ein solcher Mann wollte Rebellen meistern und unter den schwierigsten Verhältnissen bei dieser Horde, die er noch immer werth hielt, sich ihr zu Liebe zu opfern, ausharren! Ganz treffend bemerkt Stanley, „dass der wissenschaftliche Forscher, der Mann mit dem arglosen Herzen vollständig ungeeignet ist, diese speichelleckenden, hinterlistigen Schurken zu bekämpfen, die Betrug und Treulosigkeit zu ihrem Geschäfte gemacht haben."

Am 10. April wurde aufgebrochen. Es setzte sich eine Colonne von 1510 Köpfen in Bewegung. Schon am dritten Tage musste die Reise wegen schwerer Erkrankung Stanley's unterbrochen werden; die Colonne blieb bei Undissuma am 12. April liegen und kam erst wieder am 8. Mai in Bewegung. Stanley war dem Tode nahe, Anlass genug, dass die Leute Emin's wieder zu conspiriren begannen und Unordnung stifteten. Ein erneuter Gewehrdiebstahl wurde mit der Hinrichtung des Urhebers bestraft. Als der Delinquent gehenkt werden sollte, liess sich Stanley aus dem Bette hinaustragen. Obwohl selber ein Sterbender, vermochte ihn seine unbeugsame Energie dennoch aufrecht zu erhalten und er hielt eine flammensprühende Standrede dem versammelten Volke. Als der Uebelthäter zwischen Himmel und Erde baumelte, wurde Stanley wieder nach seinem Schmerzenslager gebracht.

Als Stanley halb und halb genesen war, fügte sich ein wunderbarer Zufall. Leute aus der Nachbarschaft des See-Ufers hatten zwei Packete Briefe Stanley überbracht. Sie hatten ihr Ziel offenbar verfehlt, denn es waren Briefe der kurz vorher aus dem Lager nach Wadelai abgegangenen Post. Aus einigen dieser Briefe ging das verrätherische Treiben der Egypter klar hervor. In dem Schreiben eines sich im Lager befindlichen Hauptmannes hiess es: „Ich bitte Sie im Namen Gottes mit der Absendung der Leute nicht zu zögern, weil, wenn wir sie zur Hilfe haben, wir den Marsch der Expedition vielfach hindern können; wenn Sie aber selber mit 200 Soldaten kämen, könnten wir Alles erreichen, was ich und Sie wünschen."

Damit war die Situation völlig aufgeklärt. Stanley hatte ausgerufen: „Das nenne ich eine Entdeckung, Pascha!" und Emin dazu secundirt: „Das hätte ich von Ibrahim Efendi Elham nicht erwartet; ich bin stets freundlich gegen ihn gewesen."

Am 8. Mai setzte die Colonne ihren Marsch fort. Obwohl sie fast einen Monat dicht bei Kavalli liegen geblieben war und obwohl die einzelnen Tagesmärsche nur wenige Kilometer betrugen, war von Selim und den reuigen Rebellen nichts zu sehen. Dagegen desertirten Egypter Tag für Tag. Einer der Getreuen, Schukri Aga, Befehlshaber in der Station Mswa, war endlich nachgekommen. Er war mit 20 Soldaten aufgebrochen; in Kavalli hatte er nur noch 10 und beim Eintreffen in Stanley's Lager nur noch zwei Begleiter — den Fahnenträger und den Trompeter; alle Uebrigen waren ihrem Hauptmann davongelaufen.

Dies in knappen Zügen die Geschichte der Rettung Emin's aus der Gewalt seiner verrätherischen Untergebenen. Auf die Details des Rückmarsches kommen wir im zweiten Artikel zurück.

BUDDHA UND JINA.

Von *Hermann Feigl.*

Wenn von der Kraft der Reaction ein Rückschluss auf die Kraft des Druckes zu ziehen ist, so müssen die religiös-socialen Verhältnisse Indiens um das VI. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung ziemlich trostlose gewesen sein. Fehlt in einem hierarchisch regierten Staate schon überhaupt die Voraussetzung der Gleichheit aller Staatsbürger,

so wird dieser Mangel um so fühlbarer, je weniger die Möglichkeit vorhanden ist, die Gegensätze auszugleichen und den Zurückgesetzten für den Verlust gewisser bürgerlicher Rechte eine Compensation zu bieten. Von einem Ausgleiche der Gegensätze konnte aber in Indien schon deshalb nicht die Rede sein, weil diese vorerst gar nicht willkürlich, sondern von der Natur selbst geschaffen worden waren; von jeher und noch heute stehen in Indien die dunkelfarbigen dravidischen Ureinwohner und die hellfarbigen arischen Einwanderer einander schroff gegenüber, und wenn es auch möglich wäre, alle Kastenunterschiede aufzuheben, die Kluft zwischen dem hellfarbigen Arier und dem dunkelhäutigen Çudra bliebe doch immer unüberbrückbar. Doch abgesehen von dem Racenunterschiede, welcher die Grundlage der Kastenbildung gewesen ist, hatten sich unter den Ariern selbst Standes- und Berufskasten gebildet, von denen die einen mit Prärogativen ausgestattet waren, deren die anderen weder theilhaftig wurden, noch theilhaftig werden konnten.

Ueber allen anderen arischen und nichtarischen Kasten steht die Kaste der Brahmanen. Sie sind die Erdengötter, die selbst über dem Könige stehen, den sie salben, sie sind die Auserlesenen, deren Seele die Wiedergeburt nicht zu fürchten hat. Und im Gegensatze zu diesen Auserwählten steht der arme Çudra verachtet da und seufzt umsonst nach Erlösung; er ist vom Studium der heiligen Schriften, der Veden, ausgeschlossen, er kann darum in diesem Leben noch nicht, wie der Arier, nach Erlösung streben. Um dieses Ziel zu erreichen, muss er erst in einer höheren Kaste wiedergeboren sein, in welcher er durch das Studium der Veden zur Erkenntniss und *durch die Erkenntniss* zur Erlösung gelangen kann, welche über den allen Guten erreichbaren Freuden des Himmels steht.

Je härter dieser geistige Druck auf den Niedrigen und von der Erlösung Ausgestossenen lastete, umsomehr wurde das Bedürfniss fühlbar, sich von Brahmanenthum und vedischer Tradition zu emancipiren und von jenen unabhängige Wege einzuschlagen. Im Sinne einer solchen Emancipation mögen um die Zeit des VI. und V. Jahrhunderts v. Chr., und zwar an verschiedenen Orten Indiens, Lehrer aufgestanden sein, welche, als Reformatoren wirkend, Secten gründeten, in deren Schooss jedem treuen Anhänger der einzig wahre Weg zur Erlösung gezeigt werden sollte. Dass die Lehren, auf welche jene Reformatoren ihre Glaubenssätze gründeten, verbessernd an das Alte anknüpften und das Alte dort bestehen liessen, wo es mit ihnen nicht in Collision gerieth, dafür brauchen wohl keine entschuldigenden Gründe herangezogen zu werden, ebenso einleuchtend ist es, aber besonders betont muss es werden, dass die von einander mehr oder weniger unabhängigen Lehrer oder Reformatoren — sowohl in Rücksicht auf die bestehenden Verhältnisse wie auch in Rücksicht auf das Verständniss ihrer Anhänger — zur Behebung und Verbesserung der alten Mängel und Schäden sich derselben oder wenigstens ähnlicher Mittel bedienen mussten. Mögen sie auch in Diesem und Jenem von einander abgewichen sein, im Wesentlichen mussten sie wohl mit einander übereinstimmen.

Wenngleich man aber auf eine solche Uebereinstimmung gefasst ist, so kann man kaum genug staunen über die Aehnlichkeiten, welche die Lehrgebäude zweier zeitgenössischer Reformatoren oder in diesem Falle besser gesagt, Religionsstifter — ich meine *Buddha* und *Jina* — aufweisen. Mögen wir immerhin über diesen Umstand hinwegsehen und ihn mit Rücksicht darauf, dass der Buddhismus und die Religion Jina's, der Jainismus, derselben Zeit und derselben Reaction gegen das Brahmanenthum entstammen, begreiflich finden, wir sehen uns bei Betrachtung der Ausbreitung der beiden Religionen einem neuen Räthsel gegenüber gestellt. Wie kommt es, dass der Buddhismus heute bei fünfhundert Millionen, also ein Dritttheil der ganzen Menschheit zu seinen Bekennern zählt, während der Jainismus zwar in Indien selbst und besonders im Kaufmannsstande noch seine Bekenner hat, sonst aber ausser Indien kaum dem Namen nach gekannt ist?

Sollte der Buddhismus am Ende doch volksthümlichere Lehren haben, und der Jainismus für die grosse Masse weniger leicht begreiflich sein? Eine Vergleichung der beiden Religionssysteme beweist uns nichts dergleichen.

In gleicher Weise wie der Buddhismus trägt auch die Jaina-Religion den Charakter der Universalität an sich, indem sie sich nicht nur an den Arier, sondern auch an den Nicht-Arier, den niedrig geborenen Çudra und an den verachteten Ausländer, den Mlechha, wendet.[1])

Wie im Buddhismus, so sind auch die Anhänger des Jainismus in einen geistlichen und einen Laienstand geschieden. *Nirgrantha*, „die von allen Banden Befreiten" heissen die Asketen der Jainas, *Bikshus* oder *Samanen* nennen sich die buddhistischen Mönche; diese wie jene bilden einen Orden oder eine Brüderschaft.

„Da im Weltleben," heisst es im Buddhismus, „die allseitige Erfüllung der zehn Gelübde und die Erlangung der wahren Erkenntniss nicht möglich ist, so kann der im Weltleben verharrende Mensch das Nirwâna nicht erreichen, und so bleibt seine Erreichung schon in diesem Leben nur denen vorbehalten, die der Welt entsagen und unter Ablegung der zehn Gelübde den achttheiligen Pfad zur Erleuchtung und Erlösung beschreiten." [2])

Und für die Jainareligion gilt: „Die Asketen allein sind befähigt, die Wahrheiten, welche der Jina lehrt, vollständig zu ergründen, seine Satzungen ganz zu befolgen und den höchsten Lohn, den er verspricht, zu erlangen. Die Laien aber, welche sich nicht ganz der Erforschung der Wahr-

[1]) Bezüglich der Daten über die Jainas stütze ich mich auf die Schrift meines verehrten Lehrers *G. Bühler*. Ueber die indische Secte der Jaina. Vortrag, gehalten in der k. Akademie der Wissenschaften. Wien, 1887. 8°.

[2]) *H. Feigl*. Der Buddhismus. In Oesterreichischer Monatsschrift für den Orient, XIV. Jahrgang (15. November 1888). Nr. 11.

JEDNOTA K POVZBUZENI PRŮMYSLU V CECHÁCH

heit zu widmen und dem weltlichen Leben nicht zu entsagen vermögen, finden trotzdem im Jainismus eine Zuflucht. Es ist ihnen gestattet, als Hörer seiner Grundsätze theilhaftig zu werden und Pflichten zu übernehmen, die ein schwaches Abbild der an den Asceten gestellten Forderungen sind. Ihr Lohn ist natürlich ein geringerer. Wer in der Welt bleibt, kann das höchste Ziel nicht erreichen, aber er kann doch den Weg betreten, der zu demselben führt." [3])

Das höchste Ziel ist auch dem Jaina die Erreichung des Nirwâna oder Moksha, nämlich der Befreiung des Individuums von dem Saṁsâra oder dem Kreislauf der Geburt und des Todes.

Nach buddhistischer Lehre führt nur die Erkenntniss der vier Heilswahrheiten zum Heile: das Leiden, die Ursache des Leidens, die Aufhebung des Leidens und der Weg, der zur Aufhebung des Leidens führt. Der Weg, der zur Aufhebung des Leidens führt, heisst: rechte Erkenntniss, rechtes Wollen, rechtes Wort, rechte That, rechtes Leben, rechtes Streben, rechtes Denken, rechtes Sichversenken.

Für den Jaina heissen die Mittel, das höchste Ziel zu erreichen, die drei Kleinode: der rechte Glaube, die rechte Erkenntniss und der rechte Wandel.

Unter dem rechten Glauben versteht der Jaina die volle Hingebung an den Lehrer, den Jina, und die feste Ueberzeugung, dass dieser allein den Weg des Heiles gefunden hat und nur bei ihm Schutz und Zuflucht zu finden ist. Dieselbe Auszeichnung wird auch im Buddhismus für Buddha verlangt, welcher beim Antritt seines Lehramtes selbst erklärte: Ich allein bin Meister in dieser Welt, ich bin der Allerhöchste; unter Göttern, Dämonen und Geistern gibt es Niemand mir Gleichen.

Buddha und Jina, beide kommen auf gleiche Weise, und zwar durch eigene Kraft zur Erkenntniss und finden den Weg des Heiles, den sie aus Mitleid mit der leidenden Menschheit gesucht haben.

Deshalb führen aber auch beide die gleichen Namen! Man beachte: „weil er *(Jina)* die Welt und die Feinde im menschlichen Herzen bezwungen hat, heisst er *Jina* „der Sieger", *Mahâvîra* „der grosse Held"; weil er die höchste Erkenntniss besitzt, wird er *Sarvajña* oder *Kevalin* „der Allwissende", *Buddha* der „Erleuchtete" genannt; weil er sich von der Welt befreit hat, erhält er die Namen *Mukta* „der Erlöste", *Siddha* und *Tathâgata* „der Vollendete", *Arhat* „der Heilige", und als der Verkünder der Lehre ist er der *Tîrthakara*, „der Finder der Furth" durch den Ocean des Saṁsâra. In diesen Bezeichnungen des Stifters ihrer Lehre begegnen sich die Jaina, wie das die Gleichheit seines Charakters mit dem des Buddha erwarten lässt, beinahe durchwegs mit den Buddhisten. Sie gebrauchen jedoch mit Vorliebe die Namen *Jina* und *Arhat*, während die Buddhisten es vorziehen, von dem *Buddha*, Tathâgata oder Sugata zu sprechen. Der Titel *Tîrthakara* ist dem Jaina eigenthümlich. Bei den Buddhisten ist es eine Bezeichnung für Irrlehrer." [4])

Ist es nicht erstaunlich, den dem Buddha κατ' ἐξοχήν zukommenden Namen auch einem Manne zugetheilt zu finden, dessen Anhänger nur auf ihn schwören und ihn über Alles erheben? Um das Mass des Erstaunlichen aber noch voller zu machen, sagt der Buddha κατ' ἐξοχήν gelegentlich jenes obenerwähnten Ausspruches, wo er sich als einziger Meister anerkennt, von sich weiter: Ich bin der unendliche *Jina*, und Diejenigen, welche wie ich, die Unreinheit besiegen, sind auch Jinas. [5])

Es ist wahrhaft zum Verwirren: Buddha und Jina sollen von einander verschiedene Personen sein, ihre Nachfolgerschaft in der Lehre erkennt jede nur ihren Meister an, und doch nennt sich Buddha selbst Jina und Jina wird Buddha genannt! Sollte man bei der Gegnerschaft der beiden Secten nicht eher erwarten, dass sie es sorgfältig vermieden, ihrem einzig verehrten Lehrer und Meister einen schmückenden Beinamen zu geben, der den Meister der gegnerischen Secte, den Irrlehrer, zierte? Unter den vielen Attributen wäre, sollte man vermuthen, der eine oder der andere Name doch noch zu entbehren oder bei dem Reichthum der indischen Sprache wenigstens leicht durch ein synonymes Wort zu ersetzen gewesen.

Aber die Concurrenz geht noch weiter.

Wie der Brahmanismus Demiurgen kennt, die vierzehn Manu, die in verschiedenen Weltperioden erscheinen, um das Werk der Schöpfung zu vollbringen und das brahmanische Gesetz zu verkünden, so auch der Buddhismus und der Jainismus.

Nach der Lehre der Jainas hat es nicht blos einen, sondern 24 Jinas gegeben, die in langen Zwischenräumen erschienen sind, um die alte Reinheit der entarteten Lehre wieder herzustellen; der 24. Jina ist *Vardhamâna*, der in der letzten Hälfte des VI. oder in der ersten Hälfte des V. Jahrhunderts v. Chr. auftrat. Nach der Lehre der Buddhisten ist Buddha der 25. Buddha und sein Auftreten fällt in dieselbe Zeit, wie das des Jina, nur um einige Jahre oder Jahrzehnte später.

Die rechte Erkenntniss, die den Buddhisten sowohl wie den Jainas eines der Mittel — wohl das wichtigste und bedeutendste! — ist, um auf dem einzig richtigen Wege zum höchsten Ziele, dem Nirwâna, zu gelangen, die rechte Erkenntniss also der Jainas umfasst die Welt im kosmologischen wie im teleologischen Sinne beiläufig also: „Die Welt ist unerschaffen und besteht

[3]) *Bühler*, a. a. O.

[4]) *Bühler*, a. a. O.

[5]) *H. Kern*, Der Buddhismus und seine Geschichte in Indien etc. übersetzt von H Jacobi. Leipzig, 1882—1883. 8°. 2 Bde. Bd. I., pag. 104.

ohne Lenker, nur durch die Kräfte ihrer Bestandtheile und ist ewig. Die Bestandtheile der Welt sind sechs Substanzen: die Seelen, Dharma oder das moralische Verdienst, Adharma oder die Sünde, Raum, Zeit und die Atome der Materie. Aus den Verbindungen der letzteren entstehen vier Elemente, Erde, Feuer, Wasser, Wind und weiterhin die Körper, sowie andere Erscheinungen der Sinnenwelt und der übernatürlichen Welten. Die Formen der Erscheinungen sind meist unveränderlich. Nur die Körper der Menschen und ihre Dauer nehmen in Folge des grösseren und geringeren Einflusses der Sünde oder des Verdienstes während unermesslich langer Perioden ab oder zu. Die Seelen sind jede für sich unabhängige reale Existenzen, deren Grundlage reine Intelligenz ist und die einen Trieb zum Handeln besitzen. In der Welt sind sie stets an Körper gefesselt. Der Grund dieser Fesselung ist, dass sie dem Thätigkeitstriebe, den Leidenschaften, den Einflüssen der Sinne und der Sinnesobjecte sich hingeben oder einem falschen Glauben anhangen. Die Thaten, die sie in den Körpern ausüben, sind das Karman, das Verdienst und und die Sünde. Dieses treibt sie, wenn ein Körper nach den Bedingungen seiner Existenz vergangen ist, in einen anderen, dessen Qualität von dem Charakter des Karman abhängt und besonders durch die daraus entspringenden letzten Gedanken vor dem Tode bestimmt wird. Tugend führt in den Himmel der Götter oder zur Geburt unter den Menschen in edlen, reinen Geschlechtern. Sünde stösst die Seelen in die Höllen, in die Leiber von Thieren, in Pflanzen, ja in die Aggregate der leblosen Materie. Denn nach der Jainalehre finden sich Seelen nicht blos in den Organismen, sondern auch in den scheinbar todten Massen, in Stein, in Erdklumpen, in Wassertropfen, im Feuer und im Winde. Durch die Verbindung mit den Körpern wird die Natur der Seele afficirt. In den Aggregaten der Materie wird das Licht ihrer Intelligenz vollständig verhüllt. Sie verliert das Bewusstsein, wird unbeweglich und je nach den Dimensionen ihres Sitzes gross oder klein. In den Organismen hat sie stets Bewusstsein. Sie ist aber, je nach der Natur derselben, beweglich oder unbeweglich und mit fünf, vier, drei, zwei oder einem Sinnesorgane begabt.

Die Knechtschaft der Seelen kann, wenn dieselben einen menschlichen Körper bewohnen, durch die Unterdrückung der Ursachen, welche zu ihrer Fesselung führen, und durch die Vernichtung des Karman aufgehoben werden. Die Unterdrückung der Ursachen vollzieht sich durch die Ueberwindung des Thätigkeitstriebes und der Leidenschaften, durch die Bändigung der Sinne und durch das Festhalten an dem rechten Glauben. Hiedurch wird die Ansammlung von neuem Karman, neuem Verdienst oder neuer Schuld verhindert. Die Vernichtung des noch aus früheren Existenzen vorhandenen Karman kann entweder spontan durch die Erschöpfung des Vorrathes oder durch Askese herbeigeführt werden. Im letzteren Falle ist ihr Endresultat die Erlangung einer Erkenntniss, welche das All durchdringt, des Kevala Jñâna und des Nirwâna oder Moksha, der vollen Befreiung von allen Banden. Diese Ziele können schon erreicht werden, während die Seele noch in ihrem Körper ist. Zerfällt aber ihr Leib, so wandert sie in die Nicht-Welt, wie der Jaina sagt, d. h. in den ausserhalb der Welt liegenden Himmel der Jina, der Erlösten. Dort dauert sie in ihrer ursprünglichen rein intellectuellen Natur ewig fort. Ihr Zustand ist der einer vollkommenen Ruhe, die durch nichts gestört wird.“ [6])

„Mit allen brahmanischen Religionen,“ setzt *Bühler* hinzu, „und dem Buddhismus berührt sich der Jainismus in seiner Kosmologie und den Vorstellungen über die Weltperioden, und stimmt er genau in Bezug auf die Lehren von Karman, von der Fesselung und von der Erlösung der Seelen. Der Atheismus und die Ansicht von der Unerschaffenheit der Welt ist ihm mit dem Buddhismus und der Sânkhya Philosophie gemeinsam.“

Wir brauchen dem in Bezug auf den Buddhismus Gesagten nur noch hinzuzufügen, dass „wer nach Erlösung strebt, sich hüten muss, zwei Irrwege zu gehen. Der eine, das Trachten nach der Befriedigung der Leidenschaften und der sinnlichen Genüsse, ist niedrig, gemein, entwürdigend, verderblich; es ist der Weg der Weltkinder. Der andere, die Selbstpeinigung und Askese, ist trübselig, peinvoll und nutzlos. Der Mittelweg allein, den der Vollendete gefunden hat, vermeidet diese beiden Irrwege, öffnet die Augen, verleiht Einsicht und führt zum Frieden, zur Weisheit, zur Erleuchtung, zum *Nirwâna*.“ [7])

Also auch im Buddhismus kann das *Nirwâna* schon erreicht werden, während die Seele noch in ihrem Körper ist!

Und was die Wiedergeburt betrifft, so hängt sie im Buddhismus wie im Jainismus von der moralischen Beschaffenheit des Menschen ab und in beiden Religionen stimmt die Ansicht über den rechten Wandel, der zur Erlösung führt, bis auf einen Punkt — die Askese — überein.

Der rechte Wandel, mit anderen Worten, das moralische Verhalten des Menschen hat sich vor Allem nach den fünf grossen Gelübden zu richten, welche auch den brahmanischen Büssern bekannt sind. Der Buddhist wie der Jaina geloben:

1. Nichts zu tödten oder zu verletzen.
2. Nicht zu stehlen.
3. Keine Unzucht zu treiben.
4. Nicht die Unwahrheit zu reden.
5. Entsagung zu üben.

Im Buddhismus bezieht sich das fünfte Gebot auf den Genuss berauschender Getränke, welche den Mönchen überhaupt verboten, den weltlichen

[6]) *Bühler*, a. a. O.
[7]) Vgl. *Feigl*, a. a. O.

Anhängern aber nur zu mässigem Genusse erlaubt sind.

Während aber der Buddhismus selbst von den Mitgliedern der Brüderschaft nur noch verlangt, dass sie die Benützung üppiger Betten meiden und auf einem harten niedrigen Lager schlafen, sowie alle und jede Weltlichkeit und den Genuss thierischer Nahrung meiden, endlich dass sie immerdar in freiwilliger Armuth leben, verlangt die Satzung der Jainas von dem Asketen viel mehr.

Der Jaina-Asket darf auch weder Haus noch Habe besitzen und er soll auch gegen angenehme wie unangenehme Sinneseindrücke gleichgiltig sein und jede Anhänglichkeit an Lebendes oder Todtes aufgeben; auch er soll begangene Vergehen bereuen, sie vor dem Lehrer beichten und Busse dafür thun; auch er soll gegen die Lehrer und Tugendhaften demüthig sein und sie bedienen, fromme Betrachtungen anstellen, mässig sein, aller schmackhaften Speisen sich enthalten und seinen Unterhalt durch Betteln erwerben. Aber der Jaina-Asket kennt zur Läuterung und Reinigung des Geistes auch noch eine körperliche Askese, welche der Buddhismus, wie wir oben bemerkt haben, entschieden verwirft. Der Jaina peinigt sich selbst, indem er in unnatürlichen und ermüdenden Stellungen sitzt, die Thätigkeit der Organe hemmt und oft sogar bis zum Eintritte des Hungertodes fastet. Ja, der freiwillige Tod durch Entziehung der Nahrung ist nach der strengeren Lehre für alle Asketen, welche die höchste Stufe der Erkenntniss erlangt haben, durchaus nothwendig. [8])

In dieser Hinsicht steht wohl Buddha's Lehre höher, da sie zwischen sinnlichen Genüssen und Selbstpeinigung den Mittelweg zu gehen befiehlt und solche dem Brahmanenthum entlehnte und oft übertriebene Askese vollends verwirft.

Haben wir hier einen Differenzpunkt zwischen Buddhismus und Jainismus zu verzeichnen, so gehen die beiden Religionen schon wieder denselben Weg, wo es auf die äussere Bethätigung des Glaubens, auf den Cult ankommt.

Wie der Buddhismus dem Cultus nicht entgehen konnte, sobald er anfing, in die Massen einzudringen, [9]) wie er in späterer Zeit Gebete, Predigten, Opfer, Weihungen, Wallfahrten und Fest- und Fasttage kennt, ebenso der Jainismus. Und aus denselben Gründen.

„Die Verbindung eines Laienstandes mit dem Orden der Asketen hat natürlich eine gewaltige Rückwirkung auf diesen und seine Entwicklung, sowie die seiner Lehre ausgeübt und für den Jainismus ganz ähnliche Folgen wie für den Buddhismus nach sich gezogen. Was zunächst die Aenderungen in der Lehre betrifft, so ist es ohne Zweifel dem Einflusse der Laien zuzuschreiben, dass das atheistische Jaina-System ebenso wie das buddhistische mit einem Cultus ausgestattet wurde. Der Asket mochte das natürliche Bedürfniss des Menschen nach einer Verehrung höherer Mächte in seinem Streben nach dem Nirwâna unterdrücken. Bei dem weltlichen Hörer, der jenem Ziele nicht unmittelbar zustrebte, konnte dies nicht gelingen. Da die Lehre keinen anderen Anhalt bot, so klammerte sich das religiöse Gefühl des Laien an die Person des Stifters derselben. Der Jina und mit ihm seine mythischen Vorgänger wurden zu Göttern. Denkmäler und mit ihren Statuen geschmückte Tempel wurden errichtet, besonders an solchen Orten, wo die Propheten der Sage nach die Vollendung erreicht hatten. Hieran schloss sich eine Art von Cultus mit Spenden und Blumen und Weihrauch für die Jina, mit ihrer Verehrung durch Loblieder, mit der Feier ihres Eingangs in das Nirwâna, den der Jaina zu einem grossen Freudenfeste macht mit feierlichen Processionen und mit Wallfahrten zu den Orten, wo derselbe erfolgte." [10])

Der Buddhismus, dessen beschaulicher Charakter dem Mönchswesen förderlich war, kennt nicht nur Bettelmönche, die mit der Almosenschale in der Hand das Land durchziehen, sondern auch Eremiten und sesshafte Mönche, die in Klöstern oft in grosser Zahl beisammen wohnen, und sich der Beschaulichkeit und dem Studium hingeben. Ebenso der Jainismus.

„Die Pflicht, den Laien zu lehren und sein Leben zu überwachen, bedingte mit Nothwendigkeit die Verwandlung der wandernden Büsser in beinahe sesshafte Mönche, die sich der Seelsorge, der Missionsthätigkeit und der Pflege der Wissenschaft widmen und nur hie und da die Pflicht, den Wohnort zu wechseln, erfüllen. Die Bedürfnisse der Laiengemeinde erforderten die stetige Gegenwart von Lehrern. Mochten diese auch von Zeit zu Zeit wechseln, so war es doch nothwendig, für ihr Unterkommen zu sorgen. So entstanden die Jaina-Klöster, welche genau den buddhistischen Sanghârâma entsprechen. Mit den Klöstern und der Sesshaftigkeit in denselben kam sodann eine bestimmte Gliederung des Ordens, die bei dem Jaina-Princip des unbedingten Gehorsams gegen den Lehrer sich strenger und fester gestaltete als im Buddhismus. Mit der Entwicklung des Ordens und der Musse des Klosterlebens folgte weiter der Beginn einer literarischen und wissenschaftlichen Thätigkeit etc." [11])

Unter anderen verfassten diese Mönche auch die sogenannten Anga (vielleicht im III. Jahrhundert v. Chr.), welche, im volksthümlichen Prakrit-Dialecte geschrieben, Legenden über Jina und seine Lehrthätigkeit, sowie Bruchstücke von systematischen Darstellungen der Lehre enthalten. „Sie zeigen," betont Bühler ausdrücklich, „obschon der Dialect verschieden ist, in der Form der Erzählungen und in der Ausdrucksweise eine

[8]) *Bühler*, a. a. O.
[9]) *Köppen*, „Die Religion des Buddha und ihre Entartung." Berlin, 1857.
[10]) *Bühler*, a. a. O.
[11]) *Bühler*, a. a. O.

ausserordentliche Aehnlichkeit mit den heiligen Schriften der Buddhisten!"

Wie Vieles müsste zu einer erschöpfenden Darlegung der Vergleichspunkte zwischen Buddhismus und Jainismus noch beigebracht werden, und was für überraschende Details kämen hiebei noch zum Vorscheine. Doch lassen wir es uns an dieser gedrängten und mehr skizzenhaften als tiefer eindringenden Vergleichung der Hauptmomente der beiden Religionen genügen, und sehen wir uns nach ihren Stiftern selbst um.

Da der Jainismus gegenüber dem Buddhismus den Anspruch auf Priorität hat, so möge auch das Leben Jina's zuerst betrachtet werden.

Schon oben ist erwähnt worden, dass der eigentliche Name des 24. Jina [12]) *Vardhamâna* ist.

Vardhamâna, der letzte Prophet der Jainas, war nach *Bühler's* Darstellung der jüngere Sohn des Siddhârtha, eines Adeligen, der dem Geschlechte der im Sanskrit Jnâti oder Jnâta, im Prakrit Nâya genannten Kshatriya angehörte und nach dem alten Brauche der indischen Kriegerkaste auch den Namen eines brahmanischen Geschlechtes, der Kâśyapa, trug. Seine Mutter, die Triśalâ hiess, stammte aus dem Geschlechte der Herrscher von Videha. Siddhârtha's Wohnsitz war Kundapura, das heutige Basukund, ein Vorort der reichen Stadt Vaiśâlî, des jetzigen Besarh, in Magadha oder Bihâr. Durch seine Gemahlin war Siddhârtha mit dem Könige von Vaiśâlî verschwägert. 30 Jahre lang führte Vardhamâna, wie es scheint im elterlichen Hause, ein weltliches Leben. Er heiratete und seine Frau Yaśodâ gebar ihm eine Tochter Anojjâ, welche mit einem Adeligen Namens Jamâli vermählt wurde und wiederum eine Tochter hatte. In seinem 31. Jahre starben seine Eltern. Da sie Anhänger des 23. Jina, des Pârśva waren, erwählten sie nach der Sitte der Jaina den Hungertod der Weisen. Unmittelbar darauf beschloss Vardhamâna der Welt zu entsagen. Er holte die Erlaubniss seines älteren Bruders Nandivardhana und der Machthaber seines Landes zu diesem Schritte ein, vertheilte sein Hab und Gut und wurde ein heimatloser Asket. Mehr als 12 Jahre wanderte er, nur während der Regenzeit rastend, in den Ländern der Lâdha in Vajjabhûmi und Subbhabhûmi, dem heutigen Rârh in Bengalen, umher und lernte grosse Beschwerden, harte Misshandlungen von den Bewohnern jener Gegenden mit Gleichmuth ertragen. Dazu legte er sich die strengsten Kasteiungen auf — nach dem ersten Jahre warf er auch die Kleider ab — und gab sich ganz der tiefsten Meditation hin. Im 13. Jahre dieses Wanderlebens glaubte er die höchste Erkenntniss und die Würde eines Heiligen erlangt zu haben. Er trat dann als Prophet auf, predigte die Nirgrantha-Lehre, angeblich eine Modification der Religion Pârśva's, und organisirte den Orden der Nirgrantha-Asketen. Seit der Zeit führte er den Namen der ehrwürdige Asket Mahâvîra. Seine Laufbahn als Lehrer währte nicht ganz 30 Jahre, während welcher er, wie früher, ausser in der Regenzeit, im Lande umherzog. Er erwarb sich zahlreiche Anhänger des geistlichen wie des Laienstandes, unter denen aber schon im 14. Jahre seiner Lehrthätigkeit ein durch seinen Schwiegersohn veranlasstes Schisma entstand. Die Ausdehnung seines Wirkungskreises fällt ungefähr mit der der Reiche von Srâvastî oder Kosala, Videha, Magadha und Anga, dem jetzigen Oude und den Provinzen Tirhut und Bihar im westlichen Bengalen zusammen. Besonders häufig verbrachte er die Regenzeit in seiner Vaterstadt Vaiśâlî und und in Râjagriha. Als der Ort seines Todes wird die Stadt Pâpâ oder Pâvâ, das heutige Padraona angegeben, wo er während der Regenzeit seines letzten Lebensjahres in dem Hause der Schreiber des Königs Hastipâla weilte. Unmittelbar nach seinem Tode fand eine zweite Spaltung seiner Gemeinde statt.

Betrachten wir nun auch in Kürze das Leben des *Buddha*.

Buddha, dessen eigener Name *Siddhârtha* und Familienname *Gautama* war, soll von der Königin *Maya* ihrem Gemahle Suddhôdana in *Kapilavastu* geboren worden sein, sich in seinem 16. Jahre mit der Prinzessin Yasôdhara vermählt und mit ihr 13 Jahre lang in glücklicher Ehe gelebt haben. Die dem jungen Manne fremden Erscheinungen von Alter, Krankheit und Tod sollen ihn zum Nachdenken über die Leiden dieser Welt bewogen, und seine Meditationen in ihm den Entschluss gereift haben, der Welt zu entsagen und ein Bettelmönch zu werden. Aber die Brahmanen, von denen er sich Belehrung holen wollte, konnten ihm diese nicht geben; ihre Gebete, Opfer und religiösen Gebräuche, das hatte Siddhârtha bald eingesehen, konnten die Seele nicht läutern und nicht zur Erlösung vom Tode und von der Wiedergeburt führen. Auch ihre Bussübungen und Selbstpeinigungen, denen er sich im Walde von Uruwelâ selbst sechs Jahre lang hingab, befriedigten ihn nicht, und da er zur Erkenntniss gekommen war, dass weder religiöse Formeln noch die Askese zum Heile und zur Erlösung führen können, so beschloss er, fortan nur den Eingebungen seines Innern zu folgen und er strebte nach völliger Entfaltung der höheren geistigen Kräfte. Und nachdem er den Kampf gegen die irdischen Neigungen und Begierden, welche im Menschenherzen wohnen, überwunden, da er die letzten Anwandlungen menschlicher Schwäche unterdrückt hatte, da zog der tiefe Friede des Nirwâna in sein Herz ein und sein Geist erhob sich durch alle Stufen mystischen Schauens bis zu jener erhabenen Höhe, wo dem Strebenden volle Erleuchtung zutheil

[12]) Wenn ich *Jina* weiter oben durch „Sieger" wiedergegeben habe, so bin ich damit Bühler's Uebersetzung gefolgt. *Kern* übersetzt das Wort mit „Ueberwältiger, Bezwinger und Machthaber," indem er es von *jinâti* = überwältigen, bezwingen und nicht von *jayati* = besiegen ableitet, wie sehr auch, wie er hiezu bemerkt, die Begriffe beider in einander übergehen. (Vgl. *Kern*, l. c. Bd. I, pag. 104.)

KÖNIGLICHE BIBLIOTHEK BRAUNSCHWEIG

wird. Er war ein vollendeter, welterleuchtender *Buddha* geworden. Er erkannte die Ursache des Entstehens und Vergehens der Wesen, die Ursache des Leidens, des Todes und der Wiedergeburt, und das Mittel, allem Leiden ein Ende zu machen, dem unablässigen Kreislauf von Geburt und Tod zu entgehen und die Erlösung, das *Nirwâna* zu erreichen. [13])

Vierundvierzig Jahre lang übte Buddha predigend, belehrend und bekehrend sein Lehramt aus und achtzig Jahre alt soll er um das Jahr 480 v. Chr. in Kusinârâ gestorben sein.

Wenn wir das Leben des Buddha Siddhârtha so betrachten, wie wir es eben gethan haben, so könnte wohl, die historische Wahrheit natürlich vorausgesetzt, auch der grösste Skeptiker nichts dagegen einzuwenden haben. Wer aber die Buddha-Legende kennt, wer es weiss, wie es im Leben dieses Religionsstifters von Wundern wimmelt, der wird es nicht begreifen können, wie wir zu einer so nüchternen Darstellung von Buddha's Lebenslauf gelangen konnten. Und doch haben wir vielleicht noch zu viel gesagt!

Dieses Wenigen aber bedurften wir doch, um zwischen dem Leben Buddha's und dem Jina's Parallelen ziehen zu können. Vergleichen wir die Lebensläufe der beiden Religionsstifter, so finden wir in ihnen manches Verwandte oder Gemeinsame.

Vardhamâna Jina und Siddhârtha Buddha, Beide stammen aus vornehmem Geschlechte, Beide führen bis um ihr dreissigstes Lebensjahr beiläufig ein weltliches Leben, und Beide entsagen dann der Welt und verlassen Weib und Kind, um sich als Asketen der Meditation hinzugeben und endlich die Früchte dieses Meditirens der Welt als neue, als einzig wahre Heilslehre mitzutheilen.

„Bei der Betrachtung von Vardhamâna's Leben," sagt auch *Bühler*, „fällt es sofort auf, dass der Schauplatz von Vardhamâna's Thätigkeit in denselben Theil von Indien verlegt wird, wo Buddha wirkte, und dass mehrere Persönlichkeiten, welche in der Geschichte Buddha's eine Rolle spielen, auch in der Jaina-Legende auftreten. Es sind gerade die Königreiche von Kosala, Videha und Magadha, welche Buddha predigend durchzogen haben soll. Auch von den Bewohnern von Vaisâlî wird erzählt, dass sich viele seiner Lehre zuwandten. Es ist somit klar, dass schon die älteste Jaina-Legende Vardhamâna zum Landsmanne und Zeitgenossen Buddha's macht und es liegt nahe, in den Schriften der Buddhisten nach Bestätigung dieser Behauptungen zu suchen. Wirklich finden sich solche in nicht geringer Anzahl." [14])

Die Nigantha (sanskr. Nirgrantha), das sind nämlich die Jainas, werden mit ihrem Oberhaupte Nâtaputta in buddhistischen Schriften nicht allein des Oefteren erwähnt, sondern auch so charakterisirt, dass an ihrer Identität gar nicht zu zweifeln ist. Und wenn man schon dem geschriebenen Worte kein Vertrauen schenken will, so bezeugen Inschrifttafeln des altindischen Königs Âśoka, der während der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts v. Chr. über ganz Indien mit Ausnahme des Dekhans herrschte, und der ein grosser Förderer des Buddhismus war, dass ihm auch die Secte der Nigantha wohl bekannt war, und dass sie zu seiner Zeit auch schon eine so bedeutende Anhängerschaft gehabt haben muss, dass sie der grosse König der besonderen Berücksichtigung in seinem Edicte für werth hielt.

Was damit gesagt sein soll? Dass die Jainas vor Allem nicht Unrecht haben, wenn sie den Ursprung ihrer Religion in die Zeit des Ursprungs des Buddhismus zurückverlegen und Jina und Buddha als Zeitgenossen hinstellen.

Dass, als die Aehnlichkeit der beiden Religionen, ihre Uebereinstimmung in den Dogmen und mutatis mutandis auch im Leben ihrer Stifter der Wissenschaft bekannt geworden war, auch bedeutende Zweifel sich zu regen begannen, ist einzusehen. Bei dem unleugbaren Vorhandensein von religiösen Schriften der beiden rivalisirenden Religionen zweifelte man wohl nicht an deren uralter Sonderexistenz, aber man warf die Frage auf, welches von den zwei einander so ähnlichen Systemen das ältere sei. Die Einen traten für die Priorität des Buddhismus, die Anderen für die des Jainismus ein.

Ueber den Stand dieser Frage lässt sich *Bühler* in einer Anmerkung zu seinem Vortrage über die Jainas also vernehmen: „Abgesehen von der sehr schwach begründeten Vermuthung *Colebrooke's*, *Stevenson's* und *Thomas'*, der zufolge der Buddha ein abtrünniger Schüler des Stifters der Jaina sein sollte, war die besonders von *Wilson*, *Weber* und *Lassen* vertretene Ansicht, dass die Jaina eine alte Secte der Buddhisten seien, bis vor zehn (heute dreizehn) Jahren die allgemein herrschende. Dieselbe gründet sich einerseits auf die Aehnlichkeit der Jaina-Lehren, Schriften und Tradition mit denen der Buddhisten, andererseits darauf, dass die canonischen Werke der Jaina einen jüngeren Dialect zeigen als die der Buddhisten, und dass sichere historische Zeugnisse für ihre frühere Existenz fehlten. Ich selbst *(Bühler)* bin früher von der Richtigkeit dieser Annahme überzeugt gewesen und habe sogar geglaubt, in der buddhistischen Schule der Sammitîya die Jaina zu erkennen. Bei eingehenderer Beschäftigung mit der Jaina-Literatur, zu welcher ich durch die für die englische Regierung unternommene Sammlung derselben in den Siebzigerjahren gezwungen wurde, fand ich zunächst, dass die Jaina ihren Namen gewechselt haben und sich in der älteren Zeit stets Nirgrantha oder Nigantha nennen. Die Bemerkung, dass die Buddhisten die Nigantha kennen, und von dem Haupte und Stifter derselben, dem Nataputta, erzählen, er sei ein Rivale Buddha's gewesen und zu Pâvâ gestorben, wo der letzte Tîrthakara das Nirwâna erreicht haben soll, veranlasste mich, anzunehmen, dass die Jaina und die Buddhisten derselben religiösen Bewegung

[13]) Vgl. *Feigl*, a. a. O.
[14]) *Bühler* a. a. O.

entstammten. Meine Vermuthung wurde durch Jacobi, der unabhängig von mir auf einem anderen Wege zu derselben Ansicht gelangt war, bestätigt, indem er nachwies, dass der letzte Tîrthakara im Jaina-Canon denselben Namen wie bei den Buddhisten trägt. Nach der Veröffentlichung unserer Resultate, welche seitdem durch *Jacobi* mit grossem Scharfsinne weiter begründet sind, sind die Ansichten über diese Frage getheilt. *Oldenberg*, *Kern*, *Hoernle* und Andere haben die neue Ansicht unbedenklich angenommen, während *A. Weber* und *Barth* auf dem früheren Standpunkte beharren. Die letzteren trauen der Jaina-Tradition nicht und halten es für wahrscheinlich, dass die Angaben derselben gefälscht seien. Einer solchen Behauptung stellen sich zwar grosse Schwierigkeiten entgegen, besonders die Unwahrscheinlichkeit, dass die Buddhisten die Thatsache des Abfalls ihrer verhassten Gegner vergessen haben sollten. Indessen ist dieselbe nicht absolut unmöglich, da der älteste erhaltene Jaina-Canon erst im fünften oder sechsten Jahrhunderte unserer Aera seine endgiltige Redaction erhalten hat und bis jetzt der Beweis, dass die Jaina in älterer Zeit eine feste Tradition besassen, nicht geliefert ist.[15])

Wir ersehen hieraus, dass die Frage nach der Priorität zwar stets eine sehr rege gewesen, aber bis heute noch nicht endgiltig entschieden worden ist.

Wurde in der oben citirten Stelle der Vermuthung gedacht, dass Buddha ein abtrünniger Schüler des Stifters der Jaina sein sollte, wurde dem Buddha, zu dessen Fahne sich heute bei fünfhundert Millionen Menschen bekennen, gegenüber dem Vardhamâna, dem Stifter einer heute zusammengeschmolzenen Secte, also die inferiorere Rolle zugetheilt, so ist man seinerzeit noch weiter gegangen, und hat, ohne Rücksicht auf den Bestand der Jaina-Secte und nur mit Benützung der buddhistischen Tradition, schlechtweg geleugnet, dass ein Buddha, so wie er uns als Religionsstifter dargestellt wird, überhaupt jemals existirt habe.

Wie schon angedeutet, wimmelt es in der Lebensgeschichte Buddha's von Wundern, nach deren Hinweglassung uns von dem grossen Religionsstifter beinahe nicht mehr übrig bleibt als sein Name.

Der Franzose *Emile Senart* hat diese Wunder in Rücksicht auf ihre mythologische Bedeutung untersucht und ist zu dem Schlusse gekommen, dass zwar ein wirklicher Buddha einmal existirt haben mag, dass aber jener Buddha, von welchem die buddhistische Ueberlieferung erzählt, nie gelebt habe. Dieser Buddha ist kein Mensch; seine Geburt, die Kämpfe, die er besteht, und sein Tod sind nicht die eines Menschen.

Von alten Zeiten her weiss die Natursage der Inder, wie die der Griechen und der Deutschen, von den Schicksalen des Sonnenheros zu sagen: von seiner Geburt aus der Morgenwolke, welche kaum, dass sie ihm das Dasein gegeben, vor den Strahlen ihres leuchtenden Kindes selbst verschwinden muss; von seinem Kampf und Sieg über den finsteren Dämon der Gewitterwolke; wie er dann triumphirend über das Firmament einherzieht, bis endlich der Tag sich neigt und der Lichtheld dem Dunkel erliegt.

Schritt für Schritt meint *Senart* in der Geschichte vom Leben Buddha's die Geschichte vom Leben des Sonnenheros wiederzuerkennen: Wie die Sonne aus den nächtlichen Wolken, geht er aus dem dunklen Mutterschooss der Mâyâ hervor; ein Lichtglanz dringt durch alle Welten, da er geboren wird; Mâyâ stirbt gleich der Morgenwolke, die vor den Sonnenstrahlen verschwindet. Wie der Sonnenheros den Gewitterdämon, überwindet Buddha unter dem heiligen Baume in heissem Kampfe Mâra, den Versucher; der Baum ist der dunkle Wolkenbaum am Himmel, um den der Gewitterkampf tobt. Als der Sieg errungen ist, macht sich Buddha auf, aller Welt ein Evangelium zu predigen, „das Rad der Lehre rollen zu lassen"; das ist der Sonnengott, der sein leuchtendes Rad über das Firmament rollen lässt. Endlich neigt sich das Leben Buddha's dem Ende zu; noch erlebt er den schreckenvollen Untergang seines ganzen Hauses, des Çakya-Geschlechts, welches von den Feinden vernichtet wird, wie beim Sonnenuntergang die Mächte des Lichts im blutigen Roth der Abendwolke hinsterben. Nun ist auch für ihn selbst das Ende gekommen; die Flammen des Scheiterhaufens, auf dem der Leib Buddha's verbrannt ist, werden von Wasserströmen. die aus der Luft herabregnen, gelöscht, wie der Sonnenheld im Feuermeer seiner letzten Strahlen stirbt und in dem Nass der Abenddünste am Horizont die letzten Flammen seiner göttlichen Leichenfeier verschwinden.[16])

Einer solchen Erklärung des Wunderlichen in Buddha's Lebensgeschichte lässt sich gewiss nur beipflichten; aber warum, frägt man, nur das Legendarische zur Grundlage der Untersuchung machen, und das übersehen und vergessen, was wir mit demselben Rechte historisch nennen können, wie irgend alltägliche und gewohnte Ereignisse im Leben eines anderen Religionsforschers? Allerdings wirft man dieses mit Recht ein, aber wie gesagt, was bleibt uns denn vom historischen Buddha, wenn wir das Legendarische, das Mythologische weglassen?

Nicht umsonst haben wir Vardhamâna's Leben so ausführlich wiedergegeben; wir wollten zeigen, dass es den Anstrich der Historicität überhaupt an sich trägt, was sich von Buddha's Leben durchaus nicht behaupten lässt. Der Vater Vardhamâna's, Siddhârtha, wohnte doch in einer Stadt, die wir heute noch geographisch bestimmen

[15]) *Bühler* a. a. O.

[16]) *Senart*, Essai sur la légende du Buddha. Paris, 1875. *Oldenberg*. Buddha. Sein Leben, seine Lehre, seine Gemeinde. Berlin, 1881.

JEDNOTA K POVZBUZENÍ PRŮMYSLU V ČECHÁCH

können, während wir Buddha's Geburtsort Kapilavastu vergebens suchen; und führen die in Vardhamâna's Leben auftretenden Personen Namen, unter denen man sich reale Menschen vorstellen kann, so hat schon Buddha's Mutter Mâyâ, „die Wundermacht", einen Namen, der zum Mindesten sehr allegorisch klingt, wenn er es nicht wirklich ist.

Mit diesen Bemerkungen soll nur angedeutet sein, dass die wirkliche Existenz des Buddha gegenüber der des Vardhamâna gar sehr in Frage gestellt werden kann und dass uns die Zeit, d. h. die wissenschaftliche Forschung in dieser Hinsicht noch manche Ueberraschung bringen kann.

Wie wäre es, wenn Vardhamâna Jina und Siddhârtha Buddha gar ein und dieselbe Person wären, deren Zweitheilung auf das Schisma in der Lehre zurückzuführen ist? Dass keiner von beiden Religionsstiftern jemals gelebt habe, das könnte nur deshalb nicht behauptet werden, weil die Realität der gestifteten Gemeinde, der Lehre, dagegen beweisend auftritt; doch wer der ursprüngliche Stifter sowohl des Jainismus wie des Buddhismus ist, darum könnte mit Umgehung von Jina und Buddha noch immer gefragt werden.

DIE GENUSSMITTEL DES ORIENTES.

Von *Gustav Troll.*

IV.

Der *indische Hanf*, welcher das unter dem Namen „Haschisch" bekannte Genussmittel der Morgenländer liefert, wird besonders in seinem Stammlande in Indien (Bengalen), jedoch auch in verschiedenen anderen orientalischen Ländern cultivirt. Die zu Genusszwecken bestimmte Masse besteht aus den Blüthenständen der weiblichen Pflanze, welche einen harzigen Stoff von betäubender Wirkung und ebensolchem Geruche ausschwitzen. In diesen Hanfharzen ist der mystische Zauber enthalten, dem so viele Morgenländer ihr ganzes Leben lang unterworfen bleiben. Der Werth des indischen Hanfes als Handelsartikel richtet sich nach dem Harzgehalte und man unterscheidet hauptsächlich drei Sorten: 1. Churus (Charas, Tschers, Momeka), welcher nur von den jüngeren Theilen der weiblichen Blüthenstände gesammelt wird und fast reines, gelblichgrünes, oft in Kugeln geformtes Harz vorstellt. Diese Sorte gilt als die wirkungsvollste und theuerste und wird in Indien selbst als kostbarstes Berauschungsmittel verbraucht. 2. Ganjah (Gunjah, Kalpam, arabisch Ganga, Kinab, persisch Kanab). Besonders geschätzt ist das bengalische Ganjah von Rajschahi und Bagrah, nördlich von Calcutta. Diese Sorte besteht aus den Blüthenköpfen, ist harzreicher und zehnmal theurer als die nächstfolgende, jedoch immer noch bedeutend billiger als die erste. 3. Bang (indisch: Bhang, Bheng, Siddhi, Sabzi, arabisch Haschisch) wird in den ostindischen Tiefebenen (Bombay, Calcutta) und Turkestan gesammelt. Für den als Genussmittel verwendeten Hanf ist jedoch der Name Haschisch, ohne Rücksicht auf die Sorte, im Oriente allgemein üblich geworden.

Das Hanfkraut war schon in den ältesten Zeiten im Morgenlande als Berauschungsmittel bekannt, es lässt sich jedoch heute nicht mehr mit Sicherheit feststellen, ob dessen Gebrauch zuerst in Indien oder in Persien bekannt war. Im Sanskrit heisst die Pflanze Vijaya, d. i. Erfolg verheissend. In der Rajanighantu (einem indischen Arzneibuche aus dem XIII. Jahrhundert) wird der Hanf ausführlich beschrieben und verschiedene Namen derselben angeführt: Vijaya, Ujaja, Jaja, sämmtlich in der Bedeutung „Erfolggeber", dann Vrijpatta (starkblätterig), Chapalâ (taumeln machend), Ananda (zum Lachen reizend), Harschini (Erreger des Geschlechtstriebes). In arabischen und persischen Werken wird der Hanf häufig erwähnt. Das älteste Werk, welches ihn anführt, ist eine Schrift Hassan's, welcher erzählt, dass Haider, der Stifter des unter seinem Namen bekannten Derwisch-Ordens, die wunderbare Wirkung dieses Krautes zuerst entdeckt habe. Haider lebte in strengster Enthaltsamkeit auf einem Berge zwischen Nischabar und Rama in Khorassan, wo er ein Kloster gründete. Nachdem er zehn Jahre in dieser Zurückgezogenheit gelebt hatte, kam er eines Tages von einem Spaziergange überaus heiter und angeregt zurück und erzählte auf Befragen, er habe die Blätter einer fremdartigen Pflanze genossen. Dann führte er seine Gefährten an die Stelle, wo diese Pflanze wuchs und sie assen alle von derselben und fühlten sich ebenso fröhlich, wie ihr Meister. Haider scheint von seiner Entdeckung sofort umfassenden Gebrauch gemacht zu haben und sich eine Art Tinctur daraus bereitet zu haben, wenigstens besingt ein arabischer Dichter jener Epoche den wonnespendenden Smaragdtrank Haiders. Auf Wunsch ihres sterbenden Scheiks pflanzten die Mönche um Haiders Grab eine Hanflaube und von da an soll die Cultur der Hanfpflanze in Khorassan verbreitet worden sein. Bei den Chosru's in Indien soll die Pflanze schon vorher bekannt gewesen sein, man nannte sie „Fakirkraut", weil die Fakire seinem Genusse besonders ergeben waren. Thatsächlich hat der Haschischgenuss bei den indischen Asketikern und Mystikern von jeher eine grosse Rolle gespielt und erklärt so manche, sonst ganz unfassbare Thatsache von grässlichen Qualen und Martern, denen sich diese Leute unterzogen.

Die verheerende Wirkung des Haschischgenusses ist frühe bekannt geworden. Schon Ibn Baijtar berichtet gegen Ende des XII. Jahrhunderts, dass Haschisch in kleinen Gaben berauscht, grössere Mengen aber Geistesverwirrung und Wahnsinn erzeugen und der gewohnheitsmässige Genuss Geistesschwäche oder Tobsucht hervorruft. Makrizi erwähnt den Gebrauch des Haschisch in Egypten und eifert gegen dessen

aphrodisische Wirkung. Marco Polo berichtet im XIII. Jahrhundert über den Gebrauch, den die Assassinen (Haschischin) von diesem Stoffe machten: sie schläferten den in ihren Bund Aufzunehmenden ein und brachten ihn in die Feengärten von Alamut oder Massiat, dem Zauberreiche des „Alten vom Berge", wo Alles, was menschliche Sinne zu reizen und zu entzücken vermochte, vereinigt war. Aus dem Schlafe erwacht, glaubte sich der Novize in's Paradies versetzt und genoss in vollen Zügen die vermeinten himmlischen Freuden mit irdischen Sinnen. Dann wurde er wieder bewusstlos gemacht, in seine alten Verhältnisse zurückgebracht und erwachte nun mit der verzehrenden Sehnsucht im Herzen, jenes wonneduftige Paradies wieder zu betreten. Damit war er dem Alten vom Berge und seinen Genossen rettungslos verfallen. Seltsam und märchenhaft klingen die begeisterten Schilderungen der arabischen Dichter über die wunderbaren Genüsse, welche das Rauschkraut selbst dem Aermsten zu verschaffen vermag und so ist es denn nicht zu verwundern, dass dessen Gebrauch immer mehr aufkam. Zur Zeit der Fatimiden-Khalifen schwelgte ganz Egypten in einem nicht enden wollenden Hanfrausche und die schwersten Strafen, die später auf den Haschischgenuss gesetzt wurden, konnten es nicht hindern, dass er immer mehr Ausbreitung und Anhänger gewann. Auch heute ist der Haschisch in Egypten und in verschiedenen anderen orientalischen Ländern strenge verboten, aber der Dämon des Hanfes zählt trotzdem im ganzen Oriente eine grosse Schaar begeisterter Anhänger. Dieselben zerfallen, wie die Opiumfreunde, in Hanfesser und Hanfraucher. Letztere dürften in der Minderheit sein, nur die Afghanen sind ausschliesslich leidenschaftliche Hanfraucher und wissen den „Tschers", das Rauchpräparat des Haschisch, mit grosser Sorgfalt zu bereiten. Die verschiedenen Latwergen und Süssigkeiten aller Art, die mit Hanfkraut zubereitet werden, sind sehr zahlreich. So wird aus der Sorte Bheng durch Zerreiben mit Wasser oder Milch und Zusatz von Zucker und Gewürz eine „Bang" genannte trübe Flüssigkeit erzeugt, von welcher 30 *g* genügen, um Betäubung hervorzurufen. Die frischen Blüthenspitzen werden mit Butter ausgezogen und man erhält auf diese Weise das „Maju", ein fettes Extract, welches allerlei Confituren zugesetzt wird, die dann noch durch Vanille, Pistazien, Moschus u. dergl. verfeinert werden. Aus Hanfharz, Bilsenkrautsamen, Butter und Honig bereiten die Inder den „Madschuhu", kleine runde Kügelchen, die mit Kaffee oder Thee genossen werden. Die Egypter lieben die Conservenform, worunter besonders „Dawamesk", aus Haschisch, Butter, Zucker und allerlei Gewürz bereitet, sehr verbreitet ist. In der Türkei, in Tunis, Algerien etc. bereitet man mit Honig, Zucker, Kampher, Ambra, Moschus, Kanthariden, Opium, Datteln, Feigen, Pistazien, Mandeln, ätherischen Oelen und färbenden Stoffen allerlei Haschischpräparate in Form von Latwergen, Conserven, Scherbet etc. In den Bazaren wird der Haschisch meist in Form von dunkelbraunen, harten Täfelchen verkauft, die gewöhnlich zum Rauchen im Narghilé verwendet werden. In Südafrika ist bei den Zulukaffern, Hottentotten und Buschmännern ein eigenthümliches, „Dacha" genanntes Haschischpräparat in Gebrauch, welches entweder rein oder mit Tabak vermischt geraucht wird und dessen betäubende Wirkung so stark ist, dass schon nach wenigen Zügen Unzurechnungsfähigkeit eintritt. Auch in Westafrika wird aus jungen Hanfpflanzen ein „Mapiri" genanntes berauschendes Getränk erzeugt und man kann mit ziemlicher Sicherheit annehmen, dass der Genuss des Haschisch auch in Innerafrika nicht unbekannt sein wird. Zweifellos ist Haschisch das verbreitetste und wichtigste, weil schädlichste unter allen Genussmitteln des Orientes und es wäre im Interesse der Wohlfahrt der sonst so anspruchslosen und genügsamen Morgenländer zu wünschen, dass die verderblichen Eigenschaften des Hanfkrautes niemals entdeckt wären. Aber der Hang zu Erregungs- und Reizmitteln ist bei allen Völkern aller Zeiten zu finden und hätten die Orientalen ihren Haschisch und ihr Opium nicht, so hätten sie zweifellos ein anderes Mittel zur Befriedigung dieses Hanges ausfindig gemacht.

MISCELLE.

Conferenz der Missionäre in Shanghai. Der „London and China Telegraph" berichtet in eingehender Weise über die vor Kurzem in Shanghai stattgehabte grosse Conferenz der chinesischen Missionäre. Zu derselben waren 430 protestantische Missionäre beiderlei Geschlechtes erschienen, welche etwa 40 verschiedenen Congregationen und Gesellschaften angehörten. Die Anwesenden bildeten genau den dritten Theil der 1295 dermalen in China thätigen Missionäre, welche sich in 390 verheiratete Frauen, 316 unverheiratete Frauen und 589 männliche Mitglieder theilen. Dazu kommen noch 209 in die Orden aufgenommene eingeborene Priester. Die Conferenz repräsentirte im Ganzen 37.000 Gemeindeangehörige, welche jährlich etwa 37.000 $, das heisst 1 $ per Kopf zur Erhaltung der Kirchen beisteuern.

Abgesehen von den vielleicht in der Natur der Sache liegenden und den eigenthümlichen Verhältnissen entsprechenden mehr oder weniger abstracten Verhandlungsgegenständen weist der Congress auch recht praktische und nützliche Resultate auf. So die beschlossene Revision und Neuauflage von chinesischen Bibelübersetzungen, eine Resolution gegen den Missbrauch mit Opium und Morphium. Nicht ohne Interesse ist die zur Discussion gestandene Frage, ob der von den Chinesen geübte „Ahnencultus" absolut zu bekämpfen sei, eine Frage, die der Congress nicht völlig zu bejahen vermochte. Angesichts der zahlreichen christlichen Secten, welche in China missionsweise thätig sind, hat sich die Conferenz auch mit dem Project einer Verschmelzung derselben zu einer „Church of China" beschäftigt, doch verliefen die diesfalls stattgefundenen Verhandlungen ohne praktisches Resultat.

Verantwortlicher Redacteur: A. v. Scala. Druck von Ch. Reisser & M. Werthner in Wien.

JEDNOTA
K POVZBUZENÍ
PRŮMYSLU
V ČECHÁCH

Juli-Heft 1890. Nr. 7.

OESTERREICHISCHE

Monatsschrift für den Orient.

Herausgegeben vom

K. K. ÖSTERR. HANDELS-MUSEUM IN WIEN.

Redigirt von A. von Scala.

Monatlich eine Nummer. VERLAG DES K. K. ÖSTERR. HANDELS-MUSEUMS IN WIEN. Preis jährl. 5 fl. — 10 Mark.

INHALT: Im dunkelsten Afrika. Von *A. v. Schweiger-Lerchenfeld*. — Vom Aberglauben der Türken. Von *F. v. H.* — Die Genussmittel des Orientes. Von *Gustav Troll*. — Eine Stimme aus einem Harem. — Miscelle: Satsuma-Fayencen.

IM DUNKELSTEN AFRIKA.

Von *A. von Schweiger-Lerchenfeld.*

II.

Durch den Continent.

Wie man weiss, wurde die Route, welche Stanley zur Befreiung Emin Paschas einzuschlagen gedachte, erst im letzten Augenblicke entschieden, obwohl Ersterer von Haus aus für die Congoroute eingetreten war. Der Reisende ging hiebei von der Voraussetzung aus, dass er von der Regierung des Congostaates ausgiebige Unterstützung finden würde. Das Entsatz-Comité aber war anderer Ansicht und empfahl die östliche Route. Eigentlich waren es zwei östliche Routen, welche in Betracht kamen: jene durch das Massailand und jene über Msalala, Karagwe, Ankori und Asungora nach dem Albertsee. Die erstere wurde von Stanley auf 18 Monate, die zweite auf 20 Monate, die Congoroute auf 18 Monate berechnet. Auffälligerweise wurde die letztere thatsächlich in der für ihre Bewältigung angesetzten Frist zurückgelegt — ein in die Augen springender Zufall, da Stanley unmöglich voraussetzen konnte, dass er den Weg zwischen dem unteren Aruwimi und dem Albertsee *dreimal* zurücklegen würde. Dass schliesslich, trotz der entgegengesetzten Ansicht des Comités, dennoch die Congoroute gewählt wurde, ist dem König der Belgier zuzuschreiben, welcher mit grösstem Nachdrucke für dieselbe eintrat.

Da man ausserhalb der betheiligten Kreise von dieser Sachlage keine Kenntniss hatte, musste die Wahl der Zufahrtsroute, welche bekanntlich über Egypten und Sansibar ging, zu der Auslegung Anlass geben, als ob Stanley in der That von der Ostküste her nach dem Albertsee vordringen wolle. Da verliess Stanley ganz unerwartet Sansibar auf dem Seewege nach dem Cap der guten Hoffnung, und es war nicht zu verwundern, dass diese plötzliche Aenderung des Reiseweges Interpretirungen erfuhr, die der grossen Aufgabe, welche hier zu lösen war, als nicht würdig sich erwiesen. Man ging so weit, dem Leiter der Expedition geheime Pläne unterzuschieben, dessen spurloses Verschwinden von der Aruwimi-Mündung in einen bis dahin noch unbetretenen Theil von Aequatorial-Afrika als etwas Absichtliches hinzustellen, damit ein undurchdringlicher Schleier Stanley's Pläne aller Welt verhülle. Jetzt wissen wir, dass dies Alles müssige Combinationen waren und dass der thatkräftige Reisende, wie immer vorher, nur das sich selber vorgesteckte Ziel und nichts Anderes vor Augen hatte.

Uebrigens genügt ein Blick auf die Karte, um zu erkennen, dass der Weg von der Aruwimi-Mündung bis zum Albertsee unter allen gegebenen weitaus der kürzeste ist. Wenn Stanley ausser der Befreiung Emins überhaupt noch eine andere Aufgabe zu lösen hatte, war es die, für die Gegenden des mittleren Congo eine neue Verbindungsroute mit den Seen, beziehungsweise dem Nil aufzusuchen. Dies konnte aber nur in der Richtung eines der rechtsseitigen Zuflüsse des Congo stromab der Stanley-Fälle geschehen, und da erwies sich wieder der Aruwimi als der von der Natur vorgezeichnete Weg. So war Alles wohl überlegt, und die Ergebnisse der Expedition beweisen, dass Stanley, wie nicht anders zu erwarten, richtig calculirt hatte.

Am 21. Jänner 1887 war Stanley von England nach Egypten abgereist, wo mit den massgebenden Persönlichkeiten alle in Frage kommenden politischen Factoren durchbesprochen wurden. Am 22. Februar erfolgte die Ankunft in Sansibar, wo Stanley Alles wohl vorbereitet fand, da Herr Eduard Mackenzie rührig vorgearbeitet hatte. Indess handelte es sich noch um eine wichtige Angelegenheit, von der das Gelingen der Expedition vielleicht mehr abhing, als von der Tüchtigkeit des angeworbenen Menschenmaterials und der Trefflichkeit der Ausrüstung. Diese Angelegenheit bezieht sich auf Vereinbarungen mit dem berühmten Tippu-Tib, dem grössten und einflussreichsten Karawanenhändler in Ost- und Aequatorial-Afrika, aber zugleich dem grausamsten und geldgierigsten Sclavenjäger in jenen Gebieten. Stanley nennt diesen unzuverlässigen, raubsüchtigen und barbarisch eigennützigen Halbwilden den „ungekrönten König der Region zwischen den Stanley-Fällen und dem Tanganjika". Er hat ein schwer erworbenes Vermögen in Waffen und Pulver angelegt, und Tausende von abenteuerlustigen Arabern haben sich unter

seine Fahne geschaart. Stanley kannte den Mann nur zu gut, und er musste wissen, wie er daran war. Entdeckte er bei ihm feindselige Gesinnungen, dann wäre Stanley gezwungen gewesen, möglichst weit ausserhalb der Einflusssphäre Tippu-Tib's zu operiren; denn, wenn die Munition, welche für Emin Pascha bestimmt war, von Tippu-Tib erbeutet und verwendet wurde, gerieth die Existenz des jungen Congostaates in Gefahr und waren alle Hoffnungen der Expedition illusorisch.

Der Wortlaut der Unterredung Stanley's mit Tippu-Tib ist in mehrfacher Beziehung interessant, insbesondere das Detail, aus welchem hervorgeht, dass Stanley neben dem humanen Werke der Befreiung Emins gleichwohl auch ganz geschäftlich-praktische Dinge vor Augen hatte... „Ich brauchte Tippu-Tib's Hilfe nicht, um Emin Pascha zu erreichen oder mir den Weg weisen zu lassen . . . Allein Dr. Junker hatte mir mitgetheilt, dass Emin Pascha im Besitze von etwa 75 Tonnen Elfenbein sei. Ein solches Quantum Elfenbein würde, das Pfund zu 8 Mark gerechnet, einen Werth von 1,200.000 Mark repräsentiren. Die Betheiligung Egyptens am Fonds zum Entsatze Emin Paschas ist in Anbetracht der schlechten Finanzen des Landes eine bedeutende; in diesem Quantum hatten wir möglicherweise das Mittel, um den Staatsschatz wieder aufzufüllen, und behielten noch eine grosse Summe zur Deckung der Unkosten und vielleicht auch zu einem hübschen Geschenk für die überlebenden Sansibariten übrig . . . Weshalb sollten wir nicht den Versuch machen, dieses Elfenbein nach dem Congo zu befördern? Ich wünschte deshalb Tippu-Tib und seine Leute zu engagiren, damit sie mir bei dem Transport der Munition zu Emin Pascha und auf dem Rückwege beim Tragen des Elfenbeins behilflich seien. Nach langen Feilschen schloss ich mit ihm einen Vertrag ab, nach welchem er sich verpflichtete, 600 Träger zu 6 Pfd. Sterl. für jeden belasteten Mann und jede Rundreise von den Stanley-Fällen nach dem Albertsee hin und zurück zu liefern. Auf diese Weise würde, da jeder Mann 70 Pfund Elfenbein trägt, jede Rundreise dem Fonds die Summe von 13.200 Pfund Sterling netto an den Stanley-Fällen zuführen."

Diese etwas ungenirte Weise Stanley's, über fremdes Eigenthum im Vorhinein zu verfügen, überrascht umsomehr, als er des Umstandes gar nicht gedenkt, dass Emin, seine Officiere, Beamte und Truppen für eine lange Reihe von Jahren Gehälter und Löhne zu beanspruchen hatten und dass das aufgehäufte Elfenbein überhaupt als Erträgniss der Provinz, beziehungsweise zur Deckung der Verwaltungskosten in Betracht kam. Die Stanley'sche Auftheilung ist also ein Curiosum, das nebenher deutlich beweist, dass in die Rettungs-Angelegenheit sehr praktische geschäftliche Aussichten mitunterliefen. An sich erklärlich, berühren sie gleichwohl anstössig durch die kühle Klarheit der Tendenz und die gänzliche Ausserachtlassung der Person des Eigenthümers dieser Schätze Emin Paschas. Würden sich die Verhältnisse derartig gestaltet haben, dass Letzterer im vollen unbestrittenen Besitze des Elfenbeines gewesen wäre, ist ohne Weiteres anzunehmen, Emin würde sich der, gelinde gesagt, unverfrorenen Transaction Stanley's mit aller Energie widersetzt haben. Es wäre dasselbe, wenn ein Forschungsreisender ohne weitere Umstände über die Regierungscassen eines noch officiell an der Spitze der Verwaltung stehenden Functionärs verfügen wollte.

Um Tippu-Tib zu gewinnen, hatte Stanley demselben den Gouverneursposten im Districte der Stanley-Fälle angeboten. Die Station ist bekanntlich die exponirteste der Congolinie und wurde 1883 von Stanley organisirt. Später gerieth der Commandant dieser Station, Capitän Drane, in Streit mit den Arabern, wobei Tippu-Tib's Plantagen mit Krupp'schen Granaten beschossen, die Station selbst aber von den zwangsweise sich zurückziehenden Officieren niedergebrannt wurde. Tippu-Tib war noch immer im höchsten Grade erbost, doch gelang es Stanley, ihn zu beruhigen, wobei natürlicherweise das oben erwähnte Anerbieten seine Wirkung nicht verfehlte. Der schlaue, geldgierige Araber nahm den Posten an und damit war der — Bock zum Gärtner bestellt. Denn dass Tippu-Tib seinen Verbindlichkeiten nachkommen würde, musste selbst einem Stanley mehr als illusorisch erscheinen . . . Und worin bestanden diese Verbindlichkeiten? Tippu-Tib musste sich laut Vertrag verpflichten: in der Fall-Station die Fahne des Congostaates zu hissen; einen Residenten, der über die Zustände in der genannten Station an den König der Belgier zu berichten hatte, anzunehmen; keinen Sclavenhandel zu treiben und keine Sclavenjagden unterhalb der Fälle zu veranstalten; das Eigenthum der Eingebornen in jenem Districte zu schonen. Eine weitere Bestimmung betraf die bereits erwähnte Trägerfrage. Für alle diese Dienstleistungen sollte Tippu-Tib einen festen Gehalt beziehen, der in die Hände seines Agenten zu Sansibar auszubezahlen war. Ueberdies wurden Tippu-Tib und seinen Leuten (96 Köpfen) freie Fahrt von Sansibar nach dem Congo, einschliesslich der Verpflegung, gewährt.

Am 18. März (1887) langte die Expedition an der Mündung des Congo an, von wo Tags darauf abmarschirt wurde. Die Kataraktenstrecke, obwohl ein bekannter, von Stanley mehrfach betretener Weg, brachte die ersten Beschwerden der Reise. Nach kurzer Rast zu Leopoldville am Stanleypool setzte die Expedition am 1. April die Reise auf mehreren Dampfern und grossen Booten fort und erreichte endlich am 28. Mai die Mündung des Aruwimi. Am 15. Juni war Stanley bei den Jambujafällen eingetroffen und hatte hier ein befestigtes Lager unter Befehl des Majors Eduard Barttelot errichtet. Am 28. Juni brach Stanley mit der „Vorhut" von Jambuja auf, womit die eigentliche Expedition ihren Anfang nahm. Wie Alles, was Stanley unternimmt, wohl erwogen ist, hatte auch die Theilung der Expedition einen bestimmten

Zweck. Er hatte annähernd Kenntniss von der Unwegsamkeit des von ihm zurückzulegenden Gebietes und wollte es vermeiden, seine ganze Colonne einem unvorherzusehenden Schicksale anheimzustellen. Insbesondere sollten die für Emin bestimmten Lasten so lange im Jambujalager zurückbleiben, bis Stanley über das Schicksal, beziehungsweise den Aufenthalt des zu Befreienden volle Kenntniss erlangt haben würde.

Dieses kluge Abwägen aller Möglichkeiten ist bezeichnend für Stanley's Handlungsweise, und Alles würde programmmässig sich abgespielt haben, wäre Major Barttelot nicht ermordet, dessen Colonne nicht zersprengt worden . . . Die mehrfachen Züge Stanley's längs des Aruwimi bis zum Albertsee nahmen folgenden Verlauf: Nach dem Aufbruche aus dem Jambujalager marschirte die aus 389 Leuten bestehende (gewissermassen eclairirende) Colonne durch einen dichten Wald, welcher die Expedition durch volle 160 Tage in seinen schattigen, feuchten, und unheimlichen Gründen einschloss. Stanley schildert diesen ungeheuerlichen Marsch wie folgt: „Der September, October und die erste Hälfte des November (1887) werden niemals meinem Gedächtnisse entschwinden. Stellen Sie sich die Beschwerlichkeiten vor: ein undurchdringliches Dickicht, in den Schatten von 100—180 Fuss hohen Bäumen gehüllt, voller Sträucher und Dornen, versumpfte Wasserläufe, stellenweise ein tiefer Strom. Stellen Sie sich diesen Wald und dieses Gestrüpp in allen Stadien der Vermoderung vor, der Boden wimmelnd von Insecten aller Arten, Farben und Grössen; Affen auf den Bäumen, seltsame Thierstimmen nah und fern, im Hinterhalte lauernde Zwerge mit vergifteten Pfeilen und starke Ureinwohner mit entsetzlich scharfen Speeren; jeden Tag Fieber und Ruhr erzeugende, von Wasserdunst gesättigte Luft, eine niemals von der Sonne durchhellte Dämmerung bei Tag und eine undurchdringliche, fast greifbare Finsterniss bei Nacht: fassen Sie dies Alles zusammen, so können Sie sich ungefähr eine Vorstellung von den Beschwerden machen, welche wir in der Zeit vom 28. Juni bis 5. December 1887 zu besiegen hatten. Schlimmer als Alles aber waren die Zwerge. Auch das Thierleben ist so unbeschreiblich wild und unnahbar, dass die Jagd kein Vergnügen gewährt."

Stanley durchzog das Waldgebiet, indem er eine Zeit hindurch dem Laufe des Aruwimi folgte. Drei Wochen wurde kein Rasttag gehalten. Am 13. August tödteten die Eingebornen fünf Mann durch Pfeilschüsse und verwundeten den Lieutenant Stairs. Ende August stiess die Expedition auf eine arabische Karawane, an deren Spitze ein gewisser Ugarrowwa, vormals Diener bei Capitän Speke, stand. Der Karawanenführer verleitete 26 von den Leuten Stanley's zum Abfall von diesem. Da die Vorräthe zu schwinden begannen, sah sich Stanley selber gezwungen, 56 Mann an Ugarrowwa abzugeben Der Weitermarsch nach Kilonga-Longa forderte neuerliche Opfer: 56 Mann, welche theils dem Hunger erlagen, theils flüchtig wurden. In dieser Schreckenszeit bestand die Nahrung vorwiegend aus wilden Früchten und Schwämmen. Zu seinem Schmerze musste es Stanley in Kilonga-Longa erleben, dass seine Leute ihre Waffen und Habseligkeiten verkauften. Als die Expedition wieder aufbrach, zeigte es sich, dass die übrig gebliebenen Mannschaften so ausgehungert waren, dass 70 Lasten und das Boot zurückgelassen werden mussten.

Bald nach dem Aufbruche von Kilonga-Longa überschritt die Colonne den Ituri — wie der Oberlauf des Aruwimi heisst — und gelangte in ein von den Arabern gänzlich verwüstetes Gebiet. In Ibwiri, wo Stanley zwei Wochen lang rastete, zeigte sich unter dessen Leuten ein derart bedenklicher meuternder Geist, dass der unerschrockene und unbeugsame Forscher zwei Haupträdelsführer summarisch hängen liess, um die Ordnung zur Noth aufrecht zu erhalten. Endlich, am 5. December, war der grosse Wald zurückgelegt. Nun kam es aber, kurz vor dem Ziele, zu höchst störenden Zwischenfällen. Zunächst verwehrte der mächtige Häuptling Masamboni den Durchzug. Stanley liess sein Lager (ein Dorf) befestigen, um hierauf, da Unterhandlungen nichts fruchteten, die Stellungen der Gegner anzugreifen, welche in wilder Flucht auseinanderstoben. Das geschah am 11. December; Tags darauf wurde der Spiegel des Albertsees sichtbar. Da die Eingeborenen sich abermals zum Kampfe stellten, Stanley's Leuten aber die Munition ausging, zog sich Stanley nach Ibwiri, das er befestigen liess, zurück. Hier erkrankte der Forscher an einer Magenentzündung und war gezwungen, einen vollen Monat in hilfloser Unthätigkeit zu verharren. Nachdem durch diese Störungen im Ganzen fast sieben Wochen verloren gegangen waren, brach die Expedition abermals nach dem Albertsee auf. Merkwürdigerweise verhielt sich diesmal Masamboni freundlich und entgegenkommend, offenbar deshalb, weil er von der Anwesenheit Emins am Albertsee erfahren haben musste. Denn als Stanley nur noch eine Tagreise von letzterem entfernt war, erhielt er durch die Vermittlung des Häuptlings Nachricht von Emin, dahin lautend, Stanley möge in Kavalli (am Südwestende des Sees) verbleiben. Am 29. April, 5 Uhr Nachmittags, kam der Dampfer Emin's in Sicht, und wenige Stunden später konnten sich die kühnen Männer die Hände schütteln.

Welchen Verlauf die Begegnung nahm, haben unsere Leser im ersten Artikel erfahren. Erst gegen Ende Mai war die Situation so weit geklärt, dass Stanley nun an die schwierigste Aufgabe schreiten konnte, die Nachhut einzuholen. Am 25. Mai wurde der Rückmarsch mit Aufgebot eines feierlichen Ceremoniells angetreten. Am 17. traf er in Banalja ein, wo er durch Bonny erfuhr, dass Barttelot ermordet und seine Colonie zersprengt sei. Von den 257 Leuten waren nur 71 übrig geblieben; von diesen waren nach vor-

genommener Musterung kaum 51 diensttauglich, und diese „waren zum grössten Theil Vogelscheuchen". Noch bevor Stanley von der Katastrophe, welche Barttelot ereilt hatte, Kenntniss erhielt, schrieb er letzterem vom „Fort Bodo" aus. Diese Station, am Aruwimi gelegen, ist von Kavalli am Albertsee westwärts 120 englische Meilen (77 Stunden Karawanenmarsches), von Jambuja in gerader östlicher Richtung 527 englische Meilen (352 Stunden Karawanenmarsches) entfernt. Die ganze Marschroute, welche Stanley in den 170 Tagen vom 28. Juni bis 14. December zurückgelegt hatte, ist sonach 647 englische Meilen oder 1091 Kilometer lang — eine Strecke, welche (in der Luftlinie gemessen) derjenigen zwischen Hamburg und Genua ungefähr gleichkommt. Da sich die Expedition 160 Tage in dem grossen mittelafrikanischen Urwalde befand, wurde dieser in einer Breite, welche annähernd derjenigen von Mitteleuropa entspricht, durchquert! Dieses vergleichende Beispiel wird gewiss dazu beitragen, von allen anderen Factoren abgesehen, die grossartige Leistung Stanley's in's richtige Licht zu stellen.

Ausser der ersten Begegnung Stanley's mit Emin und den hieran sich knüpfenden Zwischenfällen und ausser den aufregenden Ereignissen, welche der zweiten Begegnung vorausgingen, einschliesslich der langwierigen Vorbereitungen, ist keine Episode dieses grossen Unternehmens von annähernd gleichem Interesse, als die Geschichte der Nachhut. Stanley widmet ihr einen besonderen Abschnitt, und wenn wir auf die Einzelheiten seiner Ausführungen näher eingehen, geschieht es aus dem Grunde, weil die Schicksale der Barttelot'schen Colonne ein grelles Licht auf jene Verhältnisse, welche zur Zeit am Ober-Congo herrschen, werfen und als deren Urheber der berüchtigte Tippu-Tib, recte Hamed ben Mohammed, anzusehen ist.

Unter welchen Voraussetzungen Stanley die Aruwimi-Route gewählt und die Barttelot'sche Colonne in Jambuja zurückgelassen hatte, ist bekannt. Dem Major waren zugetheilt: William Bonny, J. S. Jameson, ein reicher Privatmann, den der Drang nach Abenteuern und geographischen Entdeckungen in das Lager Stanley's geführt hatte; ferner Herbert Ward und Troup. Neben der Wortbrüchigkeit Tippu-Tibs hat die Barttelot'sche Colonne nichts so sehr demoralisirt, als die wiederholt aufgetauchten Gerüchte von der Ermordung Stanley's. Zwar glaubte Barttelot nicht daran; um aber leichter die Nachsuche nach dem Verschollenen anstellen zu können, entledigt er sich eines Theiles der Lasten, was ihm Stanley hinterher sehr verübelte . . . „Er schickt alle meine Kleidungsstücke, Skizzen und Karten, die Reservevorräthe der Expedition an Arzneien, Chemikalien zum Photographiren, die Extrafedern für die Winchester- und Remingtongewehre, wichtige Theile der Zelte und meine ganze Privatausrüstung zurück nach Bangala (am Mittel-Congo). Er versetzt mich in den Zustand völliger Nacktheit, und ich bin so arm, dass ich gezwungen bin, mir ein Paar Beinkleider von Herrn Bonny zu leihen, ein zweites aus einer alten weissen wollenen Decke im Besitze eines Deserteurs und ein drittes Paar aus dem Vorhang meines Zeltes zu schneiden . . . Ferner macht er (Barttelot) eine ausgewählte Sammlung von eingemachten Früchten, Sardinen, Weizenmehl, Sago, Tapioca, Arrowroot u. s. w. zurecht und verladet dieselben mit dem Dampfer, welcher Herrn Troup heimträgt. Und doch gibt es 33 Sterbende im Lager." Des weiteren macht Stanley folgende Bemerkungen: Im Ganzen waren Barttelot 158 Kisten mit 80.000 Patronen übergeben worden. Während des elfmonatlichen Lagerlebens war dieser Vorrath bis auf 35.580 Patronen zusammengeschmolzen, obwohl kein Marsch, kein Kampf stattgefunden hatte. Ausserdem waren die Hälfte des Schiesspulvers und zwei Drittel der Stoffballen verschwunden. Obwohl in Jambuja ursprünglich ein Vorrath von 300.000 Zündhütchen vorhanden war, hielt man es doch für nothwendig, solche für 48 Pfd. St. von Tippu-Tib zu kaufen.

Angesichts der Schneidigkeit Barttelot's, des Pflichteifers und der Regsamkeit der anderen, dem Major zugetheilten Hilfsarbeiter erscheint es wie ein Räthsel, dass die Nachhut mit ihren reichen Vorräthen an Munition und Provisionen fast ein Jahr lang am unteren Aruwimi festgenagelt blieb. Auch Stanley findet dieses Verhalten unerklärlich, umsomehr, als er klare Instructionen für den Befehlshaber und dessen Mitarbeiter hinterlassen hatte. Wir denken, dass gerade diese letzteren Mitursache der Verzögerung, beziehungsweise der gänzlichen Desorganisation der Nachhut waren, denn die stramme Disciplin, das stricte Befolgen aller Befehle, wie überhaupt die militärische Organisation der Expedition schränkte den Wirkungskreis des Einzelnen auf ein Minimum ein. Zwar verwahrt sich Stanley, „Befehle" gegeben zu haben; es wären nur „Weisungen" gewesen, welche auf Grund der jeweiligen Sachlage nach eigenem Ermessen der betreffenden Colonnenführer befolgt oder nicht befolgt werden sollten. Nun denke man sich in die Lage eines, an stramme Disciplin gewöhnten Officiers, welcher den Auftrag hat, mit Hilfe der von Tippu-Tib beizustellenden Träger die von Stanley getroffenen Marschdispositionen durchzuführen, diese Träger aber trotz aller Urgenzen nicht erhält. Wenn Stanley selber volles Vertrauen in Tippu-Tib setzte und hinterher hierin grimmig getäuscht wurde: wie sollte der auf afrikanischem Gebiete und im Verkehr mit Araberhäuptlingen gänzlich unvertraute und arglose Barttelot mit einem Manne von der Verschlagenheit und dem heimlichen Uebelwollen — bei äusserlich tadelloser Freundlichkeit und scheinbarer Dienstbeflissenheit — eines Tippu-Tib fertig werden? Und wenn alsdann die Träger statt in „neun Tagen" noch nach Ablauf von elf Monaten nicht zur Stelle sind und ausserdem zahlreiche

störende Zwischenfälle störend einwirken: wie kann man es da verargen, wenn die Colonne nicht vom Flecke kommt?

Stanley ist im höchsten Grade darüber aufgebracht, dass Barttelot Munition und Lebensmittel nach Bangala zurücksendet, angesichts der Noth, welche die Vorhut litt. Erstens konnte Barttelot von diesem Zustande der Dinge keine Kenntniss haben, wobei noch weiter in Betracht kommt, dass Stanley todtgesagt wurde; zweitens nahmen die Verhandlungen mit Tippu-Tib, der Träger wegen, Monate in Anspruch; ohne Träger aber war an ein Nachrücken überhaupt nicht zu denken; drittens erwiesen sich auch die Instructionen als ein Hinderniss. Stanley, der mit Recht auf die Befolgung solcher Instructionen grosses Gewicht legt, ist ungehalten darüber, dass Barttelot's Mitarbeiter alle Dinge geschehen lassen, wie sie ihr Befehlshaber anordnet, was doch nur in Consequenz der von Stanley hochgehaltenen Disciplin geschieht. Als dieser mit Bonny, dem einzigen noch zur Stelle weilenden Officier Barttelot's, mit den Trümmern der Nachhut in Banalja zusammentrifft, entspinnt sich folgender charakteristische Dialog:

Stanley: „Nun, Herr Bonny, wenn es wahr ist, dass sie Alle so begierig waren und eifrig und dringend wünschten, fortzukommen, dann sagen Sie mir, weshalb Sie nicht auf einen besseren Plan verfallen sind, als zwischen Jambuja- und den Stanley-Fällen hin- und herzureisen?"

Bonny: „Das weiss ich wahrlich nicht. Ich war nicht Chef, und wie Sie bemerken werden, haben Sie in dem Instructionsschreiben nicht einmal meinen Namen genannt."

Stanley: „Das ist sehr wahr, und ich bitte deshalb um Entschuldigung." . . .

Diese Entschuldigung ist doch wohl nur eine schwache Ausflucht, ja gewissermassen eine Selbstbekenntniss mangelhafter Instructionen. Aber selbst den Fall gesetzt, die Nachhut, beziehungsweise deren Führer, hätten ganz nach eigenem Ermessen gehandelt: wurden nicht in Sansibar unter den Augen der competenten Behörde mit Tippu-Tib bindende Abmachungen vereinbart, welche die Basis für das Verhalten der Nachhut abgaben? Sehen wir einmal zu, wie es sich damit verhält.

Am 17. August 1887 hörten die Führer der Nachhut jenseits des Aruwimi, dicht gegenüber von Jambuja, Gewehrfeuer. „Weissgekleidete Männer" (d. h. Araber) trieben Rudel von Eingeborenen gegen den Fluss. Es stellt sich heraus, dass es Marodeure Tippu-Tib's sind, welche von den Stanleyfällen kommen. Hierbei erfährt Barttelot, dass diese letzteren nur sechs Tagmärsche von Jambuja entfernt seien. Nichts ist begreiflicher, als der Entschluss des Majors, in Anbetracht der geringen Entfernung des Aufenthaltes Tippu-Tib's, diesen aufzusuchen, um nachzusehen, wie die Dinge stehen. Barttelot sendet Ward dorthin, und am 29. August bringt dieser die Botschaft, Tippu-Tib werde die erforderlichen Träger innerhalb zehn Tage schicken. . . Das erste, im Juni gegebene Versprechen lautete „innerhalb neun Tagen", das Versprechen im August lautete „innerhalb zehn Tagen". . . . Einige Tage später kommt Jameson in Begleitung des Selim ben Mohammed, eines Neffen Tippu-Tib's, von den Fällen zurück. Diese Truppe soll die Vorhut des Trägercontigentes sein, das Tippu-Tib binnen Kurzem persönlich mitbringen will.

Während man in Jambuja auf ihn wartet, brechen aber Unruhen am Somumi aus, und Tippu-Tib ist gezwungen, dorthin zu eilen. Des langen Harrens müde, begibt sich Barttelot persönlich nach den Stanley-Fällen und begegnet hiebei dem Gesuchten, der sich auf dem Marsche nach Jambuja befindet. Es stellt sich heraus, dass Tippu-Tib nicht im Stande ist, die contractlichen 600 Träger zusammenzubringen, doch glaubt er, sie in Kasongo aufbringen zu können — 560 Kilometer oberhalb der Fälle! Zur Bewältigung dieses Weges (hin und zurück 1120 Kilometer) waren aber 42 Tage erforderlich.

Unterdessen macht sich im Lager zu Jambuja der nachtheilige Einfluss der Manjema bemerkbar, indem der Tauschhandel fast gänzlich aufhört. In Folge dessen sendet Barttelot Herrn Ward zum dritten Male nach den Fällen, damit dieser Klage gegen den Manjema-Führer vorbringe. Die Beschwerde hat Erfolg, und der Führer wird sofort abberufen. Zu Beginn des Jahres 1888 trifft Selim ben Mohammed zum zweiten Male in Jambuja ein und zeigt ein derart feindseliges Verhalten, dass der Major und Jameson um die Mitte des Februar den vierten Besuch der Fälle unternehmen. Selim ist vorsichtig genug, mitzugehen, und es ist auch sonst ohne Weiteres klar, dass der Onkel den Neffen nur pro forma desavouiren werde. In der That erscheint Selim zum dritten Male in Jambuja, und es kommt abermals zu Differenzen zwischen ihm und dem Major, wodurch dieser gezwungen ist, den fünften Besuch an den Fällen zu machen, damit jener entfernt werde. Um die Mitte des April kehrt Barttelot in's Lager zurück, und Selim erhält den Befehl, Jambuja zu verlassen. Statt sich aber nach den Fällen zu begeben, unternimmt er einen Raubzug, kehrt jedoch bereits nach kurzer Zeit zurück und behauptet, er habe ein Gerücht vernommen, demzufolge die Vorhut auf dem Aruwimi herabkomme.

Am 9. Mai 1888 begibt sich der Major zum sechsten Male nach den Fällen und am 22. desselben Monates kehrt er mit dem unermüdlichen Jameson, der den Spuren Tippu-Tib's nach Kusongo gefolgt war und eine grosse Truppe von Manjema-Trägern aufgebracht hatte, zurück. Drei Tage später trifft der grosse afrikanische Cunctator ein — am 12. Mai 1888, anstatt am 18. Juni 1887, wie er versprochen hatte. Nun begannen aber neue Schwierigkeiten. Da Tippu-Tib erklärte, die Lasten zu 60 Pfund seien zu schwer, musste alles Gepäck in Lasten zu 40, 30 und 20 Pfund umgepackt werden, so dass die Expedition — insgesammt 100

Mannschaften und 900 Manjema, Männer, Frauen und Kinder — erst am 11. Juni aufbrechen konnte.

Es ist ohne Weiteres klar, dass die Nachhut, würde sie die 1290 Kilometer, welche Barttelot auf seinen sechs Reisen nach und von den Stanley-Fällen gemacht hatte, auf der directen Aruwimi-Route zurückgelegt haben, längst am Albertsee eingetroffen sein würde. Der grenzenlose Wirrwarr ist jedenfalls auf das starre Festhalten Barttelots an den Abmachungen mit Tippu-Tib, beziehungsweise auf die Saumseligkeit des letzteren, der damit offenbar das Unternehmen zum Scheitern bringen, sich selber aber schlauer Weise nicht blossstellen wollte, zurückzuführen. Aber gesetzt den Fall, Barttelot verliert schon nach den ersten Versuchen an den Fällen die Geduld und marschirt von Jambuja ab; wäre unter solchen Umständen Barttelot nicht in die zwingende Lage versetzt worden, alle nicht transportfähigen Lasten zurückzulassen? Und welche Aussicht hatte das Unternehmen, wenn es in unfertigem Zustande in Scene gesetzt wurde? Man steht hier in der That vor einem Dilemma, das keineswegs damit aus der Welt geschafft wird, wenn Stanley einmal den Verlust so vieler herrlicher Sachen des Reserve-Gepäcks, ein andermal den Träger-Wirrwarr bekrittelt und schliesslich gleichwohl mit keinem Worte eröffnet, was eigentlich hätte geschehen sollen. Prüft man alle Factoren objectiv, so ergibt sich klar und deutlich das Verhalten Tippu-Tibs als das Grundübel. Wenn es aber ein schwerer Irrthum war, sich auf diesen habsüchtigen und übelwollenden Araber-Chef zu verlassen, trifft die Schuld hieran keineswegs den Befehlshaber und die Officiere der Nachhut, sondern — Stanley, der den ganzen Plan auf Tippu-Tib aufgebaut hatte.

Dreizehn Tage nach dem Abmarsche der Horde von Manjema und der blutleeren Sansibariten von dem Unglückslager bei Jambuja unternimmt Barttelot die siebente Reise nach den Stanley-Fällen und überlässt es der Colonne, sich ohne ihn nach Banalja durchzukämpfen. Am 43. Tage erreichte die Spitze der Nachhut auf dem 144 Kilometer langen Marsche das mit Palissaden umgebene Dorf Banalja, welches inzwischen eine Station Tippu-Tib's unter Befehl Abdallah Karoni's geworden ist. Fast zur selben Stunde trifft der Major von den Fällen ein. Aber schon am nächsten Tage geräth er mit Karoni in Streit und droht, am 20. Juli die achte Reise nach den Fällen zu unternehmen und sich bei Tippu-Tib zu beschweren.

Da ereignete sich am 19. die Katastrophe. Früh Morgens begann ein Manjema-Weib in gewohnter Weise das Tamburin zu schlagen und zu singen. William Bonny erzählt weiter: „Der Major sandte seinen Jungen Saudi, der erst etwa 13 Jahre alt war, hin mit dem Befehl, damit aufzuhören, worauf man sofort laute, ärgerliche Simmen hörte, sowie zwei Schüsse, die zum Trotz abgefeuert wurden. Nun schickte der Major einige Sudanesen hin, um die Leute, welche geschossen hatten, zu holen, während er selbst aus dem Bette sprang und, seine Revolver aus den Kasten nehmend, sagte: „Ich werde den ersten, den ich beim Schiessen treffe, niederstrecken.“ Ich bat ihn, sich nicht in die täglichen Gewohnheiten der Leute zu mengen, sondern lieber drinnen zu bleiben, da sie sich dann bald wieder beruhigen würden. Er begab sich jedoch mit dem Revolver hinaus, wo die Sudanesen waren. Sie sagten ihm, sie könnten die Leute nicht finden, welche geschossen hatten. Der Major stiess hierauf einige Manjema zur Seite, drängte sich durch, ging auf das das Tamburin schlagende und singende Weib zu und forderte es auf, stille zu sein. In demselben Augenblicke feuerte Sanga, der Gatte des Weibes, durch ein Luftloch in einer gegenüberliegenden Hütte einen Schuss ab, dessen Kugel den Major gerade unterhalb der Herzgegend traf, am Rücken wieder herauskam und in einem Theile der Veranda stecken blieb, unter welcher der Getroffene todt zu Boden stürzte.“

Man denke sich den Wirrwarr nach diesem entsetzlichen Vorfall — innerhalb eines Raumes von 150 *m* Länge und 24 *m* Breite, in welchem insgesammt 1000 Personen anwesend waren, darunter 900 Kannibalen. Ein allgemeines Schreien, Flüchten und Plündern begann. Niemand, auch die Sudanesen und Sansibariten nicht, machten hievon eine Ausnahme. Einen Augenblick hatte es den Anschein, dass es auch Bonny an den Kragen gehen sollte, doch schüchterte derselbe die auf ihn in drohender Haltung zukommenden Manjema durch seine Kaltblütigkeit und Geistesgegenwart ein. Herr Jameson war nicht im Lager, sondern eine Tagereise entfernt, mit dem Transport der zurückgebliebenen Lasten beschäftigt. Am 22. Juli trifft er im Lager ein, und schon am 25. tritt er die (achte) Reise nach den Fällen an, um Tippu-Tib zu bewegen, persönlich die Führung der Nachhut zu übernehmen. Jameson, ein reicher Mann, erbot sich, 10.000 Pf. St. aus seiner Tasche zu zahlen, und sollte diese Summe eventuell verdoppelt werden, obwohl er keine Garantie übernehmen könne, dass das Comité den Rest bestritte. Während dieses Aufenthaltes bei Tippu-Tib wurde der Mörder Sanga an den Stanley-Fällen eruirt, durch Tippu-Tib, im Beisein des belgischen Residenten in der Fall-Station als Schuldiger erkannt und sofort erschossen. Da schon früher Herr Ward nach der Küste mit einer Depesche an das Comité, welches die Bitte um neue Instructionen enthielt, entsendet worden war, hegte Jameson den Wunsch, Herrn Ward entgegenzueilen. Er machte sich in einem Canoe mit 10 Sansibariten von den Fällen auf, zog sich aber auf der strapaziösen Reise ein Gallenfieber zu, welches den Tod des wackeren Mitgliedes der Expedition herbeiführte. Tag und Nacht ruderten die Canoeleute, um das Ziel, die Station Bangala, zu erreichen, wo sie gerade noch früh genug eintrafen, um den Sterbenden Herrn Ward in die Arme zu legen und wo er seinen letzten Athemzug that. Es war dies in derselben Stunde, da Stanley in Banalja anlangte und die Frage that: „Wo ist Jameson?“

Da Herr Troup schon von Jambuja aus als Invalide die Rückreise nach Europa angetreten hatte, war William Bonny der letzte der Officiere, in dessen Händen das Schicksal der Expedition lag. Wahrhaft grauenerregend ist die Schilderung, welche Stanley von dem Lager in Banalja, wo er am 17. August eintraf, entwirft . . . „Es waren noch sechs Leichen unbeerdigt, und zu Dutzenden sahen wir die Lebenden mit Eiterbeulen vor uns. Andere waren in Folge von Dysentrie und Blutleere bis auf Haut und Knochen abgemagert; andere wieder, mit Geschwüren so gross wie Untertassen, krochen herbei und riefen uns mit hohler Stimme ihr schreckliches Willkommen zu — Willkommen auf diesem Kirchhofe! . . . Ich vernahm von Mord und Tod, von Krankheit und Sorge, von Kummer und Noth, und wohin ich sah, begegneten meinen Blicken die hohlen Augen der Sterbenden mit solchem vertrauenden, flehenden Ausdruck, dass ich glaubte, das Herz müsse mir brechen, wenn nur ein Seufzer hörbar wurde . . . Hundert Gräber in Jambuja, 33 Mann im Lager zurückgelassen, um umzukommen, 10 Leichen am Wege, etwa 40 Personen im Dorfe, die im Begriffe standen, den schwachen Halt am Leben fahren zu lassen, über 20 Desertirte und 60 im leidlichen Zustande gerettet!“ . . . Das war der Rest von den 271 Mann, welche Stanley in Jambuja zurückgelassen hatte.

Nachdem Stanley die Reste der Barttelot'schen Colonne gesammelt hatte, trat er am 21. August 1888 (also nachdem er sich nur vier Tage Rast gegönnt hatte), den dritten Marsch nach dem Albertsee an, wo Jephson bei Emin zurückgeblieben war. Von der ausserordentlichen Fürsorge Stanley's für seine Leute spricht der Umstand, dass Jener auf diesem beschwerlichen Marsche auch die Kranken mit sich nahm, und zwar in Canoës. Später mussten diese zurückgelassen werden. Es wurden hartnäckige Kämpfe mit den Eingeborenen geführt, und schliesslich raffte der Hunger die Leute massenhaft hinweg. Eine Abtheilung Fourageure kam durch die aufopfernde Thätigkeit Stanley's gerade noch rechtzeitig zurück, um den grössten Theil der Colonne vom Hungertode zu retten. Später wurden Pisangpflanzungen betreten, das Land der Wambutti-Zwerge durchquert und am 20. December endlich Fort Bodo erreicht. Hier hatte Lieutenant Stairs während der siebenmonatlichen Abwesenheit Stanley's wacker ausgeharrt. Von Emin und Jephson fehlten alle Nachrichten. Erst Mitte Jänner 1889 wurde der Albert-See erreicht.

Hier, zu Gavirass, erfuhr Stanley von der völlig veränderten Situation in Aequatoria. Wir haben in unserem ersten Artikel hierüber ausführlich berichtet und aller Ereignisse eingehend gedacht, bis zu dem Zeitpunkte, da Stanley und Emin mit Gefolgschaft am 10. April das Lager von Kavalli verliessen und wie nur zwei Tage später Stanley lebensgefährlich erkrankte, wodurch die Colonne gezwungen war, 28 Tage im Masamboni liegen zu bleiben. Nach der Genesung des Reisenden wurden die Balaggaberge überstiegen, wobei mehrere Gefechte mit den Bewohnern stattfanden. Ende Mai gelangte die Expedition zu dem 1877 von Stanley aus der Ferne gesehenen See, dem Muta Nzige, dessen Umfang nun festgestellt werden konnte, und der den Namen Albert Edward-See erhielt. Der Weitermarsch ging längs des Südwestufers des Victoria-Sees — welcher hier eine bisher unbekannte grosse Ausbuchtung nach Südwesten, gegen den Tanganjika hat — und am 27. August wurde die Missionsstation Usambiro am Südufer des Victoria-Sees erreicht. Nun ging der Marsch nach Süden, gerade auf Tabora zu, auf die Plateaufläche von Unjamwesi. Am 10. November endlich wurde die erste deutsche Station, Mpwapwa, erreicht, und am 5. December trafen die Langersehnten in der Küstenstation Bagamoyo ein, nachdem sie kurz vorher von einer vom Major v. Wissmann entgegengeschickten Colonne unter v. Gravenreuth, welche Kleider und Provisionen mit sich führte, begrüsst worden waren. Das erste officielle Willkommen wurde den Geretteten vom Kaiser Wilhelm zutheil, zur freudigen Ueberraschung der so lange Zeit von der Civilisation abgeschnitten gewesenen heldenmüthigen Reisenden. Mitten im Festjubel aber ereilte die eine der beiden Hauptpersonen dieser afrikanischen Anabasis ein tragisches Geschick — der Sturz Emin Pascha's von der Terrasse des deutschen Hauses, das die Heimgekehrten gastlich aufgenommen hatte. Bekanntlich ist es der ärztlichen Kunst gelungen, das kostbare Leben Emin Pascha's zu retten. Während Stanley daheim auf seinen Lorbeeren ausruht, ist Emin längst wieder in das Innere des dunklen Erdtheiles vorgedrungen, und harrt die civilisirte Welt mit grösster Spannung der Dinge, welche die Rückkehr Emin's nach Aequatoria im Gefolge haben wird.

Obwohl wir mit den beiden vorausgegangenen Artikeln über die ohnegleichen dastehende letzte grosse Expedition Stanley's die Geduld der freundlichen Leser bereits mehr als billig in Anspruch genommen haben, erweist es sich gleichwohl als unumgänglich nothwendig, noch ein drittes Mal auf dieselbe zurückzukommen. Dieser Schlussartikel soll ausschliesslich den geographischen Entdeckungen und wirthschaftlich-commerciellen Thatsachen gewidmet sein.

JEDNOTA K POVZBUZE PRUMYSLU V CECHACH

VOM ABERGLAUBEN DER TÜRKEN.

Wenn Goethe den Aberglauben „Die Poesie des Lebens“ nannte, so ist man heute zu der gewiss weit richtigeren Erkenntniss fortgeschritten: der Aberglaube ist das Wissen der Vorzeit. Was uns vom Standpunkte strenger Forschung als „Verirrung des menschlichen Geistes“ gilt und, wie die Geschichte lehrt, oft unsägliche Greuel hervorgerufen hat, die im Dienste eines Wahnes begangen wurden, ist daher gerade vom Standpunkte strenger Forschung selbst der höchsten Beachtung werth, denn auch der Aberglaube hat seine Geschichte,

und diese ist innerhalb der allgemeinen Geschichte der Menschheit eines der allerfesselndsten Capitel. Schon haben wir daraus die überraschende Thatsache gewonnen, das antiker und moderner Volksglaube in ihrer Wesenheit übereinstimmen. Ebenso aber wie trotz des tausendjährigen Ringens nach Licht und Freiheit des Geistes nur einzelne Geister, nicht die Massen, von dem schnürenden Alpdruck der alten Wahnvorstellungen befreit haben, welche blos milder und gefahrloser geworden sind, ebenso müssen wir angesichts der Lehren der vergleichenden Völkerkunde das demüthigende Geständniss ablegen, dass der Aberglaube bei den höchstgestiegenen wie bei den niedrigsten Menschenstämmen in seiner Wesenheit derselbe ist; auch hier sind nur Abstufungen des Grades zu erkennen. Dieses Mehr oder Weniger ist es demnach, welches für die Culturstellung der einzelnen Völker in's Gewicht fällt.

Prüfen wir von diesem Gesichtspunkte den Aberglauben des Morgenlandes, worunter ich besonders das Reich der islamitischen Turkvölker verstehen möchte, so sehen wir dort zunächst den Glauben an das Geschick mit aller Kraft entwickelt. Eigenthümlich ist ihnen derselbe nicht, denn die Germanen und mehr noch die Slaven hatten und haben noch ihre drei Schicksalsgöttinnen, welche bei der Geburt eines Kindes dessen Lebensgang vorherbestimmen, bei den Türken jedoch ist das *Kismet tekmil olahjak* (d. h. das Geschick muss sich erfüllen), ein Bann, der schwer auf dem Einzelnen wie auf dem ganzen Volke lastet und dessen beste Kräfte nicht selten lähmt. Wie sehr sie auch in Geschlecht, Alter und Lebensstellung von einander verschieden sein mögen, festgewurzelte Ueberzeugung Aller ist, dass man ebenso wenig den Lauf des Geschicks in der Zukunft beeinflussen, wie die Vergangenheit abändern könne. Wer eine der überlieferten Schicksalssatzungen bricht, wird daher von allen Türken auch schon als dem Unheile verfallen betrachtet. Und dennoch! Das religiöse Bedürfniss der Annahme übernatürlicher Kräfte, welches mit so tausendfach verästelten Klammerwurzeln im Gemüthe der Menschheit haftet, weiss das Unheil zu beschwören und auf mystischem Wege das Möglichste zur Sicherung des Daseins zu thun. So ist einer der unerschütterlichsten Aberglaubenssätze: dass das Kismet sich nicht an einen Menschen heranwage, der einen Bau unternommen, so lange dieser nicht gänzlich ausgeführt ist. Deshalb sucht Jeder, der es vermag, sich sein Leben durch einen Bau zu verlängern, und mit Neid betrachtet der Arme diese Hilfsmittel der Reichen. Ein Bau, der trotz des Glaubenssatzes durch den Tod seines Eigners unterbrochen wird, bleibt beinahe immer als vorzeitige Ruine stehen, soweit er eben gediehen ist. An den Ufern des Bosporus kann man eine Menge derartiger Häuserüberbleibsel gewahr werden. Wird irgend einmal ein solches ausgebaut, so finden gar viele Opfer- und Beschwörungsceremonien statt, die „Scheitan", „Afrit" oder „Ghul", die darin Sitz genommen haben, daraus zu vertreiben. Erstere sind Teufel, die Afrit sind böse Geister und die Ghul eine Art Vampyre, die sich von Leichen nähren und deren Wächter, wenn sie Widerstand leisten, in das Höllenreich entführen. Mit diesen Dämonen tauchen auch die Türken tief in das graue Alterthum. Den Teufelsglauben haben sie wohl von den Juden, von welchen so Vieles in den Islam übergegangen ist; im Satan der späteren Schriften des Alten Testaments erkennen wir aber den altpersischen Ahriman wieder, mit dem die Juden in der babylonischen Gefangenschaft bekannt geworden waren. Die Afrit treiben aber nicht allein in unbewohnten Räumen ihr unheimliches Wesen, sondern machen es sich auch in bewohnten gern bequem. Darum legt man inmitten jedes zur Nachtruhe vorbereiteten Bettes ein flaches Kissen, damit nicht ein Afrit den Platz des Eigenthümers einnehme und ihm einen bösen Streich spiele, wenn er zur Ruhe gehen will. Die Ghul sind blos eine der vielen Formen des Vampyrglaubens, der zwar bei den slavischen Völkern am ausgeprägtesten erscheint, im Uebrigen aber über die ganze Erde verbreitet ist. Nachweislich wird er nicht blos in Ostasien, sondern auch in Afrika wie in Amerika und selbst in der Südsee angetroffen. Wenn Manche den Türken den Vampyrglauben absprechen, so haben sie eben die Ghulen ausseracht gelassen. Orthodox im Islam ist ferner der Glaube an die „Dschinn" (Genien, Nachtgeister), auf türkischem Gebiete sind diese indess ganz nebelhafte Spukgestalten, die man nur vom Hörensagen kennt. Nachweisbare Schädigungen werden ihnen nicht zugeschoben.

Auch das Traumauslegen ist sehr im Schwunge bei den Turkvölkern und liefert einen der ergiebigsten Gesprächsstoffe nicht blos im Harem, wo die Weiber grosses Gewicht darauf legen, sondern auch in den Kaffeehäusern. Jemand, der in dieser Kunst geschickt ist, ist in jedem türkischen Hause willkommen. Wahrhaft gefürchtet ist der „Böse Blick" oder das „Böse Auge", und dieser Glaube, dass ein Mensch den anderen durch den blossen Blick schädigen und Krankheit oder Leiden über ihn bringen könne, ist eben so alt als weitverbreitet. Wir begegnen diesem Aberglauben schon im Anbeginn der Geschichte und sehen ihn mit überraschender Uebereinstimmung bei den verschiedensten Völkern durch den Lauf der Jahrhunderte sich bis in die Gegenwart fortpflanzen. Seinen geographischen Mittelpunkt hat er in den Gestadeländern des Mittelmeeres, von wo er sich concentrisch über die angrenzenden Erdtheile verbreitet. Kindern insbesondere soll der Böse Blick tödtlich sein; die Bagdader Türken fürchten aber noch mehr als diesen den Bösen Geruch, von dem sich die Leute keine deutliche Vorstellung machen können. Kein Kameel, kein Rind, kein Schaf, kein kleines Kind bringen die Türken ohne Schutz gegen das Böse Auge in's Freie. Solchen Schutz gewährt das Tragen von *Amuletten* oder *Talismanen*, worin sich ein Rest von altem Schamanismus ausspricht. Die türkische

Legende führt, wie fast alle Cultureigenheiten, so auch den Talisman auf die Zeit und die Umgebung Mohammeds zurück. Amulette zum Schutze vor bösen Geistern und zur Heilung von Krankheiten sind aber weit älter und finden schon in den Schriften des Alten Testamentes Erwähnung. Es gibt deren sehr verschiedene Arten; bei den Türken Mittelasiens bestehen sie entweder aus vollgeschriebenen Papierstreifen oder aus dem Augapfel der Schafe, aus schwarzen Steinchen, aus Adlerkrallen, aus Eulenfedern oder solchen sonn- und wettergebleichten Fetzen, die der Wind von irgend einer Votivstaude abgeweht hat. Man heftet sie theils an die Kappe, theils an den linken Aermel des Kleides. Gegen den Bösen Blick leistet irgend eine Verzierung von blauer Farbe, blauen Glasperlen u. dgl. gute Dienste; In der Ermanglung dessen thut es auch ein Büschel Knoblauchknollen. Eine Specialität gegen das Böse Auge hat die Abbildung des mystischen Thieres Akama, das dem egyptischen Sphinx ähnlich, aber weiblich ist, also so wie die Sphinxe bei uns häufig unrichtig dargestellt werden: Körper eines Löwen, Kopf und Brust einer Frau. Gärten und Felder schützt man — ähnlich wie in Niedersachsen — durch Pferdeköpfe und an manchen Orten, indem man einen ganzen todten Dachs mit Haut und Haaren, den Kopf nach oben, auf einen Pfahl steckt. Es gibt noch andere Amulette gegen den Bösen Blick, die zum Theile wenigstens offenbar noch aus dem classischen Alterthume und dem alten Byzanz herstammen: Vogelklauen, Hirschkäferhörner, geschnitzte Thiere u. s. w. Solche Talismane werden noch jetzt geschnitzt und wie Handelswaare verkauft; in der Regel sind es abgerundete viereckige Plättchen von hartem Stein, Achat, Karneol, Jaspis u. dgl. mit einem Bannspruch, der sich meist auf Allahs Macht, Güte und Hilfsfähigkeit bezieht. Solche Täfelchen, mit magischen Worten beschrieben, kommen mehrfach in mannigfacher Form schon in den Keilschriften vor, ja gelegentlich werden kleine babylonische Keilschriftcylinder jetzt noch als Amulette getragen; sie thun also noch immer den Dienst, zu dem sie vor 4—5000 Jahren angefertigt wurden. Den Haremsdamen ist es von grosser Wichtigkeit, ein Amulet zu tragen, in welchem der innigste Herzenswunsch verzeichnet steht. Kein menschliches Auge aber darf es erblicken und dies zu verbergen, ist eine sehr wichtige und schwierige Aufgabe. In der Regel leitet sich die Kraft des Amulets von nichts Anderem ab als von der Weihe und Kraft des eingegrabenen Spruches; doch läuft zuweilen auch dunklerer Zauberglaube mit unter. Jedenfalls hält aber die türkische Frau, welche z. B. ihrem Kinde einen solchen Talisman umhängt, dasselbe gesichert gegen Unfälle, in ganz ähnlicher Weise wie etwa die Italienerin oder Spanierin, die ihrem Jungen ein Scapulier oder ein Madonnenbildchen um den Hals bindet.

Nebst dem Bösen Auge erregt grosse Angst auch das „Berufen“ oder „Beschreien“. Der Fremde thut nicht gut daran, ein hübsches, kleines Türkenkind aus nächster Nähe freundlich zu bewundern. Entschlüpft ihm etwa der unvorsichtige Ausruf: Ne guzel tschudjuk! (welch hübsches Kind!) so wird er schleunigst gebeten, dem bewunderten Kleinen in's Gesicht zu spuken oder das angestiftete Unheil doch mindestens durch ein Masch-Allah! (wie Gott will) zu mildern. Dies sind aber nicht hier und dort auftauchende Züge, es ist die Regel im türkischen Leben. Die Sage „vom Neid der Götter“ gehört ja überhaupt zum haltbarsten und vertrautesten Besitze der Menschheit. Sind die Kinder einige Jahre alt, so lässt die Sorge, dass ihnen ein Zauber angethan werde, nach; sie kommt erst später und nur beim weiblichen Geschlechte wieder zum Vorscheine, nämlich dann, wenn die Frauen Hoffnung haben, einen Sohn oder eine Tochter zu bekommen, dann aber auch mit grosser Heftigkeit; sie werden deshalb von ihren sämmtlichen Freundinnen und Verwandten mit Amuletten und sonstigen Sachen behängt.

Von schädlichem Zauber höre man, ausser vom Bösen Auge und dem Berufen, wenig im türkischen Morgenlande, behaupten einige Quellen; es sei selten, dass eine bestimmte Person als gewohnheitsmässige Urheberin von allerlei Unheil, als Hexe oder böser Zauberer, bezeichnet werde. Für gewöhnlich sei der Zauber bei den Türken gutartig; er soll fördern, nicht bedrohen. Dieser Ansicht wird von anderer Seite widersprochen. Darnach wäre man vielmehr den Zauber- und Hexenkünsten gar hold, und Zauberinnen und Hexenmeister seien sehr viel umworbene und gefeierte Persönlichkeiten. Sie spielen im Haremsleben eine wichtige Rolle, und gar häufig komme es vor, dass sich zwei Frauen eines und desselben Herrn bei äusserlicher Freundlichkeit heimlich mit „Hexereien“ förmlich duelliren. In Bagdad befassen sich mit Hexengeschichten fast ausschliesslich nur die alten Weiber, doch gibt es auch jüngere, die dies einträgliche Handwerk treiben. Bei der Verhexung handelt es sich gewöhnlich darum, seinem Nächsten einen Schabernak anzuthun, ihn, seine Kinder und sein Vieh krank zu machen oder gar zu tödten. Sehr oft ist die Beschwörung darauf gerichtet, die Männer impotent und die Weiber unfruchtbar zu machen, wenigstens ermangelt man nicht, dergleichen Fehler dem Einflusse derselben zuzuschreiben. Zur Hexerei gehören das Bilden von Knoten in Fäden, das Bestreichen mit Erdpech, doch auch Esswaaren, namentlich Butter und Zucker, sind dazu erforderlich, welche von der Zauberin, wie die verwendeten Gelässe, späterhin zu eigenen, sehr ungeisterhaften culinarischen Zwecken benützt werden. Ein Haupthexenwerk ist aber der uralte Zauber mit Wachsfiguren, die Ceromantie, welche schon den vorbabylonischen Akkad bekannt war und bei Arabern und Türken bis auf unsere Tage

sich erhalten hat. Auch egyptische und griechische Magier bilden Figürchen aus Wachs, den Personen ähnlich, welchen sie Böses zudachten. Man verstopfte dann dem Figürchen den Mund, stach ihm die Augen aus, stiess ihm einen Speer in sein Herz, prügelte es weidlich durch, bewarf es mit Koth u. dgl., immer im Glauben dadurch das Gleiche dem Originale zuzufügen. Die Türken bewahren noch heute den Glauben an diesen Wachszauber.

Daneben gibt es Wahrsager und Wahrsagerinnen wie Kartenaufschläger in Fülle, in der Regel aber wird die Wahrsagerei von Frauen betrieben. Jede Zigeunerin ist von Berufswegen dazu befähigt, doch geben sich auch ganz ehrbare Türkinnen damit ab. Die Formen sind sehr mannigfaltig; die Eine wirft Figuren aus Glasperlen, die Andere schaut in einen Brunnen, lässt aber den Kunden nicht hineinblicken, die Dritte hat grüne und geschälte Stäbchen, die Zigeunerinnen lesen gewöhnlich die Zukunft aus den Linien der Hand (Chiromantie) oder sie haben einen Haufen von bunten Bohnen, den sie vor den Glücksjäger hinwerfen. Einige sind berühmt und sollen sich manchmal durch eine merkwürdige Bestimmtheit ihrer Aussagen auszeichnen; Manche haben wieder den Kniff, das Geheimnissvolle ihrer Weissagung durch eine kleinliche, aber sehr bestimmt gehaltene Vorschrift zu erhöhen. Ist der Kunde eine junge Dame, so beziehen sich sämmtliche Prophezeiungen mit rührender Einstimmigkeit auf den Zukünftigen. Seher und Seherinnen, die mit der Geisterwelt in Verbindung zu stehen vorgeben, sind ebenfalls eine ganz häufige Erscheinung in Stambul und erfreuen sich grossen Zudranges; doch ist zu bemerken, dass die Türken stets nur an gute Vorhersagungen glauben, und dass Unglückspropheten, ja auch nur Geschickswarner in höchster Ungunst bei ihnen stehen. Häufig auch pilgern sie an heilige Quellen, um aus deren Spiegel ihre Zukunft herausleuchten zu sehen. Eine solche befindet sich in Ejub am Ende des Goldenen Hornes. Tief beugen sich die Neugierigen, meist Mädchen über den Steinrand, das Bild ihres zukünftigen Gatten zu erschauen, und das Bild, welches ihre Phantasie derart der schönen Türkin vorspiegelt, bleibt oft für ihr ganzes Lebensgeschick entscheidend.

Verlorenes oder Gestohlenes wieder zu Stande zu bringen, wendet der Orientale sich nicht an die Polizei, sondern an die weisen Frauen oder weisen Männer; letztere sind stets Derwische, welche durch ihre Beschwörungsformeln der Sache auf die Spur kommen. Sie wie ihre Kunden sind von der Untrüglichkeit ihrer Mittel überzeugt. Auch die Türken Mittelasiens haben ihre Wahrsager, „Palschi", in den Chanaten „Faldschi" genannt, welche über verborgene Dinge Aufschluss geben. So wie man in Westasien auf einer zufällig geöffneten Seite des Korans oder Mesnewis den Ausgang irgend eines Unternehmens erforschen will, so pflegt der mittelasiatische Türke hierzu sich einer bestimmten Anzahl kleiner Stäbe zu bedienen, die, mit geschlossener Hand unter die Anwesenden vertheilt und einzeln abgeliefert, je nach der entsprechenden Zahl und Länge das Substrat der Wahrsagung bilden. Manchmal werden die Stäbchen auf einen Haufen geworfen, und aus deren zufälliger Form und Lage pflegt der Sachkundige zu prophezeien. Dies heisst „Tschöbfali" und war, wie Ammianus Marcellinus erzählt, auch von den Hunnen angewendet worden, denn Attila liess vor dem Treffen von Châlons eben auf diesem Wege von seinen Zauberern den Ausgang der Schlacht prophezeien. In Ermanglung von Holz werden hiezu kleine Steinchen gewählt, und da die Steppe weder das Eine noch das Andere hat, so ist bei den Kosak-Kirgisen zu diesem Behufe der Schafsmist, d. h. die kleinen Kügelchen desselben, „Kumalak", in Gebrauch gekommen. Der „Rimschi" oder „Irimtschi" bildet ebenfalls eine Classe der Wahrsager, die sich aus den Reihen der Weiber recrutirt. Der Rimschi weissagt Glück oder Unglück aus dem Blöken der Schafe, aus dem Züngeln der Flamme, aus dem Zischen des in heisses Fett gegossenen Wassertropfens, aus dem Kräuseln des durch den „Tündük" aufsteigenden Rauches u. s. w. Nur werden derartige Prophezeiungen von Männern nicht ganz ernst genommen, daher die Redensart Chatun-irimi: Weiberprophezeiung, d. h. Unsinn. Zu erwähnen ist endlich noch der „Dschaurundschi", der Wortbedeutung nach der Schulterblattmann, von Dschaurun, Schulterblatt, weil er sich mit der Kunst abgibt, aus dem halbverkohlten Schulterblatte der Thiere, namentlich der Schafe, Pferde, Rinder und Kameele wahrzusagen. Das Schulterblatt wird mit Vorliebe aus dem Vordertheile des Thieres genommen; es darf weder mit den Zähnen abgerissen noch mit einem Messer abgeschnitten werden, und prophezeit wird nur aus den Richtungen der Sprünge, welche das Bein nach längerem Liegen im Feuer erhalten hat. Die Auslegung des auf diesen Sprüngen beruhenden Orakels ist verschieden; der Eine prophezeit aus dem Sprunge das Gelingen oder Fehlschlagen einer Reise, der Andere wieder das Genesen oder Sterben eines Kranken u. s. w. Schon Willem Ruysbroek berichtet über diese Art des Wahrsagens bei den Mongolen, doch ist dieselbe bei den Kosak-Kirgisen jetzt nicht mehr stark verbreitet, und Hermann Vambéry hat auf seine darauf bezüglichen Fragen nur in verschämter Weise Antwort erhalten.

Wie überall steht auch bei den Türken der Aberglaube wie die Zauberei in engster Verbindung mit der Heilkunst. Schon bei den Talismanen oder Amuletten, die das Unheil allgemeinhin ablenken sollen, denkt man zumeist an Schutz gegen Krankheit und körperliche Unfälle. Im Uebrigen findet sich die Stufenleiter vom rein abergläubischen Heilungsverfahren bis zur Ver-

bindung der wirklichen rationellen Medicin mit einer überflüssigen, magischen Formel bei den Türken vollständig ausgebildet. Zu unterst stehen jene Heilkünstler, die man füglich als schamanistische bezeichnen kann. Bei allen Turkvölkern ist der Glaube an Zauberpriester, die man gemeiniglich Schamanen nennt, wie bei den Mongolen und Nordasiaten eingebürgert und stellt in der That ein Stück jener alten, ja uralten Gedankenwelt dar, welche dem Türkenthume vielleicht schon seit Jahrtausenden eigen ist. Beiläufig bemerkt ist es ganz falsch, von schamanistischen Religionen oder vom Schamanismus als einer Religion besonderer Art zu sprechen, denn das Schamanenthum ist blos eine Eigenart des Priesterthums, ein Ausfluss besonderer Lebenshaltung; die Culturvorstellungen der Völker, bei welchen diese Schamanen auftreten, gehen aber wie die vieler anderer von der Seelenvorstellung aus und diese knüpft wieder insbesondere an das Ereigniss des Todes an.

Bei den asiatischen Türken ist der Glaube an diese Zauberpriester, welche durch Zaubermittel Gespenster bannen und mittelst Beschwörungen Krankheiten heilen, tief eingewurzelt, und weder Buddhismus noch Islam haben den „Kam", wie die türkischen Stämme den Schamanen nennen, gänzlich zu beseitigen versucht. Bei den Völkern des Altai spielt derselbe mit seiner unerlässlichen Zaubertrommel noch immer die grösste Rolle. Die westlichen Türken, namentlich die Osmanen, sind erstarkt in den Lehren des Islam und haben damit den Schamanenglauben besser überwunden, ohne jedoch einzelne Spuren desselben gänzlich zu verwischen. So sind einige Züge des alten Schamanenthums auf die mohammedanischen Derwische übergegangen. Menschen dieses Schlages sind auch die niedrigsten Heilkünstler, ihr Werk ist ausschliesslich Magie. Den Rücken der Klinge eines gewöhnlichen Messers setzen sie z. B. auf den Kopf des Kranken, fahren damit in cabbalistischen Figuren über dessen Scheitel sowie über die leidenden Körpertheile und murmeln dazu allerlei unverständlichen Hokuspokus. Andere führen ähnlichen Zauber mit einem Strick aus, und Keinem fehlt es an Zuspruch, denn sie heilen Alles was vorkommt. Dieser Art am nächsten stehen Jene, welche mit magisch-religiösen Formeln arbeiten. Ihre Heilkraft ist aber nicht blos an die Formel, sondern auch an die Person gebunden. Der einzelne „fromme Scheich" befasst sich damit, Kranke zu heilen, indem er sie anhaucht oder einen Koranvers über sie spricht, auch etwa einen solchen auf Papier schreibt, das Papier verbrennt, die Asche in ein Glas Wasser wirft, über das Wasser hinhaucht und dasselbe dem Patienten zu trinken gibt. Vielfach wird die Sympathie der Derwische in Anspruch genommen. Bei schwereren und hartnäckigeren Leiden wird der Patient in die Moschee geführt, und der Derwisch oder der Imam liest ihm aus dem Koran vor, haucht und schreit ihn an, bestreicht und bedrückt ihn mit den Händen und beschwört die Geister in so treffender und kunstgerechter Weise, dass ein europäischer Magnetiseur es wirklich nicht besser machen könnte. Hat diese Art von Heilverfahren auch einen anderen Namen als bei uns und geht dort auf Rechnung der Dämonen, was hier als ein Nervenübel gilt, so sind doch die Ergebnisse dieselben, und es ist unzweifelhaft, dass der Erfolg sehr häufig den anscheinenden Hokuspokus krönt. Hat der Künstler aber gar einen Ruf von Heiligkeit, so macht er ganz gute Geschäfte dabei. Gewisse Personen besitzen eine derartige Heilkraft von Amtswegen, wie z. B. die Scheiche der heulenden Derwische, welche über die auf dem Boden liegenden Kranken hinschreiten; der Tritt des segnenden Fusses ist für Manche offenbar die letzte Hoffnung. Diesen folgen die Empiriker, die eine wirkliche medicinische Methode haben, deren Wirkung aber nicht ausschliesslich dem rationellen Verfahren zuschreiben, sondern vielmehr einen übertragbaren, besonderen Heilgeist für sich in Anspruch nehmen. Ihre Kunst vererbt sich in gewissen Familien. Der Vater bringt dem Sohne die Handgriffe bei, lehrt ihn aber dieselben mit einem gewissen Hokuspokus zu verbinden und überträgt ihm schliesslich seine Heilkraft durch Anhauchen. Manche von den Leuten sind berühmt und werden weithin gerufen. Ein Heilkünstler der letzteren Art übernimmt in der Regel das ganze Erbe seines Lehrers, die Formeln sowohl wie das eigentliche Heilverfahren, auf Treu und Glauben und gibt Alles zusammen unverändert an seinen Nachfolger ab. Es ist das die höchste Stufe des Heilzaubers, denn von dem Manne, der in der Hauptsache therapeutisch arbeitet und nur nebenher einige „Sympathie" mit einfliessen lässt, ist nur ein Schritt zum eigentlichen Arzt, der die Zauberformel ganz bei Seite setzt. Erwägen wir, dass sympathetische Curen auch in einigen Theilen des hochgesitteten Deutschland noch im Schwange gehen und sogar in gebildeten Kreisen mitunter Beachtung finden, so würde es uns schlecht anstehen, dieser Seite ihres Aberglaubens willen die Türken geringe zu behandeln. Wir müssten vielmehr zuvor vor der eigenen Thüre kehren.

Im Allgemeinen freilich ist das Reich des Aberglaubens im türkischen Morgenlande ungemein gross, und blos die wichtigsten Züge konnten hier zur Sprache gebracht werden. Deutlich aber geht aus diesen hervor, wie einestheils der Aberglaube auch bei den Türken an uralte Vorstellungen anknüpft und zugleich im tiefsten Grunde mit allgemein und weit verbreiteten Gedankenströmungen der Menschheit übereinstimmt. *F. v. H.*

Jm 80514

DIE GENUSSMITTEL DES ORIENTES.

Von *Gustav Troll.*

V.

Ein eigenartiges, bei den süd- und ostasiatischen Völkern allgemein verbreitetes Genussmittel ist der *Betelpfeffer*, kurzweg *Betel* genannt, worunter man die Blätter von Piper Betle L.

JEDNOT... K POUZBUZE... PRUMY... V CECHACH

versteht. Aus den frischen, aromatisch-brennend und bitter schmeckenden Betelblättern wird in Verbindung mit zusammenziehenden Stoffen (Gambir, Catechu und Betel- oder Arecanüssen) und mit etwas frisch gebranntem Kalk oder Muschelkalk ein Kaumittel hergestellt, dessen Gebrauch so allgemein ist, dass es nicht nur bei den Eingeborenen, sondern sogar bei den dort lebenden Europäern zu einem unentbehrlichen Lebensbedürfnisse geworden ist. Die Heimat der Betelpflanze ist Ostindien, dieselbe wird jedoch auch auf den Sunda-Inseln, den Molukken, in den chinesischen Provinzen Kwantung und Yunan und in manchen anderen Gegenden cultivirt. Im Bengalischen und auf Hindostanisch wird die Betelpflanze *Pan* genannt, in der Tamilensprache *Vettilei*, im Sanskrit *Tambul*. Das Betelkauen erfolgt in der Weise, dass ein Stückchen der jungen und zarten oder gekochten Areca- oder Betelnuss (die Samen der Catechupalme Areca Catechu L., auch Pinang genannt) mit Kalk und Gewürz (Kardamom, Kampher, Aloeholz, Moschus) in ein frisches Betelblatt gewickelt, in den Mund geschoben und wie Kautabak von einer Seite zur anderen geschoben werden. In Folge des Kauens entsteht eine starke Speichelabsonderung, welche angeblich die Mundhöhle rein erhalten und Zahnfleisch und Zähne gut conserviren soll. Der Speichel nimmt hiebei eine blutrothe Färbung an und die Zähne werden schwarz. Früher wurde gewöhnlich nur die Arecanuss allein mit dem Betelblatt gekaut, jetzt kommen noch andere zusammenziehende Stoffe, wie Catechu und Gambir oder Lyciumextract dazu. Natürlich gibt es in der Zusammensetzung der sogenannten Betelhappen (Buyos oder Pan-supari genannt, von Pan=Betel, Supari=Arecanuss) eine grosse Mannigfaltigkeit, wie bei allen Genussmitteln, deren Gebrauch in allen Ständen und Gesellschaftsclassen eingeführt ist. Die Sitte des Betelkauens ist jedenfalls sehr alt, denn schon der mittelalterliche Orientreisende *Marco Polo* berichtet darüber Ende des XIII. Jahrhunderts. Der Weltumsegler Antonio *Pigafetta* beobachtete als Theilnehmer an der Magellanschen Expedition den Betelgenuss auf den Philippinen, und *Garcia de Orta*, der in der zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts in Vorderindien lebte, gibt ebenfalls ausführliche Nachrichten hierüber, wie noch viele andere ältere Schriftsteller. Die durch das Betelkauen beabsichtigte Wirkung ist mit der durch das Kauen von Cocablättern und Tabak erzielten zu vergleichen, jedenfalls verschafft es seinen Liebhabern Genuss. Eine besondere Schädlichkeit dieses Mittels für den menschlichen Organismus ist bisher nicht nachgewiesen worden.

Kaum weniger sonderbar erscheint uns ein anderes Genussmittel des extremen Orientes, die *Kawa*, oder Kawa-Kawa, auch Yakona, Yangona genannt, der Rauschpfeffer. Es ist dies die Wurzel von Piper methysticum Forster (Macropiper methysticum Miq.), einer auf den Inseln des Stillen Oceans stark verbreiteten Piperacee. Der Name stammt nach Fahrer von der polynesischen Kawa oder Awa, d. i. scharf, und bedeutet in der Verdoppelung: sehr scharf. Die Wurzel enthält sehr viel Stärke und harzige Bestandtheile, welchen die berauschende Wirkung derselben zukommt. Der Geruch ist eigenartig, der Geschmack zusammenziehend und bitter, das Kauen ruft vermehrte Speichelabsonderung hervor. Die Wirkung der Wurzel ist narcotisch, die Schleimhäute verlieren ihre Empfindlichkeit und die Zunge wird taub. Die Eingeborenen erzeugen aus der Wurzel durch ein kurzdauerndes Ausziehen mit Wasser nach vorhergegangenem Durchkauen ein Getränk, das stark berauschende Eigenschaften besitzt. Dies geschieht meist in folgender Weise: Die Männer eines Dorfes versammeln sich in ihrem öffentlichen Kawahause, oder, falls ein solches nicht besteht, in einem anderen. Die gereinigte Wurzel wird zerschnitten und sodann von jungen Leuten (auf manchen Inseln auch von Frauen und Mädchen) mit gesunden Zähnen gekaut. Das Kauen geht langsam und feierlich, wie bei Wiederkäuern vor sich. Die einzelnen durchgekauten Bissen werden aus dem Munde genommen und in eine grosse, „Tanoa“ genannte Holzschüssel gelegt. Auf die in der Tanoa befindlichen Bissen wird hierauf Wasser gegossen und das Ganze mit den Händen umgerührt. Bis zum Aufgiessen des Wassers herrscht in der Versammlung tiefes Schweigen. Von diesem Zeitpunkte an beginnen feierliche Gesänge, die durch Aufschlagen von Stöcken auf Bambus oder Holzklötze begleitet werden und bis zum Fertigstellen des Getränkes dauern. Mittelst eines Bündels Cocosfasern holt nun der Bereiter der Kawa alle erreichbaren festen Bestandtheile heraus und drückt sie unter vorgeschriebenen Körperbewegungen aus. Damit ist das Getränk fertig und wird in Cocosschalen gefüllt, die dem Range nach an die Anwesenden vertheilt werden. Dabei wird ein bestimmtes Ceremoniell beobachtet, Gebete und Ausrufe an die Götter werden von den Trinkern streng eingehalten. Das Kawagetränk sieht, auf diese Weise dargestellt, schmutzig-grau aus und schmeckt aromatisch, bitter und prickelnd. Um Ekel zu vermeiden, geniessen die Trinker, wie schon *Cook* berichtet, etwas Speise und Cocosnüsse dazu.

Was sollen wir nach allen diesen absonderlichen Genussmitteln noch zu dem *Fliegenschwamm* der Kamtschadalen sagen? Es drängt sich bei Betrachtung dieser so verschiedenartigen Stoffe, welche alle dem gleichen Zwecke, der Beschaffung von körperlich zu empfindendem Genusse dienen, der Gedanke auf, dass die Bewohner jener so verschiedenartigen Länder bei der Befriedigung dieses Triebes mit Naturnothwendigkeit jene Substanzen ergreifen mussten, welche in ihrem Bereiche lagen, und dass hiebei selbst die schädlichsten und giftigsten Stoffe nicht ausgeschlossen blieben. Aus dem Fliegenschwamme (Amanita muscaria Pers.), der äusserst giftige Eigenschaften besitzt,

bereitet man in Kamtschatka mit den Blättern der Sumpfheidelbeere und verschiedenen Epilobien-Arten ein berauschendes Getränk, das so gut und schlecht seinen Zweck erfüllt, wie der Haschisch der Araber oder der Absinth der Franzosen. Und wie die fanatischen Mystiker Indiens ihre Verzückungen zumeist den dunklen Gewalten, die im Hanfkraute eingeschlossen sind, verdanken, so holen sich wahrscheinlich auch die Geisterbeschwörer des hohen Nordens, die Schamanen, ihre Kraft und Begeisterung aus dem Fliegenschwamme, um durch Zaubergesänge die Götter zu bezwingen und alle Krankheiten zu heilen, als Aerzte und Priester ihres gläubigen und abergläubischen Volkes.

Dies sind in kurzen Umrissen die hauptsächlichsten Genussmittel des Orientes. Manche, deren Gebrauch auch in Europa theilweise sich vorfindet, wie z. B. das im Morgenlande ebenfalls vorkommende *Arsenikessen*, will ich hier nicht weiter berühren. Es erübrigt nur noch, einige Genussmittel zu erwähnen, die eigentlich mehr zur Classe der Erfrischungsgetränke gehören. So namentlich der *Kumys* oder Kumis, Milchwein, Milchbranntwein, Brausemilch, Galazyme, ein Getränk, das die Tataren aus Stuten- oder Kameelmilch bereiten. Das Wort Kumys wird abgeleitet von dem Namen des altasiatischen Volksstammes der Kumanen. Diese sollen zuerst von dem Kumys Gebrauch gemacht haben und nach ihrer Besiegung durch die Tataren 1215 auf diese, nebst anderen Sitten und Gebräuchen, auch den Gebrauch des Kumys übertragen haben. Wilhelm *Rubruck*, der 1253 vom heil. Ludwig in die Tatarei geschickt wurde, erzählt viel von einem Getränke „Kosmos", worunter jedenfalls Kumys gemeint ist. Die Bereitung des Kumys geschieht in der Weise, dass man zu 10 Theilen frisch gemolkener, noch warmer Milch einen Theil fertigen Kumys zusetzt und das Gemisch unter öfterem Umrühren zwei bis drei Stunden stehen lässt. Dann füllt man die Milch in Flaschen und überlässt sie in einem kühlen Raume einer schwachen Nachgährung. Nach fünf bis sieben Tagen bildet der Kumys eine stark schäumende Flüssigkeit von angenehmem süss-säuerlichen Geschmacke, die fast 2 Percent Alkohol und ausserdem Milchsäure, Kohlensäure, Fett und Zucker enthält. In den Steppen und Niederungen, die sich von der Wolga bis zum Uralgebirge hinziehen, bereiten die Kirgisen den Kumys in einer etwas absonderlichen Art. Die frische Haut einer ganzen hintern Extremität eines Pferdes dient als Gefäss hierzu. Die Haut von der Hüfte bis zum Ende des Unterschenkels wird zusammengenäht, so dass der breite Theil zum Boden und der schmale zum Halse des Gefässes wird. Da wird nun die Milch hineingegossen, mit einem in das Gefäss hineinreichenden und oben luftdicht schliessenden hölzernen Kolben öfter umgerührt und der Gährung überlassen. Die Milch gährt, besonders im Frühjahr, sobald die Stuten ein Füllen geworfen haben, ziemlich schnell. Die orenburgischen Baschkiren bereiten zwei Sorten Kumys, den jungen oder Kumys Saumel und den alten, echten. Der junge Kumys gährt nur zwei bis drei Tage, ist daher weniger stark und schäumend als der alte. Durch Destillation wird aus dem Kumys ein Branntwein dargestellt, den man Araca nennt und der, einer nochmaligen Destillation unterworfen, den Arsa liefert. Die Kuhmilch gibt ein ähnliches Getränk, den Airak, doch eignet sich die Kuhmilch überhaupt weniger zur Kumyserzeugung als die Stutenmilch, weil sie bedeutend weniger Milchzucker enthält.

Ein ähnliches Getränk ist der im Kaukasus unter Anwendung eines eigenen Fermentes, der Kefirkörner (Bacterien-Conglomerate, wahrscheinlich von Saccharomyces cerevisiae) aus Kuhmilch dargestellte *Kephyr* (Kefir). Die Kefirkörner werden drei Stunden lang in lauwarmes Wasser gelegt, dann in auf 30° erwärmte Milch gegeben und die Milch acht Tage lang erneuert. Sodann werden die aufgequollenen Körner mit der sechs- bis achtfachen Menge abgerahmter Milch 24 Stunden lang stehen gelassen und dann die Milch abgeseiht. Das erhaltene Product ist der Kefir. Die Körner werden abgewaschen und weiter benützt. Der gewöhnliche *Kefyr-Kumys* oder *Kapyr* wird bereitet, indem man einen Theil Kefir mit zwei Theilen Milch in einer verschlossenen Flasche ein bis zwei Tage hindurch stehen lässt. Der Geruch und Geschmack des Kefir ähnelt der frischen Sahne. Sein Alkoholgehalt ist sehr gering (ungefähr 0·80 Percent), ausserdem enthält er noch Fett, Eiweissstoffe und Milchsäure. In Folge seines grösseren Gehaltes an Eiweissstoffen ist der Kefir viel dicker als der flüssigere und leichter trinkbare Kumys. Eine besondere Art von Kefir kommt unter dem Namen *Bulgarsky* vor, eine andere wird als *Karagrut* bezeichnet, überhaupt gibt es eine grosse Menge solcher durch Gährung der Milch erzeugter Getränke, die aber ihres geringen Alkoholgehaltes und erheblichen Nährwerthes wegen nicht als ausschliesslich Genusszwecken dienend angesehen werden können.

An Erfrischungs-Getränken aller Art herrscht im Oriente, wie begreiflich, kein Mangel. Einige wenige enthalten einen geringen Theil von Alkohol, die meisten jedoch Säuren, und zwar hauptsächlich Essig, Citronensäure und allerlei Fruchtsäuren. Unter den saueren Getränken gibt es unzählige Arten von Limonaden, Rosen- und Rosinenwasser, wasserhell, schmutzig-grau, gelblich, gelbgrün, gelbbraun, rosenroth und purpurroth. Eine zweite Classe dieser Getränke bilden die aus Johannisbrot, Süssholz, Rosinen, u. s. w. erzeugten, meist fad-süss schmeckend und von bräunlicher Farbe, als deren Typus der *Chuschaf* der Araber und Perser gelten kann. Dann folgen die mandelmilchartigen Getränke, die bereits unter den Bieren erwähnte *Braga*, die in manchen Ländern (z. B. auch in Rumänien) ein halbgegohrenes, aus Kleie oder Hirse bereitetes säuerlich schmeckendes Getränk darstellt und

lediglich Erfrischungszwecken dient. Selbst in Ungarn findet sich in manchen Gegenden auf dem Lande unter dem Namen *Korpaczibere* ein ähnliches, aus Kleie hergestelltes Getränk. In den französischen Colonien, besonders in Algier und Tunis, wird das in Südfrankreich einheimische, *Coco* genannte Getränk stark verkauft. Der Coco besteht aus gepulvertem Lakritzensafte, der mit Anisöl oder Pfefferminz und dergleichen aromatisirt und dem Trinkwasser zugesetzt wird.

Wer einmal im Oriente gewesen ist und in den Bazaren von Kairo oder Damaskus das ohrenzerreissende Geklapper, das die Verkäufer dieser Erfrischungsmittel mit ihren Messingschalen machen, gehört hat, der wird es gewiss nicht vergessen, ebensowenig, als die hohläugigen, aschfahlen, gespensterhaften Gestalten der Haschaschir in den schmutzigen versteckten Vorstadt-Kaffeehäusern in Tunis oder Kairo und die finsteren Opiumhöhlen in den indischen und chinesischen Hafenstädten, wo die Sclaven ihrer unseligen Leidenschaft sich zusammenfinden, um in wenigen Stunden die noch erübrigte Lebenskraft zu verzehren. Die Natur hat dem Menschen gewiss wohl wollen, als sie ihm Mittel an die Hand gab, sich durch Erregung seiner Nerven körperlichen und seelischen Genuss zu verschaffen, um in rasch verrauchten Augenblicken einen kurzen Anklang himmlischer Wonnen zu empfinden, aber d a s hat sie gewiss nicht gewollt, dass der Mensch durch übermässigen Genuss ihrer Gaben zum stumpfsinnigen, noch unter dem Thiere stehenden Wesen herabsinke. Leider aber kennt der Mensch, wenn es sich um den Genuss handelt, nur selten das richtige Mass und Ziel, das einzuhalten wäre.

EINE STIMME AUS EINEM HAREM.*)

Angesichts der grossen Zahl von Engländerinnen, die in der letzten Zeit türkische Harems besucht haben, und dank ihrer Kenntniss unserer Sprache in der Lage waren, richtige Urtheile über unser Dasein abzugeben, ist es schwer Neues über ein Land zu schreiben, dessen Sitten und Gebräuche im Auslande fast ebenso gut bekannt sind wie bei uns selber.

Auch ist das Interesse für das Orientalische in dem Masse geschwunden, als der Schleier, der über demselben lag, thatsächlich gelüftet, die Geheimnisse des Orientes nach und nach vor der Welt in ihrem wahren Lichte erschienen, das nicht selten des poetischen Reizes entbehrte, den man ihnen angedichtet hatte.

In einer Beschreibung Constantinopels aus dem Jahre 1840 wurde das türkische Weib als ein Geheimniss hingestellt, dessen Entschleierung gefahrbringend sei, während Thakeray in seiner „Voyage from Cornhill to grand Cairo“ uns von einer Dame erzählt, auf die alle Rechtgläubigen mit Fingern zeigten, weil sie in ihrem eigenen Wagen vor der Moschee vorfuhr. Was die Schatten dieser braven Gläubigen sagen würden, wenn ihnen ein Blick auf unsere heutige Welt gestattet wäre, ist schwer zu bestimmen.

Es bedurfte nur kurzer Zeit, den türkischen Müttern das erkennen zu lassen, was sich als wissenswerth für sie zeigte und während ehedem einige Kenntniss der französischen Sprache das Maximum dessen bildete, was eine Türkin lernte, ging sie nun daran, sich mehrere fremde Sprachen, Clavier, Zeichnen und Malen anzueignen und sich so zur Frau heranzubilden, die in der Gesellschaft erscheinen kann. Dazu kam die Lectüre von Romanen und Novellen, und so kam das junge Mädchen, das ehedem das höchste Mass der Seligkeit darin erblickte, von einem ihr unbekannten Mann in Gemeinschaft mit einem halben Dutzend Rivalinnen tyrannisirt zu werden, dazu, Andeutungen einer irdischen Seeligkeit zu empfinden, die das übertrafen, was sie vom Paradies erwartete. Sie hörte von Bällen, Festen und Unterhaltungen, bei welchen Frauen offen mit Männern sprachen, die weder Doctoren noch ihre Vettern waren; zum ersten Male vernahm sie es, dass das Weib ebenso hoch geschätzt wurde als der Mann, ja, dass sie von diesem jene Huldigung beanspruchen durfte, die sie bisher einzig als das seinem Geschlechte gebührende Vorrecht gekannt hatte; in den Büchern begegnete sie den Darstellungen des glücklichen Familienlebens, in dem ein Weib die Liebe und das Vertrauen ihres Gatten genoss, und nach und nach drang das so eingesogene Gift in ihre Adern. Sie fühlte, dass sie Anrecht habe auf mindestens einen Theil dieser Vorrechte; allein die Scheu davor, die erste zu sein, die sie begehrt hätte, hätte manche Frau veranlasst, noch für längere Zeit das ihr nun verhasste Joch zu tragen, wenn sie nicht von Rathgebern umgeben wäre, die sie vorwärts drängen. Schlimm genug, dass die Bewegung gerade in den höheren Classen den Anfang nahm, welche in Folge ihres Ranges von einer Legion von niedrigen Armeniern und Griechen, dem Abschaum ihrer Nation, umgeben sind, welche stets mit dem Lobe an der Hand waren, wenn sie die Möglichkeit einer Belobung sahen und deren Beispiel bei den Türkinnen keine allzuhohe Meinung von europäischem Leben aufkommen liessen.

Das Dasein, welches sie im Harem geführt hatte, war nicht dazu angethan, sie für die plötzlichen Veränderungen vorzubereiten, die in ihrer Lebensweise eintreten sollten. Es war ihr unbekannt, dass es andere Ketten gebe als diejenigen, welche die Tyrannei eines Mannes auferlegt und dass das Leben höhere Ziele biete als das der Existenz allein; in der That ist die Selbstsucht eine Eigenschaft der Haremsinsassen, die Alle, welche leben wollen, besitzen müssen und unfassbar ist es ihnen, dass man an Andere denken könne, ehe man an sich selbst ge-

*) Dem Nineteenth Century entnommen.

K POUZBUZEN PRUMYSLU V CECHACH

dacht. Andererseits sind die Mütter nicht befähigt, ihren Töchtern jene reinen und hohen Principien zu lehren, welche jede europäische Frau ihren Kindern beizubringen trachtet. In der That fehlt es ihnen auch an dem hiezu nöthigen Einflusse. Die Mütter sind der grösseren Zahl nach Sclavinnen und erfreuen sich als solche nicht jener zarten Hochachtung, die europäischen Müttern entgegengebracht wird. Jedes Kind hat eine andere Mutter, für die es eine gewisse Parteianhänglichkeit hat und die es gegen ihre Rivalinnen vertheidigen wird. Gleichwohl fehlt die Achtung und auch der Grund für eine solche, da dem Kinde nichts als das Princip der Selbstsucht gelehrt und dieses allein von der Mutter selbst geübt wird. „Jedermann für sich selbst" ist das Motto in den Harems, hat man dieses den Kindern einmal beigebracht, so lässt man sie nach ihrem Charakter aufwachsen, ohne ihnen das Rechte zu lehren oder das Unrechte zu wehren. Vor Kurzem wurde in einem englischen Blatte behauptet, die Moral in den Harems sei nicht schlimmer als jene in manchen Kreisen der europäischen Gesellschaft. Das mag wahr sein, doch sind es gewiss solche Plätze, die man nicht für die Erziehung junger Mädchen wählt, wogegen das Harem die Heimat für tausende und abertausende von jungen Mädchen ist, die dort die ersten Begriffe von Recht und Unrecht erlangen sollen, wozu das schlechte Beispiel der sie umgebenden Sclavinnen wenig geeignet ist. Eine Türkin von 15 Jahren weiss so viel vom Leben wie eine Europäerin von 40 — ein gewiss unnatürlicher Zustand. Unter diesen Umständen kann ein Mädchen kaum bescheiden sein und es ist begreiflich, dass mit der Reaction die Extreme erreicht wurden, die wir heute wahrnehmen.

Der Sprung von der Unwissenheit zur Kenntniss war zu plötzlich; das türkische Weib war vom hellen Glanze, der auf einmal auf dasselbe einwirkte, geblendet, sie wusste nur schwer Recht und Unrecht von einander zu unterscheiden, und es darf uns kaum in Erstaunen versetzen, wenn sie ihren Weg verfehlt. In einer solchen Krisis bedurfte sie eines stärkeren Armes, um sie zu stützen, eines solchen aber musste sie in Folge der Position, in der sie sich befand, entbehren. Denn keine anständige Frau aus der europäischen Gesellschaft könnte in einem Harem leben, ohne dasselbe, von Ekel erfüllt, zu verlassen, oder aber veranlasst zu sein, um der Selbsterhaltung willen es den Anderen gleich zu thun.

Je weniger die Pflichten gegen unseren Mitmenschen in unserer Religion Erwähnung finden, desto eingehender ist das bezeichnet, was wir uns selber schulden, die Gesetze sind in der That zu strenge, als dass das türkische Mädchen nicht nach dem ersten Heraustreten aus dem hergebrachten Leben nicht fühlen müsste, dass sie damit vom Himmel ausgeschlossen sei. Wer Europäerinnen nachahmt, zählt mit diesen, heisst es in unseren Büchern, und so wusste die Frau gleich vom Anfange her, was ihr, wenn sie trachtete, es den Europäerinnen gleich zu thun, bevorstand; wissend, dass es zu spät war, zurückzutreten, entschloss sie sich vorwärts zu schreiten. Von der Narrheit zum Laster ist mitunter nur ein Schritt, und in diesem Falle war er rasch gethan — hoffen wir, dass er über Kurz nach rückwärts erfolge. Bereits lassen sich Beispiele von Frauen aufzählen, die, wohlerzogen, manches Jahr in Europa verbrachten, befreit von den alten Fesseln leben, ohne darum die Vorschriften der Ehre ausser Acht zu lassen, die in jedem Lande bestehen; es wäre Zeit, dass solche Beispiele häufiger befolgt würden. Wenn das türkische Mädchen zur Erkenntniss gekommen sein wird, dass keine wohlerzogene Dame einem ihr unbekannten Herrn Zeichen gibt, keine, die noch über einige Selbstachtung verfügt, einem Manne antworten würde, der sie in der Strasse anspricht, dass die Trennung der Ehe überall in der Welt als eine Schande dann betrachtet wird, wenn sie eine Folge der Pflichtvergessenheit der Frau ist, dass alle Frauen, die aus diesem Grunde geschieden sind, ihre Stellung einbüssen: dann wird sie in der That fortschreiten, und wir mögen hoffen, dass wir endlich glücklich, geachtet und frei wie jene Frauen sein werden, die wir nachzuahmen wünschen.

All dies ist gleichwohl von secundärer Bedeutung. Was uns am meisten fehlt, nach was wir mit all unseren Kräften streben müssen, ist die Abschaffung der Vielweiberei, und dazu wird uns die Freigebung der Sclaverei verhelfen. So lange die Sclaverei besteht, wird die Vielweiberei in unseren Harems in der schlimmsten Form fortbestehen. Von der humanitären Frage ganz abgesehen, stellt sich die Sclaverei als ein härteres Joch für uns dar als für die Sclaven selber. Ohne die Sclaverei wird sich kein türkisches Mädchen dazu hergeben, die zweite Stelle in dem Hause eines Gatten einzunehmen, und wir werden ohne jene ununterbrochene Eifersucht leben, ohne jene tausende von Schmerzen, die unser Unglück ausmachen. Man weiss in Europa nicht, dass ein Harem selten mehr als eine legitime Frau hat, die mitunter eine Circassierin, meist aber eine Türkin ist. Ist letzteres der Fall, so bringt sie ihrem Gatten meist zehn oder zwölf Sclavinnen mit, die als Theil ihrer Ausstattung gelten; ist sie selbst eine Sclavin, so kauft der Gatte eine solche Zahl für sie, was schliesslich dasselbe bedeutet. Wie immer civilisirt nun auch unsere Ehemänner seien, jeder von ihnen ist noch zu sehr Türke, um sich sehnsüchtiger Blicke nach diesen Sclavinnen enthalten zu können, während diese selber zu furchtsam sind oder zu niedrig stehen, um diese Ermuthigung zurückzuweisen. Thatsächlich wissen sie, dass dies der einzige Weg für sie sei, eine hohe Position in der Gesellschaft einzunehmen, und kaum können sie für eine Herrin

fühlen, die nie für sie Gefühl gezeigt hat. In der Regel erreichen sie, was sie anstreben, und die Frau steht ihnen machtlos gegenüber, da der Mann das Gesetz für sich hat. Ist die erstere energisch, so verkauft sie mitunter die Sclavin — was ihr übrigens gegenwärtig verwehrt wird — oder sie kehrt zurück nach dem Hause ihres Vaters. In jedem Falle ist sie verlassen, da der Gatte sich über Kurz eine andere Sclavin wählt, der Vater aber, der vielleicht selbst ein halbes Dutzend Frauen hat, nur auf die Seite seines Schwiegersohnes treten kann.

Im Laufe der Zeit wird die Sclavin eine Odaliske, die Kinder fast im Alter jener der Herrin hat, so mächtig wie diese selber; trotzdem ist ihr Contract kein geschriebener und sie bleibt immer eine Sclavin.

Begreiflicherweise versteht sich kein türkisches Mädchen zu einer solchen Position, während andererseits kein Mann gewillt ist, thatsächlich zwei Frauen zu heiraten; so wird man der Polygamie an den Leib rücken, wenn die Sclaverei unterdrückt, und zweifelsohne geschieht damit nur Gutes für uns.

Dagegen wird man gleichwohl manchen Widerstand erheben, wie sich dies zeigte, als die englische Regierung diese Angelegenheit in Egypten in die Hand nahm. Es kostete manche blutige Schlacht, die Vereinigten Staaten von der Sclaverei zu befreien, aber keines der Argumente, die man dort anwandte, wäre bei uns von Nutzen. Die Amerikaner benützten die Sclaven als Vieh, sie waren für sie die Quelle grosser Reichthümer und kaum entbehrlich, wie dies aus der grossen Zahl der Landeigner hervorgeht, die während des Krieges zu Grunde gingen. In unserem Falle verursachen die Sclaven eine Ausgabe, ohne die wir es leicht richten können. Allerdings müssen wir zugestehen, dass wir ausser Armeniern und Griechen in Constantinopel und den Fellahs in Kairo Niemanden finden, der uns dient; allein hat dies nicht seine Ursache darin, dass wir nie nach Anderem für diesen Zweck suchen?

Gibt es nicht in Constantinopel Tausende und aber Tausende, die oft nahe daran sind, Hungers zu sterben, und die, wenn sie dazu ausgebildet würden, gute Diener abgeben würden? Man mag dagegen einwenden, dass die Armen der Türkei zu stolz sind, sich als Diener verwenden zu lassen, und dass es kaum möglich sein würde, sie zu meinen Ansichten zu bekehren. Es kommt dies nur daher, weil sie es nicht besser verstehen und der erste Schritt wäre, ihnen Gelegenheit zu geben, sich etwas von jener freieren Beurtheilung zu erwerben, die wir erlangt haben, wobei wir Sorge tragen sollen, jene Schollen zu meiden, an denen wir selber Schiffbruch gelitten haben. Durch eine Anzahl freier Schulen von begabten Directoren geleitet und mit Lehrern aus der grossen Zahl jener reinen gutherzigen Frauen versorgt, wie sie sich in Europa finden, würde dies leicht erreicht werden. Bald würden sie zu der Ueberzeugung kommen, dass der Dienst keine Schande und es besser sei, zu arbeiten, als zu hungern.

Ich glaube den Beweis erbracht zu haben, dass die Sclaverei nicht nothwendig sei und deren Aufhebung unsern Zustand bessern würde. Wir machen auf Civilisation Anspruch, während wir nur die Lasten der Christen imitiren, ohne das Gute ihrer Sitten zu studiren; im Kampfe um unsere Freiheit vergessen wir, an unsere Ruhe zu denken, und vergessen, dass, während die Sclaverei tausende unserer Mitmenschen um ihr Geistesleben bringt, wir kein Recht haben, uns zu beklagen, dass wir getreten werden. Erste Pflicht gegen uns und sie ist es, den grössten Flecken in unserem Dasein, der auch nicht einmal durch die Religion herbeigeführt wurde, auszulöschen; nach und nach, erst wenn wir uns reif zeigen, können wir hoffen, jene Rechte zu erlangen, die man uns heute verweigert.

Ohne dieses werden alle Bestrebungen nach Freiheit, statt auf die Erweiterung unserer Privilegien abzuzielen, nur dazu dienen, uns in einem verächtlicheren Lichte den Millionen gegenüber erscheinen zu lassen, die auf uns blicken.

MISCELLE.

Satsuma-Fayencen. Die Menge der grossen, von Gold und bunten Farben gleissenden Vasen und Figuren, welche als „Altes Satsuma", als „Kaiserliches Satsuma" oft mit einem falschen Ursprungszeugnisse über die Herkunft aus einem buddhistischen Tempel den europäischen Markt überschwemmen, kann auf die Bezeichnung „Satsuma" keinen Anspruch machen, sondern ist von Töpfern in Kioto, Osaka, Shiba bei Tokio und Ota bei Yokohama aus eingeführtem Satsuma-Thon angefertigt und so decorirt worden, wie es den mehr und mehr verwildernden Ansprüchen unserer Curiositätenhändler entsprach; oder es wurden echte Satsuma-Gefässe undecorirt in die Malerwerkstätten der Hauptstädte geschickt, um decorirt nach Satsuma zurückgebracht und dort, nachdem sie noch scheinbar alt gemacht waren, an solche Europäer abgesetzt zu werden, welche an der Quelle zu kaufen für sicherer hielten. Wurden Töpferwaaren auch schon seit Jahrhunderten in mehreren Orten Satsumas hergestellt, so reicht doch die Anfertigung des „Nishiki de Satsuma", wie die mit Gold und Emailfarben auf elfenbeinfarbener, fein gekrackter Glasur verzierten Halbporzellane wegen der Aehnlichkeit ihres Decors mit den Goldseidengeweben genannt werden, nach dem Urtheile der japanischen Autoritäten nicht über ein Jahrhundert zurück. Gegen Ende des XVIII. Jahrhunderts sandte ein Fürst von Satsuma zwei Arbeiter in die Kaiserstadt Kioto, bei den dortigen Künstlern die Schmelzmalerei und die Vergoldung auf Thon zu erlernen. Dort in der Werkstatt des berühmten Töpfers Dohachi sammelten sie die Erfahrungen, mit denen sie dann in ihrer Heimat das „Nishiki de Satsuma" schufen. Das neue Verfahren wurde nicht auf grosse Prunkstücke, für welche im japanischen Haushalte keine Verwendung war, angewandt, sondern blieb auf kleine Gebrauchsgegenstände, Kümmchen zum Bereiten und Trinken des Thees, kleine Räuchergefässe, Dosen zur Bewahrung von Räucherwerk und andere Kleinigkeiten beschränkt. Auch war die Herstellung keineswegs eine massenhafte, da die neue Waare zu kostspielig war, um in Jedermanns Haushalte benützt zu werden, und die schönsten Stücke waren wohl nur für den Fürsten zu dessen persönlichem Gebrauch oder zu Geschenken bestimmt. (*Jahrbuch der Hamburgischen Wissenschaftlichen Anstalten 1890.*)

Verantwortlicher Redacteur: A. v. Scala. Druck von Ch. Reisser & M. Werthner in Wien.

August-Heft 1890. Nr. 8.

OESTERREICHISCHE

Monatsschrift für den Orient.

Herausgegeben vom

K. K. ÖSTERR. HANDELS-MUSEUM IN WIEN.

Redigirt von A. von Scala.

JEDNOTA K POVZBUZENI PRUMYSLU V CECHACH

Monatlich eine Nummer. VERLAG DES K. K. ÖSTERR. HANDELS-MUSEUMS IN WIEN. Preis jährl. 5 fl. — 10 Mark.

INHALT: Leskovac, die serbische Hanfstadt. Von *F. Kanitz.* — Die Alterthümer der Khmer in Kambodscha. Von *Friedrich v. Hellwald.* — Dayakische Kunst. Von *Hermann Feigl.* — Der heutige Stand der Saharabahnfrage. Von *Professor Dr. Philipp Paulitschke.* — Miscellen: Die Ueberschwemmungen in China. — Die Ehe in China.

LESKOVAC, DIE SERBISCHE HANFSTADT.

Von *F. Kanitz.*

Viermal berührte ich während des Herbstes 1889 Leskovac auf verschiedenen Routen. Von Niš aus erreicht man diese neuserbische Stadt, deren malerische Lage durch viele ihre wechselreiche Vergangenheit bekundende Bauten noch an Reiz gewinnt, auf dem Vranjaer Schienenstrange in zwei Stunden.

Drei Brücken verbinden die von der Veternica durchflossenen Stadttheile, in welchen dunkles Laub überragende Minarehs und Konakfirste von der einstigen Türkenherrschaft erzählen. An diese mahnt auch der „Hisar", der 350 *m* hohe Schlossberg auf dem linken Flussufer. George Brown sah noch im Jahre 1677 das ihn krönende, die nahe sumpfige Niederung beherrschende Castell. In altserbischer Zeit Dibočica genannt, war es auch abwechselnd bulgarisch oder Byzanz unterworfen. Kaiser Manuel trat Leskovac und sein Gebiet an Stefan Nemanja ab, fortan theilten beide die Geschicke des Serbenstaates. Nach Kosovo türkisch, im Frieden zu Szegedin (1444) dem serbischen Despoten Djuro Branković wieder zugesprochen, wurde Leskovac nach den Alles niederwerfenden Halbmondssiegen 1455 dem Sultansreiche dauernd einverleibt. Erst 1689 eroberten Prinz Eugen's Schaaren die Zwingburg, und von da ab verfiel sie. Nun bedecken köstlichen Wein zeitigende Culturen mit eingestreuten edlen Obstbäumen den blutgetränkten Boden, der ursprünglich eine bis auf wenige Ziegelreste verschwundene römische Akropolis trug. Kaum lässt sich ihre einstige Gestalt mehr bestimmen, denn ihre Mauerreste wurden zum mittelalterlichen Schlossbau, für Moscheen und Konaks verwendet, die, obschon seit 1878 dem Verfalle preisgegeben, uns den im Schwinden begriffenen orientalischen Zuschnitt dieses einst vielgepriesenen Halbmondshortes vergegenwärtigen.

Zu Beginn unseres Jahrhunderts war Leskovac noch das Centrum eines ausgedehnten Pašaliks, dessen Grenzen selbst die fernen, seit 1833 serbisch gewordenen Kreise Kruševac, Ćuprija und Aleksinac umschlossen. Später fiel Leskovac aber den Ejalets Priština, Niš, Rusčuk und zuletzt, als Mithad's Stern in Niš glänzte, diesem zu. Das durch die fortgesetzte arnautische Einwanderung sich stetig stärkende moslimische Element übte wiederholt solch starken Druck auf die mehr als zweimal so starke christliche Majorität, dass es 1841 in und um Leskovac zum lange vorbereiteten Rajahaufstande kam. Er gab dem Gouverneur Mohamed Paša viel zu schaffen, und lange nachdem er von den Albanesen blutig niedergeschlagen war, zeigten Flintenkugelspuren an den Mauern den versuchten Angriff auf das Regierungsgebäude. Bald darauf sank Leskovac zum Mudirsitze herab; zuletzt jedoch amtirte dort wieder ein Kaimakam.

Als Serbien 1877 in die russische Action eintrat und dessen Colonnen sich Leskovac näherten, flüchteten seine wohlhabenderen Moslims nach Vranja und anderen Städten des Kosovo-Vilajets. Zu diesem Zwecke requirirten Spahies und Zapties in der ganzen Umgebung alle auffindbaren Wagen und Gespanne von der Rajah, welche dadurch über tausend nicht mehr zurückgekehrte Ochsen, Büffel u. s. w. einbüsste. Die ärmeren mohammedanischen Leskovacer eilten aber nach der schwer zugänglichen Grdilička Klisura, wo sie mit Zuzüglern vom Lande durch den Kaimakan Afis Paša Agić und Esat Beg zu Bašibozuks organisirt wurden. Mit ihnen wollten sich 1500 Arnauten unter Sumber und Suli Aga aus der Pusta und oberen Veternica vereinigen, um das serbische Vordringen abzuwehren. Die christliche Bevölkerung schnitt jedoch durch ihre tapfere Vertheidigung der Dilaverbeg-Kula zu Vučje dieser Colonne den Weg ab. Beide erbittert kämpfende Theile erlitten grosse Verluste. Hier fiel Vladimir Radenković, der Führer der Aufständischen, am 3. Jänner 1878. Mit ihm starben viele Tapfere für die Befreiung des angestammten Bodens und die Bewahrung des schon am 23. December 1878 von einer schwachen serbischen Abtheilung besetzten Leskovac vor Brand und Plünderung. Ein Decennium genügte, um die Stadt ihres türkischen Charakters nahezu gänzlich zu entkleiden. Von den vor der serbischen Annexion in 900 Häusern wohnenden 4500 Mohammedanern traf ich im Herbste 1889 kaum 60 in 15 Häusern, von den 8 Džamien mit 6 Minarehs blieben 3 er-

halten, von den 10 Tekies nur eines; selbst das Türkenbad wurde rasirt! Auch die eine noch „arbeitende" Moschee wird bald verödet sein, denn wie allerorts, fühlt sich der Moslim auch hier nicht wohl unter christlichem Regiment. Er verkauft sein Haus, seine Landgüter selbst zum halben Werthe und zieht dahin, wo er wieder der Vorrechte des Echt- und Rechtgläubigen über die waffenlose Rajah theilhaftig wird. Zu den vornehmsten eingewanderten Arnautenfamilien zählte jene Šašir Paša's. Aus einem der angesehensten Ipeker Arnautengeschlechter stammend und mit der einflussreichen Bušatlisippe aus Skodra nahe verwandt, sammelte er zu Leskovac grosse Reichthümer; sein Nachkomme Šahsuvar Paša und dessen Sohn Ismail Paša mehrten dieselben so sehr, dass des Letzteren Einfluss zu Constantinopel bis vor wenigen Jahren unbestritten war.

Šasir Paša erbaute im Centrum des rechtsuferigen Stadttheiles ein imposantes, fünfzig Schritte langes „Saraj" mit vorspringenden Flügeln, von welchen einer des Paša's Frauen und Odalisken beherbergte; der andere als Selamlik diente. Der sie verbindende lange Mittelbau mit breitem offenen Čardak und grosser doppelseitiger Freitreppe enthielt die Gerichts- und Administrationsräume. Mit echtorientalisch gemalten Ornamentfriesen, Festons u. s. w. geschmückt, macht das Saraj noch heute einen guten Eindruck, obschon es durch seine Verwendung als Tabakdepôt viel gelitten hat. Das von den Vlasotincer und Leskovacer Bezirken angekaufte Gebäude soll dem geplanten grossen Gymnasium zum Opfer fallen, für welches die nothwendigen Gelder und viel Baumaterial bereits 1889 gesammelt waren, dessen Beginn aber die erschnte ministerielle Entscheidung verzögerte. Der einer anderen, reich begüterten Familie entstammende, zu Leskovac und Pečenjevci zwei grosse Liegenschaften besitzende Pašaagić erbaute neben dem Saraj die seinen Namen tragende, nun verlassene Moschee mit Minareh.

Gewöhnlich ist der arnautische Beg, dieser spanische Hidalgo und magyarische Edelmann des illyrischen Dreiecks, lange nicht so koranseifrig, wie stolz und unduldsam gegen die seiner Herrschaft verfallene orientalische Christenheit. In noch viel höherem Grade als dem asiatischen Moslim sind ihm alle Klöster und Kirchen verhasst; den Bau neuer sucht er aber meist gewaltsam zu hindern. Consul Hahn erzählte ganz merkwürdige erlebte Beispiele von unerhörtem Fanatismus während seiner albanesischen Amtscarrière. Als die Leskovacer christliche Gemeinde durch Bitten und reiche Bakšiš zu Constantinopel einen Ferman erwirkte, der ihr den Bau eines grösseren Gotteshauses gestattete, suchten ihre arnautischen Zwingherren diesen durch arge Bedrohungen lange zu hindern. Man griff zur List; gab vor, ein neues Popenhaus zu bauen. So entstand im entlegensten Südtheile des Christenquartiers, zwischen Bäumen versteckt, die von Aussen kaum sichtbare, tiefliegende dreischiffige Basilika Sveta-Bogorodica, deren Länge ausser allem Verhältnisse zu ihrer Höhe steht, ohne Thurm, Kuppeln oder sonstige aus der Ferne auffällige Zierde, wohl aber mit einem der Nordseite angefügten Schornsteine, der — wie erzählt wird — die Moslims über die wirkliche Bestimmung der Baute täuschen sollte.

Im Jahre 1839 wurde die Kirche gründlich renovirt. Ein breiter, von 18 Säulen gebildeter Arkadengang an der West- und Südfronte bildet ihren einzigen monumentalen Aussenschmuck. Sechs Stufen führen zum bescheidenen Haupteingange hinab, über dem die „Rožanstvo Sveta Bogorodica" im Bilde und ein später eingebrochenes kleines Fenster. Dieses und einige spärliche schmale Einschnitte an der Südfaçade lassen nur wenig Licht in das Innere der mit grossen quadratischen Ziegeln gepflasterten Schiffe dringen. Man wähnt sich in einer Katakombe; die starken Säulen, der dunkle Freskenschmuck erhöhen den mysteriösen Eindruck. Der Reflex riesiger, vor der reichgeschmückten Ikonostasis brennender Wachskerzen fällt auf den „Sto za Kraljica" (Königinstuhl) und lässt auch hier die natürliche Begabung der Bulgaren für das Kunsthandwerk bewundern. Der thronartige Betstuhl ist eine prächtige Arbeit des zu Vlasotinci lebenden Holzschnitzers Majstor Žaša aus Samakov. Krone, Wappen, Blumen und sonstige Zier sind in Nussholz überraschend schön geschnitten; die empfangenen 60 Ducaten waren wohl verdient. Und gleich kunstreich ist der den Altar schmückende Baldachin. Es sind Werke von bleibendem Kunstwerth. Nahe der Hauptfaçade erhebt sich seit 1879 ein ungeschlachter sechsseitiger Glockenthurm; zierlicher ist der Kiosk, der den treffliches Wasser spendenden Brunnen überdacht und das Centrum des anheimelnden, durch das Schul- und Popenhaus abgeschlossenen Platzes bildet.

Seit der serbischen Besitznahme hat sich das städtische Bildungswesen sehr gehoben. An der sechsclassigen Normalschule für Knaben und Mädchen mit vielen Parallelcursen ertheilen 14 Lehrer und 4 Lehrerinnen nahezu 900 Schülern Unterricht. Das vierclassige Unter-Gymnasium wird von 150 männlichen und 20 weiblichen Zöglingen besucht. Es zählt einen Director, fünf Professoren, einen Gesangslehrer, einen Meister für Gymnastik und militärisches Exercitium, eine Lehrerin für Handarbeiten; die Religion lehrt an beiden Anstalten der gewesene Pfarrer im syrmischen Ireg, Herr Luka Božovič. Dieser gleich gefällige, wie gebildete Geistliche war mir ein stets bereiter kundiger Begleiter. In seiner Gesellschaft stieg ich an einem herrlich blauenden Sonntagsmorgen zur neuen Kirche Sv. Ilija hinan, deren weisser Bau mit blinkender Metallkuppel weit hinein in's Moravathal leuchtet.

Er steht auf der westlichen Hisarhöhe, umschlossen von Rebengärten, neben dem Friedhofe, in herrlicher Lage auf der Stelle einer gleichnamigen, im Volke als heilthätig gepriesenen Kirchenruine, zu der Kranke selbst aus weiter Ent-

fernung pilgerten oder gebracht wurden. In einer mit allerlei Bildern, Kreuzen und Ampeln kapellenartig ausgestatteten Hütte curirte hier eine viel aufgesuchte Baba durch Besprechungen, mysteriöse Arzneien u. s. w. die schlimmsten Gebrechen. Die Geistlichkeit eiferte vergebens gegen diesen Eingriff in ihren Wirkungskreis; denn die Bauern nahmen die Partei der frommen Wunderfrau, die sich auch mit kleinsten Geschenken begnügte. Allmälig wuchsen diese zu einer bedeutenden Summe an und bildeten den von der Baba gestifteten Grundfond zum Baue des neuen Gotteshauses. Bald flossen Liebesgaben in Geld und Materialien von allen Seiten. Architekt Ivaćković vom Belgrader königlichen Bauamte entwarf den Plan, Werkmeister Radojlo aus Crna trava führte ihn aus und am Ilin dan 1889 wurde die im byzantinischen Style gehaltene Kirche durch den bald darauf durch die Radicalen seines Amtes entsetzten Nišer Bischof Dimitrije Pavlović feierlich geweiht. Die ansehnliche Kuppelbaute zeigt sehr harmonische Verhältnisse und wäre gelungen zu nennen, wenn nicht an der Westfaçade der unansehnliche Eingang zu auffallend mit dem unmittelbar über demselben angebrachten riesigen Fenster contrastirte. Im noch kahlen, weiss getünchten Innenraume führt eine Stiege zur Frauengalerie. Die Ikonostasis zieren erst zwei Bilder eines macedonischen Samouks (Autodidakten) und ein Symantron in schlichtem Holzstuhle ersetzt den noch fehlenden Glockenthurm. Der Gottesdienst in dieser von der Stadt etwas fernliegenden Kirche wird von einem ihrer acht Geistlichen gehalten. Während der Muezin nur mehr von einem Minarch Allah preiset, besitzen nun (1889) die in 2343 Häusern wohnenden 10.914 orientalischen Christen von Leskovac zwei Kirchen und seine 15 spanisch-israelitischen Familien eine kleine Synagoge mit Schule.

Die Communal-Verwaltung wurde zu Leskovac rasch nach serbischem Muster organisirt. Wie alle 1878 annectirten Städte, besitzt es bereits seine vollständige Autonomie. Das Obštinski sud (Gemeindegericht) zählt: 1 Vorsitzenden, 3 Kmeten, 16 Ausschüsse, 8 Beisitzer, 1 Rechnungsführer, 1 Notar, mehrere Schreiber und Diurnisten. Den Sicherheitsdienst versieht 1 Polizeibeamter mit 4 Gehilfen, 12 Panduren und 18 Nachtwächtern. Die Feuerwehr steht unter einem besonderen Commandanten. Für die Gesundheitspflege sorgen ein Gemeindearzt, eine Geburtshelferin und zwei Apotheken. Das Haupteinkommen der Stadt aus den Abgaben von Häusern, Gewölben, Kaffee- und Gastlocalen, Waaggeldern, vom Jahrmarkte u. s. w. mit 60.000 Frs. balancirt sich mit den Ausgaben; das Baarvermögen betrug 1889 gegen 20.000 Frs. Eine städtische Sparcasse macht den nur gegen riesige Zinsen zugänglichen Geldverleihern wohlthätige Concurrenz. Sehr viel geschah bereits für die Regulirung und Verschönerung der Strassen und Plätze; auch die Pflasterung und Beleuchtung machen gute Fortschritte, und schon heute ist der Charakter dieser vor einem Jahrzehnt noch halbasiatischen Stadt ein mehr occidentalen Forderungen entsprechender.

An diesem überraschend schnellen Umschwunge haben die aus dem Fürstenthum entsendeten Officiere und Beamten grossen Antheil. Es dürfte interessant sein, den staatlichen Apparat einer serbischen Bezirksstadt kennen zu lernen. Zu Leskovac befanden sich im Herbste 1889: der Stab des Territorial-Bataillons, ferner: I. Das „Srezko načelstvo“ (Bezirksamt) mit dem leitenden Bezirkshauptmann, 1 Adjuncten, 7 Praktikanten für den Kanzleidienst, 1 Steuerbeamten, 1 Tabakregie-Aufseher und seinen Gehilfen, 1 Bezirksarzte und 10 Gendarmen. II. Eine Abtheilung des Nišer Kreisgerichtes für die Leskovacer und Vlasotincer Bezirke, bestehend aus 1 Präsidenten, 3 Richtern, 1 Secretär, 1 Rechnungsführer, 2 Schreibern und 3 Praktikanten. III. Das Post- und Telegraphenamt, das 1 Chef, 1 Postbeamten und 3 Telegraphisten beschäftigt.

Die Eisenbahnstation II. Classe, mit 1 Vorstande und 2 Gehilfen, welche Leskovac mit Niš und Vranja verbindet, gewinnt täglich an Bedeutung. Der Bezirk führt ansehnliche Quantitäten von Getreide, Wein, Obst und anderen Bodenproducten aus. In erster Linie steht aber der Verkehr mit Hanf und Seilerwaaren. Man darf ohne Uebertreibung sagen: Leskovac und seine Umgebung leben vom Hanfbau. Schon Herodot rühmte den thrakisch-dardanischen Hanf. Der Leskovacer gilt allgemein als der vorzüglichste im ganzen Toplica- und Moravagebiete; denn die Pflanze gedeiht hier bis zu 3·5 *m* Höhe. Zur Samengewinnung wird der schwarze, im Herbste geerntete Hanf bevorzugt. Man versetzt ihn Ende April; der weisse wird schon im August abgeschnitten. Durchschnittlich gewinnt ein Bauerngehöft 10 *q* Hanf, einzelne sehr wohlhabende z. B. in Pečenjevce bis 35 *q*, welche 1889 mit 56 Frs. per *q* bezahlt wurden. Anfangs October, wenn aller geernteter Hanf pyramidenförmig in endlosen Reihen getrocknet wird, erscheinen die Ortschaften wie von riesigen Zeltlagern eingehüllt, die später als Flachs meist nach Leskovac wandern. Dieses bildet gewissermassen die Börse, auf welcher nach dem jeweiligen Ernteausfall und Zuströmen der Waare ihr Marktpreis bestimmt wird. Die leider in den letzten Jahren häufig versuchte Fälschung des Gewichtes durch Befeuchtung des Ballenkerns oder Zusatz von Heu u. s. w. machte die fremden Käufer sehr vorsichtig. Noch immer gehen aber grosse Quantitäten nach Ungarn, Bulgarien, Rumänien, Albanien u. s. w. Der überschüssige Rest wird von der ärmeren Bevölkerung zu Seilen in verschiedenster Stärke verarbeitet, für welche Skopija (Skoplje), Philippopel, Adrianopel, Bukarest und die Dobruča die bedeutendsten auswärtigen Abnehmer sind.

Zu Leskovac schnurren in und bei jedem Hause der entfernteren Quartiere Räder und Rädchen; man glaubt sich in eine einzige riesige Stricke- und Schiffstaufabrik versetzt. Daneben ist man auf zahllosen primitiven Webstühlen thätig, denn die aus Ziegenhaar erzeugten Leskovacer „Bissacke“

und aus Wolle hergestellten Pferdedecken, Kotzen u. s. w. erfreuen sich gleichfalls guten Rufes. Die Leskovacer Frauen verstehen es auch, prächtig gemusterte gazeartige Stoffe aus feiner Baumwolle mit eingewebter selbstgesponnener Seide herzustellen, die lohnenden Absatz finden. Von Gewerben wird namentlich die Töpferei schwungvoll betrieben; die beliebten Formen weisen auch hier häufig Anklänge an die Gefässe auf, welche aus den zerstörten Römerstätten der Umgebung zu Tage gelangen. Die städtische Industrie beschränkt sich vorerst auf eine bescheidene, immerhin aber als grosser Fortschritt zu begrüssende Buchdruckerei und eine sehr gut arbeitende Dampfmühle.

Vom Balkone des ganz europäisch mit Café, Billard und Speisesaal eingerichteten „Hôtel Solun" (Salonik) sieht man auf den Hisar und die zierliche, ungemein malerische Lepenicabrücke, über welche an Samstagen das rege Markttreiben in der langen Bazarstrasse seinen Weg nimmt. Oft sperren endlose Ochsen- und Büffelwagenreihen die Strasse. Eine denkbar bunte Staffage, darunter einzelne um Lebane siedelnde Arnauten, drängt sich lärmend durch die Hecken der ambulanten Händler und vor den ihr Bestes in die Augen rückenden Verkaufsläden, bis am Nachmittag sich der Knäuel immer mehr lichtet und die Stadt wieder ihre ruhige Alltagsphysiognomie gewinnt!

DIE ALTERTHÜMER DER KHMER IN KAMBODSCHA.

Von *Friedrich von Hellwald.*

Tiefes Dunkel lastet auf der Vergangenheit der grossen, in ihrem Innern heute noch sehr ungenügend bekannten hinterindischen Halbinsel. Indess wendet die Forschung der Gegenwart mit immer regerem Eifer diesem bisher vernachlässigten Felde sich zu, die ebenso zahlreichen als mannigfachen Völker und Stämme, welchen sie zum Wohnsitze dient, werden uns näher gerückt und auch ein Zipfel von dem Schleier gelüftet, welcher uns neidisch die Geschichte derselben verhüllt. Insbesondere arbeiten die Franzosen mit ebenso bewundernswerthem Fleisse als Geschick an der Entschleierung Hinterindiens, dessen geschichtliche Wichtigkeit selbst heute erst von tiefer blickenden Völkerforschern geahnt wird. Fast alle hervorragenden Beiträge, welche die letzten dreissig Jahre zur Geographie und Geschichte Hinterindiens brachten, sind französischen Ursprungs. Sie eröffneten einen allmälig immer deutlicheren Einblick, einen bis dahin gänzlich unbekannten und in seinem Dunkel übersehenen Culturkreis mächtiger Tragweite, der seinen Mittelpunkt in Kambodscha, dem Lande am unteren Mekhong, hat, auf der einen Seite aber nach Indien, auf der anderen nach China übergreift, im Norden bis Tibet hinauf und im Süden im ostindischen Archipel bis an die Grenzen Polynesiens reicht.

Von den zahlreichen Stämmen der Halbinsel, die gegenwärtig die verschiedensten Gesittungsstufen bis hinab zu tiefer Barbarei darstellen, sind im Zeitenlaufe viele verschwunden, andere sind nur noch durch einige Familien vertreten, während *vier* von ihnen eine grosse Ausbreitung noch in geschichtlicher Zeit erfahren haben; es sind dies die eigentlichen *Malayen*, die *Javanen*, die *Cham* oder *Tsiampa* und die *Khmer*. Die beiden letzteren sind es allein, die uns hier interessiren, denn sie haben in der Geschichte des südlichen Hinterindien eine grosse Rolle gespielt und prächtige Denkmäler ihres Daseins und ihrer Grösse hinterlassen, beide aber sind in unseren Tagen von ihrer vormaligen Höhe stark herabgesunken. Das Volk der Cham findet sich schon seit ältesten Zeiten im Süden Hinterindiens; als der Buddhismus in Hinterindien gepredigt ward, was schon frühe geschah, muss Kambodscha schon ein Jahrhundert vorher den Cham unterworfen gewesen sein; sie hatten den mächtigen Staat Tsiampa gegründet, welcher beim Beginne der christlichen Zeitrechnung ganz Cochinchina bis Huë umfasste und in den darauffolgenden Jahrhunderten die indischen Cultureinflüsse erfuhr, welche so mächtig auf das Volk wirken sollten. Einige Jahrhunderte später drängten die Khmer dieses ansässige Volk ostwärts zurück oder unterwarfen es, gelangten aber ihrerseits im V. oder VI. christlichen Jahrhundert unter den Einfluss derselben Cultur. So herrschten noch im IX Jahrhundert die Cham im heutigen Kambodscha und in Cochinchina; ja als Marco Polo im XIII. Jahrhundert Hinterindien besuchte, blühte noch das Reich Tsiampa, wie er es nennt, d. h. das Reich der Cham. Die Inschriften der Cham haben indische Schrift, und es sind drei Dialecte zu unterscheiden: das *Dalil* oder die heilige Sprache, das eigentliche *Cham*, die alte Vulgärsprache, und das *Bani*, welches heute ihre Stelle einnimmt. Man weiss nichts über die Zeitrechnung der Cham, oder ob sie überhaupt eine besassen. Endlich veranlassten die Khmer einen Theil der Cham nach Norden bis Bassak zu ziehen, indem sie selbst das mittlere Mekhongbecken besetzten. Schliesslich drangen auch die Annamiten vor und drückten gleichfalls auf die Cham, die, man kann sagen, durch zwanzig Jahrhunderte mit jenen kämpften. Erst im XVII. Jahrhundert machten die Annamiten dem Reiche der Cham ein Ende, und in den Kämpfen mit diesen waren die Khmer, die aber schon vorher den Siamesen erlegen waren, ihre Verbündeten. Die Cham sind heute auf ein paar Zehntausend zusammengeschmolzen, der Mehrzahl nach Mohammedaner und in Sprache und Schrift von den Malayen verschieden. Die Khmer sind noch durch ein paar hunderttausend Köpfe vertreten.

Die alten Khmer, als deren Nachkommen die heutigen Kambodschaner zu betrachten sind, waren ein hochgesittetes Volk, wie die von ihnen hinterlassenen Baureste, Meisterwerke aus Stein, glänzend beweisen. Ganz Kambodscha ist mit Ruinen — man kann sagen übersäet. Sie bilden um das Nordende des grossen Tonle-Sap-Sees einen ungeheueren Halbkreis, der an den Quellen des kleinen

JEDNOTA
POVZBUZENÍ
PRŮMYSLU
V ČECHÁCH

Flusses von Battambang beginnt und sich bis in die unbewohnten Waldungen erstreckt, die nach Osten hin zwischen dem Tonle-Sap und dem Mekhong hinziehen; in diesen verliert er sich. Aber auf der ganzen weiten Strecke trifft der Reisende auf Schritt und Tritt Spuren einer hohen, nun längst verschwundenen Gesittung, Spuren, die gleich ihren Urhebern in Vergessenheit bleiben zu sollen scheinen, denn man hat Mühe, sie unter der tropischen Vegetation, welche sie umwuchert, wiederzufinden. Erst durch chinesische Annalen des XIII. Jahrhunderts wurde man auf sie hingewiesen; im Jahre 1601 sprach davon Ribadeneyra, und 1606 berichtete Cristobal de Jaque, dass man 1570 in Kambodscha eine alte Stadt mit herrlichen Bauwerken entdeckt habe. Die Thatsache ward 1672 durch den französischen Missionär P. Chevreul bestätigt. Erst indess im XIX. Jahrhundert wandte sich das allgemeine Augenmerk jenen fernen Gegenden zu, und der Abbé C. E. Bouillevaux, ein ehemaliger Missionär, war der Erste, welcher im Jahre 1850 die Khmer-Alterthümer der Provinzen Battambang und Angkor besuchte und nach seiner Rückkunft in seinem 1856 erschienenen Buche schilderte. Ihm folgte ein Jahrzehnt später sein Landsmann Henri Mouhot, dessen Berichte zuerst grossen Wiederhall fanden und Aufsehen erregten. Seither häuften sich die Forschungen und Entdeckungen. Im Jahre 1864 konnte Adolf Bastian diese Wunderbauten besuchen und ihren brahmanischen Charakter in seinen Beziehungen zur buddhistischen Weihe feststellen. 1866 kamen die Engländer Kennedy und Thomson, während *Doudart de Lagrée* im Vereine mit *Francis Garnier* und *Delaporte* 1866 bis 1867 die ersten gründlichen Studien begann. Seitdem brachte Hr. Delaporte auf zwei hinter einander folgenden Bereisungen die herrliche Sammlung von Alterthümern zusammen, welche zuerst in Compiègne, dermalen aber im Museum des Trocadéro in Paris aufbewahrt wird. In der jüngsten Zeit wurden die Ruinenstätten von *L. B. Rochedragon* und dem Architekten *L. Fournereau* besucht, der 1887 mit einer archäologischen Mission in Kamqodscha betraut ward.

Die Trümmerstädte westlich und südlich vom Tonle-Sap-See gehören alle einer viel jüngeren Zeit an, als die Prachtüberreste im Norden. Dort liegen gleich in unmittelbarer Nähe von Battambang die Ruinen von *Banon*, *Wat Ek* und *Baset*, an welchen noch im vorigen Jahrhundert gebaut worden sein soll. Letztere bestehen theils aus Ziegel, theils aus Stein, haben von der Zeit viel gelitten, sind von der üppigen tropischen Vegetation überwuchert, ganze Galerien eingesunken, doch steht noch ein etwa 21 *m* langes und 6·1 *m* breites Gebäude ziemlich wohlerhalten da. Man erkennt noch manche Bildnerei, z. B. einen sitzenden Mann mit langem Barte, auch vierköpfige Elephanten und andere phantastische Figuren. In der Nähe gewahrt man prächtige Säulen; einige stehen noch, andere haben sich geneigt, viele sind umgestürzt gleich den Thürmen, welche sich einst neben diesen Säulen erhoben. Der Ueberlieferung zufolge war Baset ein Lustschloss, das oftmals von den Königen besucht wurde. Unfern liegen die Ruinen des Tempelklosters Wat Ek auf dem Gipfel eines kleinen Hügels, der aus dem Gestrüppe und dem Wald emporragt. Eine moderne Mauer bildet die Umwallung. Der innere, wenig grosse Hofraum, welcher das Denkmal umgibt, ist mit Gesträuch überwuchert und enthält mehrere zertrümmerte kleine Bauwerke. Steile Treppen führen zu den vier hohen Thürmen in der Mitte jeder Schauseite. Diese alte Pagode zeigt wenig Skulpturen, aber mehrere Inschriften, welche die Eingebornen nicht zu entziffern vermögen. Banon gleicht einer Burgruine aus unserer Ritterzeit. Acht Thürme sind durch Galerien verbunden und stehen von zwei Seiten her mit einem centralen Thurme in Verbindung, der etwa 9 *m* im Durchmesser und 19 *m* Höhe hat. Das Ganze ist trefflich gearbeitet und aus Sandstein, bildet also schon dadurch einen Gegensatz zur siamesischen Baukunst, welche Ziegelsteine und Fayence verwendet. Banon war gewiss ein Tempel; man findet im mittleren Hofraume und in zwei kleinen, durch einen Gang verbundenen Thürmen eine grosse Menge kolossaler buddhistischer Götzenbilder, die wohl so alt sind als das Gebäude selbst, sodann kleinere Idole aus sehr verschiedenen Zeiten.

Alles übertrifft an Grossartigkeit der Tempel von *Angkor-Wat* (Ongkor, auch Nakhon oder Nokhor genannt), etwa 22 *km* nördlich von Tonle-Sap; er bedeckt für sich allein einen ebenso grossen Flächenraum, wie der von Karnak. Der Eindruck dieses Riesenwerkes ist geradezu überwältigend. Ungeheure steinerne Löwen behüten die erste Terrasse. Dann folgt eine gepflasterte Brücke über einen breiten Graben und mündet in eine grosse, gerade Galerie, welche drei Thürme überragen. Phantastische Schlangen von herrlicher Ausführung recken fächerartig ihre neun Köpfe an den Seiten des Haupteinganges. Zu beiden Seiten der Thürme verlängern die Galerien sich in finstere Gänge, worin grosse Bildsäulen heute noch die Verehrung der Gläubigen empfangen. Jede der beiden Galerien ist an ihrem Ende von einem Porticus durchbrochen. Der Gesammtbau ist ein stufenartiger Terrassenbau aus Sandstein; drei umlaufende Säulengänge mit dazwischen liegenden Höfen steigen von 10 zu 10 *m* über einander empor, während eine in der Verlängerung der drei vorgeschobenen Thore liegende Haupttreppe des innersten Baues zur Basis des Domes selbst emporführt. Die 6 und 4·3 *m* hohen, auf einer doppelten Säulenreihe ruhenden Galerien dieses Tempels bilden ein Rechteck von 134 und 197·5 *m*. Die Zahl der verwendeten Säulen wird auf 1532 angegeben. Diese ganz herrliche Colonnade bewundert man umsomehr, je näher man ihr tritt. Die hohen viereckigen Säulen, zu welchen man vom Eingange her zuerst kommt, sind alle aus einem

einzigen Stück; jeder Porticus, alle Capitäle und die runden Dächer sind aus grossen Blöcken zusammengefügt, Sculptur und Politur überall geradezu bewunderungswürdig, die Steine so vollkommen an einander gepasst, dass man die Ritzen suchen muss. Keine Spuren von Mörtel oder vom Meissel sind sichtbar, die Flächen geschliffen wie Marmor. An den Wänden sind meistens in trefflichen Basreliefs wohl über 100.000 einzelne Figuren oder wenigstens Köpfe ausgehauen, die alle möglichen Menschen- und Thiergestalten darstellen. Zwei der Basreliefs im Peristyl des zweiten und dritten Stockwerkes haben Paradies und Hölle nach buddhistischen Vorstellungen zum Gegenstande; weitaus die Mehrzahl der Bildhauerarbeiten in Angkor Wat wie in den übrigen Ruinen Kambodschas stellt indess Scenen aus dem Ramayana und Mahabharatha dar. Angkor Wat steht Alles in Allem an Grossartigkeit auf Erden keinen anderen Ruinen, selbst den egyptischen nicht nach, und einer seiner Tempel kann den Vergleich mit unseren schönsten Basiliken aushalten.

Vier Kilometer von Angkor Wat liegt *Angkor-Thom*, die Hauptstadt des ehemaligen Khmer-Reiches. Delaporte liess hier den alten Palast der Könige entblössen und ausgraben, der ein einziges, grossartiges, staunenerregendes Werk alter Sculptur ist, dessen übereinander gesetzte Terrassen mit einer Fülle von Basreliefs verziert sind; auch hier finden sich überall Rama und Wischnu wieder, auch hier der riesenhafte dreiköpfige Elephant, der überall am Ehrenplatze thront, so wie er auch alle Thore der Stadt krönt. Mit diesen elephantentragenden Thoren, welche das vierfache Antlitz Brahma's inmitten von hundert anderen Personen schmückt, mit seinen Alleen von Riesen, welche ungeheuere „Naga" (Schlangen) stützen, seinen von Elephanten, Löwen und prächtigen „Garudas" getragenen Terrassen, mit seinem noch seltsameren Tempel, dessen fünfzig zu Pyramiden gruppirten Thürme fünfzig vierfache und von abgestulten Tiaren gekrönte Gipfel bilden, ist Angkor-Thom zweifelsohne die phantastischeste Schöpfung, die jemals einem menschlichen Gehirn entsprang. Die prachtvollen Strassen, die zu der alten Stadt führen, die Mauern, von denen sie umgeben ist, die daran angebrachten Thürme, die als Thore dienenden Triumphbogen, die gigantischen zu den Tempeln führenden Treppen und die Tempel selbst, auf denen sich hunderte von Glockenthürmen erheben — alles dies übertrifft an imposanter Erscheinung Alles, was jemals die Architektur der Griechen und Römer geleistet hat, lässt unwillkürlich an einen noch unbekannten Michel Angelo denken und *neben der griechischen eine ihr würdig zur Seite stehende asiatische Kunst erscheinen.*

Diese Kunst der alten Khmer stellt unzweifelhaft eine *andere* Form des Schönen dar, aber doch unbedingt des Schönen. Sie gipfelt in der Baukunst und der Bildhauerei. Erstere war nach kirchlicher wie nach weltlicher Richtung gleich hoch entwickelt, doch ist es schwer, sie beide strenge auseinander zu halten, denn nur zu häufig treten sie vermischt auf; so sind z. B. in manchen Palastanlagen Tempel eingefügt, während umgekehrt oft ein Tempel eine grosse Centralanlage bürgerlicher Gebäude beherrscht. Ganz überraschend ist die Mannigfaltigkeit der einzelnen Elemente, aus welchen diese khmerische Baukunst sich zusammensetzt. Da sehen wir Brücken aus schmalen Wölbungen an einander gereiht und dabei so fest gebaut, dass sie bis heute den Einwirkungen der Hochwasser widerstehen, reich ausgeschmückte Terrassen, auf welchen Tempel und Paläste sich erheben, gedeckte Säulengänge, oft dreischiffig und mit gewölbter Ueberdachung angelegt, endlich Thürme an den Ecken der Galerien. Eine besondere Gruppe von Bauten bilden die *Stufenpyramiden*, welche vom einfachen Hügel bis zum mächtigen Bauwerk sich erheben, und aus der Verbindung mit den in der Fläche angelegten Tempeln entstehen die erstaunlichsten Werke der kambodschanischen Kirchenarchitektur; die aus stufenweise übereinander emporsteigenden Stockwerken sich aufbauenden Tempelanlagen, bei welchen die Thürme die Ecken und Treppen flankiren und das Prachtgebäude des Allerheiligsten die Spitze der architektonischen Pyramide krönt. Auch die zahlreichen Thürme lassen sich häufig als langsam aufsteigende Pyramiden von leicht gebogenem Umriss bezeichnen. Eigentliche Kuppelthürme kommen nicht vor, wie denn überhaupt die Wölbung, obgleich in ihren Grundzügen bekannt, im Allgemeinen nur wenig zur Anwendung gelangt.

Reicher bildnerischer Schmuck überzieht alle diese khmerischen Bauwerke, zumeist in geradezu überwuchernder Fülle. Die meisten Bildwerke sind aus Stein gehauen, doch kam auch Gold, Silber, Kupfer und Holz zur Verwendung. Die hölzernen Bildwerke waren alle bemalt und die steinernen scheinen es grösstentheils gewesen zu sein. Den Stoff dazu liefert hauptsächlich die indische Symbolik, deren künstlerische Aus- und Umgestaltung die Khmer sich angelegen sein liessen. Gerade in der selbstständigen Verwerthung der mythologischen Motive liegt das Kennzeichnende ihrer Kunst. In den Figuren vermisst man freilich das eindringende Studium des menschlichen Körpers, sie haben etwas Schematisches, das, immer wiederholt, zu flachen, inhaltlosen Formen führt. Viel sorgfältiger ist der Schmuck des Körpers als dieser selbst nachgebildet, ebenso sehr grosse Sorgfalt der Ausprägung der verschiedenen Racentypen zugewandt.

Die Zeit, aus welcher diese Bauten stammen, lässt sich schwer mit Sicherheit bestimmen; viele sind gewiss das Ergebniss einer sehr langen Periode. Doch ist im Allgemeinen anzunehmen, dass sie in der Zeit vom Anfang der christlichen Aera bis in das XV. und XVI. Jahrhundert entstanden sind und insbesondere die schönsten Werke zwischen dem VIII. und XIII. bis XIV. Jahrhundert aufgeführt wurden. Einen Anhalts-

punkt liefern auch die Inschriften, welche Professor Kern und Aymonier zu entziffern begonnen haben. Sie lassen keinen Zweifel, dass die alten Khmer von der Aera Cakas oder Calevahanas an rechneten. Daraus lässt sich auch das Alter gewisser Bauten vermuthen, vor Allem jenes des Tempels von Angkor Wat, der mit Wahrscheinlichkeit dem Könige Surya Barman zugeschrieben wird, welcher im Jahre 1012 n. Chr. den Thron bestieg und unter dessen Herrschaft der Buddhismus an die Stelle des Brahmaglaubens trat. Letztere Thatsache scheint viel dazu beigetragen zu haben, das Reich der Khmer zu schwächen, welches im XII. und XIII. Jahrhundert von endlosen inneren Wirren heimgesucht ward, die seine Grösse für immer begruben. Innerhalb ihrer Gesammtdauer lassen sich deutlich drei Perioden in der Entwicklung der khmerischen Kunst unterscheiden. Die erste ist die phantastische Epoche, in welcher die Künstler ihrer Einbildungskraft die Zügel schiessen liessen und die grossartigen Zierwerke von Angkor Thom, Preakhan u. A. schufen. Dabei erfanden sie eine Unzahl von Schmuckmotiven, die sich weiter ausbildeten, vielleicht verbildeten in der zweiten Epoche, deren Haupttypus Angkor Wat darstellt. Darin bewundert man namentlich die Grösse der Anlage, die Entwicklung der Linien, der Verbindungen, der Ausladungen, den Reichthum der Gesimse, die Feinheit der Ornamente und die prächtige Ausführung aller einzelnen Theile. Die dritte Periode, jene des Ziegelbaues, bietet keine Säulengänge mehr, und die in ihrer Erscheinung einfachen Thürme sind nicht mehr mit Auszackungen überladen; aber sie ruhen wunderbar auf ihrem Unterbaue, haben imposante Verhältnisse und ihre trefflich ausgeführte Ornamentik überrascht durch die Phantasie, die Mannigfaltigkeit und glückliche Anordnung der Motive, sowie durch das vollendete Verständniss der Wirkung.

Das gleichzeitige Vorkommen buddhistischer und brahmanischer Symbole schien den Entdeckern lange unerklärlich. Das Räthsel hat wohl aufgehört eines zu sein, seitdem Gustave Le Bon in Indien selbst und besonders in Nepal die Verquickung des Buddhismus mit den wieder auflebenden brahmanischen Vorstellungen dargethan hat. Aehnliches dürfte wohl auch in Kambodscha im Spiele gewesen sein. Man kennt dort übrigens noch andere Bauwerke von gänzlich verschiedenem Charakter. Da sind zunächst grosse, ausgehauene Felsen, an welchen man Bildwerke ersten Ranges bewundert, dann Mischwerke, wie Kaker, die gleichfalls sehr bemerkenswerthe Leistungen der Bildnerei aufweisen, ferner Denkmäler aus gebranntem Thon, die in verschiedenen Gegenden zerstreut sind, endlich oft sehr schöne Bauten, die sich zu Hunderten im Thale des Menam, den Wäldern Siams und Birmas erheben und die als Uebergangs- oder Bindeglied zwischen der Kunst Indiens und jener Hinterindiens gedient zu haben scheinen. Denn es unterliegt keinem Zweifel, dass die Kunst Kambodschas, dessen Verkehr mit Indien zu einer Zeit sehr lebhaft war, an jene Indiens sich anschliesst, dass Kambodscha dem indischen Culturkreise angehört. Bei allem indischen Charakter hat aber die khmerische Kunst umgestaltende Einflüsse erfahren, an welchen, wie die Drachen beweisen, auch China nicht fremd blieb, während sie sich andererseits zu einer unleugbaren Selbstständigkeit emporarbeitete. So ist denn die khmerische Kunst, entsprossen aus der Verbindung Indiens mit China, gereinigt, veredelt von Künstlern, die man die Athener des äussersten Morgenlandes nennen könnte, in der That als der schönste Ausdruck menschlichen Genies in diesen weiten Gebieten zu betrachten, weshalb Fergusson, der grosse Kenner indischer Baukunst, mit vollem Rechte sagen könnte: Seit der Aufdeckung der assyrischen Ruinen ist die Entdeckung der verfallenen Städte Kambodschas die wichtigste Thatsache in der Kunstgeschichte des Orients.

DAYAKISCHE KUNST.

Von *Hermann Feigl.*

Einen schätzenswerthen Beitrag zur Kunstgeschichte der ostasiatischen Völker liefert Professor *A. R. Hein* in dem jüngst erschienenen Werke, welches der Besprechung der bildenden Künste bei den *Dayaks* auf *Borneo* gewidmet ist. [1]) Für Diejenigen, welche in dieser Besprechung mehr suchen, als ihnen darin geboten ist, sei bemerkt, dass *Hein* ausdrücklich betont, dass er in seinem Werke nicht eine Geschichte, sondern eine Schilderung der dayakischen Kunst gebe, da zur ersteren die nothwendigen wissenschaftlichen Behelfe fehlen, zur letzteren aber der Umstand dränge, dass die Eigenartigkeit des natürlichen Volkes bald dem Ansturme fremdländischer Cultur zum Opfer fallen und verschwinden werde. So schildert er auf Grund des heute auf Borneo befindlichen und in den Museen gesammelten Materials die dayakische Baukunst, Plastik, Malerei, die technischen Künste (Textilarbeiten und Kleinkunst) und die Tätowirung und schliesst endlich mit Betrachtungen über die künstlerischen Erzeugnisse der Dayaks und über den Einfluss, den fremde Völker wohl darauf genommen haben mögen.

Ueber die Baukunst der Dayaks lässt sich nicht viel mehr sagen, als über die anderer Naturvölker, es wäre denn die mehr für den Ethnographen als für den Kunstfreund bedeutungsvolle Thatsache, dass auf Borneo wie auf Java, Sumatra, auf den Philippinen und den übrigen Inseln des Archipels das Pfahlbausystem — aus hier nicht näher zu erörternden Gründen — vor-

[1]) Hein, Alois Raimund: Die bildenden Künste bei den Dayaks auf Borneo. Ein Beitrag zur allgemeinen Kunstgeschichte. Mit einem Titelbilde, zehn Tafeln, 90 Textillustrationen und einer Karte. Wien, 1890. 4°. XIV—228 SS.

herrscht. Desgleichen ist auch die Anlage der Bedachungen sowohl der dayakischen wie der malayischen Bauten überhaupt in steil ansteigenden und tief herabreichenden und vorladenden Giebeldächern nicht auf frei wählende künstlerische Absicht, sondern auf das praktische Bedürfniss, den in jenen Gegenden häufigen Niederschlägen zu begegnen, zurückzuführen.

Einfach und zweckentsprechend wie die Baukunst ist auch die Plastik der Dayaks. Ihre zumeist in Holz gearbeiteten Sculpturen entbehren zwar nicht eines gewissen Charakters und verrathen oft treffliche Beobachtung, nichtsdestoweniger aber sind sie meistentheils nur ziemlich rohe Gebilde, die jeder feineren Ausführung ermangeln. Sie verdanken ihre Entstehung wohl meistentheils den religiösen Vorstellungen, und da es bei Abgottsbildern und Talismanen weniger auf die äussere Form als auf den inneren Werth ankommt, so begnügt sich der Dayak oft auch nur mit einem Holzstäbchen, an dessen Ende ein menschliches Angesicht geschnitzt ist. Daneben

Vorderseite eines dayakischen Schildes. (Lieut. v. Tyszka.)

Vorderansicht eines dayakischen Schildes aus Surawak. (Bieber.)

Dayakschild aus Kutai. (v. De Wall.)

kommt auch die ganze menschliche Gestalt zur Darstellung, und manche Figuren sind ziemlich gut ausgearbeitet, während bei anderen wieder Ohren, Nase und Mund nur durch charakteristische Einschnitte angedeutet sind; manche sind fratzenhaft mit aus dem Munde hangenden Zungen, theilweise wohl auch sehr obscön, und einige erinnern an das asiatisch-semitische Urbild der sogenannten mediceischen Venus,[2]) welches letzteren Umstandes Prof. *Hein* auffallender Weise gar nicht erwähnt hat.

Auf einer bedeutend höheren Stufe als die Plastik steht bei den Dayaks die Kunst der Verzierung von Flächen, doch sind es auch hier keineswegs die figuralen Darstellungen, in welchen die Dayaks ihr Bestes leisten. Da, um mit *Hein's* eigenen Worten zu sprechen, „die weitaus wichtigsten und originellsten Hervorbringungen der dayakischen Malerei die bizarren Decorationen der Schilde sind", so hat er demgemäss das Capitel über die Malerei der Dayaks auch der aus-

[2]) Vergl. Bock, C. Reis in Oost-en-Zuid-Borneo van Koetei naar Banjermassin (in 1879en 1880). S. Grsvenhage 1881—1887. 4°. Atlas pl. XXVII. Fig. 6—8, Verschillende tambatongs (amuletten).

JEDNOTA PRO VZDĚLÁNÍ PRŮMYSLU V PRAZE

Ornamentation eines dayakischen Frauenrockes (Sarong). (Dr. Haez.)

schliesslichen Betrachtung ihrer Schilde geweiht.

Hein sieht in den gemalten Verzierungen der dayakischen Schilde durchwegs figurale Darstellungen, von denen einzelne so zum Ornamente umstylisirt seien, dass die Figurenelemente in ihnen nicht mehr zu erkennen oder wenigstens sehr schwer zu reconstruiren sind. Die Richtigkeit dieses Satzes ist, scheint uns, ebenso schwer zu beweisen als zu bestreiten. Wenn auch die überwiegende Mehrheit der dayakischen Schilde mit Fratzengesichtern oder Dämonengestalten bemalt erscheint, während eine geringere Anzahl aus Kreisen, Spiralen und Curven bestehende Ornamente zeigt, so ist es doch wohl sehr gewagt, diese letzteren insgesammt als Umstylisirungen figuraler Formen zu betrachten. Es mag ja sein, dass diese Annahme in manchen Fällen richtig ist, aber verallgemeinert darf sie wohl schon deshalb nicht werden, weil es dem Naturmenschen gewiss näher liegt, aus einigen leicht hingeworfenen krummen Linien ein Gesicht zusammenzusetzen, als ein Gesicht in ein Ornament zu verwandeln, in welchem die ursprüngliche Form der Darstellung völlig verschwindet. Zur Bildung einer Spirale gehört weder zeichnerisches Genie noch künstlerische Anleitung; solche krummlinige Figuren trifft das ungelehrte Kind ebenso leicht wie der culturlose Wilde, und gewiss viel leichter, als eine tadellose gerade Linie. Das Spiralmotiv ist so alt wie die bildende Kunst, und wir finden es ebenso im alten Egypten wie in Phönikien und Griechenland; ob es nun überall dort seinen Ursprung der Metalltechnik verdankt oder nicht, es ist gewiss das älteste krummlinige Ornament und charakterisirt die Anfänge der bildenden Kunst. Und dem wilden Dayak sollte die Spirale nicht Urmotiv, sondern Ableitung und Stylisirung sein? Und was liegt wieder näher, als dass der naive Wilde wie ein Kind in zwei nebeneinander stehenden Spiralen zwei Glotzaugen sah? Dann bedurfte es nur noch eines daruntergesetzten Querstriches, um den Mund anzudeuten, und mit einigen weiteren Strichen, die sich von selbst ergaben oder der Phantasie ihre Entstehung verdankten, war das mehr oder minder carikirte Menschenantlitz oder Halbthiergesicht in rohen Umrissen fertig.

So liesse sich die Bemalung der dayakischen Schilde mit Dämonengesichtern und -Gestalten ganz wohl erklären, ohne erstens die Dayaks zu besonderen Meistern in der Entwicklung von Ornamenten aus Figuren machen zu müssen, und ohne zweitens sie auf Entlehnungen von fremden Völkern anzuweisen.

Was den fremdländischen Einfluss auf die eben besprochenen Gebilde der dayakischen Kunst betrifft, weist Prof. *Hein* auf ähnliche Schöpfungen der indischen und chinesischen Kunst hin. Vor Allem sind es die indischen Râkschasas, böse Luftgeister, deren menschendrachenähnliche Häupter nach *Hein* die Darstellungen der dayakischen Schilddämonen beeinflusst haben können. Vor diesen ist es der in Ostindien wie in China und Japan bekannte Drache, der den Dayaks bei Bemalung ihrer Schilde als Vorbild gedient haben mag; die grösste Bedeutung für die Lösung der Frage nach einem eventuellen Vorbilde der dayakischen Dämonenschilde scheint aber nach *Hein* den chinesischen Tigerfratzen innezuwohnen. Tiger und Drache spielen in der chinesischen Kriegführung eine grosse Rolle; nach dem Tiger ist eine Schlachtordnung genannt, und Tiger und Drache schmücken die chinesischen Feldzeichen, Fahnen und Schilde. Nicht nur in der Darstellung des Kopfes, sondern auch in der der Tatzen des Dämons so manchen Dayakschildes findet *Hein* überraschende Aehnlichkeiten mit der Gesichtsmaske und den dreiklauigen Vordertatzen eines chinesischen Tigerdecors, was nicht zu leugnen ist. Doch die Vermuthung *Hein's*, dass die auf den Dayakschilden vorkommenden Dämonenköpfe ohne Körper jenen religiösen Vorstellungen der Dayaks, wonach gewisse Geister (Vampyre) blos in der Form freischwebender Köpfe erscheinen, ihren Ursprung verdanken, liesse sich wohl besser durch den Verdacht des ultra non posse ersetzen, da es immerhin leichter ist, ein Fratzengesicht, als einen ganzen Körper zu zeichnen.

Sonderbar ist es, dass Prof. *Hein* ausdrücklich anerkennt, dass Dämonenfratzen in China, Japan, Indien und im ostindischen Archipel ganz allgemein und daher die dayakischen Dämonenbilder keine vereinzelte Erscheinung sind, und dass er trotzdem an der Annahme einer Entlehnung mehr festhält, als es vermöge der zu erbringenden Beweise geboten erscheint. Er bezweifelt zwar sehr, dass die für die balinesischen Râkschasas charakteristischen, stark entwickelten Hauer einen berechtigten Schluss auf eine Vorbildlichkeit derselben für die Dayakschilde zulassen, da chinesische Masken mit Hauern sehr häufig sind und da auch die Tigermaskenschilde der chinesischen Armee dieselbe Erscheinung aufweisen, dafür aber sieht er selbst in Details der Dayakschilde chinesischen Einfluss und erklärt z. B. Linien, welche nichts weiter als unsymbolische Spiralen zu sein brauchen, für die chinesischen Yin- und Yang-Symbole. Und doch ist *Hein*, der mit grossem Fleisse sein Material gesammelt und Analoga zusammengestellt hat, nicht der Schuld eines apodiktischen Fehlschusses zu zeihen, denn er erklärt ausdrücklich: Obzwar ein aufmerksames Studium der dayakischen Schild-

malereien viele Details erkennen lässt, die auf China zurückweisen, und wenn auch angenommen werden kann, dass die chinesischen Tiger- und Drachenschilde den dayakischen Schilddämonen in vorbildlicher Weise vorhergingen, so sind doch die Dayakschilde keine Copien, sondern selbst wenn ursprünglich von aussen beeinflusst, doch in ihrer eigenartig bizarren Ausgestaltung durchaus von dayakischem Kunstgeiste erfüllt.

Seine besten Früchte trägt dieser Kunstgeist in den technischen Künsten, den decorativen und Kleinkünsten, und Gegenstände aus Wolle und Holz, Horn und Bein, Metall und Thon geben den Dayaks reichliche Gelegenheit, ihre Begabung in der Kunst der Ornamentirung zu bethätigen. *Hein* hebt auch besonders lobend das Stylgefühl der Dayaks hervor, vermöge dessen sie die Ornamentformen der verschiedenen Gruppen nie vermengen, sondern so strenge auseinander halten, dass man bei jeder Form genau bestimmen kann, in welchem Stoffe und in welcher Art sie zur Ausführung gebracht wird.

Im Gegensatze zu den grösstentheils aus krummen Linien zusammengesetzten Schildbemalungen zeigen die dayakischen Textilarbeiten ausnahmslos Ornamente geometrischer Art, welche in

Dayakischer Frauenhut aus Bandjermasiu. (Harmsen.)

den drei Farben: roth, blau und gelb, ausgeführt sind. Das Muster besteht hauptsächlich aus rhombischen und deltoidischen Figuren und die eckig abgebrochene Spirale, welche es durchzieht, dient auch oft als Bordüre. Der Mäander, das Zickzackband, Dreiecke, Quadrate, Rechtecke, Rhomben und Deltoide, selbst auch Kreise sind die Elemente, aus welchen sich die Ornamente zusammensetzen. Nach dem von verschiedener Seite ausgesprochenen Grundsatze, dass der Naturmensch Ornament und geometrische Figur nicht selbstständig kennt, sondern aus figürlichen Objecten ableitet, und nach seinen eigenen Erfahrungen besteht *Hein* darauf, dass die complicirten geometrischen Gebilde nur allmälig schematisirte Nachbildungen von bestimmten Objecten sind und dass die Muster alle gegenständliche Namen und in der Regel symbolische Bedeutung haben. Mag dem auch in einigen Fällen so sein, so spricht dagegen der Umstand, dass die dayakischen Gewebe in ihrer Ornamentirung oft grosse Aehnlichkeit mit indischen Textilerzeugnissen aufweisen, wir aber dem Culturvolke der Indier in diesem Punkte weder Schematisirung von Objecten, noch die Beilegung symbolischer Bedeutungen nachweisen können. Im Falle einer Entlehnung also fällt diese Annahme bei den dayakischen Objecten ebenso weg wie im Falle einer zufälligen Uebereinstimmung, denn worauf der indische gewiss auch geometrisch ungebildete Weber verfallen konnte, das konnte wohl auch der Dayak ohne Stylisirung und ohne Symbolisirung bilden.

Wie in den dayakischen Geweben die gerade

Mandau (Schwert) des Sultâns von Kutai.

Linie vorherrscht, so findet in den aus Bambu und Palmblattstreifen gefertigten Geflechten besonders der Kreis ornamentale Verwendung und die unterbrochenen und in Tangenten auslaufenden Kreislinien bilden oft Muster der anmuthigsten Form. Besonders zu bemerken ist hier die uns gänzlich ungeläufige diagonale Lagerung der Symmetralen, die übrigens auch auf Celebes und Sumatra gefunden wird, wie denn überhaupt auch die anderen Inseln des indischen Archipels eine dem dayakischen Ornamentstyl ähnliche Ornamentirung pflegen.

Die in Holz, Bambu, Horn und Bein ausgeführten Arbeiten der Dayaks zeigen, wie es die Natur des verarbeiteten Materials eben zulässt, schon eine bedeutend freiere und ungebundenere Darstellungsweise in den Zeichnungen, und besonders ist es ein Motiv, das Kyma, die Woge, das in den verschiedensten Varianten auftritt. Pflanzliche und thierische Gebilde werden ebenso wie rein lineare Zeichnungen dazu verwendet, das Kyma zu variiren und die zierlichsten Arabeskengewinde zu bilden.

Wenn die Dayaks schon die Gegenstände des Friedens, Spinnräder, Ruder, Särge, selbst Töpferschlägel mit geschnitzten und geritzten Ornamenten zu verzieren lieben, so ist es nur zu erwarten, dass sie auch auf die künstlerische Ausstattung ihrer Waffen besonderen Werth legen. Nicht nur der Griff, worin die Klinge befestigt ist, sondern auch die Klinge selbst wird verziert, mit Kupfer und Silber eingelegt und mit in Reihen geordneten Stiften beschlagen.

Höheren Werth noch, als auf seine Waffen, legt der Dayak auf gewisse Erzeugnisse der Keramik. Die Bedeutung der Keramik für die Bewohner Borneos müsste auffallend erscheinen, wenn wir nicht wüssten, dass die Verehrung alter Gefässe als Gegenstände religiösen Cults in ganz Ostasien, in China sowohl wie in Japan, wie auch im ostindischen Archipel gang und gäbe ist. So ein heiliger Topf kostet oft tausende Gulden, er wird dem Eigenthume der Familie unter besonderlichen Feierlichkeiten einverleibt, und mancher Krug ist seinem Besitzer um Nichts in der Welt feil, wenn dem betreffenden Gegenstande ausgezeichnete Eigenschaften, selbst z. B. sogar die Gabe der Weissagung, beigelegt werden. Da nun die keramischen Producte Borneos selbst, welche ohne Töpferscheibe und aus gewöhnlichem Thon hergestellt werden, nur für den praktischen Bedarf berechnet sind, so ist von ihrer künstlerischen Ausstattung nichts zu erwarten, und die kostbaren heiligen Gefässe, die sich auf Borneo finden, dürften wohl sämmtlich aus China importirt sein. Ihre Verzierungen bestehen aus Drachen, Spinnradhaspeln, Rhombenfiguren, Arabesken, Blumen und Anderem.

Wie die meisten Naturvölker, so lieben es auch die Dayaks, ihren grossentheils unbedeckten Körper zu tätowiren, und Männer wie Frauen legen Gewicht darauf, ihren Leib, Brust und Rücken, Beine und Arme mit geschmackvollen Mustern verzieren zu lassen. Schachbrettfiguren, Spiralen und Curven in hübscher ornamentaler Anordnung bilden auf den menschlichen Körpern ebensolche Zeichnungen, wie wir sie theils an den dayakischen Geweben, theils in ihren Schnitzereien und Bamburitzungen als geometrische Gebilde oder Arabesken wiederfinden.

Wenn nun schliesslich auch die Frage nach dem Einflusse fremder Völker auf die Kunstproducte Borneos erörtert werden soll, so wissen wir, dass die Araber schon im IX. Jahrhundert China und Japan und die Inseln des malayischen Archipels besucht haben, und Vieles weist darauf hin, dass sie auch auf die Bewohner Borneos einen gewissen Einfluss genommen haben. Ebenso ist der Einfluss der Indier auf diese Inselbewohner aus Manchem zu erschliessen, doch ist dieser wie jener der Araber nur vorübergehend und von verschwindender Bedeutung gegen das, was den Bewohnern Borneos von Chinesen überbracht und gelehrt wurde. Chinesische Einwanderer haben seinerzeit die Insel colonisirt, sich ansässig gemacht und Dayakinnen geheiratet; und dass die Söhne des ältesten Cultur-

„Lalang rangkang".
Djawet (heiliger Topf) von Tumbang hiang, mit vier Kawuks (Legnan) verziert.

JEDNOTA K POVZBUZENÍ PRŮMYSLU V ČECHÁCH

reiches ihrer neuen Heimat nicht nur gegenständlich Manches mitgebracht haben, sondern ihren neuen Genossen auch manche Anleitungen gegeben haben müssen, das geht aus vielen künstlerischen Schöpfungen der Dayaks unzweifelhaft hervor. Schwer aber, sehr schwer dürfte es sein, die genaue Grenze zu ziehen zwischen chinesischem Import und dayakischer Selbsterrungenschaft. Unter allen Umständen hat der Verfasser unsere Aufmerksamkeit auf ein Gebiet gelenkt, das bisher nur zu stiefmütterlich betrachtet und eingehenderer Behandlung kaum für werth erachtet wurde. Mögen wir auch auf so Manches nicht schwören, was *Hein* in seinem Werke vorbringt, wir legen das Buch doch mit dem dankbaren Gefühle aus der Hand, dass der Autor viel Fleiss, Mühe und Kenntnisse aufgeboten hat, um uns zum Studium einer Sache anzuregen, an welches er sich als der Erste gewagt, und dass er sich seiner Aufgabe nach Massgabe des vorhandenen Materials und von seinem Standpunkte aus als Künstler trefflich entledigt hat.

DER HEUTIGE STAND DER SAHARABAHNFRAGE.

Von *Professor Dr. Philipp Paulitschke.*

Der Gedanke an eine Eisenbahn durch die Saharawüste tauchte in concreter Form das erste Mal in den Siebzigerjahren unseres Jahrhunderts auf. Der Ingenieur Duponchel war es, der in einer Anzahl von Broschüren und Fachschriften sich über die Verkehrs-, Handels- und Productionsverhältnisse der sogenannten Algierischen Sahara zu dem Zwecke näher erging, für die Verlängerung des algierischen Bahnnetzes nach dem Süden, nach den fruchtbaren und grösseren Oasen im Süden der afrikanischen Colonie, in seiner Heimat zu wirken. Er machte die Franzosen darauf aufmerksam, wie man dem grossen Karawanenverkehr der Provinz Oran nach den Gurâra-Oasen (mit alljährlich 20.000 Kameelen), der die Verfrachtung von Gerste und Datteln bezweckte, Concurrenz bieten könne, denn der blosse Transport verzehnfachte den Verkaufspreis der beiden Tauschobjecte, wobei die Erhaltungskosten für ein Lastthier sammt Führer per Tag nicht mehr als Frs. 1·50 betrug und der Tarif pro Kilometer-Tonne 0·05 cts. nicht überstieg. Den Umsatz des Dattel- und Getreidehandels veranschlagte man mindestens auf 100.000 *q*, und selbst nach Abzug von 80 Percent für den Transport konnte man nach Duponchel's Berechnungen, im Falle man z. B. eine Bahn von 1000 *km* von Oran nach Gurâra erbaute, auf eine sichere Einnahme von 10.000 Frs. auf den *km.* rechnen. Auch dem Gewinne aus dem Salzhandel der Sahara (22.000 bis 30.000 Kameellasten à 150 bis 200 *kg* jährlich) stellte der französische Ingenieur ein sehr günstiges Prognostikon, von dem Handel mit Reis, Baumwolle, Indigo, Sesam, Erdnüssen u. A. m. mit dem Sudan ganz abgesehen.

Diese mercantilen und zahlreiche philanthropische und politische Verheissungen beschäftigten lebhaft die französische Welt. Duponchel baute ein ganzes ökonomisches System auf der Basis seines Bahnprojectes auf und berechnete den Umsatz, der sich aus der Ausbeutung der agrarischen und commerciellen Vortheile des Sudans nur durch 60.000 seiner französischen Landsleute adäquat den in Algier und am Senegal erreichten Resultaten ergeben sollte, auf eine Milliarde. Ihm schwebte damals der Ausbau der Eisenbahn von Larruat zum Niger (1920 *km* also $^1/_3$ weniger als die Pacificbahnstrecke von Omaha nach San Francisco, die 3080 *km* beträgt) vor Augen, richtiger wohl die Strecke von Affreville bis an den Niger (2574 *km*), welche nach Duponchel's Berechnungen mit einem Kostenaufwande von 400,000.000 Frs. hätte hergestellt werden können. An Einnahme hätte man jährlich von dieser Bahn, so versicherte Duponchel, 45,400.000 Frs. erhoffen können, was die Betriebskosten und die Zinsen des Actiencapitals decken sollte, im Ganzen günstige Chancen, die durch das Inslebentreten einer staatlich garantirten Actiengesellschaft von höchstens Frs. 100 bis 150 Millionen gesichert würden.

Für die Bahnlinie hatte man damals drei Wege in Betracht gezogen, einen westlichen über Igelli und durch das Thal des Gir mit der Provinz Oran correspondirend, einen östlichen über Wargla längs des Thales der Mia, mit der Provinz Constantine correspondirend, und einen mittleren über Larruat und an den Ufern des Lua entlang, mit der Provinz Algier correspondirend. Der erste und zweite Weg wurden nicht empfohlen, weil sie einerseits über marokkanisches Gebiet zogen, anderseits ungesunde Gegenden durschnitten und weil Höhendifferenzen von 1400 *m* auszugleichen waren. Die Strecke in der Provinz Algier beabsichtigte Duponchel von Algier nach Affreville, dann im Thal des Scheliff und nach Larruat, El-Golea, Bugemma und Taudeni (Angerutgruppe) zu führen. Von der letztgenannten Station bis an den Nigerfluss (über Kamba nach Burrum) beträgt die Entfernung nur mehr 900 *km.* Duponchel schlug vor, den Bau mit 3000 Arbeitern, die er für das erste Jahr leicht aufzutreiben gedachte, anzufangen und 300 *km* pro Jahr auszufertigen. Mit zunehmender Arbeiterzahl schmeichelte er sich, in 4—5 Jahren den Niger erreichen zu können. Mit einem Arbeiterstande von 15.000 Köpfen, führte Duponchel aus, könnte die Bahn in das Herz des afrikanischen Continents mit einer jährlichen Schnelligkeit von 1200 bis 1500 *km* fortgeführt werden.

Der Gedanke Duponchel's wurde in Frankreich rasch ergriffen, von der Fachpresse des In- und Auslandes lebhaft commentirt, und es bildete sich 1876 eine Commission, die der Regierung ein Gutachten über das Project abgab. Ein Credit von 480.000 Frcs. wurde bekanntlich auf den Vorschlag C. de Freycinet's, damaligen Ministers der öffentlichen Arbeiten (am 13. Juli 1879 vom Präsidenten Grévy genehmigt), bewilligt und mehrere Sectionen einer Sahara-Expedition ausgesandt, von welcher die Flatter'sche wegen ihres Unsterns sehr bekannt geworden ist.

Natürlich floss noch viel Wasser die Seine hinab, bis man die Arbeiten in Süd-Algerien, die von militärischer Seite ungemein gefördert wurden, durchgeführt, das Material zusammengetragen und gesichtet hatte. Ein ganzes Decennium hiedurch betheiligten sich Staat und Private in Frankreich (Mission Flatter's, Pouyanne, Mission Choisy, Ponts & Chaussées, Duponchel, Rolland, Fock, Blanc) an denselben. Das Ergebniss derselben war die Erkenntniss der Natur und der geringen Bedeutung des Flugsandes auf dem grösseren Theile des für die Bahn in Aussicht genommenen Terrains, die Ueberzeugung von der feindseligen Haltung der die Sahara mit ihrer Handelsvermittlung beherrschenden Tuaregstämme, eine genaue Uebersicht über die physischen Hindernisse des Bahnbaues nach deren Wesen und Extension und die mögliche Anwendung von Remedien gegen dieselben, die Feststellung der Art und Weise der bestmöglichen Wassergewinnung auf der von der Bahn zu durchlaufenden Strecke durch artesische Brunnen. Selbstverständlich war es ganz unmöglich, über den 26. Grad nördlicher Breite von Algier aus in die Sahara einzudringen, und man musste über diese Region hinaus alle Berechnungen und die Richtung der Trace nur an der Hand von Analogien aufstellen.

Mitten in die Zeit, in welcher diese Arbeit gethan wurde, fiel der mächtige Pulsschlag des colonialen Aufschwunges in Europa, und in unseren Tagen ward derselbe zu einem fieberhaften. Politische Arrangements und Compensationen, wie sie bisher in der Politik und Weltwirthschaft einzig dastehen, secundirten und steigerten das Interesse an Afrika derart, dass man auch an die Beschreibung von Interessensphären in der grossen Wüste schritt oder schreiten musste. Wohl hatte auch die Ausbreitung der französischen Herrschaft vom Senegal aus über die Regionen des oberen Niger und bis fast in die geographische Länge von Algier und vor die Thore von Timbuktu den Wunsch rége gemacht, Algier mit Senegambien durch einen Bahnstrang zu verbinden. Seit dem im Jahre 1889 gelegentlich der Weltausstellung abgehaltenen Colonialen Congresse von Paris, wo alle möglichen wirthschaftlichen Projecte erörtert wurden, blieb die Frage der Erbauung der Saharabahn unausgesetzt auf der Tagesordnung in Frankreich, und das englisch-französische Abkommen vom Juli 1890, namentlich aber die Absicht, der französischen Kammer bei ihrem Zusammentritte ein Saharabahnproject zur Schlussfassung vorzulegen, machte die in Rede stehende Frage zu einer brennenden. Kein Wunder, dass angesichts der nähergerückten Entscheidung dieser Frage das wichtigste, die Saharabahn betreffende, wissenschaftlich wie praktisch verwendbare Materiale exponirt und in Vereinen, wie in der Fach- und Tagespresse nach allen Seiten durchgegangen wird.

Eine Gruppe von Materialien betrifft die Natur der Sanddünen der Sahara, die von dem Ingenieur Georges Rolland (Bulletin de la Société géologique de france, 9. November 1881) eingehend behandelt wurde, während der Geniecapitän E. Courbis, der von dem Service géographique de l'armée mit deren eingehendem Studium in der Umgebung von Wargla betraut gewesen war, über den Gegenstand in eine lebhafte Controverse geologischer Natur mit den Ingenieuren Blanc und Fock sich einliess (Compte rendu des séances de la commission centrale der Pariser Geographischen Gesellschaft 1890, Nr. 5, 6, 12 und 13) und auch andere Fachmänner, wie Virlet d'Aoust, Jules Garnier u. A., hierüber ihr Votum abgaben. Die Sache drehte sich um die Beziehungen und den Connex zwischen den Dünenketten und dem Terrainrelief. Blanc machte nach seinen Studien das Vorkommen der Dünenketten von „accidents topographiques du sol", wie er sagt, abhängig, während Courbis behauptet, „que là où se trouve une nappe aquifère peu profonde, il y a des dunes et que l'absence de nappe correspond à l'absence de dunes". Mit den Beweisen und den Phasen der Controverse können wir uns an dieser Stelle nicht beschäftigen. Es wird genügen, darauf hinzuweisen, dass man in Uebereinstimmung constatirte, die Dünen bildeten kein physisches Hinderniss des Bahnbaus, ja sie seien nicht einmal ein solches Hinderniss, das gar so viel zu schaffen geben würde.

In erhöhterem Grade als dieser mehr wissenschaftlich denn praktisch bedeutenden Meinungsdifferenz wendet sich das Interesse der Franzosen den für die Sahara-Eisenbahn in Vorschlag gebrachten Tracen zu. Diese bleiben die pièce de résistance für alle Talente und für alle Mittheilung und Discussion von Erfahrungen. Es gibt wohl keinen Weg, welcher vom Nordrande Afrikas nach dem Westen und dem Centrum der Sahara führt, der für eine Saharabahnlinie nicht mit in Combination gezogen worden wäre. Von dem Projecte einer einfachen, die Saharawüste überschreitenden schmalspurigen Bahn ging man in der Erwägung und Speculation nach und nach zu dem Projecte einer grossen Sudanbahn über, indem man, wie es scheint, alle die Bahnprojecte, die seinerzeit Chediw Ismail Pascha von Egypten den Nil entlang nach dem Sudan zur Ausführung zu bringen gedachte, wenigstens in der Conception weit übertraf. Nichts Geringeres als „faire un tout de l'Algérie, du Sénégal et du Congo, par le Sahara Touareg et par le Soudan central et occidental" schwebt den Franzosen bei den Saharabahnprojecten vor, und von dieser Auffassung der Dinge scheint die Mehrzahl der Projectanten zielbewusst auszugehen.

Indessen der wirklich annehmbaren und realisirbaren Projecte des Transsaharien sind heute nicht gar so viele an der Oberfläche der allgemeinen Discussion. Die Natur der Dinge und die Entwicklung der französischen Herrschaft in Algier und am Senegal unificirte die projectirten, d. i. in der Oeffentlichkeit aufgetauchten Tracen zu einigen wenigen, deren Verfechter gegen-

wärtig die Ingenieure G. Rolland und E. Blanc sind und die darzulegen Zweck der nachfolgenden Darstellung ist. Ein eigenartiges Project, welches René Allain in der Sitzung der Geographischen Gesellschaft zu Paris am 21. März 1890 vorlegte, mag hier nur beiläufig erwähnt werden. Allain fasste nämlich das Cap Nun an der atlantischen Küste (südwestlich von Marokko, circa 29° nördlicher Breite) als Ausgangspunkt einer Saharabahn in's Auge, also einen Küstenpunkt, der bislang von keiner der Colonialmächte und auch von Marokko nicht beansprucht ward, wiewohl in allerneuester Zeit der Sultan von Marokko sein Land bis an das Wadi Draa, also über das Cap Nun gegen Süden und Südwesten, in Anspruch nimmt. Vom Cap Nun will er die Bahn über das Wadi Draa gelegt wissen, bei dem Punkte Tizgi, dann das Tendûf passiren lassen und über Taodeni, Onan, Arauan Timbuktu erreichen. Dies sei, so plaidirt er, die allerkürzeste und vortheilhafteste Route, einfach auszuführen und alle Projecte längs des Senegal übertreffend. Da diese Trace sozusagen neutrales Gebiet durchzöge längs der Strasse, die Mardochée, Lenz und Caillié zum Theile beschritten, käme es vor Allem darauf an, mit den anwohnenden Mauren sich auf guten Fuss zu stellen und in der Exploitation den Vorgang General Annenkoff's zu befolgen. Die Franzosen scheinen diesen Vorschlag nicht ernst genommen zu haben. Algier bliebe durch eine solche Bahn eben dann nicht mit dem Soudan français verbunden und somit hat dieser Vorschlag, der natürlich nur akademisch gemacht wurde, keine Bedeutung oder wenigstens keine Protectoren oder Interessenten.

Das die öffentliche Meinung in Frankreich am meisten beschäftigende Transsaharienproject ist gegenwärtig das des Ingenieurs Georges Rolland, eines Mannes, der bisher die umfassendsten Studien mit Ausdauer und Hingebung über die Sache gemacht hat. Er ging von dem Grundsatze aus: „L'Algérie est la porte de la France sur notre route directe vers le Soudan", und damit hatte er seinen Standpunkt sattsam charakterisirt. Rolland will die Saharabahn von Algier aus nach dem Sudan geleitet wissen zu dem Zwecke einer „conquête pacifique de l'intérieur africain". Die Niederwerfung der Tuareg oder doch den Zusammenbruch ihrer Macht über die Sahara, wenn nicht die Eroberung des Kernes ihrer Heimat, erhofft er von dem Bahnbaue. Die Trace soll so geleitet werden, dass sie die wichtigsten gegen den Süden reichenden Oasen berührt und sich deren als bequemer, den effectiven Bau durch ihre Mittel fördernder, wie später das grosse Gebäude erhaltender Stützpunkte bedient. Von den drei Tracen, der Trace occidentale (Arzew—Saida—Aïn Sefra —Igli—Tuarrit—Timassao—Burrum am Niger, 2700 *km*), der Trace centrale (Algier—Blidah—Berruaghia—Laghuat—El Golea—Tuarrit—Burrum, 2800 *km*) und der Trace orientale (Philippeville — Constantine— Biskra — Wargla — Amgid— Timassao—Burrum, 2600 *km* in weiterer Fortsetzung als Sudanbahn bis Kuka am Tschad-See 3400 *km*, bis Massina 3600 *km*) will er lediglich die östliche Route als „seul practicable, le seul raisonnable, le seul susceptible d'une mise en train immédiate" anerkennen und stellt sehr genaue Berechnungen über deren Realisirbarkeit an. Bis Wargla gilt ihm die Bahnstrecke als in jeder Hinsicht wohlfundirt, physisch sowohl wie vom Standpunkte der Kosten. Die Strecke Biskra—Wargla könne, berechnet Rolland, mit 40.000—45.000 Frs. per *km* gebaut werden. Die Kosten der Exploitation überstiegen 2500 Frs. per *km* nicht. Ingenieur Fock will gar nur 19.000 Frcs. Baukosten per Kilometer annehmen. In zwei Wintercampagnen soll diese Section ausgebaut werden können. Von Wargla müsse man die Bahn bis zum Posten Timassinin und von diesem bis zu dem Zweigpunkte Amgid mit Raschheit verlängern. Ueber den Verlauf der Bahn von Amgid ab hat Rolland noch keine detaillirte, ökonomische oder technische Darlegung enthaltende Aeusserung gethan. Er beschränkt sich nur hervorzuheben: „D'Amguid nous dominerons tout le Sahara central;" damit soll natürlich auch darauf hingewiesen werden, dass der weitere Bahnbau glatt von Statten gehen werde. Keineswegs würden die Kosten 50.000 Frs. per *km* bei der Fortsetzung der schmalspurigen Bahn nach dem Sudan übersteigen können. Die Höhe der Gesammtbaukosten schwankt nach französischen Angaben zwischen 135 und 300 Millionen Frcs.

Neben dem skizzirten Tracenprojecte Rolland's werden in Frankreich zur Stunde noch zwei andere lebhaft ventilirt und ganz besonders vom Ingenieur Edouard Blanc verfochten. Im Ganzen scheint es sich hiebei darum zu handeln, dass bei eventueller officieller Annahme des Rollandschen Projectes die Möglichkeit der Ausführbarkeit anderer Projecte nicht geleugnet, sondern anerkannt werde. Die Discussion läuft also auf moralische Satisfaction gegenüber jenen Männern hinaus, die sich das Studium anderer Tracen als der Rolland'schen angelegen sein liessen. Rolland beantragte die sofortige Verlängerung der bis Biskra gehenden algierischen Bahnen bis Wargla, definitive Studien und Niederlegung derselben über die Verlängerung dieser Bahn von Wargla bis Amgid und die Absendung einer Colonne zur sofortigen Occupation von Amgid und Temassinin. Damit glaubte der Ingenieur den ersten Theil der bevorzugten Strecke des Transsaharien durchzusetzen und auch hinsichtlich der materiellen Opfer und der politischen Bahnen, die die Saharabahn noch immerhin wandeln möchte, die Richtung gewiesen zu haben, von welcher kaum jemals mehr würde abgewichen werden können.

Blanc verweist nun zunächst darauf, dass eine Saharabahn von Algerien aus zunächst nach der fruchtbaren und grossen Oase Tuat mit der Hauptstadt Ain Salah (Insalah) gerichtet sein müsse, die zwar von Frankreich leider noch nicht

einmal occupirt worden sei, wo jedoch durch die Bahn ein prädominanter französischer Einfluss geschaffen werden müsse. Diese Strecke sei auch technisch leichter zu bewältigen, als der Aufstieg auf das Gebirgsmassiv von Ahaggar (das Kernland der Tuareg). Politische Schwierigkeiten mit dem Nachbarstaate Marokko beständen nicht, da Tuat der Machtsphäre des Sultanats entrückt sei. Militärisch wäre Insalah leicht zu halten und keineswegs, wie Rolland meinte, „un point stratégique en l'air", vielmehr wären dies Amgid und Temassinin auf Rolland's Trace. Drei wichtige Linien liefen von französischen Vorposten in Süd-Oran nach Tuat und dies garantire eine hinreichend lebhafte und zweckmässige Verbindung. Als Mittelglieder auf dem Wege nach Insalah könnten die grossen Oasen von Gurara und Tidikelt benützt werden.

Eine zweite Linie, deren Berechtigung Blanc vertritt, ist die Route vom Golf von Gabes über das zum türkischen Reiche gehörige Rhadames und Rhat. Dieser Route stehen die bedeutendsten politischen Schwierigkeiten entgegen. Blanc wünscht die Route eingeschlagen zu sehen, um den leichtesten Zugang zum Tschad-See zu erlangen. Rhadames hält er seiner Lage nach eher für eine Dependence von Tunis als von Tripolis und deducirt aus diesem Umstande ein Anrecht Frankreichs auf diese Oase, während Rolland eine Bahnstrecke mit Berührung der beiden Oasen als „pas ligne française" erklärt hatte. Blanc geht so weit, seinen Landsleuten an's Herz zu legen, bei der bevorstehenden Erneuerung der türkisch-französischen Handelsverträge, von der Türkei die Cession von Rhadames zu verlangen. Die grosse Route vom Mittelmeere nach dem Tschad-See, meint Blanc, sollte vollständig neutralisirt werden, wie das schon von Seiten mehrerer Mächte in Vorschlag gebracht worden sei. Dabei ist der Einwand wohlberechtigt, dass es schwer halten dürfte, Plätze occupiren zu wollen, wo eine befreundete Macht, wie das ottomanische Reich zu Rhadames, Garnisonen unterhält. Im Ganzen lässt sich behaupten, dass auch die von Blanc empfohlenen Routen einer Saharabahn über Tuat oder Rhadames ihre bedeutenden Vortheile hätte, wenngleich anerkannt werden muss, dass die Lösung der an und für sich nicht einfachen Frage durch politische Complicationen nur erschwert und in die Ferne gerückt würde.

MISCELLEN.

Die Ueberschwemmungen in China. Grosse Flüsse sind in der Regel ein Segen für das Land, welches sie durchströmen. Als Arterien, durch welche der Handel der Völker pulsirt, als billigstes und bestes Transportmittel für Reisende und Waaren sind sie von unschätzbarem Werthe und gelegentliche Ueberschwemmungen müssen als ziemlich leicht zu nehmende Nachtheile betrachtet werden. In keiner Weise aber gilt dies für den Hoang-ho oder Gelben Fluss.

Dieser grosse Strom ist für die Schifffahrt wenig werthvoll und seine häufigen furchtbaren Ueberschwemmungen machen ihn zu einem wahren Fluche für mehrere Provinzen des chinesischen Reiches. Sein Gefälle ist ungewöhnlich stark, seine Ufer sind besonders schwach und gebrechlich. Jahrhundertelange ungeschickte Versuche zur Regelung dieses „irrenden" Stromes haben denselben nur noch gefährlicher gemacht, indem seine Ufer durch fortwährendes Erhöhen der Dämme über das Niveau des Landes gehoben wurden.

Soeben ist dieser Strom wieder aus seinen Ufern getreten und ärger als sonst sind die Folgen dieser Katastrophe. Die sommerlichen Wasserläufe, welche mit grosser Schnelligkeit in Lung-Wang-Miao münden, wo der „Grosse Canal" in den Gelben Fluss einströmt, verursachten das Bersten der Ufer und setzten etwa 200 *li* Landes unter Wasser. Der also überfüllte „Grosse Canal" entleerte seine Wassermassen in den Peiho, der seinerseits aus den Ufern trat und das Land zwischen Peking und Chang-Chih-wan überschwemmte, so dass der gesammte Verkehr stockte und der District von Tungchow in einen riesigen See verwandelt wurde.

Dieses neuerliche Unglück sollte denn doch die Regierung zu Peking zum Nachdenken veranlassen. Der Fluss ist eine chronische Ursache zu grossen Geldausgaben und liefert kaum entsprechende Vortheile. Er findet in zahllosen kleinen Wasserarmen seinen Weg durch das versandete Delta in's Meer, und keiner dieser Arme ist von der See aus schiffbar. Fast alljährlich werden grosse Länderstrecken unter Wasser gesetzt, Dörfer und manchmal Städte mit enormen Erntevorräthen hinweggespült und fast immer sind dabei grosse Verluste an Menschenleben zu beklagen. Die am Leben bleibende Bevölkerung wird zu Bettlern und muss verhungern. Zu ihren Gunsten geschieht unendlich viel durch Wohlthätigkeitsacte und dennoch gehen sie elend zu Grunde.

Aber die chinesische Regierung lernt nur langsam und verwendet das Gelernte noch saumseliger. Es geschieht Allerlei, um dem Unglück zu steuern, die Dämme werden wieder zusammengeflickt und die geschädigten Bewohner werden „gewissermassen" unterstützt. Aber nichts ist bisher geschehen, um einer *Wiederholung* solcher Katastrophen *vorzubeugen*.

Und doch könnte die Nation, die die grosse Mauer erbaute und den Grossen Canal gegraben, das Regulirungswerk mit tüchtigen Ingenieuren und bei ihren billigen Arbeitslöhnen in Angriff nehmen. Dies Werk wäre wichtiger als die Eisenbahnbauten. Trotzdem dürfte dies kaum unternommen werden; man wird weiter „repariren", habgierige Mandarine werden dabei ihre Taschen füllen und die bedauernswerthen Völker werden stets von Neuem in Noth und Elend versinken. *(China Overland Trade Report.)*

JEDNOTA PRUMYSLU

Die Ehe in China. [1]) In China gibt es zwei Arten von Ehen, welche etwa dem römischen connubium und concubinatus entsprechen, und von denen die erstere schon mehr ein formeller Vertrag, die letztere aber zumeist noch ein reiner Kauf ist. Die erste Ehe darf von dem Manne giltiger Weise nur mit einer Frau eingegangen werden, welche ihm vom Vater oder einem älteren männlichen Verwandten seiner Familie, in dessen patria potestas er steht, aus einer Familie von gleichem Range und gleichen Vermögensverhältnissen erwählt wird. Diese Frau (ch'i) erwirbt alle Rechte der ersten oder Hauptfrau und ist gegen Zurücksetzung gegenüber den anderen Frauen, die der Mann noch heiraten kann, durch das chinesische Strafgesetz geschützt. Der Chinese kann nämlich gesetzlicher Weise noch eine Art Eheschliessung eingehen, namentlich dann, wenn die Ehe mit der ersten Frau kinderlos geblieben ist. In diesem Falle empfiehlt es ihm die Frau oft selbst an, weil sie dann als die Mutter aller im Hause geborenen Kinder gilt.

Bei dieser Art von Eheschliessung kann sich der Mann die Braut selbst ohne Rücksicht auf Rang oder sonstige Verhältnisse wählen, auch geht die Hochzeit nicht unter so viel Ceremonien vor sich wie die erste. Solcher Nebenfrauen (chich) kann der Chinese so viele heiraten, als er Lust hat und erhalten kann; unter einander stehen sie gleich, sind aber der ersten Frau untergeordnet, wie wir das bei allen Völkern finden, bei denen Polygamie herrscht. Nichtsdestoweniger ist diese zweite Ehe nicht ein Concubinat in unserem Sinne, denn die Eheschliessung geht immer unter gewissen Formalitäten vor sich, die Kinder sind alle legitim und gleichgestellt und haben ein gegründetes Erbrecht. Die erste Frau gilt übrigens, wie bereits erwähnt, juristisch als die Mutter aller Kinder, welche in der Familie geboren werden, wie dies auch nach indischem und islamitischem Rechte der Fall ist.

Die Ehe wird in China geschlossen auf Grund eines Contractes, welcher entweder nur mündlich oder schriftlich von den Familienhäuptern, in deren patria potestas sich Bräutigam und Braut befinden, in Verbindung mit den Heiratsvermittlern (mei jên) aufgesetzt wird. Wurde das Uebereinkommen nur mündlich abgemacht, dann gelten — ein bezeichnender Ueberrest des ehemaligen Brautkaufes — die Heiratsgeschenke, welche der Bräutigam seiner Braut gegeben hat, als genügender Beweis für den Abschluss des Contractes. Einen Ehecontract fordert auch das römische und germanische Recht, der Hauptunterschied besteht aber darin, dass, während nach modernem Rechte der animus matrimonii der Nupturienten Haupterforderniss ist, in China ohne Rücksicht auf Neigung derselben der Contract nur zwischen den Familienhäuptern abgeschlossen wird. Braut und Bräutigam können niemals selbst einen giltigen Ehecontract unterzeichnen, ausser wenn gar keine älteren männlichen Verwandten mehr am Leben und sie in Folge dessen sui juris geworden sind.

Nur einen Fall gibt es noch, wo der Sohn zeitweise sui juris werden kann, wenn er nämlich in amtlicher Stellung von seiner Heimat abwesend ist. Eine Witwe aber ist nicht sui juris, sie gehört, falls der Gatte todt ist, der Familie des Gatten, wurde die Ehe aber geschieden, wieder ihrer früheren Familie an und muss, wenn sie sich zum zweiten Male verheiraten will, einen älteren Verwandten haben, der für sie den Contract schliesst, sonst wird die Ehe mit dem neuen Gatten nicht anerkannt und die Schuldigen werden bestraft. Haben den Contract Verwandte ersten Grades unterzeichnet, so sind sie, in zweiter Linie auch die Heiratsvermittler, für ihn verantwortlich, sind aber die Unterzeichner entferntere Verwandte, dann fällt ein Theil der Verantwortlichkeit auf die Verlobten selbst. Die contrahirenden Parteien haben sich von der geistigen und körperlichen Gesundheit der Verlobten zu überzeugen und zu prüfen, ob keine Ehehindernisse vorliegen. In den Contract wird auch der Betrag der Heiratsgeschenke aufgenommen, welche der Bräutigam dem Vater der Braut gibt, und welche oft mehrere tausende von Taëls im Werthe haben. Besondere Feierlichkeiten sind, wie bei allen Völkern, auch bei den Chinesen, insbesondere für die Heirat mit der Hausfrau gebräuchlich, aber nicht absolut nothwendig, namentlich entbehren sie jedes religiösen Beigeschmackes.

Entgegen den Satzungen des römischen Rechts, in Uebereinstimmung aber mit dem canonischen, haben nach chinesischem Recht beide Parteien das Recht, auf Vollzug der contractlich vereinbarten Heirat zu dringen. Jede dem Contracte zuwider laufende Handlung muss rückgängig gemacht werden und wird streng bestraft. In Folge dessen ist eine gewaltsame Entführung der Braut vor der im Contracte festgesetzten Zeit strafbar, ebenso aber auch die Vorenthaltung der Braut über den festgesetzten Zeitpunkt hinaus von seiten der Familie. Für Ueberschreitungen der Ehegesetze im Falle einer Heirat zweiter Art, einer Concubinenehe, treten mildere Strafen ein. Ein eigener Fall ist der folgende. Befindet sich ein Sohn in officieller Sendung abwesend von der Familie, so ist er während dieser Zeit sui juris, und er kann in Folge dessen selbstständig Ehecontracte schliessen und die Ehe auch wirklich vollziehen. Aber auch das Oberhaupt seiner Familie hat das Recht, für ihn während dieser Zeit giltige Contracte zu schliessen. Ist nun der Sohn die von ihm contrahirte Ehe wirklich eingegangen, dann ist der von seiner Familie aufgestellte Contract ungiltig, ist die Ehe aber noch nicht vollzogen, dann haben die von der Familie eingegangenen Contracte Vorrang vor denen, welche er selbst abgeschlossen hat. Diese Thatsache illustrirt so recht schlagend die hohe juristische Bedeutung, welche der chinesischen Familie innewohnt, und die Machtvollkommenheit, welche ihrem Oberhaupte eingeräumt ist.

[1]) Wir entnehmen diese Notiz einem interessanten Artikel des „Globus" aus der Feder des Herrn Dr. Jos. L. Grunzel.

Verantwortlicher Redacteur: A. v. Scala. Druck von Ch. Reisser & M. Werthner in Wien.

September-October-Heft 1890. Nr. 9 und 10.

OESTERREICHISCHE

Monatsschrift für den Orient.

Herausgegeben vom

K. K. ÖSTERR. HANDELS-MUSEUM IN WIEN.

Redigirt von A. von Scala.

Monatlich eine Nummer. VERLAG DES K. K. ÖSTERR. HANDELS-MUSEUMS IN WIEN. Preis jährl. 5 fl. — 10 Mark.

INHALT: Indischer Volksschmuck und die Art, ihn zu tragen. Von *Ludwig Hans Fischer*. — Im dunkelsten Afrika. Von *A. v. Schweiger-Lerchenfeld*. — Zur Geschichte der Null. Von *Dr. M. Haberlandt*. — Miscellen: Teppichausstellung und Ausstellung von kunstgewerblichen Objecten im Handels-Museum. — Programm der Vorlesungen im Handels-Museum.

INDISCHER VOLKSSCHMUCK UND DIE ART, IHN ZU TRAGEN.

Im jüngsten Hefte der Annalen des k. k. naturhistorischen Hofmuseums, welche vom Intendanten *Hofrath von Hauer* redigirt werden und Originalabhandlungen aus dem Gebiete der Naturwissenschaften, Praehistorie und Ethnographie bringen, findet sich eine Abhandlung des bekannten Malers *Herrn Ludwig Hans Fischer* über „indischen Schmuck und die Art, ihn zu tragen", welche nicht verfehlen wird, sowohl durch ihren interessanten sachlichen Inhalt wie durch die Fülle schöner und genauer Illustrationen die lebhafte Aufmerksamkeit der Fachkreise zu erregen. Herr L. H. Fischer, der den Orient vielfach bereist und sein durch seine künstlerische Beschäftigung ohnedies geschärftes Auge dabei für die Eigenart des Orients in Farben

Fig. 1. Indischer Silberarbeiter aus dem Pendschab.

und Formen ausserordentlich geübt hat, hat gelegentlich seiner Reise durch Indien im Jahre 1889, die er mit Herrn *Grafen Carl Lanckoroński* unternahm, einer Anregung des Leiters der ethnographischen Sammlungen des naturhistorischen Museums, Herrn Custos *Franz Heger*, folgend, seine besondere Aufmerksamkeit dem durch seine reizenden Formen wie durch seinen Reichthum und Fülle als auffallend bekannten indischen Schmuck zugewendet. Er hat parallel mit den reichen Sammlungen des Grafen Lanckoroński, worunter eine kleine, aber erlesene Collection indischer Schmucksachen sich befand,[1]) eine vortreffliche Typensammlung hauptsächlich aus dem Gebiete des Volksschmucks angelegt, welche sich nun im Besitze des Hofmuseums befindet, und in Verbindung damit sorgfältig die Daten gesammelt, welche sich auf Material, Erzeugung, Verwendung u. s. w. beziehen. Vor Allem aber hat sein Stift und Pinsel mit Schärfe und Genauigkeit den Eindruck festgehalten, welchen der Schmuck, wenn getragen, am Menschen selbst, in Harmonie oder Contrast

[1]) Dieselbe war zugleich mit den übrigen Sammlungen im Frühling d. J. im K. k. Handels-Museum exponirt.

mit Hautfarbe, Haar und Tracht u. s. w. ausübt — gewiss ein sehr belangreiches Moment, auf welches noch selten geachtet worden ist. So ist eine Abhandlung entstanden, welche interessant genug erscheint, in diesen Blättern auch einem anderen und weiteren Leserkreise als dem der Annalen zugeführt zu werden. Wer die vortrefflichen und reichhaltigen Sammlungen indischen Schmuckes mit ihrer mustergiltigen Bestimmung und Etiquettirung im Berliner Museum für Völkerkunde — ein grosses Verdienst der Herren Dr. Jagor und Dr. Grünwedel — gesehen hat, wird allerdings in der Arbeit des Herrn L. H. Fischer nur in Einzelheiten hie und da Ergänzungen finden, andererseits Manches, namentlich bezüglich der vielen Schmuckformen zu Grunde liegenden Anschauungen — Blumen und Blüthen, Flechtmuster u. s. w., worüber die Schmucknamen häufig Aufschluss geben — vermissen; aber die Literatur über indischen Schmuck ist noch so arm, dass der vorliegende Beitrag für weitere Kreise nur mit Freude begrüsst werden kann.

* * *

„Auf meiner vorjährigen Reise durch Indien," so beginnt Hans Fischer seine Abhandlung, „hatte ich Gelegenheit, eine Collection indischen Volksschmuckes für das k. k. Hofmuseum zu sammeln, und habe bei dieser Thätigkeit auch Beobachtungen zu machen nicht versäumt, in welcher Weise diese Gegenstände getragen werden. Die in Folgendem in Zeichnung beigegebenen Schmuckgegenstände sind grösstentheils dieser Sammlung entnommen und stellen die wichtigsten Typen dar, welche zum besseren Verständnisse der nach der Natur aufgenommenen Figurentypen dienen sollen, auf denen die Art des Tragens von Schmuck ersichtlich gemacht ist. Ich habe mich um so eher entschliessen können, diese Beobachtungen der Oeffentlichkeit zuzuführen, als gerade über diesen Gegenstand wenig publicirt worden ist. Zusammenhängendes über indischen Schmuck gibt es nur in Herklot's Qanoon-i-Islám; Baden-Bowell, Handbook of the manufactures and arts of the Panjáb; Manches der Art, aber dürftig auch in den: „Indo-Aryans" von Rájendra Lala-Mitra. Ein ganzer Satz von Schmucksachen einer Masslafrau steht im „Orientalist", leider aber ohne Bilder. Sehr schöne Illustrationen finden sich in den Werken: Alwar and his treasures von Thomas Holbein, Hendley, und Les civilisations de l'Indes, von Dr. Le Bon. In der indischen Reiseliteratur ist eigentlich nur Einiges aus Nordindien im Buche Ujfalvy's: „Aus dem westlichen Hymâlaya" zu finden, wo zahlreiche Illustrationen beigegeben sind, deren einige den meinen sehr nahe kommen.

Die prunkende Putzliebe der Orientalen findet in den Völkern Indiens ihren Gipfelpunkt und kommt am meisten in den Schmuckgegenständen derselben zum Ausdruck. Nirgends in der Welt entfaltet der Schmuck so mannigfaltige Formen und wird auf so mannigfaltige Weise angewendet wie eben dort, wo die schöpferische Phantasie, in allen Kunsterzeugnissen übersprudelnd, auch auf diesem Gebiete in's Masslose sich steigerte, nicht nur was die einzelnen Objecte anbelangt, sondern auch in der Art und Weise, wie und wo die Schmuckgegenstände verwendet werden. Das zuweilen sehr einfache Costüm lässt, besonders im Süden, viele schmuckfähige Körpertheile unbedeckt, welche dann mit Vorliebe mit Schmuck geziert werden: Ohren, Nase, Hals, Ober- und Unterarme, Finger, Fussgelenke und Zehen erscheinen oft, so weit als nur zulässig, mit Schmuck beladen. Nur eines ist auffallend, dass die Lippen nie zur Aufnahme von Schmuck dienen, wie dies bei anderen, namentlich afrikanischen und amerikanischen Völkern der Fall ist. Zum Schmuck dienen auch bei Völkern primitiver Stufen häufig das Bemalen und Tätowiren der Haut, sowie Aufkleben von Blattgold oder ausgestochener Blättchen von Goldpapier, insoweit diese Behandlungen der Haut nicht speciellen religiösen Gründen entspringen.

Cultur und Geschichte eines Volkes sind so innig verwoben, dass man deren Beziehungen zu einander in jedem einzelnen Culturproducte wahrnehmen und der Zeit nach verfolgen kann. Die Geschichte Indiens ist so wechselvoll und hatte stets Verschiebungen der Völkermassen zur Folge, dass heute Indien beim ersten Anblicke als ein kaum zu entwirrendes Conglomerat von Racen, Religionen, Sprachen und Staaten erscheint. Es scheint fast ein Naturgesetz zu sein, und die Geschichte erzählt oft genug davon, dass die Völker des Nordens stets nach Süden drängen. Was für Europa die südlichen Halbinseln, das ist für Asien Indien, und da lässt sich genau verfolgen, wie von dem grossen Macedonier angefangen stets Eroberer vom Norden her auf Indien eindrangen und ihre Spuren zurückgelassen haben. Es ist daher leicht erklärlich, dass wir im Norden Indiens Formen in der Kunstindustrie begegnen, deren Ursprung wir weit ausser den Grenzen Indiens zu suchen haben, wie denn auch die Kunst, namentlich die Architektur im Norden, fast durchwegs mohammedanischen Ursprungs ist, wenn sie auch in Indien sich eigenartig entwickelt hat.

Bei dem heutigen Völkergemische in Indien und bei dem fortschreitendem Einflusse europäischer Cultur ist es gegenwärtig sehr schwierig, sich nur halbwegs darüber klar zu werden, was einem oder dem anderen Volke speciell eigen ist, welche Schwierigkeit noch dadurch wächst, dass der Verkehr der einzelnen Provinzen untereinander durch die vielen Bahnen ein sehr reger geworden und der Handel ein sehr verbreiteter ist. Man findet daher einzelne Schmuckgegenstände über ganz Indien verbreitet und findet einen Anhaltspunkt für die eigentliche Provenienz oft nur darin, wenn man berücksichtigt, wo dieselben erzeugt werden.

So schwierig, ja gerade unmöglich es anfangs erscheint, Typen für die einzelnen Völkerschaften

Fig. 2.
Singhalesische Haarnadeln
(Candy, Ceylon).

festzustellen, so gelang es mir doch, mit der Zeit solche aufzufinden, namentlich bei den niedersten Volksschichten, welche auch gewöhnlich strenger an den hergebrachten Formen hängen. Der Dorfschmied vererbt seine Kunst vom Vater auf den Sohn und Enkel stets mit denselben alterthümlichen Gussformen, denselben einfachen Geräthen, denselben Zeichnungen, und es ist ja nur der gegenwärtige Luxus, der die Mode hervorruft.

Leider sind meine Bemühungen durch die sehr reichen Sammlungen in Indien nicht viel gefördert worden, denn wenn auch Schmuckgegenstände oft sehr reichhaltig und in allen Formen vertreten waren, so waren sie stets unter sehr allgemeinen Namen und Bezeichnungen ausgestellt. Es kommt doch gerade bei indischen Schmuckgegenständen häufig darauf an, dass man seine wirkliche Bestimmung kennt, da man dem einzelnen Gegenstand dieselbe durchaus nicht ansieht. So gibt es Finger- und Zehen-, Ohr- und Nasenringe, Arm- und Knöchelringe, welche Eines für das Andere angesehen werden könnten.

Ich habe daher hauptsächlich mein Augenmerk darauf gerichtet, welchen Schmuck die Hauptmasse des Volkes trägt, und wie er getragen wird. Der Schmuck der Reichen scheint mir in diesem Falle für den Ethnologen von geringerer Wichtigkeit, weil er einestheils in jedem Juwelierladen zu haben, anderentheils bereits häufig europäischen Fabrikaten nachgebildet oder selbst solches ist.

Das Material, welches in Indien zu Schmuck verwendet wird, ist hauptsächlich Silber und in Ermanglung dessen Zinn, Zink und Blei, ebenso häufig aber verschiedene Legirungen, welche goldähnliche Metalle liefern. Im Allgemeinen herrschen im Süden die gelben Metalle vor, während nach Nordwest zu die weissen Metalle, und namentlich Silber, immer vorherrschender werden. Beispielsweise kommt in Peshawar fast nur Silber vor. Gold kommt in Indien sehr wenig zur Verwendung und wird von den niederen und Mittelständen fast gar nicht getragen. Diese Verhältnisse finden ihre natürliche Basis in der Art und Weise, wie die Metalle in Indien vorkommen. An Gold ist Indien arm, dagegen findet sich stark silberhaltiges Blei und Zinn an zahlreichen Punkten und in Massen, womit ein Licht auf die Eigenthümlichkeit des indischen Schmuckmetalls fällt.

An Edelsteinen werden in Indien alle bekannten Arten getragen, sowie Halbedelsteine. Der Schliff ist aber in der Regel sehr primitiv, soweit nicht in Europa geschliffene Steine zur

Fig. 3. Ohrschmuck nach den Gemälden im Felsentempel zu Adschanta.

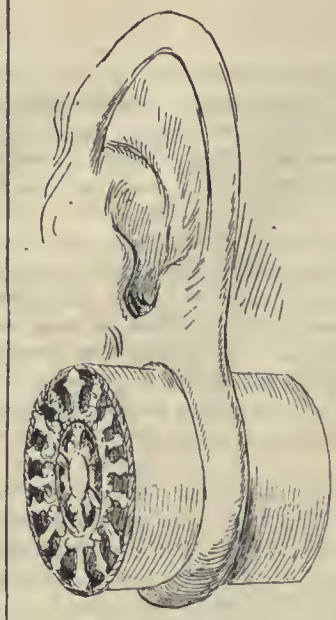


Fig. 4.

Fig. 5.

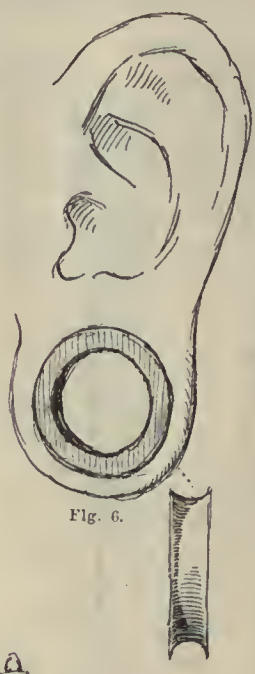


Fig. 6.

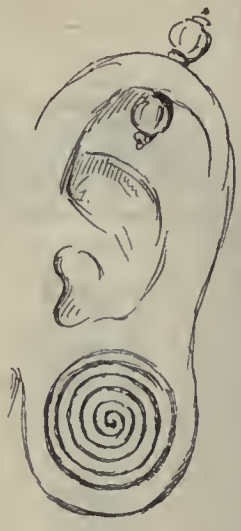


Fig. 7.

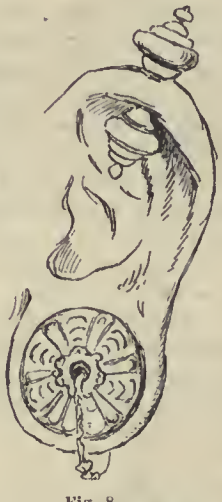


Fig. 8.

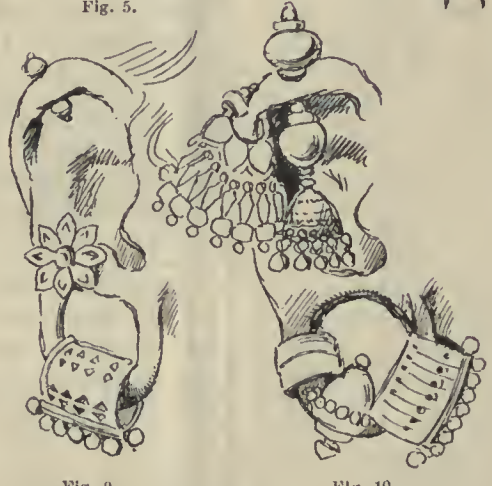


Fig. 9.

Fig. 10.

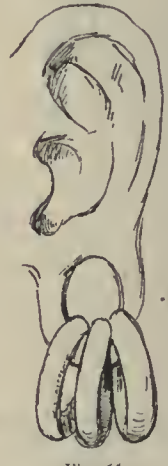


Fig. 11.

Fig. 12.

Fig. 13.

Fig. 14.

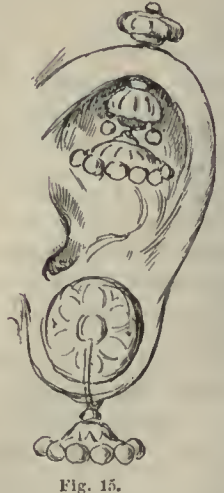


Fig. 15.

Fig. 4. Ohrschmuck einer Singhalesin.
„ 5. Erweitertes Ohrläppchen der Tamilen.
„ 6. Metallring.
„ 7. Holzfeder als Ohrschmuck (Tamilen).
„ 8—10. Ohrschmuck der Tamilen.
Fig. 11. Ohrläppchen eines Kindes, durch Bleiringe ausgedehnt.
„ 12, 13. Männlicher Ohrschmuck der Tamilen.
„ 14. Männlicher Ohrschmuck aus Madras.
„ 15. Hindu-Ohrschmuck aus der Provinz Bombay.

Verwendung kommen. Einzelne Provinzen scheinen eine besondere Vorliebe für bestimmte Steine oder Farben zu haben; so fiel es mir auf, dass in der Provinz Madras besonders zu Ohrringen für Männer fast durchwegs grüne Steine getragen werden. In Dscheypor verkauft man in grossen Mengen Schmuck aus indischen Granaten, und für die Himâlaya-Districte ist der Türkis charakteristisch.

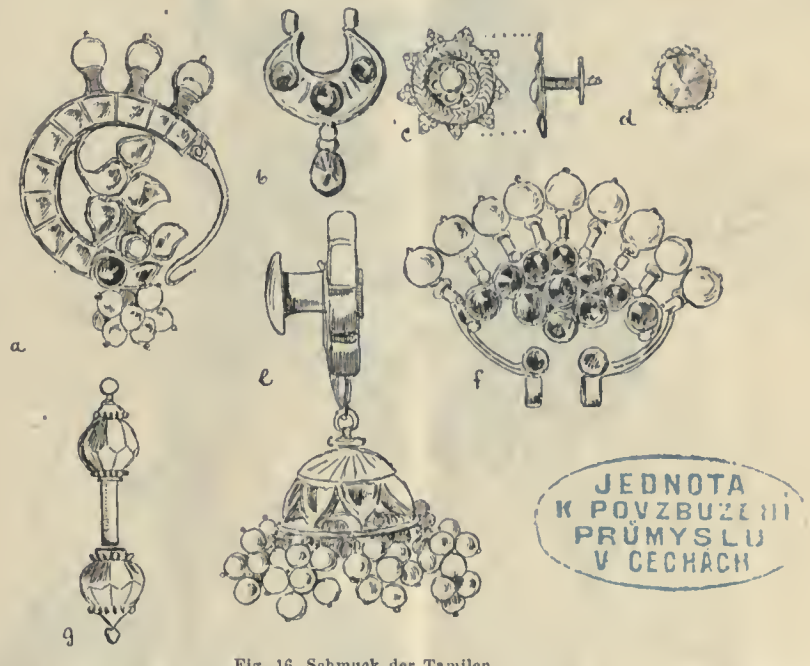
Glas ersetzt natürlich in Imitation alle Steinsorten, wobei erwähnt werden mag, dass flache Splitter von Glassatz durch eine färbige Zinnfolie zur Aehnlichkeit mit den betreffenden Edelsteinen, die in Indien fast durchwegs flachgeschliffen sind, gebracht werden; es wird aber auch in Form von Perlen der verschiedensten Art verwendet. In Süd-Indien sind Armringe aus Glas, welche hauptsächlich in Puna, Taragalla und Surat erzeugt werden, ein beliebter Schmuck.

Perlen und Corallen sind ebenso häufig in Verwendung wie Steine.

Elfenbein wird hauptsächlich zu Armringen verarbeitet.

Ein eigenartiges Material zur Erzeugung von Schmuckgegenständen, in allen Theilen Indiens verwendet, ist eine Composition aus Harzen, welche vergoldet und bemalt hauptsächlich zu Armringen billigster Sorte verarbeitet wird.

Conchylien, sowie Perlmutter kommen selten in Verwendung. Von ersteren sieht man öfters Kaurimuscheln und eine grosse weisse Schnecke, Changu (*Turbinella rapa*), von der das Mittelstück als Bracelett verwendet wird. Ausserdem werden im Daccadistrict (Bengalen) aus dieser Muschel



JEDNOTA
K POVZBUZENÍ
PRÚMYSLU
V CECHÁCH

Fig. 16. Schmuck der Tamilen.
a Nasenschmuck für den Nasenflügel, *b* Nasenschmuck für die Nasenscheidewand, *c*, *d* Knopf für den zweiten Nasenflügel, *e* Ohrring, *f* Schmuck für den oberen Rand der Ohrleiste, *g* desgleichen von Männern und Frauen getragen.

die verschiedenartigsten Formen von Braceletten geschnitten, einfache und breite Reifen sowohl, als jene breiten, aus dem Mittelstück der Muschel geschnittenen. Bei letzteren fehlt jede weitere Bearbeitung und bleibt die natürliche, glänzend weisse Oberfläche der Muschel erhalten. Perlmutter habe ich nur gelegentlich als Amulet und in Ceylon zu Ringen verarbeitet gesehen.

In gewisser Beziehung ganz isolirt stehen die Singhalesen auf Ceylon und charakterisiren sich schon durch den Umstand, dass sie keinerlei Schmuck in den Nasenflügeln tragen. Die Form der weiblichen Ohrringe (Fig. 4) kommt in Indien nirgends mehr vor, ebenso haben sie einige Arten Halsketten und Haarnadeln (Fig. 2), welche nur von ihnen in dieser Form getragen werden. Zehenringe werden meines Wissens von den Singhalesinnen gleichfalls nicht getragen, und unterscheiden sie sich dadurch von den Tamilen, welche in grosser Anzahl in Ceylon leben.

Die Tamilen Ceylons sind aus Süd-Indien eingewandert und sind mit den Tamilen Süd-Indiens zu identificiren. Für diese ist der reiche Schmuck der Ohren charakteristisch, dem sich die Männer nicht verschliessen (Fig. 12, 13). Besonders jene Doppelknöpfe, welche in dem oberen Rand der Ohrleiste getragen werden (Fig. 16*g*), sind bei beiden Geschlechtern gleich beliebt. Aehnliche Schräubchen mit einem stets grünen Stein (oder Glas) sind für die Männer der Provinz Madras charakteristisch (Fig. 14).

Der Schmuck des weiblichen Ohres liegt schon allein in der weiten Durchbohrung des Ohrläppchens. Schon die Ohrläppchen der Kinder werden durch Bleiringe (Fig. 11) allmälig erweitert und in die Länge gezogen, bis das Ohrläppchen

nur mehr zum schmalen Streifen wird und häufig bis an die Schultern herabhängt (Fig. 5).

Diese erweiterten Ohrläppchen scheinen ein Ueberrest des Costumes aus alten Zeiten zu sein. Buddha wird bekanntlich stets mit solchen Ohren, wenn auch ohne darin gehängten Schmuck, abgebildet. (Er hat sich eben, um seine weltabgekehrte Sinneswandlung auch äusserlich zu zeigen, alles Schmuckes begeben.) Auf den ältesten Fresken, die uns in den Felsentempeln von Adschanta erhalten sind und welche vom 2. Jahrhundert v. Chr. bis zum 5. Jahrhundert n. Chr. zurückgreifen, haben alle Figuren solche Ohren und ist der Schmuck den tamilischen am ähnlichsten. Besonders häufig sieht man auf diesen Fresken Ringe durch das Ohrläppchen gesteckt, die ich nach der Malerei

Fig. 17. Tamilin aus Madras.

für Elfenbein halte (Fig. 3). Auch die alten Dichter erwähnen der bis an die Schultern ausgezogenen Ohren.

Letztgenannten Ringen ganz ähnlich sind Metallringe oder spiralförmig gewundene Streifen aus Holzbast (Fig. 6, 7), welche bei den Tamilenfrauen der ärmsten Classen sehr häufig zu finden sind. Ausserdem kommen auf den Fresken in Adschanta noch Ohrringe, welche den singhalesischen ganz ähnlich sind, vor. Die wohlhabenderen Classen sind sehr erfinderisch in den Formen und der Art, wie der Schmuck am Ohre befestigt wird, wie aus den Figuren 8, 9, 10 zu entnehmen ist.

Alle Schmuckgegenstände bleiben sich im Wesentlichen durch ganz Süd-Indien gleich und erleiden nur geringe Variationen. Madras, Tanjore, Tritschinapali, Madura sind in dieser Beziehung ziemlich gleichartig. Der Ohrschmuck wird zuweilen noch durch glockenförmige Anhängsel,

mit Perlen verziert, ergänzt (Fig. 15 und 16 *e*). die Nase tritt ebenfalls als Träger von Schmuckgegenständen auf, von welchen drei Formen zu bemerken sind: einfache Boutons (Fig. 16 *c*, *d*), aus einem einzelnen weissen Stein oder einem Stern aus Metall bestehend, in dem einen, ein mit Steinen und Perlen verzierter Ring (Fig. 16 *a*) in dem anderen Nasenflügel und ein Ornament mit einem angehängten Tropfen, zumeist eine Perle, in der Nasenscheidewand (Fig. 16 *b*).

Den Kopf ziert weiters zuweilen eine runde gravirte oder mit Steinen besetzte Metallplatte in der Form eines Kugelsegmentes, welcher häufig eine schuppenförmige, oft reich verzierte Decoration des herabhängenden Zopfes, in zwei Quasten endigend, angefügt ist (Fig. 19). In die

JEDNOTA
K POVZBUZENÍ
PRUMYSLU
V CECHÁCH

Fig. 18. Tamilin aus Tritschinapali.

Stirne hängt in der Regel eine Perle oder ein kleines Ornament, von welchen aus längs dem Scheitel breite Ketten gegen die Ohren zu laufen. Einzelne Ornamente können überdies noch in die Haare gesteckt werden.

Den Hals zieren Ketten verschiedenster Form ohne besondere Eigenheiten. Aber nur im Süden Indiens vorkommend sind die V-förmigen Oberarmreifen, wie in Fig. 18 ersichtlich ist, die oft sehr reich und schön verziert sind, aber auch bei niederen Classen vorkommen und da zu einem blossen Drahtgestelle herabsinken.

Den Unterarm zieren gleichfalls einige Armreifen, bei armen Frauen nicht selten von Glas oder Harzmasse.

Die Knöchel des Fusses sind mit Reifen, oft mit kettenartigen Ringen geziert, und in der Regel steckt an der zweiten Zehe ein einfacher Metallring. Auf Ceylon sah ich bei den Tamilinnen Ringe als Zehen- wie als Fingerringe getragen,

welche nach demselben Principe geformt waren wie die V-förmigen Armringe. Dieselben waren sehr roh aus weissem Metall gearbeitet und an der einen Ecke mit einem viereckigen Knopf verziert, welcher nach vorne zu liegen kam. Selten aber geht der Schmuck des Fusses über einen Reifen und einen Ring hinaus; dies unterscheidet die Süd-Inderinnen auffallend von den Frauen der nördlichen und Central-Provinzen.

Ich kann nicht sagen, dass mir in Süd-Indien ausser den wenigen genannten Gegenständen solche aufgefallen wären, welche ein Volk oder eine bestimmte Gegend auszeichneten. Im Allgemeinen sind jene angeführten Schmuckgegenstände überall mit geringen Variationen zu finden; es scheint eben, dass jedes Individuum den Schmuck trägt, den es besitzt, und je nach seinem Wohlstande mehr oder kostbarer.

Nur auf der Hochebene im Innern des Dekkan wird das Bild mit der veränderten, sonnverbrannten Landschaft ein anderes; schon das Costüm verändert sich, die meist rothen, gelbgrünen oder gelben Costüme der Frauen machen den fast ausschliesslich indigoblauen Tüchern Platz, auf welche ich noch zu reden komme; die Männer zeichnen sich durch grosse Turbane aus und tragen ein Tuch um den Oberkörper gelegt und Sandalen an den Füssen. Ganz anders als alle Frauen des Dekkan sah ich eine Frau aus Kanara. Dieselbe trug eine Unterjacke, Blau mit Gelb und rothe Stickerei, und ein blaues Tuch um den Körper gelegt. Sie trug in den Ohren Schmuck wie die Tamilinnen und hatte einen Nasenring aus Draht, der zur Verstärkung an der Aussenseite wieder mit Draht umwickelt war. Hinter den Ohren kamen aus den schwarzgelockten Haaren Quasten hervor, ähnlich wie jene auf Fig. 18 und 19 am Zopfe angehängten, und hingen auf die Schultern herab. Das Auffallendste an ihr waren ziemlich roh gearbeitete Elfenbeinringe, welche den Ober- und Unterarm bedeckten, so dass nur das Ellbogengelenk frei war. An den Knöcheln trug sie schwere Ringe und an jeder Zehe gleichfalls einen Ring.

Das Costüm der Süd-Inderin besteht in der Regel nur aus einem langen, meterbreiten Baumwollstoffe, den sie sehr malerisch erst um die Lenden wickelt und den Rest über die Brust um die Schulter wirft oder zum Schutze gegen die Sonne über den Kopf legt. Der persönliche Geschmack kommt im Legen dieses Gewandes ebenso zur Geltung, wie dies bei dem Himation der Griechinnen der Fall war.

Die Farbe dieses Tuches ist bei den Tamilen fast durchwegs roth, in Tritschinapali häufig gelb, grünlich oder orange mit andersfarbigen Streifen an den Enden. Nur auf der Hochebene des Dekkan ist es fast durchwegs indigoblau mit carminrothen oder gelben Streifen am Rande.

Ein weiteres Kleidungsstück, übrigens in ganz Indien zu finden, ist eine Art kurze Jacke, wenn man dieses Costümstück so nennen darf. Es besteht aus einem oft mehrfarbigen Stück Zeug, an welches kurze enganliegende Aermel befestigt sind. Der Rückentheil fehlt zuweilen ganz und wird dann nur durch Schnüre am Halse und unter den Schulterblättern befestigt. Dieses Costümstück vertritt eigentlich die Stelle eines Mieders, auf welches die Süd-Inderinnen in der Regel ganz verzichten, in civilisirteren und nördlicheren Gegenden fehlt es aber nie und ist bei Mohammedanerinnen zu einer Art Hemd verlängert; dies unterscheidet das Costüm der Mohammedanerin wesentlich von dem der Hindus, bei welchen der Bauch stets unbedeckt bleibt, ausser er wird von der Sari verhüllt.

Der untere, um die Lenden und Beine gelegte Theil dieses Tuches wird zuweilen zwischen den Beinen durchgezogen und in der Kreuzgegend wieder befestigt, wodurch eine Art Hose entsteht. Auf ähnliche Weise tragen fast alle Männer ihren Lendenschurz, die Frauen aber nur bei der Feldarbeit. Es erinnert mich dieser Lendenschurz ganz an die Art und Weise, wie solche auf den egyptischen Hieroglyphen bei Darstellungen von Männern der unteren Volksschichte stets vorkommen.

Bei Männern bleibt aber der Oberkörper zumeist ganz nackt und sehr häufig auch der Kopf. Bei den niedersten Classen reducirt sich der Lendenschurz oft nur auf einen Streifen Leinwand, der durch eine Schnur um die Hüften befestigt wird. Der Turban wird in ganz Süd-Indien getragen und variirt sehr in der Grösse.

Fussbekleidungen werden so gut wie gar nicht getragen, nur in den Städten findet man solche, und auf der Hochebene des Dekkan, wo der Boden steinig, kommen Sandalen oder Schnabelschuhe vor.

Der Schmuck der Männer beschränkt sich hauptsächlich auf Ohrringe einfacher Art, ohne bestimmten Typus und ist meist den Formen, welche die Frauen in der Ohrleiste tragen, entnommen, so bei den Tamilen (Fig. 16 *g*), oder in Madras die schon erwähnte Form (Fig. 14), selten dass ein einfacher Hals-, Arm- oder Fussring getragen wird.

In Bezug auf Costüm und Schmuck könnte Bombay als die beiläufige Grenze zwischen Süd- und Nord-Indien genannt werden, oder besser gesagt, hier beginnt der Einfluss der vom Norden eindringenden arischen Bevölkerung fühlbar zu werden.

Hier, wo von allen Seiten das Volk zusammenströmt, bedarf es einer genauen Kenntniss der umliegenden Provinzen, um mit einiger Sicherheit die einzelnen Typen zu erkennen, namentlich da durch den Verkehr die Eigenart der einzelnen Stämme immer mehr verwischt wird. Die Hindufrau behält noch den Typus der Süd-Inderin in ihren Schmucksachen bei, einzelne Kasten scheinen ihre eigene Art, sich zu schmücken, angenommen zu haben, so z. B. die schön und edel geformten Brahmaninnen der Parsukaste, welche mit Vorliebe

Inv. Cs 8054

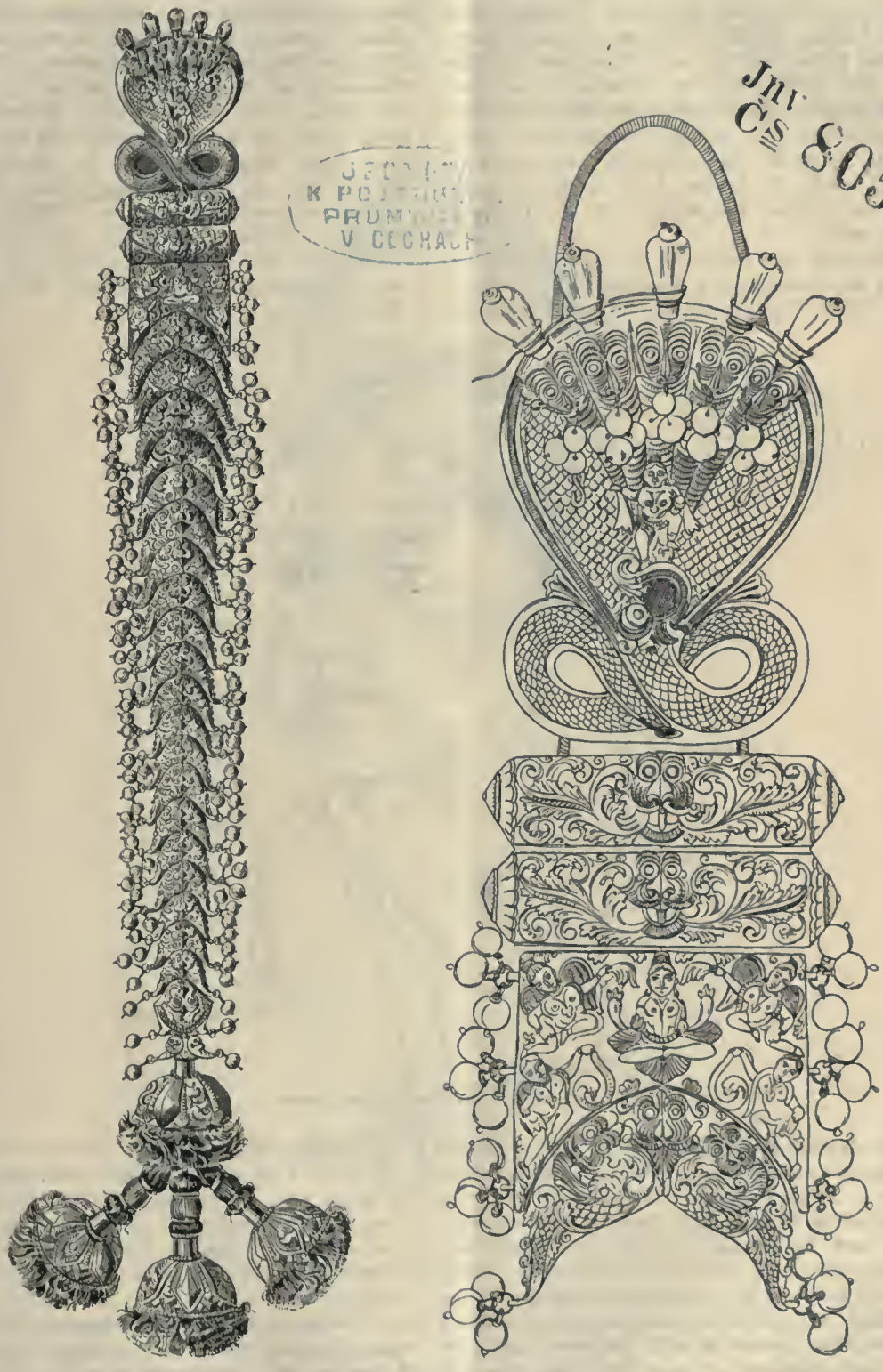


Fig. 19. Kopfschmuck aus Süd-Indien.

grosse, dünne Nasenringe mit Perlen besetzt tragen und dafür wenigen Werth auf den reichen Ohrschmuck legen (Fig. 20). Die Muselmanin hingegen trägt keine Nasenringe, kleine Ringe in den Ohren und Arm-, und Fussringe wie die Hindus. Silberne Halsketten, meist mit kleinen Silberkugeln verziert, welche in Bombay in jedem Laden zu sehen sind, werden von allen Frauen

getragen und auch von den Europäerinnen nicht verschmäht. Die Formen sind so bekannt, dass eine Zeichnung davon zu bringen überflüssig wäre.

Die Parsis, welche einen bedeutenden Bruchtheil der Bevölkerung in Bombay ausmachen, haben in ihren Schmuckgegenständen nichts Charakteristisches, die Frauen verschmähen jeden anderen Schmuck, den nicht auch eine Europäerin tragen würde, höchstens dass zu dem Ohrring noch ein zweiter knopfartiger in die Ohrleiste gefügt wird.

Nördlich von Bombay, bei Ahmedabad, begegnet man zuweilen den dunkelfärbigen, kräftigen Bhils, jenem Stamm, welcher hauptsächlich die südlichen Gebirge von Radschputana bewohnt. Die Frauen tragen eigenartige, mühlsteinförmige, grosse Ohrringe, welche des Gewichtes wegen oft durch Kettchen gehalten werden müssen. Der Ohrrand ist mit kleinen Ringen behängt, an welchen Knöpfchen oder muschelförmige Anhängsel befestigt sind. Der linke Nasenflügel ist durch einen Ring oder Knopf verziert. Am Halse werden Perlschnüre und Ketten verschiedener Form getragen, während den Arm stets glatte, starke Ringe aus Elfenbein oder bei den ärmeren aus Glas zieren. Ein einfacher Fussring und ein oder zwei Zehenringe vervollständigen den Schmuck (Fig. 21, 22).

Fig. 20. Brahmanin, Parsu-Kaste (Bombay).

In den nördlichen Theilen von Indien werden Schmuckgegenstände und Costüme immer complicirter, letztere schon wegen der oft ganz empfindlichen Winterkälte. Bei den Frauen wird Ober- und Unterkleid zuweilen ganz getrennt; ersteres bildet ein beliebiges Stück Zeug (Sari), oft reich verziert, oft schleierartig, das stets über den Kopf gelegt und dessen Ende mit der Hand über die Brust gehalten wird; letzteres wird zum wirklichen genähten Frauenrock oder bei den Mohammedanerinnen zur Hose. Auch die Männer erscheinen reicher 'gekleidet' und besonders die Mohammedaner unterscheiden sich wenig von ihren Glaubensbrüdern in Arabien, was sogar so weit geht, dass sie auch den Bart in derselben Weise zuschneiden und diesen nicht wie die Radschputen vom Kinn nach beiden Seiten gestrichen tragen. Es wäre eine sehr lohnende Aufgabe, das nördliche Indien in Bezug auf die Costüme zu studiren; man müsste ein eigenes Studium daraus machen, welches gewiss von grossem Nutzen für die Ethnographie wäre.

Selbst die ärmste Frau besitzt in Nord-Indien mehr Schmuck als Frauen irgendwo anders. Die Masse der Ohr- und Nasenringe, die vielen Halsringe und Ketten, die oft vollkommen mit Reifen bedeckten Unterarme fallen nicht so auf wie die schweren Ringe am Fussgelenke und an den Zehen. Wenn Frauen des Weges kommen, so glaubt man das Kettengerassel einer escortirten

Verbrecherbande zu hören; das sind die schweren Silberringe, häufig hohl gemacht, mit Steinchen darin, oder es hängt eigens ein Bündel Schellen daran. Ebenso sind viele Zehenringe zu Schellen gemacht oder klappern im Gehen von selbst aneinander.

Diese Zehenringe haben mannigfaltige Formen, sind meist aus Zinn oder Silber, in Amrizar auch emaillirt. Häufig sind es einfache, flache Reifen, oft mit einem Bündel Silberperlen verziert, und jener der kleinen mit dem der grossen Zehe durch Kettchen verbunden. Manchmal sind sämmtliche

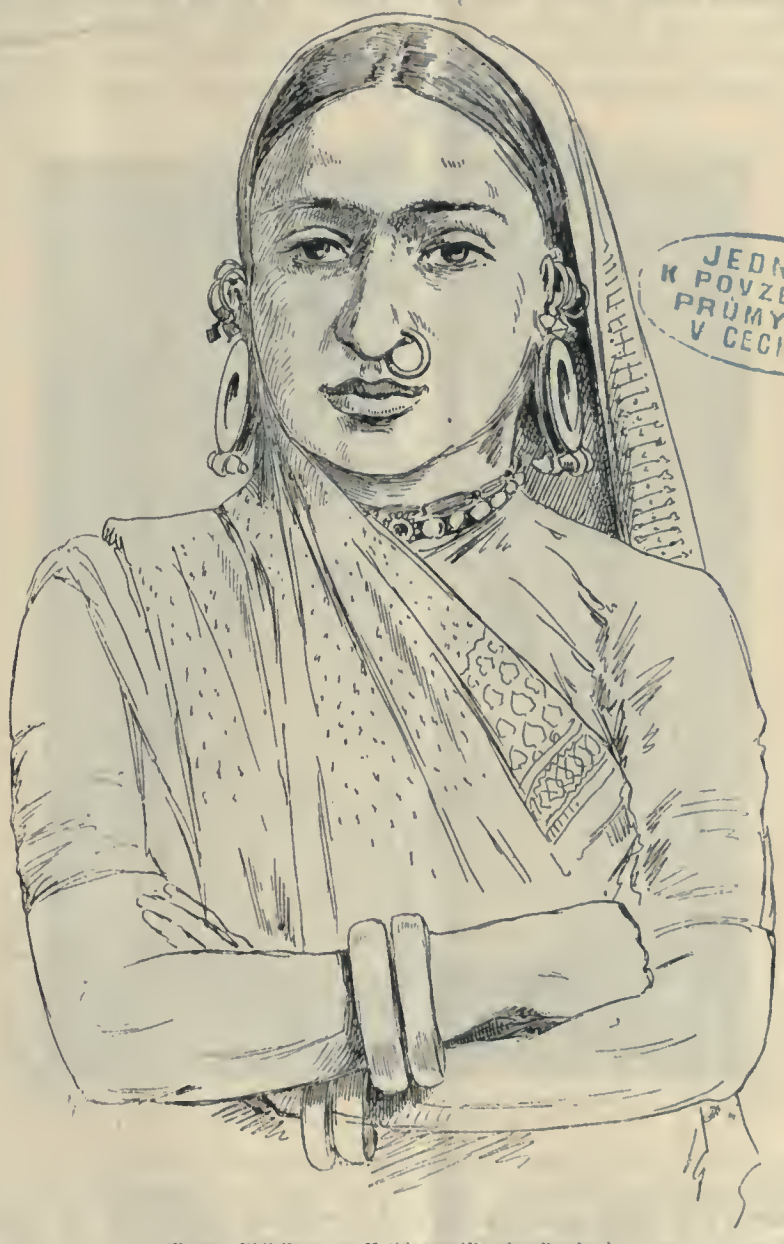

JEDNOTA
K POVZBUZENÍ
PRŮMYSLU
V CECHACH

Fig. 21. Bhil-Frau aus Kathiawar (Provinz Bombay).

Zehen mit Ringen besteckt und jeder einzelne durch ein Kettchen mit dem Fussgelenke verbunden. Auf diesen Ringen ist dann stets eine zugespitzte Metallplatte befestigt, welche gleichsam als Schild über der Zehe liegt. Diese Schilde sind, besonders häufig in Amrizar, zuweilen blau oder grün emaillirt (Fig. 27). Der Ring der grossen Zehe hat oben eine entsprechend grosse verzierte Platte, unten aber einen Querstab, auf welchem die beiden nächstliegenden Zehen ruhen (Fig. 26 *a*, *b*).

In der Regel sind die Zehenringe nicht geschlossen, sondern werden durch Zusammendrücken an der Zehe befestigt; jene einfachen Reifen als Zehenringe, welche in Süd-Indien getragen werden, kommen im Norden nicht vor.

Die Fussringe, welche am Knöchel aufliegen,

sind zumeist kreisrund, hohl, mit eingeschlossenen Steinchen und geschlossen, oder offen und in zwei Kugeln endigend, welche nahezu aneinander stossen. Sehr häufig sind diese Fussverzierungen aus Ketten gebildet, am unteren Rand mit allerlei Kugeln oder Plättchen verziert und schmiegen sich an den Fuss an (Fig. 34 *a*, *b*). Das Material ist durchwegs weisses Metall, zumeist Silber, nur in Radschputana sah ich auch solche aus polirtem Eisen.

In ganz Radschputana herrscht derselbe Typus mit geringen Variationen vor, das Princip ist stets dasselbe, nur die Form wechselt zuweilen.

Der Schmuck des Kopfes besteht aus folgenden wesentlichen Stücken: Vom Beginn des Scheitels in die Stirne hängt eine Perle oder ein

Fig. 22. Bhil-Frau (Mahratta).

verziertes Ornament, von diesem laufen längs der Haarscheitel nach beiden Ohren Ketten, meist aus Silber, die zu Beginn und Abschluss viereckige oder runde Platten eingefügt haben, welche die einzelnen Kettchen tragen und auseinanderhalten. In Amrizar sah ich solche Ketten, bei welchen die Platten nahe dem Ohre die Form eines phrygischen Schildes hatten und so gross waren, dass sie die Schläfen fast bedeckten.

Je nach dem Reichthume der Trägerin sind diese Ketten mehr oder weniger reich und oft sehr schön gearbeitet. Sie kommen, sowie die Nasenringe kleinerer Gattung, stets auf alten Bildern vor, wobei mir aber auffiel, dass diese abgebildeten Frauen nie so überladen an Schmuck sind, wie dies heute der Fall ist. Es scheint deshalb diese Mode erst neueren Datums aufgekommen zu sein.

Das Ohr selbst ist zumeist der ganzen Ohrleiste entlang durch kleine Ringe, oft 10—15 an der Zahl, geziert, während im Ohrläppchen 3—5 grössere Ringe stecken (Fig. 40, 42, 43). Letztere

sind zumeist aus Silberdraht und durch aufgelegte viereckige oder runde schildförmige Platten verziert. Uebrigens kommen auch vielfach Ohrringe in der Form von Manchettenknöpfen vor. Das Ohrläppchen ist nicht, wie im Süden, ausgedehnt, das Loch darin ist nur so gross als nöthig, um den Schmuck aufzunehmen, das Gewicht des Schmuckes wird oft durch tragende Kettchen oder Fäden aufgehoben, die am Ohransatze oder in den Haaren befestigt werden. Wo immerhin Platz zum Anbringen von Ohrschmuck ist, wird dieser ausgenützt, der Rand der Ohrmuschel wird nicht selten durch das Gewicht der vielen Ringe nach abwärts gebogen, ja sogar die Ohrecke wird durchlöchert und dient zur Aufnahme eines grossen Ringes von 10 Centimeter Durchmesser (Fig. 24). Derselbe Ring mit Steinen und Perlen verziert wird auch sehr häufig als Nasenring im linken Flügel getragen (Fig. 36) und hängt so über Mund, Kinn und Wange. Unwillkürlich frägt man sich: Wie essen, wie küssen diese Mädchen? Auf jeden Fall aber macht dieser Nasenschmuck den Eindruck, als hätte er den Zweck, die Leidenschaften zu mässigen. Als Maler, der oft stunden-

Fig. 23. Radschputc nach einem modernen indischen Gemälde.

lang unbeobachtet in einem Winkel bei der Arbeit sitzt, hatte ich häufig Gelegenheit, zankende und kreischende Weiber zu beobachten, welche die schmelzende, einschmeichelnde Stimme der indischen Mädchen schon längst abgelegt hatten; wie die Kampfhähne fuhren sie gegeneinander, blieben aber stets in respectvoller Entfernung von den Fingerspitzen der Gegnerin, denen der Nasenring einen zu willkommenen Anhaltspunkt geboten hätte.

Nicht immer sind es dünne Drahtreife, oft sind solche Ringe reich verziert und werden von einem Faden, der hinter das Ohr geht, theils getragen, theils an die Wange gedrückt. Diese Ringe im Nasenflügel werden stets nur in einem, gewöhnlich dem linken Flügel getragen, der andere Nasenflügel wird durch eine knopfartige Verzierung bedeckt; gewöhnlich fehlt auch nicht die Perle, welche in der Nasenscheidewand befestigt wird. In der Nähe des nördlichen Indus scheinen diese manchettenknopfartigen Nasenverzierungen die Ringe oft ganz zu verdrängen. Ich sah dort Frauen, welche in jedem Nasenflügel einen solchen Knopf trugen.

Armspangen, welche nur die Hälfte des Um-

fanges vom Oberarme decken und durch Schnüre befestigt werden, kommen sehr häufig und in verschiedenen Formen vor; zumeist sind sie schuppenförmig oder bestehen aus einer Reihe länglicher Kapseln, zuweilen sind sie auch aus kleinen Glasperlen gemacht. Dieser Schmuck ist für Radschputana, namentlich Adschmir und Dscheypur, charakteristisch.

Dort, wo die beiden Enden geknüpft werden, nämlich an der unteren Seite des Oberarmes, hängt häufig noch eine längliche quasten- oder dütenförmige Verzierung oder eine Art Knopf mit einem Stein darin.

Der Unterarm ist stets mit mehreren Ringen bedeckt, welche verjüngend gegen das Handgelenk die Form des Armes mitmachen. Die einfachste Form sind Bronzeringe, welche nicht zu öffnen sind, oder jene aus Harzcomposition, die man in ganz Indien sieht. Diese Armbänder sind stets so klein, dass ich annehmen muss, dieselben werden den jungen Mädchen angesteckt und werden im Wachsthume durch grössere vermehrt, so dass

Fig. 24. Frau aus Amrizar.

schliesslich die ganze Reihe von Ringen nicht mehr vom Arme zu trennen sind. Bei aller Zartheit der indischen Frauenhände ist doch nicht anzunehmen, dass jene Armbänder, welche ich mitgebracht, dazu bestimmt sind, über die Hand gezogen zu werden. In Europa ist es mir wenigstens nicht gelungen, einer noch so zarten Mädchenhand ein solches Armband anzustecken. Andere Armbänder sind entweder elastisch oder haben einen Verschluss zum Oeffnen, bei welchem ein Stück des Armbandes herauszunehmen ist, wie in Fig. 48 ersichtlich. Der Verschluss wird durch einen eingeschobenen Stift hergestellt, wie bei den arabischen Schmuckgegenständen.

Am meisten charakteristisch für die mohammedanischen Völker Indiens oder solche, welche mit ihnen in Verbindung stehen, sind eine Art Halsketten, wie dieselben bei arabischen Stämmen in Afrika oder Asien vorkommen, und welche Form offenbar auch von dort ihren Ursprung herleitet. Dieselben bestehen aus einer meist länglich viereckigen Schliesse aus Silberblech,

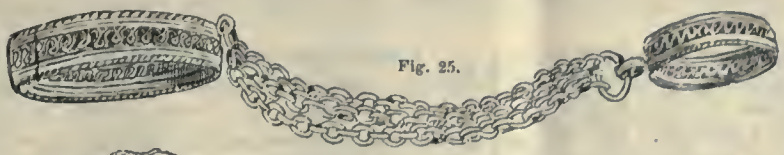


Fig. 25.

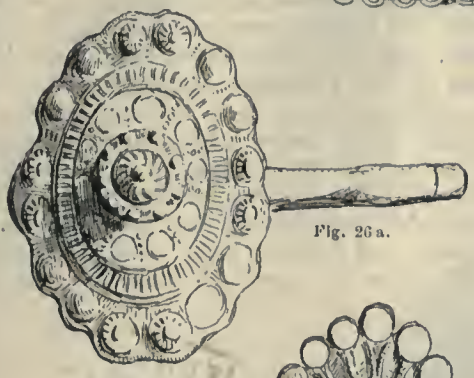


Fig. 26 a.

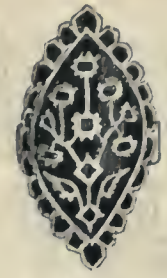
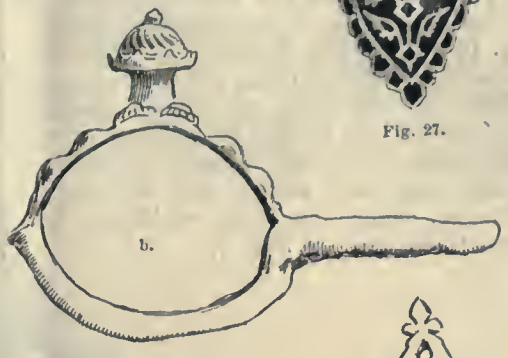


Fig. 27.



b.

Fig. 28.

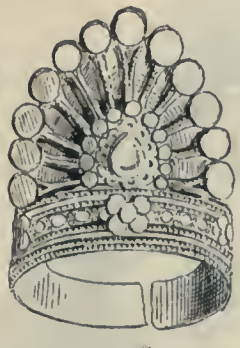


Fig. 29.

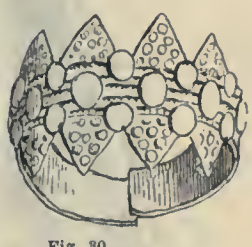


Fig. 30.

Fig. 31.

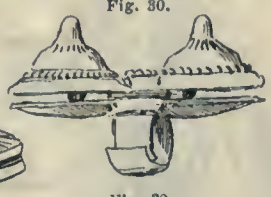


Fig. 32.

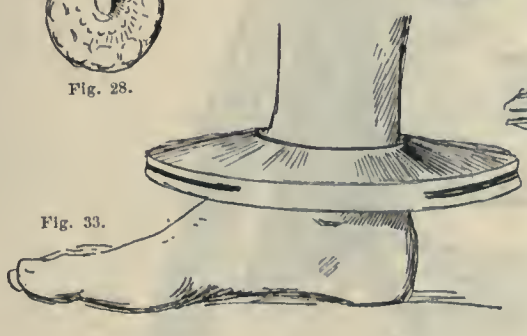
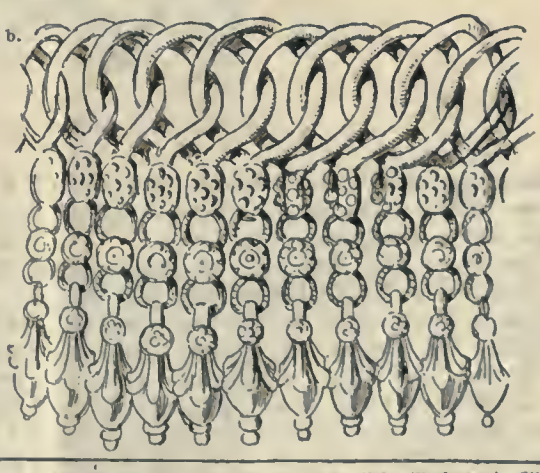


Fig. 33.

Fig. 34 a.

Fig. 35.



b.

Fig. 25. Ring der grossen und kleinen Zehe durch Kettchen verbunden.
„ 26 *a*, *b*. Ring für die grosse Zehe, Zink.
„ 27. Zehenring blau emaillirt (Amrizar), Silber.
„ 29, 32. Zehenringe aus Dscheypur.

Fig. 29, 30. Zehenring für die grosse Zehe (Peshawar), Silber.
„ 31. Zehenring (Peshawar), Silber.
„ 33. Fussring mit Schelle (Ahmedabad), Silber.
„ 34 *a*. *b*. Fussringe aus Peshawar.
„ 35. Bracelett (Peshawar), Silber.

vielleicht auch zum Aufbewahren von geschriebenen Amuletten zu verwenden, sind reich mit Ornamenten verziert und am unteren Rande mit Kettchen und Anhängseln behangen. Zu beiden Seiten geht eine Reihe von Ketten ab oder ein Bündel Glasperlen, die in eine Schliesse endigen. Auf Fig. 36 ist ein solcher Halsschmuck ersichtlich.

Massive Halsringe (Fig. 47) sind in ganz Nord-Indien gebräuchlich, ein ebenso häufiger Schmuck besteht aus kleinen viereckigen Amuletkapseln, welche an einer Schnur in gewissen Abständen aufgereiht werden und tief auf die Brust hängen, ähnlich auch die aus Münzen hergestellten Halsketten auf Fig. 37.

Fingerringe weisen keine charakteristischen Formen auf; jene runden schalenförmigen Aufsätze, in welchen ein kleiner runder Spiegel eingesetzt ist, kommen in ganz Indien vor und werden von den Frauen stets am Zeigefinger getragen (Fig. 45). Dieselben fehlen auf älteren Bildern fast nie bei weiblichen Darstellungen.

Der Schmuck der Männer besteht hauptsächlich in Ohrringen und Halsketten verschiedener Formen. Erstere werden bei Reichen meist als grosse Brillantboutons, letztere als Ketten mit einer Art Medaillon um den Hals getragen. Armbänder sind ebenfalls nicht selten. Die Abbildung Fig. 23, welche einem indischen Originalgemälde

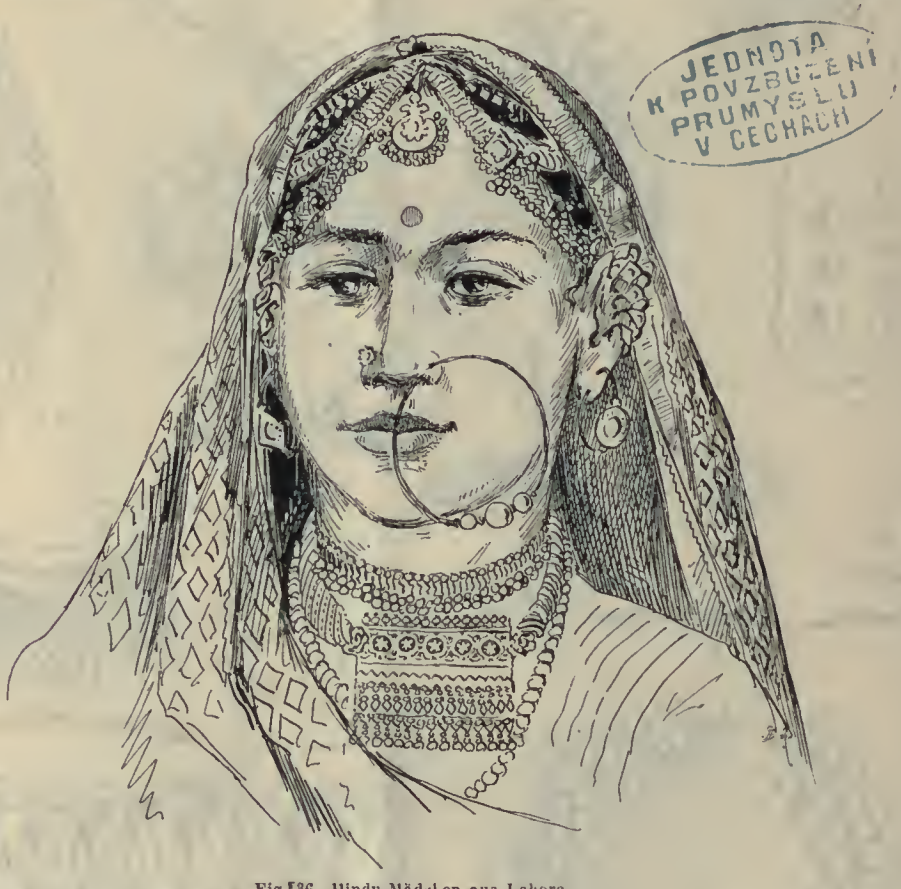

JEDNOTA
K POVZBUZENI
PRUMYSLU
V CECHACH

Fig. 36. Hindu-Mädchen aus Lahore.

entnommen ist, macht den Schmuck ersichtlich, auf älteren Bildern ist der Schmuck zumeist reicher, Ohrringe fehlen wenigstens nie.

Alles über den Schmuck im nördlichen Indien Gesagte ist für ganz Radschputana giltig, zum grossen Theile auch für das Pendschab und die Gebiete am Ganges. In Benares beispielsweise ist mir gar nichts aufgefallen, was ich nicht an anderen Orten schon getroffen hätte, vielleicht dass ein Armband zu erwähnen wäre, welches dort vielfach verkauft wird. Es ist dies ein nicht ganz geschlossener Reifen aus Bronze, dessen Enden durch Tigerköpfe abgeschlossen sind, und erinnert an eine altrömische Form mit Widderköpfen. Ganz ähnliche Armbänder habe ich in der Provinz Sikkim begegnet, nur war die Arbeit eine andere und der Charakter chinesisch.

Das Eigenthümliche in den Schmucksachen der verschiedenen Städte ist wohl aus den Zeichnungen am besten zu ersehen und habe ich absichtlich solche Typen gewählt, welche am häufigsten in einer Stadt vorkommen.

Besonders reich und schön ist der Silberschmuck in Peschawar, anderer wird dort kaum getragen. Die auffallende Menge von Silberarbeitern lässt darauf schliessen, dass diese einen ausgebreiteten Handel mit ihrer Waare treiben,

nicht nur nach den nördlicher gelegenen Städten Indiens, sondern auch namentlich nach Afghanistan.

Die Charakteristik dieser Schmuckgegenstände ergibt sich aus den Abbildungen.

Was die reichen Schmuckgegenstände anbelangt, muss ich auf die Museen, die oben angeführte Literatur und die darin enthaltenen Zeichnungen verweisen, da diese gar nicht in den Rahmen dieses Aufsatzes gehören, ausserdem mir solche gar nicht immer zugänglich waren. Die Silberarbeiter führen gewöhnlich nur die billigeren gangbaren Sorten, während die kostbaren Schmucke stets nur auf Bestellung angefertigt werden.

Ganz anders als im übrigen Indien ist der Schmuck in der Provinz Sikkim, welche ja geographisch auch gar nicht mehr zu Indien zu zählen ist. Die grösstentheils mongolische Bevölkerung oder deren Mischracen hat ihre Schmuck-

Fig. 37. Tänzerin aus Delhi.

formen nur zum Theile von indischen Völkern entlehnt, denn Bhotan, Tibet, ja selbst China liegen denselben in jeder Beziehung viel näher als Indien. Es darf daher nicht Wunder nehmen, wenn wir fast durchwegs centralasiatischen Formen begegnen. So fällt schon das Material auf; Silber ist sehr selten zu sehen und fast alle Schmuckgegenstände sind aus vergoldeter Bronze. Der Türkis ist der fast ausschliessliche Stein, und auffallenderweise gesellt sich diesen die Coralle als häufige Begleiterin bei, so bei dem diademartigen Kopfschmucke der Frauen (Fig. 49), wo auf einem rothen Wulste aus Tuch abwechselnd je ein Türkis und eine Coralle aufgenäht erscheinen. Die langen Ohrringe der Frauen, sowie Finger und Ohrringe der Männer sind stets mit Türkisen besetzt, ebenso sind diese sehr geschickt bei jenen Amuletkapseln verwendet, welche jede Frau an einer Perlschnur um den Hals trägt. Die Steine sind wie Mosaik eingefügt und sind selten von guter Qualität.

Armbänder der Frauen sind gewöhnlich aus

Fig. 38.

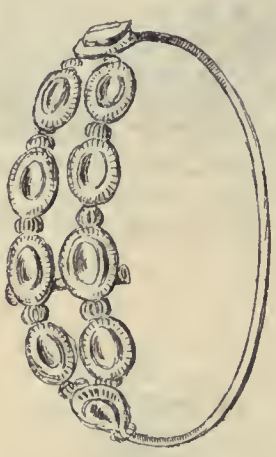


Fig. 40.

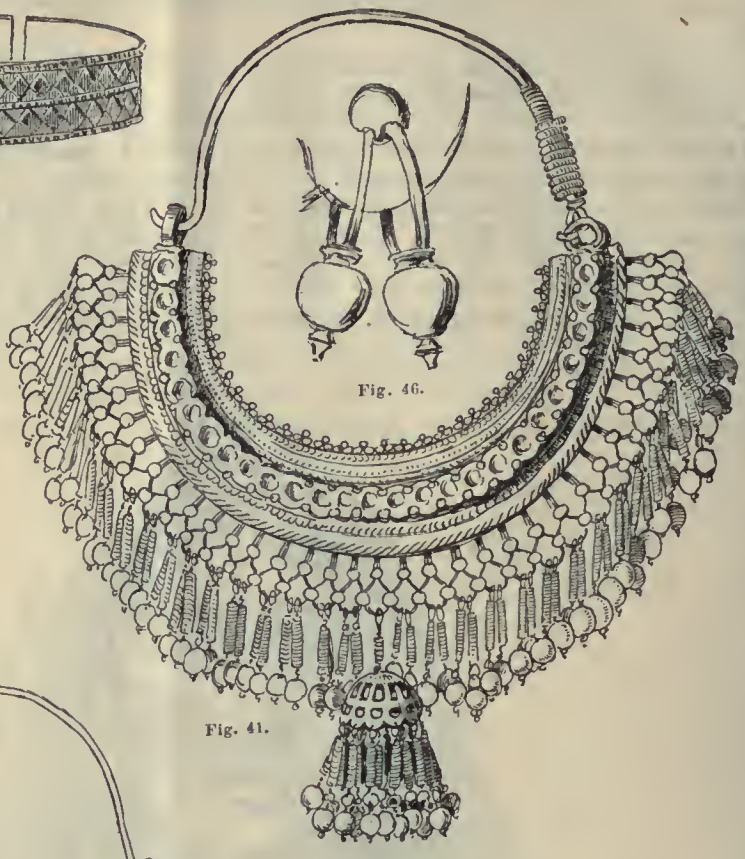


Fig. 46.

Fig. 41.

Fig. 44.

Fig. 39.

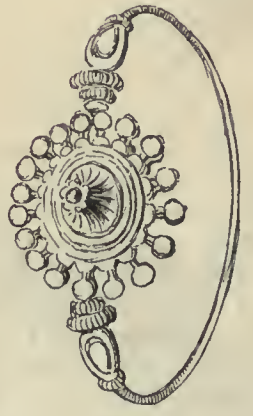


Fig. 42.

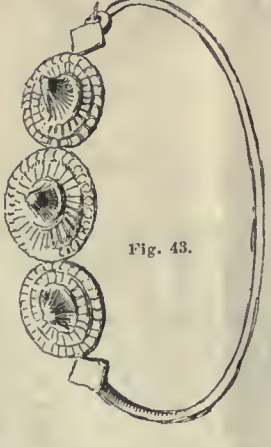


Fig. 43.

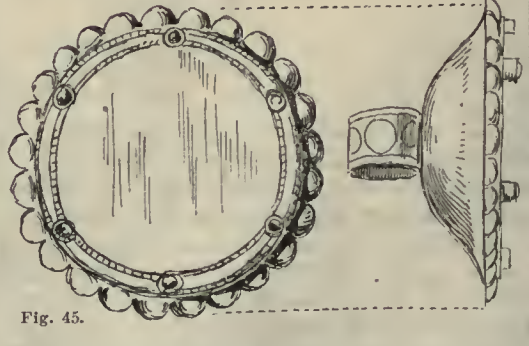


Fig. 45.

Fig. 38. Braceletт (Peshawar), Silber.
„ 39. Braceletт aus Peshawar.
„ 41. Ohrring (Amrizar), vergoldete Bronze.
„ 40, 42, 43. Ohrringe (Válián, Lahore), Silber.

Fig. 44. Ohrring (Peshawar), Silber.
„ 45. Spiegelring für den Zeigefinger (Peshawar), Silber.
„ 46. Ohrringe aus Dscheypur.

Fig. 47. Halsring (Silber) aus Peshawar.

Muscheln (Changu) geschnitten. Dieselben bestehen aus dem etwa 8—10 Centimeter breiten Mittelstück dieser Muschel und werden den jungen Mädchen an die Arme gegeben, so lange sie

JEDNOTA
K POVZBUZENI
PRUMYSLU
V CECHÁCH

Fig. 48. Armreifen (Silber) aus Peshawar.

noch im Wachsthum sich befinden, und sind bei erwachsenen Frauen nicht mehr vom Handgelenke zu trennen. Ausserdem sah ich Armbänder aus Bronze und Silber, letztere sehr schön gearbeitet.

Fig. 49. Lepcha-Frau. (Dardschiling).

Fig. 50. Hindumädchen (Mischrasse). Dardschiling.

Es sind dies Reifen, welche nicht ganz geschlossen sind und an welchen die beiden Enden durch stylisirte Tigerköpfe im chinesischen Style verziert sind.

Hier tragen fast alle Männer, ausser anderen Ringen, grosse mühlsteinförmige Ringe aus Elfenbein am Daumen, die ursprünglich den Zweck hatten, den Daumen vor dem Zurückschnellen der Bogensehne zu schützen. Auch die Sikh tragen diesen Ring.

Zum Schmucke gehört schliesslich, wie bereits erwähnt, auch das Tätowiren und Bemalen der Haut. Ersteres ist in ganz Indien gebräuchlich, aber nirgends auffallend. In Süd-Indien wohl häufiger als im Norden ist diese Sitte weniger allgemein als bei den nordafrikanischen Arabern. Hingegen tritt die Bemalung der Haut in Indien in den Vordergrund und entspringt in der Regel religiösen Gebräuchen. Namentlich alle Hinduvölker tragen das Abzeichen ihres Glaubens an der Stirne. So vor Allem zeichnen sich die Vishnuiten durch zwei senkrechte weisse Streifen an der Stirne, welche sich an der Nasenwurzel verbinden, aus, zwischen welchen eine rothe Linie eingezeichnet ist. Die Çivaiten hingegen haben einen breiten, weissen Querstreifen über der Stirne, oder 1—3 feine weisse Querlinien. Um bei der von Natur aus niederen Stirne der Malerei die nöthige Fläche zu bieten, ist der Schädel zumeist zur Hälfte geschoren, oder es wird blos die Partie über der Stirne viereckig ausgeschoren, so dass an den Schläfen die Haare

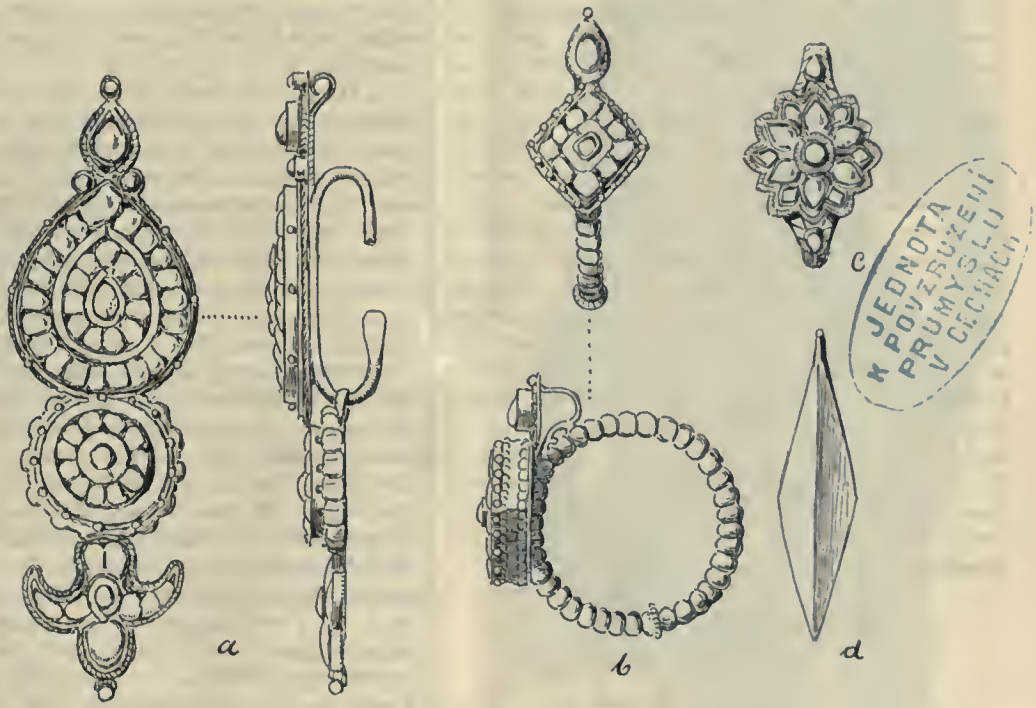


Fig. 51. Schmuckgegenstände aus Sikkim.
(*a* Weiblicher Ohrring, *b* männlicher Ohrring, *c* Fingerring, *d* männlicher Ohrring.

stehen bleiben. Aber nicht nur das Gesicht wird bemalt, manchmal sieht man Männer aus den Tempeln kommen, welche den Oberkörper, Arme und Beine mit breiten weissen Streifen bekleckst haben, welche ihnen die Priester als Zeichen einer gewährten Absolution aufgemalt haben. Am tollsten wird in dieser Weise bei einem Feste im Frühjahre vorgegangen, welches ich in Radschputana mitmachte. Alle Männer, welche die Tempel verliessen, erschienen mit grellroth beschmierten Gesichtern und waren überdies mit einer rothen Flüssigkeit vom Turban bis zu den Sandalen besprengt. Fakire sind fast stets am ganzen Körper mit Asche eingerieben und erhalten dadurch eine abschreckend hässliche graue Farbe, über welche überdies noch verschiedene Abzeichen mit Farbe gemalt werden.

Weit bescheidener tritt die Malerei bei den Frauen auf, gewöhnlich beschränkt sich diese auf einen kleinen kreisrunden rothen Fleck mitten auf der Stirne.

Nur in Tritschinapali und Madura, sowie in Madras sah ich Mädchen, welche ihr Gesicht mit einer safrangelben Schminke eingerieben hatten und dadurch nach unseren Begriffen sich wenig verschönerten. Es ist mir nicht bekannt, ob diese Manipulation diesem oder einem religiösen Motive entspringt.

Häufig tragen Frauen an der Stirne Abzeichen von aufgeklebten Sternchen aus Goldpapier oder ein Stückchen Blattgold, dem sogenannten altindischen Tilaka. Bei Hochzeitsfeierlichkeiten werden hiemit wahre Orgien gefeiert. Das Gesicht des Bräutigams und der Braut wird

mit rother Farbe beschmiert und überdies mit Gold und Goldplättchen förmlich bepflastert. Die Mohammedanerinnen Indiens färben sich die Fingerspitzen und die innere Fläche der Hand wie die Araberinnen und auch die Männer die weissen Barthaare roth, wahrscheinlich mit Henna.

Nur in Sikkim sind die Frauen einzelner Stämme an den Wangen röthlich geschminkt und dürfte dies rein der Erhöhung ihrer Schönheit gelten. Die Leptscha-Frauen bemalen sich das Gesicht mit einer bräunlichen harzigen Flüssigkeit, welche auf der nie gewaschenen fetten Haut zu Perlen zusammenrinnt und so den Eindruck von Sommersprossen erzeugt. Da diese Bemalung auch wirklich an jenen Stellen des Gesichtes am häufigsten vorkommt, wo gerade die Sommersprossen am dichtesten sind, so Nasenrücken, Stirne und unter den Augen, so drängt sich die Vermuthung auf, dass diese Frauen geradezu Sommersprossen — als Beweis einer zarten Haut — imitiren wollen. Man sagt übrigens, dass diese Entstellung des Gesichtes den Zweck habe, die Tugend der Frau vor etwaigen Angriffen zu schützen. Als Analogon hiezu sei der Sitte der Ladakhfrauen erwähnt, ihr Gesicht mit Kleister zu beschmieren und dann mit kleinen Samenkörnern von Grasarten oder Aehnlichem in ziemlich regelmässigen und symmetrischen Linien zu belegen, was in dem trockenen Klima, da auch nur selten gewaschen wird, ziemlich lange währt und den widerlichen Eindruck einer stark entwickelten Hautkrankheit macht (H. v. Schlagintweit, Reisen in Hochasien, Bd. II, p. 298). Endlich ist in dieser Hinsicht zu erinnern, dass das Bemalen des Gesichtes mit rother Erdfarbe, selbst mit Russ, in ganz Tibet von den Frauen geübt wird (vergleiche Huc und Gabet, Reisen durch die Mongolei etc.)."

IM DUNKELSTEN AFRIKA.[1])

Von *A. von Schweiger - Lerchenfeld.*

III.

Geographische Ergebnisse.

In den vorangegangenen beiden Artikeln haben wir das, je nach dem Parteistandpunkte ungleich commentirte Thema „Stanley und Emin", sodann die grossartige Gesammtleistung der Expedition beleuchtet. Es erübrigt noch, einen orientirenden Blick auf die wissenschaftlichen Forschungsergebnisse des Unternehmens zu werfen. Es ist eine auffällige Erscheinung, dass Stanley, der bei passenden Anlässen mit Vorliebe in fachwissenschaftliche Erörterungen eingeht, und sogar grossen Werth auf die sachliche Commentirung geographischer Dinge legt, im Grossen und Ganzen dennoch mit einer unverkennbaren Absichtlichkeit sich in einen mitunter peinlich berührenden Gegensatz zu den Männern der Wissenschaft und deren Bestrebungen stellt.

Zunächst beweist dies sein Verhalten gegenüber den naturwissenschaftlichen Arbeiten Emin's, denen er theils ziemlich respectlos, theils mit schlecht verhüllter Ironie begegnet, als wollte er gewissermassen verschämt bekennen, dass solche Thätigkeit allenfalls einem bebrillten Professor, nimmer aber einem afrikanischen Bahnbrecher gezieme. Diese Erscheinung spricht gewiss nicht zu Gunsten Stanley's; denn Achtung vor der Wissenschaft ziemt jedem Gebildeten, umsomehr einem Manne, der mit Auszeichnung auf dem Gebiete der Ländererforschung gearbeitet hat und der von seinem Standpunkte aus selbst geringfügigen Dingen einen, wie er meint, allgemein anzuerkennenden Werth beilegt. Wenn es nun in den Augen Stanley's als ungemein wichtig erscheint, dass dieser oder jener Fluss diesem oder jenem Stromgebiete angehört, wenn er eingehend Wohnstätten, Waffen, Sitten und Gebräuche schildert, so sollte man meinen, dass er gute Gründe hätte, auch der naturwissenschaftlichen Forschung das Recht zuzuerkennen, in ähnlicher Weise zu verfahren.

Die Sache hat aber noch einen anderen Haken. Stanley, der unverhüllt zur Schau trägt, dass er nicht als Mann der Wissenschaft gelten wolle, lässt sich häufig genug in wissenschaftliche Erörterungen ein, die einen erstaunenerregenden Mangel an Methode und exacter Grundlage verrathen. Man fühlt überall die Lücken einer gründlichen höheren Fachbildung und manches kritische Rankenwerk, insbesondere auf historischem und ethnologischem Gebiete, mit welchem er seine Beobachtungen ausschmückt, lassen Einem die Haare zu Berge stehen. Mit Recht behauptet Fr. Ratzel, dass Stanley's geologische Speculationen haarsträubend seien. Einen unerklärlichen Abscheu trägt er gegenüber den Kartographen zur Schau. Aus manchen Anspielungen liest man heraus, dass Stanley der streng wissenschaftlich vorgehenden Kartographie rundweg die Berechtigung abspricht, das von ihm gelieferte Material kritisch zu sichten, als ob allem, was der Forschungsreisende oft und unter den schwierigsten Verhältnissen und mit den unzureichendsten Mitteln — von anderen störenden Factoren ganz abgesehen — zu Wege bringt, der Werth des absolut Wahren und des Unumstösslichen zukäme. Man achtet sich selbst, wenn man das Streben jener ehrlich arbeitenden Männer achtet, die mit Hintansetzung jedes persönlichen Vortheiles einzig nur auf die Sicherstellung vollwichtig beglaubigter Thatsachen bedacht sind.

Dagegen schätzt Stanley, wie nicht anders zu denken, seine eigenen Forschungsergebnisse ungemein hoch. Lassen wir dieselben vorerst in knapper Uebersicht vor uns Revue passiren. Sie betreffen in erster Linie das Aruwimi-Gebiet, alsdann die Gegenden zwischen dem Albert Edward-See und dem südwestlichen Theile des Victoria-Sees. Was den Aruwimi betrifft, stellt es sich jetzt heraus, dass er keiner von den grösseren Nebenflüssen des Congo ist. Uëlle-Ubangi, Kassai, Lubilasch übertreffen ihn bedeutend und auch der Tschuapa dürfte grösser sein. Der Aruwimi, welcher das ungeheuere Waldland zwischen dem Congo

[1]) Siehe Nr. 6 und Nr. 7 dieses Blattes.

und den Seen durchströmt, hat mehrere Namen; er heisst in den verschiedenen Abschnitten seines Laufes Dudu, Dugerre, Luhali, Nevwa, Itiré. Auf den letzten 300 englischen Meilen bis zu seiner Quelle geniesst er einen besonderen Ruf als Ituri. Der Hauptstrom des Ituri ist in einer Entfernung von 680 englischen Meilen vor seiner Mündung 125 Yards breit und 9 Fuss tief. Seine Quellen verlegt Stanley in die Nähe der Berge, welche die Namen Schweinfurth's Junker's und Emin's tragen (südwestlich von Wadelai). Die Stromentwicklung schätzt Stanley auf etwa 800 englische Meilen, wovon 680 Meilen längs seiner Ufer zurückgelegt wurden. Auf dem ersten Marsche nach dem Albertsee zog die Expedition 150 englische Meilen seinen Ufern entlang, oder doch in deren unmittelbaren Nähe; als Stanley umkehrte, um die bei Kilonga-Longa zurückgelassenen Boote zu holen, wurde dieselbe Strecke zurückgelegt; 480 englische Meilen weit wanderte die Expedition längs den Ufern dieses Stromes, oder befuhr ihn mit Booten, als es sich darum handelte, die Barttelot'sche Colonne aufzusuchen. Dieselbe Anzahl von Meilen musste zurückgelegt werden, um zum dritten Male den Albertsee zu erreichen. Der Aruwimi dürfte sonach heute einer der bestbekannten Nebenströme des Congo sein.

Die Beschreibung des Waldgebietes selbst, dessen Flächenausdehnung Stanley auf 260.000 englische Geviertmeilen schätzt, steht an Lebendigkeit und Anschaulichkeit weit hinter einer ähnlichen Schilderung, die Schweinfurth gibt, zurück; völlig begreiflich, da Stanley auf naturwissenschaftlichem Gebiete ein Laie ist. Freilich versteht er ganz vortrefflich, die Lücken seines Fachwissens durch phantasievolle Ausschmückungen zu verschleiern, was den oberflächlichen Leser ohneweiters besticht. Die Wirkung hiebei aber wird kaum eine andere sein, als sie von den gewandten Federn bei der Schilderung exotischer Hintergründe zu romanhaften Vorgängen erreicht wird.

Mehr an die gegebenen geographischen Thatsachen als an alles von der Einbildungskraft eingegebene malerische Beiwerk hält sich Stanley rücksichtlich des Albertsees. Er erklärt es für unbegreiflich, wie Samuel Baker annehmen konnte, dass der See sich vom Ausgangspunkte des hochgelegenen Landes, oder der Terrasse, oberhalb Vakovia zu so ungeheuerer Länge nach Südwesten erstreckte. Der entlegenste südwestliche Punkt desselben ist ungefähr bei 1° 11" Nordbreite, das ist etwa 4—5 englische Meilen von dem Punkte, wo Baker sich befand. Was die Sache noch unerklärlicher macht, ist, dass Baker behauptet, der Tag, an welchem er den See erblickte, sei ein ungemein heller gewesen. War dies der Fall, so hätte — wie Stanley nachweist — Baker sehen müssen, dass er blos eine seichte, 10 englische Meilen breite Bucht vor sich hatte, in welche ein Fluss (der Semliki) mündet, der aus Südwesten durch eine fast ebene Fläche kommt. War nun der Tag thatsächlich hell, so musste Baker den Schneeberg gesehen haben, der gerade vor ihm lag. Dagegen berichtet Baker über die „Blauen Berge", die sich als der etwa 1000 *m* über dem See aufragende Rand des Plateaus entpuppen. Interessant ist, das sowohl Stanley als Emin ein allmäliges Einschrumpfen des Sees con-

Tamil-Frau, Süd-Indien. (Siehe „Indischer Volksschmuck.")

statiren. Vor hundert oder mehr Jahren musste der See 10—15 englische Meilen länger und bei Vakovia weit breiter als derzeit gewesen sein. Emin berichtet: „Inseln, die früher in der Nähe des westlichen Ufers sich befanden, sind nun Vorsprünge des Ufers geworden, und unsere Stationen, sowie Dörfer der Eingeborenen wurden darauf angelegt."

Die Entdeckung, der Stanley weitaus den grössten Werth beimisst, betrifft den 5500 *m* hohen Ruwenzori oder den „Wolkenkönig". In ihm wurde das seit den ältesten Zeiten in die Quellregion des Nil verlegte hypothetische „Mondgebirge (Lunae Montes) erkannt. Die ausführlichen Darlegungen über diesen Gegenstand sind die einzigen in Stanley's Reisewerk, die einen gewissen wissenschaftlichen Anstrich erhalten, da sie auf die meisten der vorhandenen Quellen sich erstrecken. Aber hier scheint der berühmte Reisende in der Person des ehrenwerthen Herrn Richard Charles P. Daly, Vorsitzenden der amerikanischen geograpischen Gesellschaft in New-York, einen sehr achtbaren Mitarbeiter gehabt zu haben, wie aus einer flüchtigen Bemerkung Stanley's hervorgeht. Gleichwohl würde ein gelehrterer Bearbeiter dieses Themas ganz anders verfahren sein, als die beiden Amerikaner in corpore, eingedenk des reichen historischen und culturgeschichtlichen Materiales, welches in den classischen Quellen des Alterthums zu finden ist. Was Stanley hauptsächlich abgeht, ist die Fähigkeit, sich ein zutreffendes Gesammtbild von den ältesten Völkerbeziehungen zu machen, das freilich nicht ohneweiters zu gewinnen ist, sondern eingehende Culturforschungen voraussetzt. So musste sich denn auch unser Forscher damit begnügen, die ihm von anderer Seite gelieferten Thatsachen aneinander zu reihen, und diese Thatsachen sind im Wesentlichen nichts Anderes, als das kartographische Material aus älterer und ältester Zeit, das längst bekannt ist. Auch die mitgetheilten Bruchstücke aus arabischen Kosmographien dürfen den Reiz der Neuheit nicht für sich beanspruchen. Neu hingegen ist ein Document, das für die Beurtheilung dessen, was die geographische Wissenschaft der Araber vor etwa zwei Jahrhunderten für plausibel und wissenswerth hielt. Es handelt sich hier um eine Handschrift, die sich im Besitze des jetzigen egyptischen Unterrichtsministers Ali Pascha Mubarek befindet, und welche von Vandyk, Lehrer der englischen Sprache an den Staatsschulen in Cairo, für das Stanley'sche Werk übersetzt wurde. Das Elaborat, welches eine Compilation einer Anzahl wunderlicher Fabeln über die Quellen des Nil und das Mondgebirge ist, trägt die Jahreszahl 1098 der Hedschra, d. i. 1686 n. Chr.

Es kann nicht Zweck dieses Referates sein, auf diese und ähnliche Phantastereien arabischer Kosmographen näher einzugehen. Gegenüber der Stanley'schen Beurtheilung dieser Dinge aber hätten wir, wie uns scheint, begründete Einwendung zu machen. Da Stanley auf die modernen Kartographen schlecht zu sprechen ist, lässt er logischerweise auch die Kartenzeichner des Alterthums und des Mittelalters nicht verschont . . . . „Ein Kartograph ist der grösste Sünder, den es gibt", ruft der erzürnte Reisende aus. Ein anderesmal beklagt er sich, dass die Kartographen Details seiner Aufnahmen umgeändert hätten und fügt die Bemerkung (es handelt sich um den Entwurf der Karte des Victoriasees) bei: „Ich thue das mit dem schmerzlichen Bewusstsein, dass irgend ein dummer (!) englischer oder deutscher Kartenzeichner aus Laune oder Unverstand das Becken vielleicht innerhalb der nächsten zehn Jahre 500 oder 700 *km* weiter nach Osten oder Westen, nach Norden oder Süden verlegen und unsere Arbeiten vollständig wegwischen wird. Indessen tröste ich mich damit, dass sich in den Schränken des britischen Museums ein Exemplar des Werkes „Im dunkelsten Afrika", welches diese Karte enthält, vorfinden wird, und ich dann Aussicht habe, als ehrlicher Zeuge der Wahrheit angeführt zu werden, in derselben Weise, wie ich zur Beschämung der Kartographen des 19. Jahrhunderts die gelehrten Kartographen des Alterthums citire."

Das nennt man stolz gesprochen! Aber was in aller Welt mag Stanley mit jener Beschämung meinen? Glaubt er vielleicht, dass Niemand ausser ihm (beziehungsweise dem Herrn Daly, der das Material geliefert) etwas von der Existenz der kartographischen Darstellungen eines Homer, eines Hekatäus und Hipparchus, eines Ptolemäus und Edrisi, nichts von John Ruysch, Sylvanus, Hieronymus de Verrazano, Sebastian Cabot u. s. w. weiss? Steht bei uns nicht in jedem Leitfaden der Geschichte der geographischen Entdeckungen ganz dasselbe — und noch viel mehr — was Stanley seinem Reisewerke als „kritisches" Material anhängt? Wen also will der Reisende damit „beschämen", da doch jeder deutsche Quartaner über dieselben Dinge Aufschluss zu geben vermag?

Da Stanley von der fixen Idee ausgeht, dass die „dummen Kartographen" Alles wieder wegstreichen, was Andere mühsam aufgezeichnet haben, ist er der naiven Meinung, er hätte mit der Wiederbelebung ältester und älterer kartographischer Darstellungen des Nilgebietes die wissenschaftliche Ehre jener Wackeren gerettet. Diese Ehre aber wurde von gar Niemandem angegriffen, am allerwenigsten von den Männern der Wissenschaft. Bei allem Aufblähen geht aber, wie schon einmal erwähnt, Stanley die Fähigkeit ab, gegebene Thatsachen einander entgegen zu halten, und vor Allem fehlt ihm die tiefere wissenschaftliche Bildung, um sich darüber eine klare Vorstellung zu machen, in welchem Zusammenhange die kartographischen Quellen mit den geschichtlichen Thatsachen und culturhistorischen Erscheinungen der Vorzeit stehen. Wäre Stanley in die Wesenheit dieser Dinge eingedrungen, würde er nicht die kindische Behauptung aufgestellt haben: die nachgeborenen Kartographen

hätten die Arbeiten der Vorgänger aus purer Laune verstümmelt.

Es steht demnach ausser Frage, dass unser grosser Reisender hier einer gründlichen und eingehenden Belehrung bedarf. Zuvörderst möge derselbe darauf aufmerksam gemacht werden, dass die vergleichende Culturforschung den Beweis erbracht hat, dass die Beziehungen der alten Völker nach Massstab der damaligen Verkehrsverhältnisse von einer überraschenden Vielseitigkeit und räumlichen Ausdehnung waren. So weit unsere Kenntniss von diesen Beziehungen zurückreicht, findet man, dass die Völker immer die Gelegenheit suchten und fanden, miteinander in Verkehr zu treten. Weder die mächtigen Staatengebilde, noch die alten Culturkreise waren von „chinesischen" Mauern umgürtet. Die zwischen Nordafrika und Westasien hin- und herwogenden Kriegszüge, die uralten Völkerbewegungen aus dem Herzen Asiens nach den Ostgestaden des Mittelmeeres, die kühnen und erfolgreichen Handelszüge der Phöniker und die so gut wie unbekannten zu beiden Seiten des Rothen Meeres, d. h. zwischen Südwestarabien und „Aethiopien" sich abspielenden Ereignisse, welche erst im salomonischen Zeitalter in einzelnen greifbaren Zügen aus der Dämmerung der Mythe hervortreten: dies Alles gestattet gewisse Voraussetzungen, welche der Geographie, wenn auch vorerst nur in hypothetischer Form, zugute kommen.

Wendet man diese Voraussetzung auf die Nilquellen an, so wird sich ohneweiters die Nothwendigkeit ergeben, an der Muthmassung festzuhalten, dass insbesondere die Egypter ein grosses Interesse für den Ursprung des „heiligen Stromes" hatten. Zur Befriedigung eines solchen nationalen und religiösen Interesses sind die Wege, welche zum Ziele führen, bekanntlich niemals zu weit. Wie weit stromaufwärts die Kenntniss der Egypter über den Nil reichte, ist documentarisch nicht festzustellen. Dass sie aber mindestens bis dorthin, wo heute Chartum liegt, vortrefflich zu Hause waren, darüber berichten vor Allem die — Steine. Wo der vereinigte Nil den Asbam aufnimmt, bilden beide Flüsse die sogenannte „Insel Meroë", auf welcher über 170 Pyramiden, mehr oder weniger zerstört, die Lage der alten Residenz Aethiopiens bezeichnen. An der grossen Beuge des Nils bei Dongola lag die altäthiopische Hauptstadt Napatra; sie wurde von Petronius, einem General des Augustus, erstürmt.

Es ist sonach die Frage erlaubt: wenn römische Truppen nilaufwärts so weit vorgedrungen sind, dass seitdem nur ein einziges europäisches Heer (das englische unter Wolseley) diesen Zug wiederholen und um eine verhältnissmässig kurze Wegstrecke überbieten konnte: sollte der antike Gesichtskreis über Meroë wirklich nicht hinausgereicht haben? Die grosse Wasser- und Dschungelwildniss des Nil muss allerdings als die Grenze jedweden Machteinflusses und jedweder Culturbestrebung angesehen werden. Dies schliesst aber nicht in sich, dass jeder Verkehr in dieser Richtung gesperrt war. Die Pygmäen des Homer, des Herodot und der

Lepischa-Frau aus Dardschilling. (Siehe „Indischer Volksschmuck".)

anderen alten Schriftsteller sind gefunden worden, zuerst von Schweinfurth, dann von Felkin, zuletzt von Stanley, und zwar in einem Verbreitungsgebiet, welches annähernd richtig in den ältesten kartographischen Darstellungen angegeben ist. Woher diese Kunde? Und woher jene andere Kunde vom Mondgebirge, von welchem die silberschimmernden Wasser der Nilquellen niederstürzen?

Wenn Stanley sich darüber ereifert, dass die kartographischen Darstellungen aus ältester und älterer Zeit von den Nachfolgern entstellt wurden — was übrigens gar nicht zutrifft — so vergisst er, dass die Informationen, über welche das Alterthum verfügte, späterhin ganz einfach deshalb ignorirt wurden, weil die ohnedies nur als Hypothesen aufgefassten Anschauungen durch den Unsinn mittelalterlicher Kosmographen, insbesondere der arabischen, um allen Credit gebracht wurden. Wenn nach Stanley's Ansicht jede kartographische Arbeit „Tabu", d. h. unantastbar, sein sollte, hätten ja auch die lächerlichen Darstellungen der arabischen Geographen respectirt werden sollen. Die Wissenschaft und der gesunde Menschenverstand konnten selbstredend mit solchen Phantastereien sich weiter nicht abgeben, und mit diesen zugleich wurde das „Mondgebirge" zu einer Fiction, die von den Karten wegzustreichen die neue geographische Wissenschaft sich beeilte. Nach der Entdeckung der Quellseen des Nil, welche in ein Plateau von gewaltiger Ausdehnung eingebettet sind, ergaben sich keine Anhaltspunkte für die Existenz eines mit dem Nilsystem zusammenhängenden mächtigen Gebirges. Baker, Gessi, Emin und Andere, welche den Albertsee bereisten, nahmen im Gesichtskreis desselben keine bemerkenswerthe Gebirgsformation wahr. Die imposanten centralafrikanischen Alpengipfel im Osten des Victoriasees — Kilimandscharo und Kenia — liessen sich in das Nilsystem nicht einfügen.

So standen die Dinge, als Stanley — oder richtiger, einige seiner Begleiter — aus den Wolken und Nebeln der Treibhausluft des Semlikithales zwischen dem Albertsee und dem Albert Edwardsee die gleissenden Schneefelder eines in seiner Gesammtheit verhüllten Gebirges aufblitzen sahen, eine Wahrnehmung, welche selbst mit mässigem Aufwande von Einbildungskraft die Anknüpfung an das lang gesuchte Mondgebirge gab. Was die Priorität der Entdeckung betrifft, hat bekanntlich Casati hinterher dieselbe wenigstens theilweise für sich beansprucht. Daraus ergibt sich, dass Emin eben durch Casati von der Existenz des Gebirges Kenntniss hatte, während Stanley den Sachverhalt so darstellt, als wäre seine Mittheilung als grosse Ueberraschung aufgenommen worden.

Gleich dem Kilimandscharo und dem Kenia ist auch der Ruwenzori ein Massiv von geringer Ausdehnung nach Länge und Breite, eine isolirte gewaltige Erhebung des innerafrikanischen Seeplateaus. Die höchsten Gipfel (5500—5800 *m*) liegen im Norden, in einem Grate von westöstlicher Richtung; der Steilabfall des Gebirges, durch eine grosse Zahl von Querspalten, in denen die seitlichen Quellbäche des Semliki abfliessen, reichlich gegliedert, liegt auf der Westseite. Die Stanley'sche Karte gibt eine grosse Zahl von Kämmen und anderen Detailformen im Innern des Gebirges an, denen lediglich die Bedeutung einer kartographischen Ausschmückung zukommt, da diese innere Region des Massivs von Niemandem betreten worden ist, und Detailaufnahmen à la vue angesichts der tiefen Lage der Marschlinie (die Côten derselben bewegten sich zwischen 400 und 1500 *m*) gewiss nicht gemacht werden konnten. Es drängt sich da unwillkürlich die Frage auf, ob auch diesfalls Stanley über die „dummen" Kartographen raisonniren wird, wenn sie sein grösstentheils willkürlich entworfenes Detailbild vom Ruwenzori nachmals corrigiren werden. Oder sollte jeder Strich, den der berühmte Reisende auf das Papier wirft, in der That für alle kommenden Zeiten unantastbar sein?

Anlass zu Misstrauen gibt übrigens der folgende Sachverhalt. Die neben Seite 292 (der deutschen Ausgabe) gegebene Darstellung des Ruwenzori, des Semlikithales, der beiden Seen und der näheren Umgebung weist gegenüber der kartographischen Darstellung ganz wesentliche Widersprüche auf. So ist die Lage des Gordon Benett-Berges und der Mackinnon-Spitze falsch und deren Zusammenhang mit dem Hauptgebirge nicht ersichtlich. Noch auffälliger ist, dass auf der Karte zwischen dem Gebirge und dem Albert-Edwardsee eine Gestade-Ebene von wechselnder Breite (10 bis 50 *km*) sich erstreckt, wogegen die vorerwähnte Ansicht aus der Vogelschau das Gebirge direct aus dem See mit steilen Abstürzen aufsteigen lässt. Der Gegensatz, welcher in den beiden Darstellungen in die Erscheinung tritt, wirkt verwirrend.

Auf die Detailbeschreibung des Ruwenzori wollen wir, obwohl die Expedition des Lieutenants Stairs vieles Interessante enthält, nicht weiter eingehen. Dagegen verlohnt es sich, Stanley als „Geologen" reden zu hören. Ueberlassen wir ihm das Wort. „Ohne Zweifel gibt es viele Leute, die wie ich bereitwillig zugestehen, dass sie beim Betrachten eines alterthümlichen Werkes, mag es eine egyptische Pyramide oder eine Sphinx, das Parthenon in Athen, der Sonnentempel in Palmyra, der Palast von Persepolis oder nur ein altes englisches Schloss sein, eine gewisse Erregung fühlen ... Aber noch mächtiger und grösser ist das Gefühl, welches beim Anblick eines eisgrauen Berges, wie der Ruwenzori, erweckt wird, von dem man weiss, dass er unzählige Jahrtausende alt ist. Wenn man bedenkt, wie lange Zeit es für den geschmolzenen Schnee bedurfte, um diese Hunderte von Faden tiefen Schluchten aus dem felsigen Scheitel der Kette auszuhöhlen, oder wie viele Zeitalter es brauchte, um die von den Seiten und aus dem Schoosse des Gebirges herabgespülten Trümmer auszubreiten und über das Semlikithal und die Njansa-

Ebene auszustreuen, wird man staunen über die Unermesslichkeit der Zeit, die vergangen ist, seitdem der Ruwenzori zum Dasein emporstieg. Es befällt uns auf die leise kleine Frage: Wo warst du, als die Grundlagen der Erde gelegt wurden? Erkläre dies, wenn du es verstehst? eine wohlthuende Ehrfurcht und man gewinnt die frohe Ueberzeugung, dass es gut war, dies gesehen zu haben!"

Man traut seinen Augen nicht, derlei Zeug in dem Werke eines berühmten Forschungsreisenden stehen zu sehen ... Noch seltsamer nimmt sich der nachfolgende Erguss aus: „Bedenkt man, dass solche Naturereignisse (langdauernde Regengüsse) seit der Zeit der Erhebung der grossen Gebirgskette und der gewaltigen Versenkung, durch welche die jetzt vom Albert Edward-Njansa, dem Semlikithal und dem Albertsee eingenommene Schlucht entstanden ist, periodisch stattgefunden haben, dann wird man sich nicht sehr darüber wundern, dass der Ruwenzori jetzt nur mehr ein Skelet ist von dem, was er ursprünglich war. „Du bist Staub und sollst wieder zum Staube zurückkehren." Sein Haupt ist viel von seiner glorreichen Höhe abgeschoren, seine Schultern sind abgeschliffen und abgewetzt, durch seine Seiten haben Dutzende von Flüssen sich tiefe Canäle gebahnt und die Rippen treten, wenn auch nicht kahl und nackt, so doch als unbestreitbare Merkzeichen hervor von den Erschütterungen und Zerstörungen, denen das Gebirge ausgesetzt gewesen ist, seitdem es vom Feuer geboren wurde. Langsam, aber sicher kehrt der Berg dahin zurück, woher er gekommen ist. Nach einigen Generationen (!!) wird der Albert Edwardsee eine grosse Ebene sein, und später wird der Albertsee dasselbe Schicksal theilen. Die Geographen jener fernen Zeit werden sich dann die Augen reiben müssen, wenn sie zufällig die Umrisse der beiden Njansas, wie ich sie im Jahre 1889 beschrieben habe, entdecken sollten."

Es ist kaum möglich, noch laienhafter über diesen Gegenstand zu schreiben. Insbesondere ist es die kindliche Umschreibung der Wirkungen der Denudation, welche vorweg verblüfft, von den „einigen Generationen", nach deren Ablauf den bodenplastischen Verhältnissen jenes Gebietes eine so durchgreifende Veränderung bevorstehen soll, gar nicht zu reden. Ein Forscher, der auf seine Reputation etwas hält, sollte doch über wissenschaftliche Fragen, die ihm nicht geläufig sind, sich so weit orientiren, um wenigstens etwas zur Sache sagen zu können. Damit lässt sich ja, was bei Stanley nicht ohneweiters von der Hand zu weisen ist, noch weit wirkungsvoller flunkern, als mit seichten Phrasen.

Doch genug davon. Eine wichtige geographische Entschleierung betrifft den von Stanley 1877

Frau aus Gwalio". (Siehe „Indischer Volksschmuck".)

zuerst gesehenen Mûta Nzige, jetzt Albert Edwardsee genannt. Die Expedition war, nachdem sie am 1. Mai an dem Ruwenzori vorübergezogen war, am 27. Mai zum Mûta Nzige gelangt. Etwa 50 *km* weit wurde längs seinen Ufern marschirt und etwa 100 *km* weit nach Süden konnte die Uferlinie verfolgt werden. Der Albert Edwardsee hängt mit dem Albertsee durch den Semlikifluss zusammen, und zwar strömt dieser aus dem ersteren in den letzteren. Es ist also festgestellt, dass der Albert Edwardsee, worüber bis dahin Zweifel bestanden, dem Wassersystem des Nil und nicht dem des Congo angehört . . . Auch die Karte des Victoriasees (Ukerewe) hat durch Stanley eine erhebliche Correctur erfahren. Die bisherige fast kreisrunde Darstellung stimmt mit der Wirklichkeit nicht überein, da sich der See beträchtlich nach Südwesten ausdehnt. Die äusserste Spitze liegt 2° 48′ Südbreite und ist nur 155 englische Meilen vom Nordende des Tanganjikasees entfernt. Durch diese Correctur erhält der Ukerewe einen Zuwachs an Areal von ca. 27.000 englischen Geviertmeilen. Die neue festgestellte Uferlinie wird von vielen, meist stark bevölkerten Inseln umlagert.

Die vielen ethnographischen Aufschlüsse, welche von Stanley gegeben werden, bilden zweifellos die werthvollste Bereicherung, welche wir dem kühnen Reisenden verdanken. Dies gilt insbesondere von dem Zwergenvolke des Grossen Waldes und von den „Völkern des Graslandes". Leider aber wirken auch hier wissenschaftlich sein sollende Reflexionen und allerlei weit hergeholte Commentare sehr störend. Mitunter passiren dem wackeren Pionnier ganz unglaubliche Dinge. Was soll man sich beispielsweise von der salbungsvollen Reflexion denken, welche Stanley bei Betrachtung eines Avatiko-Zwerges anstellt? . . . „Mir war der Mann noch weit ehrwürdiger als die Memnonssäule (!) — Theben". Jeder Schulknabe weiss, dass die Alterthümer, auf welche der Reisende hier anspielt, die beiden Memnonskolosse in der Ebene der thebanischen Todtenstadt sind. Weiter erläutert Stanley: „Der kleine Körper des Zwerges repräsentirte die ältesten Typen des ursprünglichen Menschengeschlechtes, die Abkömmlinge der ältesten Zeitalter, die Ismaels der primitiven Race u. s. w." Das Alles ist baarer Unsinn. Ist die deutsche Uebersetzung wortgetreu, dann hat in obigen Sätzen Stanley ein stylistisches Meisterstück geschaffen, das selbst mit dem urclassischen Dictum „Im Schatten kühler Denkungsart u. s. w." sich messen darf . . . Abkömmlinge von Zeitaltern — was soll das heissen? —

Von den Zwergen im „Grossen Walde" sagt Stanley: „Ihre Verwandten sind in den Capcolonien als Buschmänner, im Becken des Lucongo als Watua, in Monbuttu als Akka, bei den Mabode als Balia, im Thale des Ihuru als Wambutti und unter dem Schatten des Mondgebirges als Batua bekannt." Hier schliesst sich also Stanley der Anschauung Schweinfurth's, dessen Bedeutung als Afrikaforscher er ganz unberufenerweise gelegentlich herabgesetzt, an. Schweinfurth erblickt nämlich in den bisher bekannt gewordenen Zwergvölkern die versprengten Ueberreste einer grossen afrikanischen Urrace, eine Ansicht, welcher auch Gustav Fritsch beipflichtet, indem er die Buschmänner als ein Volk bezeichnet, das jedenfalls Jahrtausende unverändert in seiner Entwicklung geblieben sein muss. Es dürfte demnach von Interesse sein, hier die Ziffern sprechen zu lassen. Nach Gustav Fritsch betrug die durchschnittliche Grösse von sechs erwachsenen *Buschmännern* aus verschiedenen Gegenden nur 1·444 *m*, während die Zahl für fünf Frauen 1·448 *m* betrug. Für die *Akka* sind von Felkin folgende Ziffern mitgetheilt worden: Höhe 1·364 *m*, Umfang des Kopfes über den Ohren 0·549 *m*, Kopfhöhe von Ohr zu Ohr 0·278 *m*, Länge der Hand 0·155 *m*, des Fusses 0·204 *m*, des Beines 0·683 *m*, des Oberarmes 0·324 *m*, des Unterarmes 0·382 *m*, Brustumfang 0·768 *m*. Hiezu die Daten Stanley's über einen Avatikozwerg: Höhe 1·219 *m*, Umfang des Kopfes 0·514 *m*, Länge der Hand 0·102 *m*, des Fusses 0·158 *m*, des Beines 0·559 *m*, des Armes 0·501 *m* (bei Felkin Ober- und Unterarm zusammen 0·706 *m*), Brustumfang 0·647 *m*.

Der Avatikozwerg ist also noch kleiner als der Akka, wenigstens den vorstehenden Daten nach. Dass aber Stanley nur *eine* einzige Messung vornehmen liess, ist sehr bedauerlich, da eine derartige einschichtige Untersuchung nichts entscheidet. Felkin bezeichnet die Hautfarbe als chocoladebraun, Stanley als „kupferig". Der Körper des Avatikozwerges fühlte sich beinahe pelzartig an, da er mit Haaren von fast 1·3 *cm* Länge bedeckt war. Die weiteren Commentare Stanley's sind mehr erlustigend als belehrend. Sie lauten: „Man denke, vor 26 Jahrhunderten nahmen seine Vorfahren die fünf nassamanischen Erforscher gefangen und vergnügten sich mit ihnen in ihren Dörfern an den Ufern des Niger. Und sogar schon vor 40 Jahrhunderten waren sie als Zwerge bekannt und wurde die berühmte Schlacht zwischen ihnen und den Störchen in Gesänge gebracht. Seit den Zeiten des Hekatäus, 500 Jahre v. Ch., sind ihre Wohnsitze auf jeder Karte in die Gegenden des Mondgebirges verlegt worden. Als Moses die Kinder Jacobs aus dem Lande Gosen führte, herrschten sie als unbestrittene Herren über das dunkelste Afrika." Setzen wir hier die sachliche Belehrung des deutschen Gelehrten und Reisenden Dr. Gustav Fritsch hinzu: „Der geringe Unterschied in der Gestaltung beider Geschlechter (bei den Buschmännern) ist ein Zeichen, dass die Ausbildung des Körpers überhaupt auf einer verhältnissmässig niedrigen Stufe stehen geblieben ist, und ein Beweis dafür, dass die vollkommene Entwicklung des Menschen gemäss der in seinem Organismus vorhandenen Anlage nur unter dem Einflusse der Cultur erreichbar ist. Je geringer der Grad der Cultur, umsomehr nähert sich der Habitus in vielen Beziehungen dem thierischen, ohne dass

man deshalb die Schranken zwischen Mensch und Affe fallen sähe, was wohl kein Vernünftiger erwarten wird. Das Thier im Menschen hat wohl Niemand geleugnet, aber wenn es auch wegen Vernachlässigung der höheren Anlagen in manchen Fällen stärker zu Tage tritt, bleibt das Individuum doch immer noch ein menschliches Thier, d. h. ein Mensch, der nur nicht in der eigenartigen Weise entwickelt ist."

Während Felkin mittheilt, die Sprache der Akka sei unbekannt, gibt Stanley eine tabellarische Uebersicht einer ziemlich ansehnlichen Zahl von Vocabeln der Sprache der Wambutti, welche aber von diesen Ku-mbutti oder Bakwa genannt wird. Aus letzterem Worte hat Schweinfurth wahrscheinlich „Akka" heraus gehört. Im Uebrigen glauben wir, dass es angezeigt sein wird, der Liste Stanley's, sowie den Erläuterungen, welche er hieran knüpft, mit Vorsicht zu begegnen. Wo immer der berühmte Reisende in wissenschaftliche Erörterungen sich einlässt, tragen sie unverkennbar das Gepräge von gewagten Speculationen oder unmethodischen Schlussfolgerungen. Er hätte diesfalls von seinem grossen Stammesgenossen Huxley lernen können, dass — wie dieser sagt — eine inductive Hypothese nur dann als bewiesen gilt, wenn es sich zeigt, dass die Thatsachen völlig im Einklange damit sind. Die logische Basis jeder inductiven Untersuchung ist Uebereinstimmung der beobachteten Thatsachen mit den theoretischen Folgerungen.

Stanley unterscheidet unter den Zwergen des Waldlandes zwei „Species", die sich nach Hautfarbe, Form des Kopfes und charakteristischen Gesichtszügen durchaus unähnlich sind. Der Unterschied ist so gross wie der zwischen „einem Türken und einem Skandinavier". Das ist sicher ein sehr misslungener Vergleich. Die beiden „Species" sind die Batua und die Wambutti. Letztere haben ein rundes Gesicht, gazellenartige, weit von einander entfernte Augen, hohe Stirn, die ihnen den Ausdruck unverhüllter Offenheit gibt, und sind von dunkelgelber Elfenbeinfarbe. Die Batua haben längliche Köpfe, lange, schmale Gesichter und röthliche, kleine, sehr nahe zusammenstehende Augen, die ihnen einen mürrischen, ängstlichen und zänkischen Blick geben.

Ueber die Wirkungen des Pfeilgiftes, dessen sich die Zwerge bedienen, berichtet Stanley, dass zweierlei solche Gifte in Verwendung kämen; das eine habe Farbe und Consistenz des Peches, das andere solche eines hellen Leimes. Als Gegenmittel bei Verwundungen durch Pfeile mit solchen Giften haben Injectionen von kohlensaurem Ammonium sich als wirksam erwiesen. Immerhin beweisen die mitgetheilten Thatsachen, dass die Wirksamkeit eine begrenzte war. Frisches Gift — im Gegensatze zu bereits längere Zeit in Verwendung gestandenem — rief ausserordentliche Schwäche, Herzklopfen, Uebelkeit, Todtenblässe und Schweissperlen auf dem ganzen Körper hervor. Der Tod erfolgte in der Regel sehr bald; ein Mann starb innerhalb einer Minute, ein anderer erst in fünfviertel Stunden. Eine Frau starb, nachdem man sie 100 Schritte weit getragen, eine andere nach 20 Minuten. Es kamen aber auch Fälle vor, in denen der Tod erst nach mehreren Tagen eintrat, was als Beweis zu nehmen ist, dass das Gift alt war. Uebrigens haben die Zwerge selber grossen Respect vor den Giften, deren sie sich bedienen, und darf die Herstellung desselben nur ausserhalb der Lager vorgenommen werden.

Nächst den Zwergen sind es die Eingeborenenstämme des „Graslandes", über welche Stanley weitläufiger berichtet. Auch hier lässt es sich der berühmte Reisende nicht entgehen, dem Ethnographen einen Klaps zu versetzen. Er polemisirt gegen die Bezeichnung „Bantu", welche er unwissenschaftlich nennt Eine zutreffendere Bezeichnung aufzustellen, hat er nicht den Muth, weil „jeder Reisende, der den Ehrgeiz besitzt, sich bei den wissenschaftlich Gebildeten verständlich zu machen", dazu beizutragen gezwungen ist, sich jenes unwissenschaftlichen Ausdruckes zu bedienen. Nun bezeichnet „Bantú" — richtiger *aba-ntu* — allerdings nichts Anderes als „die Menschen". Sie ist von Dr. W. G. J. Blenk, den „Jakob Grimm Südafrikas", zuerst gebraucht worden, und zwar aus nachfolgendem Grunde. Der eigentliche Stamm, die Wurzel des Wortes, ist *ntu*, die Vorsilbe, das Präfix ist *aba*, und dieses zerfällt wieder in *a-ba*, wobei *ba* das eigentliche, den Begriff der Mehrzahl in sich schliessende Präfix, *a* aber eine Art von Artikel bildet. Die wunderbare Uebereinstimmung, in welchen die Wurzeln *ntu* = Mensch sammt ihrem Präfix durch all die südafrikanischen Idiome geht, hat ihnen und den sie redenden Völkern, unter Zugrundelegung der Kafirform, den Namen der *Bantu* verliehen — „ein nach Form und Inhalt treffender und würdiger Name". Stanley beweist also auch hier durch seine Spötteleien, dass ihm das wissenschaftliche Verständniss für solche Dinge völlig abgeht.

Unter den Bantustämmen des „Graslandes" zeichnen sich vor Allem die *Wahuma* durch ihre Grösse, körperliche Wohlgestalt und „fast europäischen Gesichtszüge" aus. Nun aber kommt wieder eine jener Behauptungen, mit der Stanley seine wissenschaftlich sein sollenden Commentare auf den Kopf stellt. Er sagt: „Die Wahuma sind die echten Abkömmlinge der *semitischen* Stämme (!), welche aus Asien über das Rothe Meer ausgewandert sind und sich an der Küste und den einst unter dem Namen Aethiopien bekannten Hochlanden von Abessinien niedergelassen haben." Da hört denn doch die Gemüthlichkeit auf. Nach dem Urtheile der massgebendsten Gelehrten — Waitz, Haeckel, Fr. Müller — bilden die Bantu eine eigene Race, welche der Negerrace zunächststeht. Nach Fr. Müller sassen die Bantu wahrscheinlich im Osten des Verbreitungsgebietes der

Neger, wo sie frühzeitig im Verkehr mit den von Asien eindringenden Stämmen *der mittelländischen Race, speciell den Hamiten*, standen. Den Zusammenhang mit der mittelländischen Race weist übrigens G. Fritsch entschieden zurück, und Robert Hartmann erklärt die Bantu für echte Nigritier. Auch O. Peschel bezeichnet es als einen Missgriff, die Bantu von den Negern abzutrennen. Und nun kommt Stanley und macht aus dem Bantustamme der Wahuma vollends ein Volk von semitischer Abkunft. Man sollte kaum glauben, dass eine derartige ethnologische Begriffsverwirrung möglich wäre. Der Kaffer aber ist nach diesen grossen ethnographischen Gelehrten, „eine feine Verschmelzung des Hindu- und des westafrikanischen Typus." Stanley begnügt sich also in seiner phantastischen Ethnologie nicht mit den Bantu-Semiten, sondern greift sogar nach dem fernen Indien hinüber. Von den Zulus behauptet er, sie hätten „kaukasische Köpfe." Weiter in die „wissenschaftlichen" Speculationen, die Stanley entwickelt, einzugehen, wäre wahrhaftig Zeitverschwendung.

So gewinnt man denn aus der Gesammtbeurtheilung des von Stanley in seinem jüngsten Werke niedergelegten Materiales ein Bild von wechselnden Umrissen, indem es uns einerseits den schneidigen und erfahrenen Pionnier, den energischen Bahnbrecher, den „Strategen" der afrikanischen Ländererforschung vor Augen führt, andererseits aber den gefeierten Mann in einer Beleuchtung zeigt, an der das eigene Licht, d. h. die wissenschaftliche Schulung, oder auch nur der geniale Funke eines methodischen Erfassens der Dinge, wesentlich zurücktritt vor den Reflexen des bengalischen Lichtes, das durch das selbstgefällige Auftreten die Reclame und die jederzeit in solchen Dingen urtheilslose öffentliche Meinung auf den „Bismarck der Afrikaforschung" geworfen haben. Jedem verdienten Manne soll *der* Antheil am Ruhme werden, der ihm gebührt — darüber hinaus aber ist es Pflicht jedes Unbefangenen, Prätensionen entgegenzutreten.

ZUR GESCHICHTE DER NULL.

Von *Dr. M. Haberlandt.*

Jeder Gebildete weiss oder sollte es wenigstens wissen, dass wir unsere Ziffern, welche nach ihren Ueberbringern die „arabischen" heissen, eigentlich dem Volke der Inder verdanken. Weniger bekannt aber ist, dass wir nicht nur die äussere Figur unserer Ziffern, sondern das ganze innere Princip unserer Ziffernschrift, das nach dem Stellenwerth, von jenem alten Volke erhalten haben, an welchem neben seiner philosophischen vielleicht seine rechnerische Begabung am höchsten zu bewundern ist.

Ebenfalls eine indische Erfindung, jünger als die Stellenwerthschrift, ist die unscheinbare Null, dieser Talisman des Rechnens, der jene kürzeste Methode der Ziffernschrift allererst möglich machte, damit aber zugleich in der wohlgeordneten Welt der Zahlen jenes Ideal darstellte, das auf gar wenig Gebieten vorläufig noch irgendwie erreicht ist. Selbst ein Nichts, ein Zeichen für Nichts, von dem der naive Verstand mittelalterlicher Abacisten nicht glauben mochte, dass man damit — mit einem Zeichen für Nichts — etwas Wirkliches richtig herausrechnen könnte, ist es doch ein sehr brauchbares Etwas, das der Menschheit bisher einen unmessbaren Zeitgewinn eingebracht und den rechnenden Verstand um mehr als die Hälfte seiner Arbeit entlastet hat. Jedenfalls war diese Erfindung eine Bekrönung und Vollendung der Stellenwerthschrift, wodurch diese erst zu ihrer epochalen Bedeutung gelangte. Wie weit immer an der Hand der Sprache die Ziffernschrift geführt war, die Krücke von Stufenzahlzeichen, von Werthmarken und ähnlichen Behelfen war ohne die Null nicht zu entbehren; denn wie sollte man ohne dieselben Zahlen wie 1900, 1090, 1009, 19 u. s. w. unterscheiden? Erst durch ein Füllzeichen, ein Zeichen für Nichts, das an die Stelle der nicht vorhandenen Stufenzahlen einzutreten hatte, konnte das Streben, durch gänzliche Fortlassung der Stufenzahlzeichen die Ziffernschrift zu vereinfachen, von Erfolg sein.

Wie den Indern, die sich selbst bis ungefähr in's 3. Jahrhundert n. Ch. G. ohne die Null bei ihren Rechnungen behalfen, die Erfindung jenes Zeichens gelang, ist bei ihrer offenbaren Wichtigkeit und der anscheinenden Simplicität dieses Einfalles nicht ohne ein tieferes Interesse. Es erscheint uns fast wunderbar, dass so viele scharfsinnige und gutrechnende Völker des Alterthums, dass der bedeutendste Mathematiker der Zeit, Archimedes, welche ihre complicirten Berechnungen in den schwerfälligsten Ziffernschriften, mit kolossalem Aufwand von Mühe und Zeit durchführten, nicht daran gedacht haben, durch Einführung eines Zeichens für Nichts das von der Sprache ja bereits verrathene Princip des Stellenwerthes durchführbar zu machen. Aber wie sollte ein immer nur die Wirklichkeit der Welt in's Auge fassender Grieche auf den Gedanken kommen, dass man für etwas, was gar nicht da ist, ein Zeichen, also etwas Wirkliches setzen könne! Es scheint, dass nur einem Geiste, der mit dem Nichts als einem gewohnten Denkbegriff umging, dieser feine Kunstgriff gelingen konnte, dass der indische Verstand durch seine sonstige Richtung auf das nicht Vorhandene wie dazu angelegt war, „in dem Nichts ein brauchbares Etwas zu sehen und durch das Nichts die Vollendung des Etwas zu bewirken".

Welches andere Volk möchte wie dazu prädestinirt scheinen, die Null zu erfinden, als das der Inder, welches im Kern jeder Erscheinung Hohlheit und Leere gewahrt, dem die Welt wie eine leere Wasserblase, wie eine verkörperte Null (çûnya) erscheint? Diese kühnen Leugner aller Realität, welche das Nichts in ihrer Dialektik zu hundert Tinten gebrauchen und mit dem Begriff des Nichtseins (abhâva) virtuos herumspielen, sind wohl auch die wahren Väter der Null in der Kunst der Zahlen,

wo thatsächlich einmal das Nichts ebenso viel werth war als das Etwas.

Freilich ist mit dieser allgemeinen Beziehung der Idee von der Null auf eine tiefeingewurzelte Eigenthümlichkeit des indischen Geistes und eine wichtige Kategorie seiner Logik nichts für die Kenntniss des eigentlichen Herganges der wichtigen Erfindung gewonnen. Man konnte wie bei so manchen indischen Hervorbringungen den Zusammenhang mit dem ganzen indischen Wesen ausgeprägt finden, ohne doch die Ideenbildung und Ausgestaltung des Einfalls in ihren historisch-interessanten Einzelheiten irgendwie zu erkennen. Die „Weisheit der Brahmanen" war bisher allein citirt worden, wo man gern nach Erfinder und der ursprünglichen Form seines Einfalles gefragt hätte.

Durch neues Material, das uns durch einen sehr verdienten Alterthumsforscher, Herrn Dr. Hörnle, bekannt geworden, durch Auffindung einer alten indischen Arithmetik,[1]) welche in höchst interessanter Weise den alten originalen Gebrauch der Null aufzeigt, sind wir nun in der Lage, in die Entstehungsweise des Gebrauches der Null Einsicht zu nehmen. Zu unserer Ueberraschung und doch für die culturhistorische Betrachtung nicht ganz unerwartet, stellt sich dabei die Thatsache heraus, dass es mehr ein mechanischer äusserlicher Weg gewesen, auf welchem die indische Rechenkunst zur Einführung der Null in die Ziffernschrift gekommen, als durch den zündenden Lichtblitz einer Intuition.

Nach den gelehrten Auseinandersetzungen ihres Herausgebers ist besagte altindische Arithmetik, von der leider nur Bruchstücke erhalten sind, etwa in das 3. Jahrhundert unserer Aera zu setzen, und wäre in ihr das Fragment eines ehemaligen buddhistischen oder Jaina-Werkes zu erkennen (vielleicht der Theil einer grösseren Schrift über Astronomie, von welcher Arithmetik und Geometrie unter den Indern immer nur als eine Abtheilung vorgetragen werden). Es scheint, dass hier eine der Quellen vorliegt, aus welchen die späteren indischen Arithmetiker und Astronomen, wie Aryabhatta, Varâhamihira, Brahmagupta u. A. m., ihre arithmetischen Kenntnisse schöpften. Wie dem auch immer sein mag, sicher ist, dass in jenem arithmetischen Bruchstück uns der älteste Gebrauch der Null entgegentritt, wovon bisher erst in beträchtlich späterer Zeit und an einem ganz unerwarteten Orte, nämlich in einem Lehrbuch der Metrik, das dem Pingala zugeschrieben wird und in eine viel spätere Zeit gehört, die ersten Spuren aufzufinden waren.

Hier nun aber beobachten wir die Null, man möchte fast sagen in ihrem prähistorischen Gebrauch, oder mit einem Bilde zu reden, als Larve oder Puppe, aus welcher der künftige Schmetterling sich erst hervorzumetamorphisiren hat. Wir treffen nämlich in der Rechengewohnheit jener Zeit, deren arithmetischer Spiegel jenes alte Werkchen ist, die Null als ein Füllzeichen für jede aus irgend einem Grunde leer bleibende Stelle in den Rechenoperationen an; ja, die Form dieses Zeichens als eines kleinen Ringelchens o belehrt uns sogar noch weiter über seine Vorgeschichte, indem wir erkennen, dass es aus der indischen Schriftübung, wo es als Kürzungszeichen für ausgelassene Worttheile sowohl am Anfang wie am Schlusse der Wortkörper seit ältester Zeit vorkommt, in die Rechenschrift herübergenommen worden ist. Dadurch widerlegt sich von selbst die bisher geltende Annahme (Weber, Indische Literaturgeschichte, p. 274. Anm.), dass das Zahlzeichen für die Null analog den übrigen Zahlzeichen für 1—9, welche die abgekürzten Formen der Anfangsbuchstaben der Zahlwörter sein sollen,[1]) aus dem Anfangsbuchstaben des Wortes „çûnya", „leer", hervorgegangen sei. In den Anschreibungen der Rechenoperationen fungirt das Ringelchen schon hier unter dem Namen „çûnya", d. i. „der leere Platz", also für alle Auslassungen, zumeist im Sinne der zu suchenden unbekannten Grösse, unseres X, des „phalam", der „Rechenfrucht", wie die Inder sagen. Diese älteste indische Null ist also nichts weniger noch als eine Ziffer, welche den mathematischen Begriff des Nichts bezeichnete, wie die Null des 5. Jahrhunderts in Indien bis auf heute, sondern sie ist vorerst nur ein mechanisches Hilfszeichen, das von seiner ursprünglichen allgemeineren Verwendung her allmälig erst seinen Platz in der Stellenwerthschrift und damit seine epochemachende Bedeutung erhielt. Wenn der Inder im Besitz des Stellenwerthprincips angesichts der Schwierigkeit, fehlende Stufenzahlen in einer bestimmten Zahlgrösse auszudrücken, zu seinem altgewohnten Mittel, den leeren Platz auszufüllen, zum „çûnya" griff, so war das einerseits für ihn keine besondere Geistesthat, andererseits und überhaupt betrachtet lag darin aber wieder die eigentliche Vollendung der Stellenwerthschrift. In dieser Verwendungsweise wurde das çûnyam o erst zur eigentlichen Null, zur Ziffer, welche die Ziffernreihe nun mit einem solchen geistreichen Aperçu zu eröffnen scheint.

Wie wir uns hier überzeugen, war die Null nur der letzte Nagel zu dem Kunstwerk des Stellenwerthprincips. Diese wunderbare Idee, so einfach als universell, den Ziffern in Anlehnung an das in der Sprache gelegene decadische Zahlsystem mit abgekürztem Verfahren, durch Nebenordnung, wachsende Werthe zu verleihen, ist eine solche, wie sie die Inder in verschiedenen ihrer Wissenschaften mit höchstem Scharfsinn und schönem Erfindungsgeist zu Hunderten producirten. An eine formelhafte, den Raum auf's Aeusserste sparende Darstellungsweise gewöhnt und den höchsten Ehrgeiz darein setzend, immer noch Regeln und Wörter

[1]) On the Bakhshali-Manuscript, By R. Hörnle. Verhandlungen des VII. internationalen Orientalisten-Congresses. Arische Section.

[1]) Diese Ansicht wird bekanntlich von Anderen wie Burnell (in seinen Elements of South Indian Palaeography, p. 47—48) bestritten.

zu sparen, besitzt beispielsweise die indische Sprachwissenschaft und nach ihrem Muster Jurisprudenz, Philosophie, Astronomie u. s. w. eine grosse Reihe künstlicher formelhafter Bildungen, welche ganz den gleichen findigen Geist athmen wie die Idee des Stellenwerthes der Ziffern. So ist an die erste Stelle der indischen Grammatiken ein lautphysiologisch sehr richtig geordnetes Lautsystem gerückt, dessen einzelne Laute mit entsprechenden stummen Buchstaben als Indices versehen sind, welche gestatten, gewisse Lautgruppen, wie Vocale, Diphthonge, Gutturale, Tönende, Aspiraten u. s. w., nach allen möglichen Gesichtspunkten kurz und schlagend zu bezeichnen, indem der erste Laut mit dem Index des letzten der betreffenden Reihe zu einem Worte zusammentreten und nun namenartig jene Gruppe bezeichnen. Die grammatischen Functionen sind in ähnlicher Weise mit höchster Vorausberechnung und allseitiger scharfsinnigster Rücksichtnahme zum Zwecke höchster Kürze der Gesammtdarstellung formelhaft benannt, so dass nun der Vortrag des grammatischen Stoffes in lauter kurzen anägmatischen Formeln, in welchen selbst die Stellung der Formeltheile und gewisse Ellipsen ihre festbestimmte Bedeutung haben, sich vollzieht. Von dieser das Unglaublichste an Oekonomie und Formelkunst leistenden Geistesrichtung ist die Idee der Stellenwerthschrift ein echter Sprosse; wenn aber jene in letzter Instanz der esoterischen Stellung indischer Wissenschaft diente, ihre Geheimhaltung im Kreise der Wissenden verbürgte, so hat jener Scharfsinn mit der Erfindung des Princips des Stellenwerthes einmal auch aller Welt gedient und das wimmelnde Reich der Zahlen jedem Kinde fernster Zonen und spätester Zeiten mühelos ausgeliefert.

JEDNOTA K POVZNESENI PRUMYSLU V CECHACH

MISCELLEN.

Teppichausstellung im Handels-Museum. In der am 13. d. M. unter dem Vorsitze des Ministerialrathes Grafen Latour im k. k. Handels-Museum abgehaltenen Sitzung der kunstgewerblichen Section dieser Anstalt wurde die Abhaltung einer grösseren Ausstellung von orientalischen Teppichen in den Räumen des Museums beschlossen. Diese Ausstellung, für welche die Zeit vom 1. April bis 15. Juni n. J. in Aussicht genommen, soll vor Allem eine möglichst vollständige Collection mustergiltiger *moderner* Teppiche der verschiedenen Productionsländer des Orientes bieten; ausserdem aber sollen alte Einzelstücke hervorragender Art aus dem Besitze von Amateurs, Museen und Händlern vorgeführt werden und wird in dieser Richtung auch auf die Mitwirkung des Auslandes gerechnet. Wiewohl sich der orientalische Teppich in jenen Kreisen des Publicums, dessen Geschmack eine gewisse Verfeinerung bekundet, allgemeiner Beliebtheit erfreut, sind Kenntnisse über Qualität und Herkunft dieses Erzeugnisses im Allgemeinen nur spärlich verbreitet, wie denn auch die Literatur über orientalische Teppiche nur wenig bietet. Man will darum den Anlass dieser Ausstellung benützen, um ausser der Herausgabe eines beschreibenden Kataloges die Publication einer umfangreicheren, mit Illustrationen versehenen Studie über orientalische Teppiche zu veranlassen. Die Anmeldungen für diese Exposition werden ab 1. November d. J. im Museum entgegengenommen.

Ausstellung von kunstgewerblichen Objecten im Handels-Museum. Wie in früheren Jahren, soll auch heuer in den Räumen des Handels-Museums in der Zeit vom 1. December bis Ende Jänner eine kleine Ausstellung von solchen verkäuflichen Objecten stattfinden, die unter der Aufsicht der k. k. Fachschulen in der Provinz von Kunstgewerbetreibenden hergestellt wurden. Die Ausstellung wird Objecte der Holzindustrie, der Korbflechterei, Silberschmuck und Keramisches bieten und wurde die Mehrzahl derselben nach den vom Museum beigestellten Originalen hergestellt.

Programm der Vorlesungen im k. k. österreichischen Handels-Museum. Das Programm für die Vorlesungen im Handels-Museum in der Wintersaison 1890—91 ist nachstehendes:

Am	26. Nov.	*Prof. Dr. J. Karabaček:* Neue Entdeckungen zur Geschichte des Papieres und Druckes.
„	3. Dec.	*Julius Böhm*: „Reclame“.
„	10. „	*Dr. R. v. Scala:* Die sociale Frage im römischen Kaiserreiche.
„	17. „	*Dr. F. Ritter v. Haymerle*: Charles Dickens und dessen Bedeutung für die Socialreform in England und Amerika.
„	14. Jänn.	*Prof. Dr. Ph. Paulitschke*: Stanley und die Culturarbeit in Afrika, I.
„	21. „	*Prof. Dr. Ph. Paulitschke:* Stanley und die Culturarbeit in Afrika, II.
„	28. „	*Dr. Friedr. Carus:* Die Stickerei-Industrie Vorarlbergs.
„	4. Febr.	*Dr. Jacob Simon*: Das alte und neue Athen. Eine Reiseerinnerung.
„	18. „	*F. v. Hellwald:* Die Insel Formosa.
„	25. „	*F. v. Hellwald*: Kambodscha und seine Alterthümer.
„	4. März	*C. v. Vincenti:* Die Athos-Mönche und ihre Kunst.
„	11. „	*Prof. Aug. Oncken:* Der Artikel 11 des Frankfurter Friedens und der Ablauf der europäischen Handelsverträge im Jahre 1892.

Verantwortlicher Redacteur: A. v. Scala.

Druck von Ch. Reisser & M. Werthner in Wien.

November-December-Heft 1890. Nr. 11 und 12.

OESTERREICHISCHE

Monatsschrift für den Orient.

Herausgegeben vom

K. K. ÖSTERR. HANDELS-MUSEUM IN WIEN.

Redigirt von A. von Scala.

JEDNOTA K POVZBUZENÍ PRŮMYSLU V ČECHÁCH

Monatlich eine Nummer. VERLAG DES K. K. ÖSTERR. HANDELS-MUSEUMS IN WIEN. Pränum. jährl. 5 fl. — 10 Mark.

INHALT: Neue Entdeckungen zur Geschichte des Papieres und Druckes. Von *Joseph Karabacek*. — Bengalische Jute. Von *Emil Schlagintweit*. — Lage und Producte des Landes Punt. Von *J. Kralt*. — West-Chinas Erschliessung. — Das Japanische Theater. — Zur Entwicklungsgeschichte des Islam. Von *Hermann Feigl*. — Zur Japanischen Papierindustrie. — Miscellen: Das Datum auf den Philippinen. — Die Bevölkerung Siams. — Indische Edelsteine. — Wilde Thiere und giftige Schlangen in Ostindien.

NEUE ENTDECKUNGEN ZUR GESCHICHTE DES PAPIERES UND DRUCKES.[1])

Von *Joseph Karabacek*.

Unter den zahllosen Fragen und Problemen von allgemeinem und speciellem Charakter, welche durch wissenschaftliche Bestrebungen zu unserer Erkenntniss gebracht werden sollen, gehören unstreitig zu den interessantesten jene, welche aus unserem physischen und intellectuellen Leben resultiren, deren Erforschung uns auf tiefen Spuren in der Entwicklung der Menschheit bis zu den ersten unscheinbaren Keimen zurückleitet.

Dahin gehört vor Allem das Capitel der *Erfindungen*, das dunkel in seiner ersten Anlage, dennoch zur höchsten Vollendung sich entwickelt, fesselnd und zugleich anregend, den genialen Schöpfer in seiner Werkstatt aufzusuchen gebietet. Ja, den genialen Schöpfer! — wenn nicht dessen Name in den allermeisten Fällen von der undankbaren Nachwelt vergessen worden wäre!

Wer kennt wohl den gesegneten Erfinder des Pfluges? Wer den Erfinder der Schrift? Niemand vermag die Namen der Erfinder der Töpferscheibe und des Stahles zu nennen.

Man wird mich nicht corrigiren dürfen, wenn ich behaupte, dass wie so viele Andere, auch Berthold Schwarz das Schiesspulver nicht erfunden habe und dass wir den Namen des chinesischen ersten Pulvermachers auch nicht kennen. Und ist das die Welt regierende Geld, wie in so vielen Fällen, trotz seines guten Klanges nicht auch von unbekannter Herkunft?

Die menschliche Wissbegierde also, der die wissenschaftliche Forschung unterthan ist, bleibt den anonymen Urhebern dieser und noch vielen anderen grossen revolutionär wirkenden Welterfindungen gegenüber unbefriedigt, indem sie sich über das Leben und Wirken derselben nicht pflichtschuldigst zu unterrichten vermag. Und vielleicht ist es ganz gut so; denn besässen wir von gewissen Erfindern etwa gar autobiographische Daten, wie solche in unseren Tagen üblich geworden sind, dann hätten wohl Manche derselben — wie ein lachender Philosoph von einigen Selbstbiographen behauptete — dereinst vor Gott zwei Leben zu verantworten gehabt.

Preisen wir also unsere kleinste Jugend glücklich, welcher in dieser Beziehung in den Schulbüchern hie und da noch unverfälschte Ideale geboten werden und die auf solche Weise den beglaubigten Stempel der Erfindung in die wissbegierige Brust sich versenken darf. Darin unterscheiden sich ihre Lehrbücher in Nichts von den chinesischen Annalen, in welchen man bis in das dritte Jahrtausend vor Christi Geburt hinauf, die Geschichte der Erfindungen mit allen erwünschten Einzelheiten verfolgen kann. Der Mensch bleibt sich eben gleich, im Osten wie im Westen unserer Erde, wenn es sich darum handelt, den der geschichtlichen Erinnerung entbehrenden Facten des menschlichen Ingeniums ein entsprechendes Denkmal zu setzen. Es sind dies freilich keine Altäre, wie sie die Alten dem Erfindungsgeiste zu errichten pflegten, sondern — ich kann sie nicht anders nennen — *Märtyrer* der Geschichte der Erfindungen! Solche „Märtyrer" kennt den Namen nach die Culturgeschichte recht viele. Ich will sie gar nicht nennen, alle die Erfinder aus der Literatur gewisser höherer Töchterschulen, wo z. B. der Nachweis auch des Erfinders des Strickstrumpfes von dem Ernste des betreffenden Berufsstudiums gewiss ein befriedigendes Zeugniss gibt. Aber, wir sollten doch nicht über derlei Ungereimtheiten lächeln, da wir Alle ja unbestreitbar Sinn für das edlere Komische haben, das, weit entfernt von dem Lächerlichen der Thorheiten, unbekümmert um Zeit und Ort, um Individualität und Nationalität an der Oberfläche des Lebens sich zeigt. Denn blicken wir nur zurück auf jene Zustände, welche durch die graue Vorzeit von uns getrennt erscheinen, so finden wir in dieser Beziehung beileibe nicht den Zusammenhang mit der sogenannten aufgeklärten Gegenwart unterbrochen. Nur charakterisiren wir jene, also die Vorzeit, mit den Schlagwörtern Aberglaube, Vorurtheil und Unwissenheit, während wir heute alles dies zusammengenommen — Imponiren heissen!

[1]) Vortrag, gehalten am 26. November 1890 im k. k. Oesterreichischen Handels-Museum.

Den heutigen Chinesen imponirt es nun gewiss auch, lernen zu müssen, wie ihre ersten mythischen Kaiser im dritten Jahrtausend vor Christo zugleich die ersten Erfinder waren.

Die Araber, sicher ein nicht minder hochstehendes Culturvolk, gehen noch weiter, indem sie unseren gemeinsamen Stammvater Adam als Erfinder der Schrift preisen. Dies imponirt auch, beeinträchtigt aber sicher nicht die Wirkung, wenn die Muhammedaner in ihre Ruhmeshalle als erste Preisgekrönte in allen Künsten (also auch der Lebenskunst) noch sämmtliche Erzväter und Propheten hinein versetzen, so um nur Einige zu nennen, Seth als den ersten Knopfmacher, Enoch als den ersten Schneider, Noah als ersten Zimmermann und Tischler, Abraham als ersten Milchmann, den biblischen Josef als ersten Uhrmacher, Aaron als ersten Inhaber eines Ministerportefeuilles, Hiob als den Ersten der Geduldigsten, endlich Jakob als den Ersten, welcher ein beschauliches Leben führte.

Die solcher Weise zum Ausdruck gelangende Naivetät der Orientalen hängt auf's innigste zusammen mit der Entwicklung des Culturlebens, mit dem Fortschritte des Naturvolkes zum Culturvolke. Bei dem wachsenden, mannigfachen Einfluss der Producte eigener und fremder Erfindungen auf die Gestaltung so vieler Verhältnisse des socialen und geistigen Lebens, war es nur die reciproke Wirkung, wenn den Arabern bei der unter ihren Augen sich unausgesetzt prakticirenden Vervollkommnung der Künste, endlich der Gedanke auf die Erforschung ihres Ursprungs geleitet wurde. Allein es war schon zu spät. Je mehr Jahrhunderte die Berichte der Schriftsteller von dem wirklichen Zeitalter der Erfindung trennen, desto mehr sehen wir auch bei dem gänzlichen Mangel von Anhaltspunkten den Kreis ihrer Vorstellungen vom Natürlichen zum Wunderbaren erweitert, und so kommt es, dass bei der oft nicht geringen kindlichen Einfalt des orientalischen Gemüthes, dem ernsten Forscher mitunter die abenteuerlichsten und lächerlichsten Angaben begegnen.

Der Culturhistoriker von heute, welcher etwa ein Buch der Erfindungen schreiben sollte, befände sich in dieser Beziehung also in keiner angenehmen Situation, indem er zumeist an der Stelle positiver Daten, blos hypothetische Lückenbüsser zu bieten vermöchte. Denn nur selten, äusserst selten dürfte es sich überhaupt ereignen, dass die Epoche einer grossen Welterfindung der Vorzeit noch genau wird fixirt und die Erfindung selbst in ihrer Weiterentwicklung zu uns herauf wird verfolgt werden können. Wenn ich nun trotzdem solch einem seltenen Fall gegenüber in beneidenswerther Lage zu sein, mich erklären darf, so sei gleich hinzuzufügen gestattet, dass dieser besondere Glücksumstand wohl kaum sobald eingetreten wäre, wenn nicht die aus edler Begeisterung entsprungene munificente That unseres erlauchten Protectors der Wissenschaften den Anstoss gegeben, wenn nicht die Weiterförderung unter huldreichen Schutz gestellt worden wäre.

Ich erbitte mir nun Ihre Aufmerksamkeit, indem ich das Wagniss unternehme, bei knapp bemessener Zeit auf zwei der allermerkwürdigsten Erfindungen einer entlegenen Cultur hinzuweisen, welche, plötzlich hervortretend, den treibenden Anstoss zu einer blühend sich emporschwingenden Kraft im Fortschritte der Menschheit gegeben haben.

Ich meine das *Papier* und den *Druck*.

Diese beiden Culturerscheinungen hängen, historisch oder retrospectiv betrachtet, zunächst zusammen mit der geistigen Individualität der Araber.

Indem dieselben frühzeitig fremde Bildung an sich zogen, erstiegen sie mit staunenswerthem und weitgreifendem Wissenseifer rasch die Zwischenstufen hinauf zu dem Gipfelpunkt höchster Geistesthätigkeit.

Und wie wir die Nation in mächtigem Ringen von der Barbarei zur Cultur sich emporarbeiten sehen, müssen wir eben den auf die fremde Bildung gerichteten Trieb derselben als einen ihrer intellectuellen Vorzüge anerkennen. Das arabische Element erscheint uns da gewissermassen als der Krystallisationspunkt, zu dem sich die verschiedenen fremden Culturen hingezogen fühlten.

Auf solche Weise also sind die Araber unsere Lehrmeister, die Pfadfinder auf kaum oder nie betretenen Wegen menschlicher Geistesarbeit geworden, indem auch das von fremdher Empfangene unter ihren kunstgeschickten Händen neue Form und Gestalt von individualisirtem Charakter annahm. Ihre Leistungen in dieser Richtung bezeichneten mit wenigen Ausnahmen stets einen grundlegenden Fortschritt.

So geschah es im Jahre 751, dass durch ein Spiel des Zufalls im Kriegsglück in dem fernen Transoxania, an der Ostgrenze des Reiches unter gefangenen Feinden der Araber einige Chinesen sich befanden, welche Papierarbeiter waren. Denn in China verstand man seit geraumer Zeit Schreibpapier aus verfilzten Bastfasern zu erzeugen. Alsbald mussten jene Kriegsgefangenen unter staatlicher Aufsicht ihre Kunst ausüben, und damit war der Anstoss zur Papierfabrikation auch im Khalifenstaate gegeben.[1])

Schon in den Jahren 794 auf 795 wurde zu Bagdad die zweite Reichs-Papierfabrik errichtet und von da an datirt der rapide Aufschwung dieses Industriezweiges, dessen Siegeszug durch die ganze civilisirte Welt kein anderes Schreibmaterial, selbst nicht der aegyptische Papyrus, mehr aufzuhalten vermochte.

Aus dieser fernen Zeit und nahezu an die Grenze jenes ersten Versuches der Papierbereitung zu Samarkand hinaufreichend, sicher aus den letzten Jahren des VIII. Jahrhunderts, besitzt die Sammlung Erzherzog Rainer bereits Papierproben, welche sich zu tausenden Exemplaren verviel-

[1]) J. Karabacek, „Das arabische Papier", 1887, p. 22 ff.; Derselbe, „Ergebnisse aus dem Papyrus Erzherzog Rainer" 1889, p. 21.

fältigend, von da weiter durch die Jahrhunderte gehen. Diese einzige Serie hat einen völligen Umschwung unserer althergebrachten Anschauung über diesen Gegenstand herbeigeführt. Einen Umsturz allerorten, sowohl was die materielle als die historische Erkenntniss der Papiergeschichte betrifft. Die materielle oder naturwissenschaftliche Prüfung unserer Papiere verdanken wir dem Pflanzenphysiologen der Wiener Universität, meinem verehrten Collegen *Julius Wiesner*. Seine Arbeit[1]) bezeichnet, wie es ein Berufenerer ja aussprechen durfte, „eine Art Denkstein auf dem Gebiete der mikroskopischen Untersuchung von Producten menschlicher Thätigkeit".[2]) Sie ist das Ergebniss einer auf Grund unseres ausserordentlichen Materiales zu Stande gekommenen Erweiterung und Ergänzung der bisherigen mikroskopischen Methoden der Papieruntersuchung. Welche Schwierigkeiten diese Art von Untersuchung aber bot, wie zeitraubend und mühevoll dieselbe gewesen ist, vermag auch der Laie zu beurtheilen, wenn er die Gelegenheit findet, die bei der Papierbereitung eintretenden Zerstörungsformen der in Betracht kommenden Fasern durch das Mikroskop zu beobachten. Dank dem eindringenden Scharfsinn Wiesner's sind nunmehr neue, unwiderlegliche Kriterien, untrügliche Erkennungszeichen geschaffen, um die Identificirung der mechanisch sehr stark angegriffenen Papierfasern, also die Unterscheidung zwischen Flachs- und Hanffaser oder zwischen Leinen- und Baumwollfaser, auch Demjenigen mit Hilfe des Mikroskopes zu ermöglichen, welchem der geübte Blick der Pflanzenphysiologen mangelt.

So hat also das Resultat der materiellen Prüfung Wiesner's im Vereine mit der eigenen historischen Untersuchung die Thatsache ergeben, dass unser bisheriges Wissen über den Ursprung, das Wesen und die Weiterverbreitung des Papieres auf falschen Grundlagen aufgebaut war, dass dem Oriente schon um viele Jahrhunderte früher die Erfindung des Hadernpapieres und der uns heute bekannten technischen Bereitungsweise desselben, nicht aber Europa gebühre, wie man bisher anzunehmen sich berechtigt glaubte.

Und weiter, nicht nur allein diese Streitfrage über die Priorität, welche heftige und langwierige literarische Fehden hervorgerufen, wird nun mit einem Schlage beseitigt, sondern auch das über die Technik der Papierbereitung des Mittelalters gebreitete Dunkel ist mit einemmale materiell und historisch aufgehellt. Die vielgestaltige Wolkendecke, welche den Sternenhimmel der Wahrheit verhüllte, ist, um mit dem persischen Dichter zu sprechen, gelüftet, entschwunden. Bisher galten zwei Fundamentalsätze, die wichtigsten der ganzen Papiergeschichte, allgemein als erwiesen, nämlich:

1. Die ältesten (gefilzten) Papiere sind aus roher Baumwolle erzeugt worden. Zwei der jüngsten Zeugnisse hiefür will ich angeben, blos deshalb, weil sie literarische Extreme sind: das „Lehrbuch der Papierfabrikation" von Prof. Hoyer und die neueste Auflage von Brockhaus' Conversations-Lexikon.

Der zweite Fundamentalsatz lautet:

2. Die Baumwollenpapiere sind die Vorläufer des Hadernpapieres gewesen, dessen Erfindung den Deutschen oder Italienern des XIII. Jahrhunderts zuzuschreiben ist.

Der erste, uns zunächst interessirende Punkt steht mit dem frühesten Vorkommen des Papieres in Mittelasien in Zusammenhang: die Araber — so die bisherige Annahme — sollen nämlich die Methode, aus Baumwolle Papier zu bereiten, um das Jahr 704 von den Chinesen erlernt und dann nach dem Abendlande weiter verbreitet haben. Nun zeigt es sich aber, dass die Araber die Papierbereitung aus Baumwolle — einem, nebenbei gesagt, für diesen Zweck wenig tauglichen Materiale — von den Chinesen gar nicht gelernt haben konnten, da die Cultur der Baumwolle in China in so früher Zeit gänzlich unbekannt war.

Damit stimmen auch unsere arabischen Nachrichten. Sie führen in eine Zeit zurück, in welcher wir das arabische Volk in seiner staatenbildenden Grösse bewundern dürfen. Wie ich früher schon zu streifen mir erlaubte, brachte die angestrebte Suprematie über die turkestanischen Staaten die Araber schon um die Mitte des VIII. Jahrhunderts in kriegerische Berührung mit den Chinesen. Als nämlich in der bezeichneten Epoche zufolge Zwistigkeiten ein Krieg zwischen zwei turkestanischen Machthabern ausbrach und der eine, zu schwach im Widerstande, den Kaiser von China um Hilfe anflehte, glaubte der arabische Statthalter der angrenzenden Provinz den richtigen Zeitpunkt für eine militärische Intervention gekommen. Am Tharâz-flusse fand der blutige Zusammenstoss statt. Der Kampf endigte mit einer völligen Niederlage der vereinigten Türken und Chinesen, welche nach schweren Verlusten an Todten und nach Zurücklassung zahlreicher Gefangener von den Siegern bis zur chinesischen Grenze verfolgt wurden.

Unter den Gefangenen, welche in die Hauptstadt Samarkand gebracht wurden, befanden sich einige Chinesen, die, wie bemerkt, von Profession Papiermacher waren. Dass sie alsbald ihre Kunst auszuüben veranlasst wurden, habe ich gleichfalls erwähnt. Die Aufgabe der historischen Forschung war nun, den Zeitpunkt dieses epochemachenden Ereignisses zu fixiren, und da ergab es sich, dass dasselbe, nicht wie angenommen, im Jahre 704, sondern im Juli des Jahres 751 stattgefunden haben müsse. Nicht gering war nun die Genugthuung, als jetzt, drei Jahre nach dieser historischen Untersuchung von China her die Bestätigung dessen kam, was auf Grund der arabischen Quellen damals festgestellt werden konnte. Angeregt durch diese Ergebnisse, hat der Sinologe Friedrich Hirth in Shanghai in den chinesischen Geschichtswerken nachgeforscht und in der Palastausgabe der Annalen

[1]) „Die mikroskopische Untersuchung des Papieres." 1887.
[2]) Mittheilungen des k. k. technolog. Gewerbe-Museums, IX., 1888, p. 59.

Jnv. Cs 80574

T'ang-shu gefunden, dass der Feldherr Kao Hsien-fa, ein Koreaner von Geburt, thatsächlich im 7. Monat (d. i. im Juli) des Jahres 751 von den Arabern bei Kangli, einer Stadt im Gebiete des Tharâzflusses, eine vollständige Niederlage erlitten habe. [1])

Die wunderbare Uebereinstimmung zwischen der arabischen und chinesischen Ueberlieferung bezüglich der den Feldzug hervorrufenden Umstände, des Ortes, des Monates und Jahres, lassen also die berichtete Thatsache von der Gefangennehmung der chinesischen Papierarbeiter durch die Araber als ganz besonders beglaubigt erscheinen.

Somit kann historisch sicher das Jahr 751 n. Chr. als die Epoche und Samarkand als der Ausgangspunkt der Papierfabrikation des Morgen- und Abendlandes angenommen werden.

Nun, die Freude an dieser Entdeckung vermöchte freilich einigermassen herabgestimmt zu werden, wenn man sich an den bespöttelnden Ausspruch des deutschen Demokritos erinnern wollte, demzufolge „unter allen Entdeckungen wohl zuunterst die hochgelehrten Erfindungen stehen, z. B. ein in der Geschichte vergessener König oder (wie in diesem Falle) eine richtige Jahreszahl". Von diesem Gesichtspunkte aus bescheide ich mich daher gerne, diese unterste Stufe der Entdecker einzunehmen und blos das richtig gestellt zu haben, was durch mehr als ein Jahrhundert den Streit der Gelehrten bildete: die Epoche einer der grössten Welterfindungen, woran sich weitere hochwichtige historische Thatsachen knüpfen, welche dazu angethan sind, den für unseren Erdtheil, in gewisser Beziehung auch von unserer Zeit unverdient in Anspruch genommenen Ruhm der Entdeckung in der Vervollkommnung eines wichtigsten Culturträgers gebührend einzuschränken.

Eine Entdeckung gewaltigster Tragweite war es in der That, welche sich an das historische Ereigniss zu Samarkand knüpfte. Denn das „Samarkander Papier", welches in raschem Siegeslaufe in der ganzen islamitischen Welt berühmt wurde, bezeichnet bereits einen unendlichen Fortschritt in der substantiellen Darstellung des Papierzeuges, einen Sieg fremden Ingeniums über die Erfindungsgabe der Chinesen. Denn sobald von diesen das Princip der Darstellung gefilzter Papiere, d. h. die Herstellung eines feinfaserigen Ganzzeuges und das Schöpfen desselben zur Papierform gegeben war, schritt man gleich zur Bereitung des Beschreibstoffes aus linnenen Hadern oder Lumpen.

Auch dieses Factum konnte historisch sichergestellt werden und erhielt jüngst in gleich überraschender Weise eine, wenn auch indirecte Bekräftigung aus dem Chinesischen. Die Sache verhält sich so: Mit der Materie, also dem Beschreibstoffe, haben die Araber auch den Namen uns so überliefert, wie sie ihn kennen gelernt haben. Es ist die von den Arabern aufgenommene persische Bezeichnung كاغذ oder كاغظ *Kôghiz* (sprich: *Kôghiz*) für „Papier". Die etymologische Bedeutung dieser Bezeichnung war bis heute unbekannt geblieben, doch konnte die Vermuthung ausgesprochen werden, dass damit ein Lehnwort vorliege, das auf den chinesischen Papierterminus zurückführe. [1]) Und so ist es auch. Der schon genannte Sinologe Hirth hatte diese Bemerkung wiederum zum Anlass seiner Nachforschungen genommen und richtig in einem buchârisch-chinesischen Wörterbuche die persische Bezeichnung *Kâghiz* gleichgestellt gefunden mit dem chinesischen *Kok-dz'*, d. h. „Papier aus der Rinde des Papier-Maulbeerbaumes". [2])

Es ist dies in der That das Papier, welches die Chinesen damals fabricirten und heute noch fabriciren, mit welchem allein sie im Jahre 751 die persischen Bewohner Samarkands unter der Autorität des arabischen Statthalters bekannt gemacht haben konnten. Indess der Mangel an nöthigem Rohmaterial (der Papier-Maulbeerbaum war in Samarkand unbekannt) führte die gelehrigen Schüler der Chinesen sogleich zur Verwendung der Bastfasern des Leines oder Flachses in ausgenützten Geweben, also Hadern. Dagegen fällt es nicht in's Gewicht, wenn der mehrfach genannte Sinologe Hirth jüngstens nach seinen chinesischen Quellen die Erfindung auch des „Lumpenpapieres" aus Missverständniss seinen Chinesen vindicirt, welche dasselbe, wie es die mikroskopischen Untersuchungen durchaus erwiesen, thatsächlich ja gar nicht erzeugt haben. Der ganze Bericht trägt, um es kurz zu sagen, so sehr den Stempel der Kritiklosigkeit an sich, dass er schon von obenhin betrachtet, völlig bedeutungslos erscheinen muss. [3])

Im Gegentheil, die historisch festbegründete Thatsache der Bereitung des ersten Linnen-Hadernpapieres zu Samarkand [4]) steht in vollständiger Uebereinstimmung auch mit dem Resultate, zu welchem der mikroskopische Befund an den ältesten, fast gleichzeitigen Beweisstücken der erzherzoglichen Sammlung geführt hat. Und diese zweifellos auf dem Wege der Correspondenz aus dem fernen Osten nach Aegypten gelangten Hadernpapiere, also greifbare Belegstücke, datiren aus einer um nahezu fünfhundert Jahre früheren Zeit, als diejenige ist, welche man bisher zu Gunsten der Erfindung der Deutschen oder Italiener in Anspruch nahm. [5]) Es ist natürlich, dass, nachdem einmal die hochwichtige Erfindung des Linnenpapiers prak-

[1]) Fr. Hirth, Chinesische Studien, I, 1890, pag. 270.

[1]) Das arabische Papier, l. c. p. 31.

[2]) F. Hirth, Chines. Studien, p. 269.

[3]) Chinesische Studien, p. 269. Die Gründe hiefür werden in den „Mittheilungen aus der Sammlung der Papyrus Erzherzog Rainer" dargelegt werden.

[4]) Welche von Herro Hirth übersehen wurde.

[5]) Abgesehen von mehrfachen Irrthümern und Missverständnissen, welche in Herrn Hirth's Abhandlung „Die Erfindung des Papiers in China" (in Foung pao, Archives pour servir à l'étude de l'histoire . . . de l'Asie orientale etc., rédigées par MM. G. Schlegel et H. Cordier, Leide 1890. Extrait du Vol I und in „Chinesische Studien" 1890, (I. B. p. 259—271) zu Tage treten, scheint es doch geboten, ein sehr arges Versehen gleich hier zu corrigiren, weil es Anlass zur Verbreitung eines neuen Irrthums geben könnte. Herr *Hirth* schreibt nämlich: „Wenn es (das Hadernpapier) trotzdem der arabischen Welt bis in's 12. oder 13. Jahrhundert hinein fremd blieb etc.", und beruft sich dabei auf meine Abhandlung „Das arabische Papier", Seite 31. Dort ist aber nicht von den Arabern sondern von den — *Italienern* und *Deutschen* die Rede. Nur eine sehr flüchtige Lectüre konnte hier die Thatsachen gewissermassen auf den Kopf stellen und das ignoriren, was Wiesner und ich materiell und historisch eben zu begründen vermochten, nämlich dass die Araber schon Mitte des 8. Jahrhunderts Hadernpapier erzeugten.

JEDNOTA K POVZBUZENÍ PRŮMYSLU V ČECHÁCH

ticirt wurde, sehr bald auch die Befreiung von der ihm anhaftenden Localisirung in Samarkand nachfolgen musste, worauf es rasch zu allgemeiner volkswirthschaftlicher Bedeutung gelangte. So bezeichnet denn der nun beginnende Siegeslauf durch die civilisirte Welt in Ost und West einen wichtigen Abschnitt in der Geschichte dieses Beschreibstoffes. Dieses grosse, in der Culturgeschichte der Menschheit epochemachende Ereigniss ward zunächst veranlasst durch die Entwicklung der Staatsverwaltung auf einer breiteren Grundlage des Kanzleiwesens und stand in innigstem Zusammenhange mit dem Emporblühen geistiger Thätigkeit, mit dem Aufschwunge einer nationalen Literatur und der eifrigen Pflege wissenschaftlicher Studien. Als im Jahre 794—95 unter der Regierung Harûn-al-Raschid's in der Chalifenresidenz Bagdâd die zweite Reichspapierfabrik errichtet wurde — ein historisches Factum, welches gleichfalls unbekannt geblieben ist — erfolgte die Weiterverbreitung des Papieres nach Westen und erst von diesem Zeitpunkte an kann von einer Bekanntschaft mit dem Papiere in den Staaten der abendländischen Christenheit ernstlich die Rede sein.

In rascher Aufeinanderfolge entstanden auf allen Gebieten des arabischen Weltreiches Papierfabriken in Arabien, Aegypten, Syrien, Nordafrika, Spanien und Persien. Es zeigt sich unseren erstaunten Blicken das Bild einer glücklich blühenden Industrie von ungemessener örtlicher Ausdehnung.

Fast jede Fabriksstätte wies ihre Besonderheiten auf. Durch Damascus gelangte das Papier unter dem Namen charta Damascena auch in Europa zur Berühmtheit. Gleich berühmt und wenn man will, auch verhängnissvoll, wurde für die gelehrte europäische Forschung aber das Papier der nunmehr mit Grund vermutheten Fabriksstätte zu Hierapolis oder Mambedsch in Nordsyrien, denn dasselbe bot unverschuldeterweise wohl den Anlass zu der seit Jahrhunderten bis in diesen Tagen bestandenen und mit zäher Begeisterung verfochtenen Fabel von der Existenz des Baumwollenpapieres. Nun löst sich die Sache sehr einfach und mit einem Schlage ist der alte Irrthum, welcher von den Lehrstühlen herab immer wieder Verbreitung fand, entwurzelt.

Durch die Aehnlichkeit der äusseren Erscheinung veranlasst, hat man den mittelalterlichen Namen dieses Papieres als Bambycin oder Bombycin Papier auf den Stoff, auf die Baumwolle bezogen, aus der es bereitet worden sein soll, weil bombyx im späteren Sprachgebrauche auch Baumwolle bedeutet. Einer der grössten Irrthümer in der Wissenschaft! Ein Baumwollenpapier hat es niemals gegeben, das lehren die mikroskopischen Untersuchungen Wiesner's zur Evidenz.[1])

Dazu kommt, um den letzten Zweifel zu beseitigen, dass die früher erwähnte Stadt Hierapolis oder Mambidsch auch den Namen Bambyce führte, dass von ihr nachgewiesen werden konnte, wie ihre Industrieerzeugnisse, welche besonderen Ruf genossen, im Auslande nach ihr benannt worden sind, so die bambycischen Zeuge, so auch das bambycische Papier, nicht aber wie in Folge naheliegender Namensverwechslung das „Baumwollenpapier".[1])

Unter den anderen Fabriksstätten waren es namentlich die aegyptischen, welche mit Bagdâd rivalisirten und durch die Massenerzeugung imponirten. Die aegyptischen Papiere waren im X. und XI. Jahrhundert so sehr schon verbreitet, dass der persische Reisende Nasiri Chosrau, als er im Jahre 1035 das Nilland besuchte, bemerken konnte, wie die Gemüseverkäufer, Specerei- und Kurzwaarenhändler im Bazar von Altkairo jeden Artikel, den sie verkauften, in Papier eingewickelt, den Kunden einhändigten. Es mag vielleicht interessiren, bei dieser Gelegenheit zu erfahren, auf welche Weise jenes von den Kaufleuten so zweckmässig verwendete Packpapier entstanden ist. Darüber klärt uns der um das Jahr 1200 Egypten bereisende Bagdâder Arzt Abdellatif auf, indem er erzählt, wie die Beduinen und Fellâhen sämmtliche Grabkammern durchsuchten, um die darin gefundenen Mumienleinwanden oder Todtenlappen entweder, falls sie noch genügende Haltbarkeit hatten, für sich zu Kleidungsstücken zu verwenden oder an die Papiermacher zu verkaufen, welche daraus das Packpapier für die Specereihändler verfertigten.[2])

Um die Massenhaftigkeit des aegyptischen Papierverbrauches des frühen Mittelalters an einem greifbaren Beispiele zu erhärten, will ich Zahlen nennen. In der ungezählte tausende Stücke enthaltenden Sammlung der Papyrus Erzherzog Rainer, deren Bestand sich zum grössten Theil aus der mittelaegyptischen Fundstätte von el-Faijûm zusammensetzt, befinden sich auch mehr als 20.000 Urkunden-Papiere, welche aus einer zweiten Fundstätte von Hermoupolis stammend, ihrer Hauptmasse nach in die beiden genannten Jahrhunderte, nämlich in das X. und XI. Jahrhundert, gehören und sich darin Jahr für Jahr aneinander reihen!

Aegypten deckte in der That den enormen Bedarf an Kanzlei- und Actenpapieren der Staatsverwaltung zum grossen Theile. Berechnungen, welche auf Grund unseres Materiales und der historischen Berichte angestellt werden konnten, ergaben die Maasse aller officiellen Kanzleiformate, von dem grössten Bogenformat von 73·3 : 109·9 *cm* und einen Flächeninhalt von 8065·7 cm^2 bis herab zu dem kleinsten Format von 6·1 : 9·1 *cm*. Dieses feinste Beschreibmaterial führte den Namen ورق البطايق (*warak el-bathâik*) Papier der Depeschen oder ورق الطير (*warak el-their*) Vogelpapier, weil es für die Taubenpost bestimmt war und eigens zu diesem Zwecke fabricirt wurde. Die Kosten für dasselbe wurden auf Anweisung des Chefs der Staatskanzlei aus dem Erträgnisse der Kairiner Seidenfärberei bestritten. Die Depesche wurde aus solch einem Bogen herausgeschnitten und an

[1]) Dennoch spricht Herr Hirth, l. c., von der Baumwolle als Papiermaterial in Cuina!

[1]) Das arabische Papier, p. 43 ff. und meine „Neue Quellen zur Papiergeschichte", 1888, p. 43 ff.

[2]) Das arabische Papier, p. 37.

dem Flügel der Brieftaube befestigt. Die Brieftaubenstationen lagen drei gewöhnliche Poststationen von einander entfernt. Jeder Vogel flog stets nur von einer zur andern, d. h. zu seiner Station, ohne dieselbe zu übergehen. Daselbst wurde dem gefiederten Boten die Depesche abgenommen und dem nächsten an die Reihe kommenden Vogel an dem Flügel befestigt, und so ging es fort von Station zu Station, bis die letzte Posttaube an die Endstation bei dem Sultanspalast in der Bergcitadelle von Kairo anlangte. Von hier brachte sodann der Taubenthurmwächter die Taube dem Chef der Geheimkanzlei, welcher die Depesche abnahm und sie las. Auf diese Weise langten täglich Taubenposten aus Syrien und Aegypten, ja aus der Hauptstadt selbst an, aus welcher demnach alle Neuigkeiten und Ereignisse, als: Brände, Mordthaten, Diebstähle und dgl., wie sie eben die Tageschronik einer Weltstadt bot, schnellstens zur Kenntniss des Herrschers gelangten. Man ersieht daraus, dass auch der Verbrauch der feinsten und kostbarsten aller Papiersorten ein immenser gewesen sein mag.[1])

Unser unvergleichliches Material gestattete aber noch viel weitergehende Studien zu machen, welche uns jetzt die materielle Seite der ganzen mittelalterlichen Papierbereitung genau erkennen lassen.

So wurden auch in dieser Beziehung wieder, dank dem Zusammenwirken der naturwissenschaftliehen und historisch-antiquarischen Prüfung, die wichtigsten Streitfragen der Papiergeschichte endgiltig gelöst. Auf diesem Wege der merkwürdigsten Coincidenz zweier an sich so divergirenden Forschungsmethoden haben wir festgestellt, dass die Araber von Anbeginn schon die Leimung und Füllung des Papierzeuges kannten und dieselbe mittelst Reiswasser, Weizenstärke oder Traganth ausübten. Dass sie schon frühzeitig auch auf der Drahtform geschöpfte, also gerippte Papiere zu erzeugen verstanden, hat sich ebenso aus den Stücken der erzherzoglichen Sammlung, wie aus altarabischen Quellennachrichten feststellen lassen.

Auch in der Erzeugung von sogenannten Modepapieren sind uns die Araber weit vorausgegangen. So verstanden sie durch Beimischnng von gewissen Farbstoffen in die Stärkekleisterleimung, z. B. Safran oder Sykomorensaft, den Papieren einen Stich in's Gelbe oder Rothbraune zu geben, als wären die Blätter in Folge des Alters vergilbt oder gebräunt. Man nannte diese Operation das „Antikisiren" des Papieres, und wir haben Fälle zu verzeichnen, aus denen hervorgeht, dass insbesondere Urkundenfälscher sich auf ein solches „Antikisiren" bestens verstanden haben. Sehr interessant ist, wenn wir in dieser Beziehung weiter gehen, was wir über die mittelalterliche arabische Papierfärberei überhaupt erfahren. Wir finden dabei sowohl Körperfarben, wie Saftfarben, theils in selbstständiger Anwendung, theils in Mischungen. Die Pigmente sind meist Abkochungen von Pflanzentheilen, die nach dem Kochen manchmal zur Erhöhung der Modification oder Schattirung mit einem Mittel als Beize, stets aber mit einem klebenden Bindemittel (Stärke) versetzt wurden. Das Auftragen der Farbe geschah oberflächlich auf das fertige Papier, und zwar:

1. Durch „Eintauchen", 2. durch Einreiben oder Verstreichen auf einem Streichbrett, und 3. durch das Abziehen, indem der schwach angefeuchtete Bogen ausgebreitet auf die Oberfläche der in einem genügend weiten Gefässe befindlichen Farbenbrühe gelegt und wieder davon abgehoben wurde.

Muss es nicht in uns das höchste Erstaunen hervorrufen, wenn wir also sehen, dass wir heute in der Buntpapierfärberei genau so verfahren, wie die Araber vor achthundert und mehr Jahren es prakticirt haben?

Auch die Farbenliste ist hochinteressant. Es gab blaue Papiere, die man insbesondere zum Einhüllen der Medicamente und zur Ausfertigung von Todesurtheilen verwendete. Zur Färbung gebrauchte man entweder Indigo oder Aloësaft. Zu ölgrünem Papier wurde Aloësaft mit Safran temperirt. Violette Papiere entstanden aus der Mischung des Aloësaftes mit aufgelöstem Lack der Coccusschildlaus. Rothes Papier, dessen Gebrauch in den Kanzleien, sowie zur Correspondenz der Grossen mit dem Herrscher, als ein Vorrecht hohen Ranges und Beweis auszeichnender Bevorzugung galt, wurde durch die Färbung mit dem eben genannten Lack erzeugt. Ferner gab es aloëholzartige Papiere. Dieselben zeigten ein rosiges Pigment, das durch einen Absud des Brasilienholzes hervorgebracht wurde. Saatfarbige Papiere brachte man zustande aus einer Mischung von Safranlösung und einer aus krystallisirtem Grünspan bestehenden Beize. Gelbes Papier endlich wurde hervorgebracht, indem man eine Safranlösung zur Erhöhung der Pigmentirung mit einem Absud von Citronrinde (Limonschale) versetzte.

Wollte ich die Zeit meiner Zuhörer übermässig in Anspruch nehmen, was mir ferne liegt, so könnte ich den abgerissenen Faden in der menschlichen Culturentwickelung, welchen ich eben aufgenommen habe, wohl noch viel weiter bis in die Gegenwart spinnen, um Sie unvermuthet dabei zu überraschen, wie Sie tagtäglich unter ihren Händen — vielleicht sogar unbewusst — die Erinnerung an die glänzende Erfindung des von dem Schauplatze seiner Culturmission längst abgetretenen arabischen Volkes pflegen. Denn wenn Sie morgen etwa aus täglicher Gewohnheit einen Bogen Papier in die Hand nehmen werden, oder ein Buch, vielleicht gar ein Riess betrachten wollten, so wird sich dabei nichts Anderes ereignen, als wie vor 1000 Jahren, da die Araber den Bogen zum Buche und das Buch zum Riess vervielfachten. Trotzdem Sie sich dabei europäisch fühlen, werden Sie doch arabisch handeln, ja noch mehr, Sie werden dabei unbewusst arabisch sprechen. Denn das, was Sie Bogen, Buch und

[1]) Das arabische Papier, l. c. p. 70 f.

Riess nennen, haben die Araber schon so benannt. Das französische *main de papier*, Buch Papier, ist nichts Anderes, als die wörtliche Uebersetzung aus dem Arabischen *Kéffa* Hand (metonymisch für Blatt), die Bezeichnung für das Buch Papier. Und *rizma* die arabische Benennung für Riess, wörtlich Bündel, Packet, ging gleichlautend als *risma* in's Italienische über, wurde im Spanischen *resma*, im Französischen zu *rame*, im Englischen *ream* und im Deutschen mit Abwerfung der letzten Silbe von *rizma* zu Riess (altdeutsch *rizz*).

Doch verlassen wir die Gegenwart und fassen wir noch einmal rückgewendeten Blickes die Epoche der Erfindung des Leinenhadernpapiers in's Auge.

Da ist es vielleicht noch überraschender als dieses zu sehen, wie sich damit eine zweite, nicht minder epochemachende Erfindung verbindet, der zur Huldigung und zum Danke noch keine Denkmals-Commission amtszuhandeln in der Lage war.

Sowie nämlich die Araber, wenn auch nicht selbstschöpferisch, doch in findiger Erkenntniss mit dem Papiere vorbedächtig Neues ergriffen, haben sie aus gleicher Bezugsquelle wohl nicht lange darnach auch die Kunst des Formschnittes bezogen. Unter dieser Bezeichnung verbergen sich die Origines der Kunst Gutenberg's, welche bisher so sehr mit Dunkelheit und Vorurtheilen aller Art umgeben war.

Bevor jedoch die Araber zur Anwendung des Modeldruckes zum Behufe der Vervielfältigung literarischer Erzeugnisse gelangten, machten sie dieselbe Schule durch, welche wir um einige Jahrhunderte später für Deutschland und Italien in Anspruch zu nehmen gewohnt sind: ich meine die vorbereitende Ausübung des Zeugdruckes. In dieser Beziehung schritten also die Araber wiederum voran. Ja noch mehr, sie übten nebenbei die Kunst der Zeugpolychromirung aus, welche schon in alter Zeit, wie auch heute, zur Verwechslung mit dem eigentlichen Zeugdruck Anlass gab. Sie verstanden nämlich, wie die westlichen Völker der malayischen Race, namentlich auf Java, die Herstellung von bunt gemusterten Zeugen, denen bei Anwendung der Wachsreservage ein combinirtes Dessiniren und Färben zugrunde lag. Ausser dieser uralten „Reservage" mit Wachs praktiicirten sie indess noch ein anderes Verfahren, das bisher gänzlich unbekannt blieb. Sie verwendeten nämlich in der Zeugfärberei auch festes thierisches, aber schmelzbares Fett: den Ziegentalg als farbenabweisendes Mittel, indem er heiss geschmolzen und applicirt, bei leichter Erstarrung eine ganz vorzügliche Reservage abgab, so dass der damit etwa imprägnirte Stoff durch irgend welche Farbstofflösung gezogen, von derselben unangegriffen herauskam. Man benützte diese Wirkung der an der Gewebefläche keine Spuren hinterlassenden Reservage zu dem Kunststückchen, ein weisses Schnupftuch in die Farbbrühe zu tauchen, um es alsdann ungefärbt herauszuziehen.

Dies konnte nur geschehen, indem man das Schnupftuch vorher in heissen geschmolzenen Ziegentalg so lange eintauchte, bis es von demselben vollständig durchtränkt war.

Indem wir also den Auftrag der Reservage mittelst Aufgiessens oder des Pinsels, sei es aus freier Hand oder nach Vorschrift der Patrone, bis in die arabische Zeit und noch weiter hinauf verfolgen können, wird dieses technische Verfahren der Zeugmusterung doch nur als Vorläufer des eigentlichen Zeugdruckes betrachtet werden können.

Was diesen letzteren selbst betrifft, so finden wir die Araber schon in der ersten Hälfte des VII. Jahrhunderts, genau in der Epoche der Gründung ihres Einheitsstaates, von Byzanz und Persien her im Besitz der Kenntniss des Zeugdruckes, während zur selben Zeit im äussersten Osten Asiens, in China, die Anwendung des Models zum Buchdrucke eine völlig neue Epoche des civilisatorischen Fortschrittes eröffnete.

Freilich ist der Zeitpunkt dieser neuen Erfindung der Söhne des Mittelreiches auch wieder nicht genau zu fixiren möglich. Die Angaben schwanken sehr, und Einige meinen, der chinesische Modeldruck auf Papier sei gar erst zu Beginn des X. Jahrhundertes in China aufgekommen.

Wie dem auch sei, Thatsache ist, dass um die Mitte des X. Jahrhundertes der Tafel- oder Modeldruck in China schon ganz allgemein in Gebrauch war, so sehr, dass ein erfinderischer Kopf sich mit gedruckten Anweisungen auf Geldzahlung, welche die schweren Metallmünzen vertraten, zu helfen suchte, ein Ausweg, der etwas später, um die Wende des X. Jahrhundertes, dazu führte, von Staatswegen Papiergeld auszugeben.

Unter solchen Umständen wird man es gewiss mit mir als ein besonderes Forscherglück betrachten, dass es mir gegönnt war, zur grössten Ueberraschung und höchsten Freude unter den tausenden von Papieren der erzherzoglichen Sammlung nicht weniger als dreissig arabische Modeldrucke schon des X. Jahreshundertes, zwei wohl noch aus dem IX. Jahrhundertes, aufzufinden.

Und merkwürdig! Alle diese phänomenalen Stücke reichen eben in die Wiegenzeit des chinesischen Druckverfahrens hinauf und erweisen sich mit demselben ganz und gar als identisch. Sie documentiren, dass man in den muhammedanischen Ländern des vorderen Orientes, also auch in Aegypten, den Druck zu einer Zeit bereits allgemein ausübte, zu welcher sich auch für Ostasien der Ursprung desselben nahe zurückleitet.

So sehr wir uns nun dieser Entdeckung freuen dürfen, so unangenehm mischt sich in dem Freudenkelch auch ein bitterer Tropfen des Aergers. Kaum hatte ich von diesem Funde nur mit einem Worte in der Oeffentlichkeit Erwähnung gethan, als ein grausamer Zufall mich und meine Drucke mit einer unerhörten Sagenbildung zu umgeben begann. In einigen Berichten über die Entdeckung, welche die Wiener Tagespresse mit liebenswürdiger Schnelligkeit brachte, war nämlich gesagt, dass diese

unsere Drucke mittelst „Holznadeln“ hergestellt worden seien. Jedermann konnte den Druckfehler erkennen und die sonderbaren Holznadeln stillschweigend in Holzmodeln corrigiren. Allein, wie schon einmal der Druckfehlerteufel zuweilen auch seine Laune hat, fanden flugs einige französische und amerikanische Journale heraus, dass der Wiener Gelehrte in der berühmten Sammlung der Papyrus Erzherzog Rainer einen mit beweglichen Typen hergestellten Druck aus vorgutenbergischer, ja aus der Zeit der Pharaonen, circa 1000 Jahre vor Christi Geburt, auf Papyrus entdeckt habe. Denn was Anderes konnten die „Holznadeln“ gewesen sein als bewegliche Typen. Es ist selbstverständlich Alles geschehen, um dieser unsinnigen Mythenbildung Einhalt zu thun. Vergebens! Sie scheint in Amerika unausrottbar zu sein.

Vielleicht bieten gegen solch teuflische Hexerei unsere Drucke selbst den wirksamsten Schutz, wenigstens sind sie ja zumeist talismanischer Natur.

Es sei daher gestattet, einen dieser Talismane hier anzurufen.

Es ist ein Streifen gerippten Papieres von 0·41 *m* Länge und 0·08 *m* Breite. Er charakterisirt sich wie alle anderen Stücke als sogenannter Reiberdruck, welcher mittelst drei Platten hergestellt worden ist. Der Vorgang hiebei war eine Art Abziehverfahren, ähnlich dem bei unseren „Bürstenabzügen“.

An der Spitze unseres ornamentirten Schriftstreifens steht nun in für uns unverständlichen Zeichen der grosse magische Name Gottes:

اللهم اللا

Darunter folgen einige talismanische Buchstaben des Korân's und sodann der Text des ersten Gebetes. Merkwürdig ist dabei, dass in demselben die talismanische Kraft zu dem Besitzer und dieser zu jener spricht. Hier die wörtliche Uebersetzung[1]):

(T) Tritt näher und fürchte Dich nicht, denn Du bist sicher.

(B) Befreie mich von . . . . (Hier fügt der Besitzer seinen diesbezüglichen Wunsch ein.)

(T) Wenn Du den Korân vorliesest, so machen wir zwischen Dir und Denen, die nicht glauben an ein zukünftiges Leben, einen dichten Vorhang, und Gott wird Dir beistehen mit mächtigem Beistande.

(B) Der Heilende ist Gott! Der Genügende ist Gott! Der Verzeihende ist Gott! Er ist der beste Beschützer und der beste Helfer! In Gottes Schutz ziehe ich mich zurück.

(T) O Träger des Namen Gottes, da! nimm!

(B) Bei dem Besitzer der Allmacht und der Allherrlichkeit: ich setze mein ganzes Vertrauen auf den Allmächtigen, den Wahrhaften, den Ewigdauernden, welcher nicht stirbt.

(T) Ich habe getroffen und getödtet Denjenigen, welcher Dir verderbenbringendes Uebles wollte.

(B) Es ist keine Macht und keine Kraft ausser in Gott, dem Allerhöchsten, dem Grössten; ich stelle meine Angelegenheit Gott anheim, denn Gott blickt auf seine Diener.

(T) Er ist es, welcher Dich zum Islâm einlädt, Dich behütet und von Dir das Uebel eines jeglichen Unglückes abwendet.

Der zweite Theil unseres Modeldruckes enthält als Schutzgebet die erste Sure des Korân's, welche bekanntlich dem frommen Muhammedaner in allen Lagen und unter allen Umständen Hilfe zu bringen vermag.

Sie lautet:

„Im Namen Gottes des Allbarmherzigen, des Allerbarmenden! Lob sei Gott, dem Herrn der Welten, dem Allbarmherzigen, dem Allerbarmenden, dem Herrscher am Tage des Gerichtes! Dir dienen wir! Dich rufen wir um Beistand an, führe uns den geraden Weg, den Weg Jener, gegen die Du wohl wohlthätig warst, auf denen nicht Dein Zorn lastet und die nicht irre gehen. Sprich: Er ist Gott der Einzige, Gott der Ewige, er zeugte nicht und ward nicht gezeugt, und kein Wesen ist ihm gleich!“

Das dritte talismanische Schutzmittel ist sehr alt, sein Text stammt aus dem Anfange des VII. Jahrhunderts und ist historisch wohl begründet. Einer der Gefährten des Propheten Muhammed, Namens Abû Dudschâna, hatte nämlich einstmal während eines nächtlichen Spazierganges ein unangenehmes Abenteuer zu bestehen. Er begegnete einer Persönlichkeit, deren Haut, als er sie berührte, wie die eines Stachelschweines sich anfühlte. Es war der leibhaftige Satan. Abû Dudschâna begab sich des Morgens zu dem Propheten und bat ihn um ein Amulet, um künftig gegen ähnliche Fährlichkeiten einer nächtlichen Excursion geschützt zu sein. Muhammed that mehr, als verlangt worden war, und dictirte nun dieses vorliegende Amulet, welches nach der Ueberlieferung erprobt ist für die Abwehr von Unglücksfällen, Leibschäden, Zauber, Krankheiten, Schreckgespenstern, des bösen Blickes der Geister und Menschen sowie ihrer Schlechtigkeit und Schädlichkeit.

Es ist in Briefform gefasst. Muhammed adressirt es an Denjenigen, der es bei nächtlichen Fahrten benützen will. Der Text lautet:

„Lob sei Gott, welcher Himmel und Erde geschaffen hat! Und dennoch gibt es Welche, die im Unglauben verharren, um ihrem Herrn andere Wesen gleichzusetzen! Dieses ist der Brief des arabischen, koreischitischen Propheten, des Herrn des Stabes und der Kameelin, der Cisterne, der Fürbitte, des Lichtes, des deutlichen Beweises, der nächtlichen Himmelfahrt und des Koråns, des Besitzers einer richtigen Sentenz unseres Erlösers von dem Höllenfeuer (welche lautet): Es gibt keinen Gott ausser Gott, Muhammed ist der Gesandte Gottes!

An Denjenigen, der sich zur Nachtzeit zu dem Wohnort von den Wohnörtern eines bewohnten

[1]) (T) = Talismanische Kraft; (B) = Besitzer des Talismans.

JEDNOTA
K POVZBUZENI
PRUMYSLU
V CECHACH

Landes begibt, auf dass er nur mit Glück reisen möge!

Bei Gott: O Allbarmherziger! Aber darnach: O Satan! O Herrscher (der Dämonen)! Wer von Euch verliebt und begierig, oder ausschweifend und unüberlegt, oder grausam und zerstörungssüchtig ist, so lasst ab von dem zur Nachtzeit reisenden Träger des Wortes Gottes und geht davon zu den Götzendienern und zu Jenen, welche vorgeben, dass mit Gott zugleich eine andere Gottheit existire: Es gibt keinen Gott ausser Ihm, dem Allmächtigen!

Bewahre den Besitzer meines Briefes vor dem Einfluss des bösen Auges und vor dem bösen Blick! Beschütze ihn vor der Schlechtigkeit des Menschengeschlechtes und ungläubiger Individuen."

So der vollständige Inhalt unseres Druckes. Wie man daraus entnehmen kann, enthält er Gebete talismanischer Tendenz. Auch die anderen Drucke bieten ähnlichen Inhalt; es sind zuweilen auch fromme Tractätchen, deren Herstellungsart eben auf die Massenhaftigkeit ihres Consums zu schliessen berechtigt.

Wenn schon überhaupt diese Modeldrucke vermöge ihres ehrwürdigen Alters unser Erstaunen zu erregen vermögen, wird dieses nur um so grösser, indem wir in einigen von ihnen gleichfalls wieder die Vorläufer einer Kunstübung zu erblicken vermögen, deren Ursprung man viele Jahrhunderte später auf europäischem Boden gefunden zu haben glaubt. Schreibt doch unser vielgelesener Kunstästhetiker Moriz Carriere in seinem Werke: „Die Kunst im Zusammenhange der Culturentwicklung" (IV, 103 f) wörtlich:

„Von entscheidender Wichtigkeit für die deutsche Kunst endlich war, dass mit der Buchdruckerkunst auch die Vervielfältigung der Zeichnungen durch Holzschnitt und Kupferstich in Uebung kam. Schon im Alterthum grub man Zeichnungen in Metallplatten, um Kästchen oder die Rückseite von Spiegeln zu verzieren; in Italien stellte man das Niello her, indem man die vertieften Linien mit einem andersfarbigen Metall ausfüllte; aber sie abzudrucken war der neue Gedanke, und dies ist eine deutsche Erfindung, die zu künstlerischen Zwecken zuerst bei uns verwerthet ward."

Dieser Anschauung steht nun die unleugbare Thatsache gegenüber, dass unter unseren arabischen Modeldrucken auch die ältesten Versuche der Anwendung von Zeichnungen in zweierlei Farben, schwarz und roth, als Textdrucke vorliegen. Vorerst ornamental, erscheinen sie sowohl in geschriebenen als gedruckten Texten als Eindrucke.

So befinden wir uns denn wiederum in der fatalen Lage, die Priorität der einem Culturvolke zugeschriebenen Erfindung abweisen zu müssen, einer Erfindung, welche sich in dem bezogenen Falle unter Anwendung einer Art kunstwissenschaftlicher Reduplication für uns lediglich in eine blosse Ehrerfindung auflöst.

Wahrhaftig, wir wollen uns über diesen Abzug keineswegs kränken; können wir uns doch vollauf damit begnügen, die bahnbrechende Richtung für den Holzschnitt in Deutschland durch unseren Albrecht Dürer eingeleitet zu sehen.

Verweilen wir noch einen kleinen Augenblick bei unseren Modeldrucken, so fällt noch insbesondere eine merkwürdige Erscheinung an ihnen in's Auge.

Bekanntlich leitet man die Entstehung der sogenannten xylographischen Werke, d. h. der Holztafeldrucke zurück auf die Bilderdrucke, indem der Entwicklungsgang in folgender Weise angenommen wird: „Beim Fortschreiten der Kunst bekommen die Zeichnungen Andeutungen von Schattirung. Auf die einfachen Unterschriften der Bilder folgen ganze Sprüche, gewöhnlich Bibelstellen und Verse, oft in der Form von Devisen aus dem Munde einer Figur hervorgehend. Aus den Sprüchen werden schliesslich ganze Textseiten, die dem Bilde gegenüberstehen. Das Bedürfniss der weltlichen Belehrung führte schliesslich zu einem Buch ohne Bilder.[1]) Nun, sollen wir wirklich an diese Entwicklung glauben?

Im Morgenlande wenigstens, sehen wir an unseren Beispielen den Textdruck um Jahrhunderte früher zur Vollkommenheit entwickelt, und während man im Abendlande selbst nach der Erfindung der beweglichen Typen den Tafeldruck nicht ganz aufgab, namentlich für Sachen, wozu kleinere Typen erforderlich, deren Guss noch zu schwierig war,[2]) zeigen die meisten unserer arabischen Tafeldrucke schon einen ausserordentlich, hie und da fast mikroskopisch kleinen und zarten Schnitt der Schrifttexte, so dass der Rückschluss auf eine noch längere Kunstübung wohl berechtigt erscheint. Unter solchen Umständen darf es gar nicht Wunder nehmen, dass sich dieser arabische Formschnitt sehr bald auch ungeahnten Zwecken höherer Staatsnothwendigkeit dienstbar zu erweisen vermochte. Denn als in der Bedrängniss des II. Kreuzzuges, 1147, die finanzielle Noth in den muhammedanischen Staaten Nordsyriens am höchsten stieg, indem dort dem Geldmarkte bereits alles gemünzte Edelmetall entzogen worden war, begann man gedruckte Papiergeldnoten mit Zwangscurs in fabelhafter Menge auszugeben. Im Jahre 1147 Papiergeld! Dieses Wort erregt in uns sofort eine Fülle geistiger und materieller Beziehungen, Begriffe und Vorstellungen für die Gegenwart und Vergangenheit: doch was konnten wir in dieser Beziehung bisher unter Vergangenheit verstehen? Wir dachten dabei zurück an unsere Bankozetteln, an die Assignaten der ersten französischen Republik, noch weiter zurück an den berüchtigten Schotten John Law zu Anfang des XVIII. Jahrhunderts und führen sodann einen zeitlich wie räumlich gewaltigen Sprung aus zu den Arabern des XII. Jahrhunderts, ja noch weiter zurück in das XI. Jahrhundert zu den Chinesen, welchen hierin der Vorrang gebührt.

Die Verbindungsglieder fehlen. Eine Zeitlücke

[1]) Lorck, Handbuch der Geschichte der Buchdruckerkunst, 1882, I., p. 18 f.
[2]) Lorck, l. c. p. 20.

von 700 Jahren gähnt uns entgegen, welche nur noch durch spärliche Angaben nothdürftig ausgefüllt wird. Und so müssen wir uns denn zufrieden geben mit der blossen Erkenntniss, dass es nichts Neues mehr unter der Sonne gebe, dass die Welt in finanziellen Dingen uns eben auch so erscheint, wie sie der persische Dichter schildert:

. . . . . als ein Weib, ein altes,
Voll Tücken, schlau, erfinderisch an Qualen,
Ihr Anfang ist, ihr Ende unbekannt,
Und, ach, ihr Alter über alle Zahlen;
Wer je sie schaute, fand sie, wie sie ist,
Nie wird dem Blick in and'rer Form sie strahlen!

Das Elend, welches die Druckherstellung des ersten Papiergeldes über einen grossen Theil der muhammedanischen Welt herbeiführte, lässt sich begreifen, wenn wir in dem arabischen Berichte lesen, dass jede Anweisung auf 1 Golddînâr, also etwa 13 Frs. lautete. Die Folgen dieser unsinnigen Papiergeldwirthschaft blieben nicht aus.

Indem Niemand an die Zahlungsfähigkeit des Staates auch nur im Entferntesten glauben konnte, wurden die Papiere bald so sehr entwerthet, dass selbst der Aermste mit Leichtigkeit in den Besitz von 10—20.000 derselben gelangen konnte. Sehr anschauliche Berichte liefert hierüber der gleichzeitige arabische Historiker Abû Schâma in der Lebensbeschreibung des Sultans Nûr ed dîn Mahmûd, in dessen von den Kriegsstürmen zunächst betroffenen Ländern die Papiergeldnöthen am höchsten gestiegen waren.

Der edle Sultan erlebte nicht die Befriedigung, ruhige und gesunde wirthschaftliche Verhältnisse einkehren zu sehen.

Wie dann in der Folge der wirthschaftliche und dynastische Ruin in diesen Ländern eintrat, ist bekannt; unbekannt war aber bisher die Ursache, welche ihn herbeigeführt.

Seit dieser Zeit des ersten verunglückten Experimentes mit den Staats-Papiergeldnoten im Islam tritt eine Pause in der Erzeugung von derlei Drucksorten ein. Erst zum Schluss des darauffolgenden Jahrhunderts brach wieder über einen grossen Theil Mittel- und Vorderasiens die Calamität der Papiergeldwirthschaft herein, welche von China ihren Ausgang nahm.

Aber während das chinesische Papiergeld bereits seinen Weg gegangen und schon im Jahre 1287 vollständig entwerthet war, ergiesst sich die Fluth desselben mit neuer vernichtender Gewalt ein paar Jahre später, 1293, über die westlichen Gebiete Asiens, d. h. über das grosse Reich der persischen Ilchâniden, in Folge massloser Verschwendung der Hofhaltung und der Eingebung einer momentanen Laune.

In Tebrîz wurde in dem genannten Jahre 1293 die erste Druckerei hiefür eingerichtet. Das daselbst erzeugte und emittirte Papiergeld war nach chinesischen Vorlagen gearbeitet und adjustirt. Dann folgten Schlag auf Schlag die Städte des arabischen und persischen Irâk, Kirmân und Chorâsân, sowie Mesopotamien, Dijâr Bekr, Mossul, Meijafarikîn und Schîrâz: allüberall entwickelte sich eine fieberhafte Thätigkeit in der Erzeugung gedruckter Geldnoten, bis der elementare Ausbruch der Volkswuth und die Geissel des dichterischen Spottes auch dieser Episode ein schnelles Ende bereiteten. Sie war glimpflich genug abgelaufen und hinderte nicht, dass nach ihr mit dem Thronwechsel eine drei Decennien währende Blüthezeit des Ilchaniden-Reiches hereinbrach.

Aus diesen von mir angeführten ältesten Beispielen von Erzeugnissen des Holzmodel- oder Plattendruckes, welcher die Etappe zum Druck mittelst beweglicher Lettern bildete, geht also augenscheinlich hervor, dass der Druck hauptsächlich für solche Objecte Anwendung fand, welche in Massenhaftigkeit erzeugt, in die Massen des Volkes einzudringen bestimmt waren.

So sehen wir denn schon in sehr früher Zeit, fast genau siebenhundert Jahre vor dem Erscheinen unserer ersten europäischen Tafeldrucke in Buchform, Papier und Druck als wichtige Hebel in die Culturbewegung morgenländischer Völker wirksam eingreifen. Und diese beiden Culturträger von einst und jetzt tragen den offenbaren Stempel der Siegesgewalt eines Volkes an sich, das gross in geistigen Eroberungen, energisch in der praktischen Verwerthung derselben, zu dem Aufbau menschlicher Cultur mächtige Quadern geliefert hat, die unvergänglicher als seine Siegeskränze die Jahrhunderte, selbst seines nationalen Lebens, zu überdauern vermochten.

Freilich sind es nur vereinzelte Wegspuren auf diesem ungeheueren Gebiete des menschlichen Culturfortschrittes, welche ich hier durch ein halbes Jahrtausend zurück zu verfolgen im Stande war.

Darum mag auch hie und da die Befriedigung hierüber keine vollständige sein. Aber in wissenschaftlichen Dingen gilt wohl auch das Wort des Zweiflers Cartesius, dass wir Grosses hoffen dürfen, wenn nur das Kleinste gefunden ist, das zweifellos und unerschütterlich feststeht. Sollte dieses Letztere darzuthun mir gelungen sein, dann darf ich mich reichlich belohnt fühlen.

BENGALISCHE JUTE.

Von *Emil Schlagintweit.*

Als während des Krimkrieges, 1854—1856, in England der Bezug von Flachs aus Russland zum Stillstand kam, brachten Handelsfirmen in Calcutta Jutefaser der besten Sorte auf den Markt, und während die Pflanze 1851 auf der Londoner Ausstellung keine Beachtung gefunden hatte, wurde man jetzt in Indien durch den überaus starken Anbau der neuen Handelspflanze bange und fürchtete Vernachlässigung der Nahrungsfrüchte; im Februar 1873 wurde eine eigene Centralbehörde geschaffen, um über die Ausbeute und die Herstellung von Jute jährlich zu berichten und, der Uebersicht, erstattet von Babu Hem Tschandar Kar, entnehmen wir die nachstehenden Angaben.

Der Ernte von 1890 war die Witterung sehr günstig. In einzelnen Districten litten die Pflanzungen

unter übermässigem Regen, aber im Ganzen ist eine gute Mittelernte erzielt worden. Im Vorjahre gelangten $8^3/_4$ Millionen Centner zur Ausfuhr; in diesem Jahre wird den Ausfuhrfirmen ein Fünftel mehr an Rohmaterial zur Verfügung stehen.

Jute gehört zur Gruppe der Lindenbäume und ist die wichtigste Gespinnstpflanze in Unterbengalen; neuerdings beginnt sie in Behar und Tschota-Nagpur, den Tafelländern westlich von Unterbengalen, über welche man die mittleren Gangesländer erreicht, San oder Hanf zu verdrängen. Die Wissenschaft unterscheidet zwei Arten: Corchorus olitorius und Corchorus capsularis; die Eingeborenen haben örtlich verschiedene Bezeichnungen. Grundnamen sind Pat für die Pflanze, Koschta für die Faser.

Der Anbau von Jute zum Hausgebrauch lässt sich für Unterbengalen schon in sehr alter Zeit nachweisen; als Packmaterial kommen Gewebe im XVII. und XVIII. Jahrhundert in den europäischen Handel, auch Seile gelangen zur Ausfuhr. In rohem Zustande ging Jute damals nicht auswärts; die ersten Versuche lassen sich für das Ende des abgelaufenen Jahrhunderts erweisen, und zeitweise sollen die Umsätze bedeutend gewesen sein; 1829 war die Ausfuhr auf 364 Centner zurückgegangen und hat diese 62 £ gewerthet. Nach fünf Jahren wurde das Zehnfache in der Quantität ausgeführt, die Ziffer hob sich aber niemals auf eine Viertelmillion, weil russischer Flachs billiger zu haben war. Nach dem russischen Kriege im Jahre 1858 wurden 969.724 Centner verschifft; in zehn Jahren verdreifachte sich die Ziffer und nahm seither stetig zu; allein im Jahre 1872 stieg die Zahl der mit Jute angebauten Fläche um ein volles Drittel. Vom wirthschaftlichen Standpunkte aus erwies sich die neue Handelspflanze als grosse Wohlthat für die Bevölkerung; der Zufluss von Silber entriss einen bedeutenden Percentsatz der Bevölkerung der drückenden Verschuldung, die sie der Früchte der Arbeit beraubt hatte. Die Frage, ob durch die neue Gespinnstpflanze die Menge von Nahrungsgetreide zurückgegangen sei, verneint der Berichterstatter, weil der Preis von Reis nicht in höherem Masse stieg, als das Silber an Werth einbüsste, und weil der Bauer meist Land zweiter Güte zur Verfügung hat, das sonst fast nichts eintrug und sich für Jute eignet, während das beste Land den reichsten Ertrag in Reis abwirft. Man kann behaupten, dass der bengalische Bauer mit Jute sein Einkommen, das er sonst aus Reis und Oelsamen erzielte, mehrt, nicht aber den Reis zurücksetzt. Nur in solchen Dörfern mag zu Jute im Uebermass gegriffen sein, wo der Mahadschan oder Dorfkrämer eine grössere Lieferung übernahm und, um sich die erforderliche Menge zu sichern, den Bauern zur Zeit der Saat Vorschüsse auf die Jute-Ernte gegen die Verbindlichkeit macht, eine bestimmte Menge guten Landes damit zu bepflanzen.

Am meisten sagt Jute ein feuchtes Klima zu, mit wechselnder Witterung während der Reifezeit; zu viele Feuchtigkeit macht die Faser zu markig (rooty ist hiefür der technische Ausdruck), Trockenheit dagegen hält sie im Wachsthum zurück und bewirkt Sprödigkeit.

Die Bearbeitung des Feldes und die Zeit der Ernte wechselt nach Districten. Das Land erfordert viele Arbeit; es muss so oft geackert werden, bis jede Krume gestürzt, der Sonne ausgesetzt und zu Pulver gebracht ist. Die Saat wird im April-Mai eingegeben, nur auf magerem Boden später. Den Samen zieht der Bauer selbst, sortirt ihn aber nicht und erzielt deswegen sehr ungleiche Pflanzen. Ist die Saat aufgegangen, so erfordert die Pflanzung geringe Aufmerksamkeit; nur sieht man darauf, dass die Schösslinge nicht zu dicht stehen und dünnt man in solchen Fällen aus. August bis Mitte October sind die Erntemonate. Die richtige Zeit zum Schnitt ist gekommen, wenn die Pflanze in voller Blüthe ist und eben die Samenkapseln sich bilden. In dieser Zeit ist aber die Thätigkeit des Landmannes durch andere Arbeiten stark in Anspruch genommen, und die Regel ist, dass die Samen ausgebildet sind, wenn der Schnitt beginnt. Häufig ist auch der Fall, dass die Pflanze zu früh eingebracht wird, selbst noch vor Eintritt der Blüthe; meist gibt das Anschwellen der Flüsse beim Eintritt der Regenzeit den Anlass dazu, aber auch der Wunsch, mit frischer Waare bald auf dem Markte zu sein, führt hiezu. Solche Faser ist aber schwach, reisst; dagegen verliert Faser, die nach der Samenbildung abgenommen ist, an Glanz und ist nur zu gröberer Waare verwendbar.

Die Halme werden in Büschel gebunden und diese vom Felde weg in den nächsten Teich oder Wasserlauf gebracht, hier mit Stämmen von Pisangbäumen, meist aber durch eine Lage Stroh, auf die Lehmbrocken gelegt sind — Steine fehlen in Unterbengalen — beschwert und einem Gährungsprocesse, wie Hanf und Flachs bei uns, ausgesetzt, damit die holzigen Theile des Stengels sich leichter von der Faser ablösen. Ist die Zersetzung genügend rasch vorgeschritten, dann schlägt man auf die Stengel, so lange sie noch im Wasser liegen und kann dann die Faser ausziehen. Je reiner das Wasser und je öfter nach den Stengeln gesehen und der Process der Fäulniss überwacht wird, desto weisser und seidenartiger wird die Faser. Der Bauer ist aber hierin äusserst sorglos; fliessendem Wasser vertraut er seine Ernte nicht gerne an aus Furcht, sie möchte weggeschwemmt werden; die Teiche dagegen sind klein, abflusslos und vielfach so dicht belegt, dass die Ausdünstung lästig und die Benützung des Wassers selbst zum Waschen unmöglich wird.

Ertragsschätzungen von Jute nach Bodengrösse und Bodenbeschaffenheit sind vielfach versucht worden; Thatsache ist, dass Juteland zu hohem Preise in Pacht genommen wird und auch sonstige Wahrnehmungen lassen die Schlussfolgerung zu, dass die Rente hieraus eine hohe ist. Dagegen ist ebenfalls festgestellt, dass Jute den Boden aussaugt. Die Regel ist, dass auf dem Juteacker als Winterfrucht noch Senf oder andere Oelfrüchte

gezogen und im nächsten Jahre Reis gepflanzt wird; Bestellung mit Jute zwei Jahre hintereinander verträgt nur das bauwürdigste Land.

Man hört häufig behaupten, Jute sei in Güte zurückgegangen. Es ist zuzugeben, dass die Bauern auch schlechtes Land mit Jute bestellen und Jahr für Jahr geringwerthige Waare abliefern. Neuerdings erzielen niedere Sorten schlechte Preise; der Bauer ist dadurch sorgsamer geworden, hält besser auf die Zeit der Ernte, röstet die Stengel sorgfältiger und zieht die Faser mit Fleiss aus, alles Bedingungen für feine Waare.

Die fertige Waare wird, je nach dem Standort des Feldes, zum nächsten Hat oder Dorfmarkt gebracht, lieber aber führt man sie nach den grösseren Zwischenmärkten. Hier sind kleine Händler, die sich je nach der Oertlichkeit Paikar, Pharia oder Bepari nennen, die Aufkäufer, die dann ihre Vorräthe den Mahadschans oder Inhabern von Lagerhäusern anbieten. Es kommt auch vor, dass Bepari als Unterkäufer der Mahadschans von Dorf zu Dorf gehen und in den einzelnen Gehöften ihre Einkäufe machen; diese Mittelspersonen heissen Bhasania Bepari und bringen von Jahr zu Jahr grössere Vorräthe an sich. Die Mahadschans suchen sich Abnehmer bei den Ausfuhrfirmen; man kann sagen, die Hälfte des Preises, den die Ausfuhr-Grosshandlung erhält, bleibt in den Händen der Bepari und Mahadschans hängen. Ein wichtiges Glied in diesem Zwischenhandel bildet der Bootsmann, welcher die von den Mahadschans gesammelte Ernte nach den Ausfuhrmärkten liefert; Unterbengalen ist mit schiffbaren Flussarmen so reich ausgestattet, dass flache Schiffe von fünf Tonnen Laderaum fast überall hingelangen. Die grossen Stapelplätze für Jute (Siradschgandsch an der schiffbaren Dschamuna, Name für den Unterlauf des Brahmaputra und Naraingandsch bei Dacca) sind mit Calcutta durch Wasserwege verbunden und Naraingandsch ist von dem wichtigen Eisenbahn-Knotenpunkte Goalanda nur wenige Kilometer entfernt. Dennoch wird nahezu die Hälfte der Jahresernte zu Schiff nach Calcutta verfrachtet und hievon haben Dampfer ein Viertel an sich gezogen. Die Segelboote der Eingeborenen fassen bis zu 40 Tonnen und bringen bis Calcutta 30 Tage zu, während die Dampfer in fünf Tagen und die Bahnen in so viel Stunden verkehren. Die Preise stellen sich halb so hoch bei Segelfracht als bei Dampfbenützung. Auf die Stapelplätze gelangt die Waare in offenen Bündeln, mit Stricken verschnürt; hier werden Ballen gebildet mit Ueberzug, die aber in Calcutta wieder auseinandergenommen werden müssen, um sortirt und zum Seetransport durch hydraulische Pressen festgepackt zu werden.

Am lebhaftesten ist der Handel vom November bis Februar. Welche Bedeutung der Jute für Unterbengalen zukommt, zeigt sich am besten an der Entwicklung des Hauptmarktes Siradschgandsch, heute eine Stadt von 700.000 Einwohnern. Vor dreissig Jahren machte Siradschgandsch den Eindruck einer Stadt ohne Häuser; heute zeigt schon meilenweit, ehe man sich den Ausladequais nähert, das Treiben auf dem Flusse die Nähe einer Grossstadt an. Flotten kleiner Boote kommen von Norden herabgeschwommen; grössere Fahrzeuge, darunter qualmende Dampfer suchen den Weg thalwärts nach Calcutta. Am Ufer sind Haufen von Kulis mit dem Ausladen der rohen Bündel von Jute beschäftigt, die Andere sofort in Ballen bringen und in dieser Verpackung grösseren Schiffen übergeben. Kommt die Zeit des täglichen „Bazars“ oder der Börse, so besteigen die Aufkäufer kleine Ruderboote und machen von Schiff zu Schiff Abschlüsse. Das Ufer ist eine völlig schattenlose Sandwüste; die Stadt liegt 8 *km* landeinwärts. Der Weg dahin in der brennenden Sonne ist so anstrengend, dass selbst gering bemittelte Arbeiter sich einen elenden Klepper sichern. Im Juni steigt der Fluss und dann gelangen Schiffe in einer canalartigen Rinne bis zur Stadt, und der Bazar findet in den Strassen der Stadt statt, bis der Fluss im October wieder in sein Bett zurücktritt.

Man unterscheidet im Handel nicht weniger als zehn Sorten; daneben laufen noch eine Menge örtlicher Bezeichnungen. Uttariyâ, wörtlich Nord-Jute, ist die preiswertheste Sorte: zart, weiss, stark und lange Faser. Deswal gilt als weich und kräftig; sie wird neuerdings vernachlässigt wegen grösserer Sorglosigkeit der Pflanzer, kommt aber aus klimatisch bevorzugten Districten, ist zuerst am Platz und ist guter Preise sicher, so oft die Nachfrage nach Jute rege ist. Dacca ist eine Sorte für Seilerwaaren; sie kommt aus dem Ueberschwemmungsgebiete östlich von Calcutta, ist grobfaserig, weil die Ausbildung der Pflanze unter übergrosser Bodenfeuchtigkeit leidet, wird aber für starke Stricke gesucht. Dasselbe gilt von Bhatial. Naraingandschi wird der dunkleren Farbe wegen, Folge zu starker Verwesung unter Wasser, gemieden, ist aber eine ausgezeichnete Gespinnstfaser. Als feinste Waaren gelten Bakrabadi und die Erzeugnisse von Maimansingh, nördlich von Dacca.

Die Eingeborenen fertigten seit Alters Getreidesäcke aus Jute, Gunny, für den Hausgebrauch. Die Weberei für den europäischen Markt lohnte, solange als Jute nicht in Europa auf mechanischen Stühlen verarbeitet wurde; die traurige Lage des Gewerbes in der Gegenwart veranschaulicht nachstehender Bericht:

„Schon das Aeussere zeigt an, dass die Weber halb am Hungertuche nagen; sie sind schwächlich und unsauber. Ihr ganzes Leben geht innerhalb der Mauern unglaublich unreiner Häuser dahin. Ihr Lohn ist sehr gering, wird nicht regelmässig bei der Ablieferung bezahlt, erleidet mancherlei Abzüge und dabei fehlt es häufig an Aufträgen. Man kann es beinahe ein Glück nennen, dass die Nachfrage von Gunnytuch von Jahr zu Jahr abnimmt; denn dann stirbt das Handwerk allmälig ab.“ An Stelle der Handweberei ist für Jute auch in Indien Fabriksarbeit getreten; Hauptsitz für Jute-Webereien ist die Umgegend von Calcutta geworden. Eine solche Fabrik hat vorwiegend Weiber

und Kinder zu Arbeitern; die Mehrzahl der Kinder ist unter zehn Jahren. Die Maschinen laufen zwölf Stunden im Tag, die Arbeiter werden aber von sechs zu sechs Stunden abgelöst, weil die Inhaber die Erfahrung machten, dass frische Kräfte viel mehr leisten.

Indien eigen ist noch die Darstellung von Papier aus Jute; Hauptsitz ist die Umgegend von Rangpur, an der Calcutta-Dardschiling-Bahn gelegen, einer der ältesten Districte, in denen Jute gepflegt wurde. Das Papier ist grob, dient aber den Lithographien der Eingeborenen zum Druck und in den englischen Kanzleien zum Conceptpapier. Die Bereitung ist folgende: 40 Pfund Jute werden 20 Pfund Leim beigegeben und beide während 24 Stunden in einem gemauerten Trog von 3 *m* Länge, bei 2 *m* Tiefe und 0·50 *m* Breite unter Wasser gehalten. Dann nimmt man die Masse heraus, entfernt das Wasser durch Druck und lässt das Gemenge im Schatten während vier Tage abtrocknen. Dann wird wieder Leim beigemengt, der Process der Sättigung im Wasser und des Trocknens wiederholt. Hierauf wird das Gemenge in Cubus von 20—30 *cm* geschnitten in einem Mörser zerstossen, woran sechs Arbeiter sich ablösen. Dann wird das Pulver auf eine feine Bambusmatte gelegt, genässt und mit den Füssen geknetet unter Zuführung von Wasser nach Bedarf. Dieser fein gearbeitete Stoff wird nun wieder in einen Trog gebracht, und unter fortwährendem Umrühren mit Wasser verdünnt. Die feinsten Theilchen steigen nach aufwärts und werden mit einem behutsam untergeführten feinen Bambussieb abgehoben; ist die Lage genügend abgetrocknet, so lässt man eine zweite Schicht oberen Schaums sich auflagern. Erst zwölf Schichten gelten als genügend, um Papierstärke zu geben; das trockene Blatt wird unter einer Presse geglättet, auf beiden Seiten mittelst einer Bürste mit Reisstärke überstrichen und ist nun zum Verkauf fertig.

Ueber die Zukunft der Jutefaser äussert sich ein amtlicher Bericht sehr günstig: „Lässt man die Ziffern von Land unter Jute und vom Ertrag der Aecker auch nur als annähernde Schätzungen gelten, so nehmen diese Pflanzungen nicht mehr als den dreizehnten Theil des Ackerlandes unterm Pflug ein; ein sehr erheblicher Percentsatz der angebauten Fläche lag aber früher öde und fortgesetzt wird hiefür Brachland nutzbar gemacht; deswegen thut Jute dem Anbau von Nahrungsgetreide keinen Abbruch. In einem Lande, wo am Herkommen so ängstlich gehangen wird, wie in Indien, werden Neuerungen nicht willig aufgenommen, und Handel wie Fabriken in Jute brachten anfangs mancherlei Störungen, die sehr unangenehm empfunden wurden.

Der Gewinn wirkte jedoch aneifernd, und die gesammte Bevölkerung hat sich in dem neuen Laufe der Dinge völlig zurechtgefunden; manches lästige Vorurtheil ist abgelegt worden, und der Beweis ist geliefert, dass Handelsanforderungen auch auf die indischen Kasten umgestaltend einwirken.“

LAGE UND PRODUCTE DES LANDES PUNT.

Von *J. Krall.*

Die politischen Vorgänge, vor Allem das Vorgehen der Italiener gegen Abessynien haben in den letzten Jahren zu wiederholten Malen die allgemeine Aufmerksamkeit auf die ostafrikanischen Küstengebiete von Suakin und Massaua an bis zu dem Lande der Somalen hin gelenkt. Hieroglyphischen Texten verdanken wir die merkwürdige Kunde, dass ein Theil dieser Küstengebiete unter dem Namen Punt schon vor Jahrtausenden in der Handels- und Culturgeschichte des Orients eine hervorragende Rolle gespielt hat. Schon in der ersten Hälfte des dritten Jahrtausends v. Chr. hatten, wie eine hieroglyphische Inschrift aus der Zeit des Königs Sencheres lehrt, die Fahrten der Aegypter nach dem Lande Punt begonnen. Näheres erfahren wir über dieses Land durch die Inschriften und Darstellungen des berühmten Terrassentempels von Deir el-Bahari, welche die Königin Macherê (um 1520 v. Chr.) zur Erinnerung an eine grosse Flottenexpedition nach Punt im westlichen Theben hat aufführen lassen. Unter ihrem Bruder und Nachfolger, dem grossen Eroberer Thethmôsis III., bildet Punt einen Bestandtheil des egyptischen Reiches. Regelmässige Tribute des Landes Punt werden in den Annalen Thethmôsis III. verzeichnet. Noch in der Zeit der Ptolemäer wird das Land Punt in hieroglyphischen Texten widerholt erwähnt.

Es ist bei der grossen Wichtigkeit des Gegenstandes begreiflich, dass von verschiedenen Seiten Versuche gemacht wurden, die genaue Lage dieses Landes Punt festzustellen. Dümichen, Chabas, Mariette, Brugsch, Maspero, Golenischeff, Lieblein und noch neuerdings Schweinfurth [1]) und Glaser [2]) haben sich mit der Frage mehr oder minder eingehend beschäftigt. Massgebend war die Liste der Producte des Landes Punt, welche uns an zwei Stellen, in den Inschriften des Tempels von Deir el-Bahari und in einem Petersburger Papyrus ganz ausführlich und in fast gleichlautender Weise aufgezählt werden. In erster Linie war es eine feine Anteart, welche die aegyptischen Seefahrer nach dem Lande Punt lockte. Wir sehen in Deir el-Bahari an der Rinde der Ante-Sykomoren kleine eckige Körper, welche das Ante bezeichen, das Einschnitten an diesen Bäumen entquoll. Dieselben Darstellungen zeigen uns, dass schon unter Königin Macherê Antebäume — 31 an der Zahl — in Kübeln auf die Schiffe gebracht wurden, um in Aegypten acclimatisirt zu werden, ein Vorgang, der sich in späterer Zeit oft wiederholte. Nach dem Ante folgen in der Liste der Producte Ebenholz,

[1]) Sur certains rapports entre l'Arabie Heureuse et l'ancienne Égypte, Genf 1890.

[2]) Die Goldländer Punt und Sasn im Somâli-Lande, Ausland 1890, Nr. 27, S. 521 u. ff. Der ausgezeichnete Kenner Südarabiens bemerkt mit Recht, dass Punt unmöglich dem südlichen Arabien entsprechen könne, da das charakteristische Thier Arabiens, das Kameel, unter den Producten des Landes Punt fehlt, dagegen geradrückige Rinder, welche es an der arabischen Weihrauchküste nicht gibt, unter denselben erscheinen.

Elfenbein, Gold, Electron, Antimon (?), mehrere Affen- und Hundearten, Pantherfelle, Perlmutter (?), Bumerangs, Strausseneier, Sclaven, Sclavinnen, Vieh. Bezeichnenderweise fehlt das Silber in diesen Listen der Producte des Landes Punt.

Indem das Ante bald als Weihrauch, bald als Myrrhe aufgefasst wurde, schien die Gleichsetzung des Landes Punt mit den Weihrauchländern κατ' ἐξοχήν, der Somaliküste und dem südlichen Arabien von selbst geboten zu sein.

Nur darüber schien ein Zweifel gestattet zu sein, ob das eine oder das andere der beiden genannten Gebiete unter der aegyptischen Bezeichnung zu verstehen sei. Der afrikanischen Küste ward von der Mehrzahl der Fachgenossen der Vorzug gegeben, wenn sie nicht die Ansicht Dümichen's theilten, dass das Land Punt auf „beiden Seiten des Meeres" lag.

Der Weihrauch gehört zu jenen Producten, welche auf die Culturgeschichte des Alterthums einen massgebenden Einfluss geübt haben. Aegypten war der Hauptabnehmer des Weihrauchs in alter Zeit; in dem anderen Culturherde der alten Welt, in Babylonien scheint der Verbrauch des Weihrauchs ein viel geringerer gewesen zu sein. Schon in den ältesten Texten, deren Niederschrift in das IV. Jahrtausend v. Chr. fällt, wird der Weihrauch (Sontr) häufig erwähnt. In dem aegyptischen Culte ward von demselben ein sehr ausgiebiger Gebrauch gemacht. Speciell bediente man sich des Weihrauches bei dem Todtenrituale. Unter den Dingen, welche dem Verstorbenen dargebracht werden, deren er bedarf und von denen auch „die Götter leben", wird der Weihrauch erwähnt und in den Gräbern des alten Reiches in mannigfacher Gestalt dargestellt. Merkwürdigerweise ward der Weihrauch oft in Form von Obelisken in den Handel gebracht. Eine Inschrift aus der Zeit Thethmôsis III. erwähnt „vier Weihrauchobelisken". In der ältesten Zeit, im IV. Jahrtausende v. Chr., für welches Beziehungen Aegyptens zum südlichen Syrien nicht nachzuweisen sind, scheint man Weihrauchsorten aus dem fernen Süden bezogen zu haben. Wenigstens möchte man dies aus den Stellen der Pyramideninschriften schliessen, in denen der Weihrauch als Product der unmittelbar an Egypten grenzenden äthiopischen Landschaft bezeichnet wird, ähnlich wie Elephantine (Abu) von dem Elfenbein (Ab) den Namen erhalten hat, der hier auf den Markt gebracht wurde. Wie dem auch sei, Thatsache ist, dass bereits in den Annalen Thethmôsis III. der Weihrauch zu den regelmässigen Tributen des südlichen Syrien (des Lothennu[1])-Landes) im XV. Jahrhunderte v. Chr. erscheint. Wir werden an die Ismaëliter erinnert, welche in den Geschichten Josephs Weihrauchsorten vom Ostjordanlande nach Aegypten brachten (1 Moses 37, 25).

[1]) Merkwürdig ist, dass dieser Name eine gute Transcription von „luden", dem sabäischen Namen der Myrrhe, darstellt.

Bei diesen südsyrischen Gebieten stehen wir am Ausgange der Karawanenstrasse, welche aus dem südwestlichen Arabien, aus dem Lande der Sabäer, das in der Geschichte Salomo's zuerst erwähnt wird, nach Norden, speciell nach der philistäischen Stadt Gaza führte. In Gaza fand Alexander der Grosse so riesige Quantitäten von Weihrauch und Myrrhe vor, dass er seinem Pädagogen Leonidas, der ihm als Knaben beim Opfer Verschwendung von Weihrauch vorgehalten hatte, so lange er nicht Herr des Weihrauchlandes sei, 500 Talente Weihrauch und 100 Talente Myrrhe mit der Mahnung schicken konnte, fortan nicht kleinlich gegen die Götter zu sein. Nach der Eroberung von Gaza sah sich Alexander als Herrn der ἀρωματοφόρος an. Diese „Weihrauchstrasse", deren Zurücklegung nach Plinius an 70 Tage erforderte, hat den Gebieten, welche sie berührte, vor Allem den Reichen der Sabäer, Minäer und Nabatäer einen verhältnissmässig hohen Grad von Cultur und bedeutenden Wohlstand gebracht. Die Somaliküste erscheint durchwegs als eine Art Colonialland der Sabäer.

Die Kenntniss des Karawanenweges ward naturgemäss von allen daran betheiligten Stämmen als grosses Geschäftsgeheimniss gehütet, umsomehr als die jeweiligen Machthaber im Nilthale oder in Syrien und Mesopotamien mit Vorliebe darnach strebten, Herren der Weihrauchstrasse zu werden. Wir erinnern an die verunglückten Expeditionen des Demetrios Poliorketes und seines Feldherrn Athenaios gegen die Nabatäer, an die Unternehmungen des Herren Aegyptens, des Kaisers Augustus, dessen Feldherr Aelius Gallus von dem Statthalter der Nabatäer, Syllaios, so gut geführt wurde, dass die römischen Truppen auf einen Weg, den sie auf dem Rückmarsche in 60 Tagen zurücklegten, nicht weniger als 6 Monate verwendeten. Nicht anders steht es mit dem Zuge, welchen von einer anderen Richtung her Antiochos III. der Grosse 205 gegen die arabischen Gerrhäer am Persischen Meerbusen unternommen hat. Er begnügte sich mit einem Geschenke von 500 Talenten Silber, 1000 Talenten Weihrauch und 200 Talenten στακτή. Die in dem XIV. Capitel der Genesis erwähnte Unternehmung babylonischer Fürsten, welche in die Geschichten Abrahams verflochten erscheint, stellt wohl auch nur einen ungemein kühnen Beutezug in die Gebiete dar, welche von der Weihrauchstrasse Vortheil zogen. An der syrisch-arabischen Wüste entlang, auf jenem Wege, den Nebukadnezar viele Jahrhunderte später in umgekehrter Richtung zurücklegte, kam der Zug in die Gegend von Damaskos, von da durch das Transjordanland, das Wadi-el-Arabah nach Elath am Golfe von Akabah, dann nach Kadesch Barnea. Es bestand wohl die Absicht von hier aus Gaza zu überfallen. Die Umstände, welche die babylonischen Fürsten nöthigten, diesen Plan aufzugeben, kennen wir nicht.

Mit Recht ist schon von Sprenger darauf

JEDNOTA
K POVZBUZENI
PRUMYSLU
V CECHACH

hingewiesen worden, dass von dem Momente an, wo in der römischen Kaiserzeit der Seeweg aufkam, man den Weihrauch von den südarabischen Häfen zu Schiffe nach dem Westen brachte, der langwierigere und beschwerlichere und darum nicht concurrenzfähige Karawanenverkehr langsam einging und die Verhältnisse auf der arabischen Halbinsel eine total veränderte Gestalt gewannen. Vor Allem war damit der Macht und Blüthe des Sabäerreiches sowie der anderen an dem Karawanenhandel betheiligten Stämme, namentlich den Minäern, der Todesstoss versetzt worden. Erwägt man alle die angeführten Momente, so wird man zugeben müssen, dass der viel schwierigere Karawanenverkehr sich kaum entwickeln konnte, wenn ein auch kürzerer Seeweg von den Weihrauchländern nach Aegypten, wie dies nach den allgemein üblichen Ansätzen für das Land Punt folgen würde, bereits seit ältester Zeit in Blüthe stand. Diese und ähnliche Erwägungen nöthigen uns[1]) die Frage aufzuwerfen, ob die Gleichsetzung des Ante mit dem Weihrauche — es ist dies, wie bereits bemerkt, der springende Punkt der ganzen Frage — hinlänglich gesichert ist, und ob nicht vielmehr eine andere Auffassung des Ante den gegebenen Bedingungen besser entspricht.

Es gab zahlreiche Arten von Ante. Sie werden als Ausflüsse aus den Augen verschiedener Götter bezeichnet und dadurch als gummi- oder harzartige Substanzen charakterisirt. In einer Inschrift des Laboratoriums des Edfutempels, welche der Ptolemäerzeit entstammt, werden nicht weniger als siebzehn Antearten aufgezählt, von denen die meisten in den aegyptischen Tempeln Verwendung fanden. Zeigt es sich, dass das Ante allgemein als „Gummi" oder „Gummiharz" zu fassen ist, so ist Gewicht darauf zu legen, dass das aus dem Lande Punt gebrachte Ante zu wiederholten Malen als „Gomi" (Gummi)-Ante oder einfach als Gummi bezeichnet wird.

Das Ante-Gummi ward von den aegyptischen Malern zum Anmachen der Farben gebraucht, wozu noch jetzt feine Gummiarten verwendet werden. Nach einer Inschrift aus Denderah über die Osiris-Mysterien wurden Götterbilder mit in Wasser aufgelöstem Ante viermal bestrichen; nachdem einige Tage zum Trocknen verflossen waren, wurden die Farben aufgetragen, welche durch das Gummi consistenter wurden. Bei der Bereitung der Tinte spielte, wie die erhaltenen Recepte lehren, das Ante-Gummi ebenfalls eine grosse Rolle. Endlich ward das Ante-Gummi bei der Mumification verwendet. Nachdem der Leichnam siebzig Tage lang, so erzählt uns Herodot (II, 86) in Natron gelegen, ward er aus demselben genommen und mit Gummi überstrichen. So sind die Stellen der funerären Texte zu verstehen, in denen von Salbung des Verstorbenen mit Ante-Gummi die Rede ist. Es ist wahrscheinlich, wenn auch vorläufig nicht zu belegen, dass die Myrrhe, welche zu 40 Percent Gummi enthält, auch zu den vielen Antearten gezählt wurde. Eine Prüfung der einschlägigen Stellen führt etwa zu folgenden Ergebnissen: Alle Stellen, in denen das Ante vorkommt, lassen sich durch die Annahme, dass wir es mit dem Gummi arabicum zu thun haben, und mehrere derselben nur durch diese Annahme erklären. Oft würde auch die Myrrhe eben wegen ihres grossen Gehaltes an Gummi entsprechen, der Weihrauch ist jedoch ganz ausgeschlossen.

Wenn auch mindere Gummisorten in Aegypten selbst gewonnen werden und dementsprechend auch das Ante in den Pyramidentexten, deren Entstehung lange vor den Beginn der Fahrten nach dem Lande Punt fällt, erwähnt wird, so wurden doch die feineren Sorten, welche speciell für die Malerei in Betracht kommen, aus der Ferne bezogen. Die Acacia Senegal, von welcher das vorzüglichste Gummi arabicum gewonnen wurde, wächst im Stromlande des weissen Nil und des Atbara und in Kordofan. Von Kordofan wird das Gummi nach El-Dabbe in Dongola oder nach Chartûm gebracht. Riesige Quantitäten werden in diesen Gegenden gewonnen; 1876 gingen in Chartûm 10.000 Centner ein. Auch die Landschaft Sennaar am blauen Nil lieferte ein Gummi von so gutem Aussehen wie das kordofanische. Dagegen ist die Qualität des Gummi, welches in den Gegenden zwischen Sennaar und dem Rothen Meere, dann in Gezireh, gegenüber der Mündung des Atbara auf der Hochebene Takka, im Gebiete der Bischarin und an der Küste des Rothen Meeres von Massaua an gewonnen wird, eine mindere.[1])

Als Ausfallspforte für alle diese Gebiete dient die Küste von Suakin nach Massaua, und es wird nach den bisherigen Darlegungen als berechtigt erscheinen, wenn wir an diesem Küstenstriche das Land Punt suchen. Wie in unseren Tagen, so kamen in alter Zeit grosse Quantitäten Gummi an diesen Theil der Küste des Rothen Meeres, um von da nach den Culturländern der alten Welt gebracht zu werden. In einem sehr instructiven Aufsatze von Sidney Sonnino (L'Africa italiana, Nuova Antologia, III. Serie, Bd. XXV) werden als Producte, welche an die Küste von Suakin bis Massaua kamen: „penne di struzzo (dal Darfur), gomme (dal Kordofan), avorio (da Bahr el-Ghazal), caffé, pelli e cereali" angeführt und dazu bemerkt „per la via di Suakim si esportavano specialmente una parte delle gomme, dell' avorio, del caffé e una piccola quantità di penne". Man wird bei dieser Liste an die Productenverzeichnisse des Landes Punt deutlich gemahnt.

Wenn in den aegyptischen Texten Tributgegenstände des Landes Punt vielfach als Producte

[1]) Vergl. unsere Studien zur Geschichte des alten Aegyptens. IV, Das Land Punt, 1890 (Sitzungsberichte der Wiener Akademie der Wissenschaften, Bd. CXXI, Nr. XI).

[1]) Vergl. Flückiger, Pharmakognosie des Pflanzenreiches S. 3, 4, 10, 11, Wiesner, die technisch verwendeten Gummiarten, Harze und Balsame, S. 3 ff., und die Rohstoffe des Pflanzenreiches, S. 43 ff.).

Aethiopiens bezeichnet werden, wenn dieselben fast durchgehends mit denjenigen Aethiopiens identisch sind, überhaupt die Zugehörigkeit von Punt mit Aethiopien überall gebührend hervorgehoben wird, so lehrt uns ein Blick auf die Karte, dass die Küste von Suakin nach Massaua in vorzüglicher Weise diesen Bedingungen entspricht. Das Nilthal nähert sich in der Breite von Suakin ganz bedeutend dem Meere. „Von Meroë bis zu diesem Meere — sagt Strabo — kann der Weg von einem raschen Wanderer in fünfzehn Tagen zurückgelegt werden."

Es ist bekannt, dass man zur Zeit der aegyptischen Herrschaft im Sudân sich ernstlich mit dem Gedanken an den Bau einer Eisenbahn vom Nilthale, von Berber aus nach Suakin getragen hat, um dem Handel des Sudân mit Aegypten raschere und sichere Bahnen zu weisen.

Der Verkehr nilabwärts ist ungemein langwierig und beschwerlich und musste es in ältester Zeit noch mehr sein, wo die Herrschaft Aegyptens nach Süden bis zum ersten Katarakt, bestenfalls bis Wadi Halfa reichte. Das Aufblühen und Zurücktreten einzelner Gebiete und Häfen an der unwirthlichen Küste des Rothen Meeres ist durch die politischen Verhältnisse der Hinterländer, durch den Gang des Welthandels bedingt. Nach der Gründung des axumitischen Reiches gewann der Hafen von Adulis, welcher den Verkehr des an Rohproducten so reichen, an Industrieerzeugnissen so armen Hinterlandes mit der vorderasiatischen Culturwelt vermittelte, eine grosse Bedeutung. In früherer Zeit war das Gebiet um Suakin von grösserer Bedeutung wegen seiner bequemen Verbindung mit Nubien, dessen Residenzen Napata und Meroë auf die natürlichen Centren des weit ausgedehnten Gebietes hinweisen.

Die Bewohner von Punt werden in den aegyptischen Texten als friedfertig und den Aegyptern stammverwandt (als rothe Menschen) bezeichnet. Daneben erscheinen auch Neger als Bewohner des Landes. Sie standen unter Häuptlingen, deren einer P-rohu genannt, sammt seiner centnerschweren Gemahlin in Deir el-Bahari abgebildet erscheint. Die Darstellung derselben erinnert, wie schon von verschiedenen Seiten bemerkt wurde, an die dicken Weiber afrikanischer Völkerschaften. „Ich halte dafür," sagt Schweinfurth, dass „Weiber, deren Körpergewicht drei Centner beträgt, unter den Bongo durchaus nicht zu den Seltenheiten gehören." Als Gott des Landes Punt dachten sich die Aegypter in späterer Zeit den zwerg- und fratzenhaft gestalteten Gespielen und Diener des Sonnengottes, mit Namen Bes.

Alle Momente sprechen dafür, dass das Land Punt in dem Küstenstriche von Suakin gegen Massaua hin zu suchen ist, wo die Producte der reichen Hinterländer, vor Allem das Ante-Gummi, zum Theil aus weiter Ferne, zusammenkamen. Ein stricter Beweis wird jedoch erst dann geliefert werden können, wenn es gelingt, in jenen Gebieten aegyptische Inschriften oder Denkmäler vorzufinden. Aehnlich wie in Syrien am Nahr el Kelb oder am Sinai, vor Allem im Wadi Maghara, so hat das vielschreibende aegyptische Volk gewiss auch in Punt zweifellose Spuren seiner Anwesenheit hinterlassen. Möchte es diesen Zeilen vergönnt sein, die Anregung zu geben, dass sie an jenem Küstenstriche gesucht werden, welcher der näheren wissenschaftlichen Erforschung bald zugänglich werden dürfte.

WEST-CHINAS ERSCHLIESSUNG.

Durch einen am 31. März 1890 zwischen der britischen und chinesischen Regierung vereinbarten Zusatzartikel zum Vertrage von Chefoo vom Jahre 1876 ward Tschung-King, am Yangtsekiang, die Haupthandelsstadt im westlichen China, zum Range eines Vertragshafens erhoben. Damit gewinnen diese entfernten Gebiete für uns erhöhte Bedeutung. „Westliches China" nennen sie die Leute in den Seehäfen und für diese liegen die Provinzen Sz-Tschwan, Kwei-tschou und Yünnan allerdings im Westen; für den Abendländer, der sich nicht vergegenwärtigt, dass das eigentliche China mit seinen 18 Provinzen nur einen dritten Theil des gesammten chinesischen Reiches umfasst, ist die Bezeichnung doch recht irreführend, denn er ist irrthümlich gewohnt, das westliche China hart an der russischen Grenze zu suchen, in Ostturkestan und der Dsungarei, Länder, über die sich Chinas Scepter, nicht aber der Name erstreckt. Dem Europäer dünken die genannten Provinzen noch stark im Osten und erst ein genauer Blick auf die Landkarte erlöst ihn von seinem Irrthume. In Wahrheit bilden dieselben indess den südwestlichen Theil des chinesischen Reiches. Yünnan ist der Grenznachbar von Birma und Tonking.

Erst in den jüngsten Jahrzehnten ward der Schleier gelüftet, welcher bis dahin diesen entlegenen Theil des himmlischen Reiches bedeckte. Der edle Venetianer Marco Polo hatte allerdings schon im dreizehnten Jahrhundert seine Reisen in Sz-Tschwan beschrieben und von dem Reichthume, der Fruchtbarkeit des Landes erzählt, aber seine Berichte wurden nahezu sechshundert Jahre lang ungläubig hingenommen, bis endlich die moderne Forschung deren Richtigkeit erwies. Aber selbst Europäer, die in China ihren Wohnsitz aufschlugen, blieben ohne Kenntniss vom Grossen Westen. Zumeist in den Seeplätzen der Ostküste in Handelsgeschäfte verwickelt, hatten sie keine Verbindung oder Berührung mit jenen entfernten Gebieten, und sprach einmal davon einer der seltenen Reisenden oder ein Missionär, so hinterliessen ihre Reden kaum mehr als einen nebelhaften Eindruck.

Die löblichen Bestrebungen der indischen Regierung, einen Handelsweg von Indien durch das damals noch selbstständige Reich Birma nach dem südlichen China zu eröffnen, brachten diese Region

zuerst dem allgemeinen Interesse näher. Beziehungen zu derselben hatten sich freilich schon einige Jahre zuvor ergeben. Yünnan, ein theils von Mohammedanern, theils von rohen Bergvölkern bewohntes, rauhes, wenig zugängliches und von Europäern damals so viel wie gar nicht erforschtes Alpenland, hatte sich nämlich gegen die chinesische Herrschaft erhoben, zur Unabhängigkeit emporgeschwungen und in das mohammedanische Reich der Panthay oder Pansi verwandelt, dessen Sultan Soliman in Talifu Hof hielt und lange Zeit die gegen ihn ausgesandten Heere der Pekinger Regierung mit Glück bekämpfte. Nur der Osten der Provinz mit der Hauptstadt Yünnan-fu verblieb in der Gewalt der Chinesen. Als Soliman's Herrschaft so weit befestigt war, dass er daran denken konnte, Freundschaftsbündnisse mit auswärtigen Mächten anzuknüpfen, wandte er sich 1867 an seine nächsten, wahrhaft machtvollen Nachbarn, die Briten, wozu die Mission des englischen Major Sladen willkommenen Anlass zu bieten schien. Aus Sladen, Capitän William und A. Bowers, dann dem Naturforscher Dr. John Anderson und den Herren Stuart und Burn zusammengesezt, hatte sie die Aufgabe, zu untersuchen, inwieweit eine Möglichkeit vorhanden sei zur Wiedereröffnung einer Handelsstrasse, die seit uralten Zeiten den Irawaddy hinauf bis Bamo und von da durch die Landschaften der unabhängigen Schan-Staaten bis Talifu in Yünnan zog. Der Sladen'schen Mission gelang es indess nur bis Momeïn im Gebiete der Schan, nicht aber in's eigentliche China vorzudringen, weil die Panthay damals eben in der Eroberung des noch chinesisch gebliebenen Landestheiles begriffen waren. Später indess, im Winter 1872—73, fiel nach langem erbitterten Kampfe das Reich der Panthay, und am 19. Jänner 1873 eroberten die Chinesen die Hauptstadt Talifu. Jetzt schien der Weg von Birma nach Yünnan wieder offen, und der britische Gesandte in Peking verhandelte alsbald wegen Empfang einer britischen Mission in Yünnan. Darauf hin erfolgte die Entsendung des Obersten Horace Browne, welchen Dr. Anderson und Herr Elias Ney, sowie eine Leibwache von fünfzehn Sikh begleiteten; am 21. November 1874 segelten sie von Calcutta nach Rangoon und am 15. Februar 1875 brach die Expedition von der birmanischen Grenzstadt Tsitkau, 25 *km* von Bamo entfernt, nach Manwein auf. Es ist dies ein den Chinesen zinspflichtiges Schandorf, vier Märsche von Tsitkau. Unterdessen war Herr Margary, ein junger, vielversprechender Consulatsbeamter beordert, von China aus der Gesandtschaft entgegenzugehen und dieselbe über die Grenze zu geleiten. In der Ausführung dieses Auftrages begriffen, ward er jedoch am 21. Februar durch den Militärgouverneur von Momeïn in Yünnan ermordet. Am nächsten Tage sahen sich Oberst Browne und seine Leute beim Dorfe Tsurai, in Sicht von Manwein, von mehreren hundert Chinesen umringt und angegriffen, und nur tapferste Gegenwehr bewahrte ihre Schädel vor dem Geschicke, die Mauern von Momeïn in Gesellschaft jenes des armen Margary zu schmücken. Aber die Expedition war zum Rückzuge gezwungen und kehrte unverrichteter Dinge heim.

Das Schicksal des unglücklichen Margary und der traurige Ausgang der Browne'schen Expedition hätten nahezu einen Krieg zwischen England und China zur Folge gehabt, doch wurden die entstandenen Schwierigkeiten endlich 1876 durch den Vertrag von Chefoo beigelegt. Derselbe sollte einen regelmässigen Grenzverkehr zwischen Birma und Yünnan anbahnen und den Handel entwickeln. Man bewerthete diesen auf 500.000 £ im Jahre, die sich hauptsächlich auf die Einfuhr roher Baumwolle aus Birma nach Yünnan und auf Opium vertheilten, welches letzteres Land als Stapelartikel lieferte. Inzwischen öffnete der Bericht des Herrn E. Colborne Baber über seine mit Herrn Grosvenor 1876 im amtlichen Auftrage ausgeführte Reise durch Yünnan, allmälig den Engländern die Augen über den Werth oder richtiger Unwerth der „Gold- und Silber-Handelsstrasse" nach China. Bis dahin dachte man, der Weg ins Herz von Yünnan, wenn man einmal das Kachyen-Gebirge überstiegen habe, sei ein vergleichsweise leichter. Herr Baber zeigte indess, dass die wirklichen Schwierigkeiten des Weges erst in Momeïn anfangen und schilderte die Handelsstrasse von dort nach Talifu als „die möglichst schlechteste Strasse mit dem möglichst geringsten Handelsverkehr." Sie ist in der That ein sogar für einen vorsichtigen Fussgänger äusserst gefährlicher Saumpfad, blos für Maulthiere und Last-Kuli benützbar; Reiter sind oft genöthigt abzusitzen und ihre Thiere weite Strecken über die steilen Hänge der Gebirge und an den gähnenden Abgründen vorbei, am Zügel zu führen. Der Luftlinie nach beträgt die Entfernung von Bamo nach Yünnan-fu freilich blos 580 *km*, in Wirklichkeit aber windet sich der Pfad an 1560 *km* lang durch rauhes Alpenland bis zu einer Meereshöhe von 7925 *m* empor. Die Entfernungen sind weit grösser als man glaubt. Von Talifu hat man noch 2300 *km* (oder in der Luftlinie 1730) nach Tschung-King, der eigentlichen Handelsmetropole des westlichen China. Herr Baber schloss mit der Bemerkung, dass „wie abgeneigt auch die meisten Engländer sind, es zuzugeben, der einfache und offenbare Weg nach dem östlichen Yünnan vom Golf von Tonking ausgehe."

Dort im Nordosten Hinterindiens hatten nun seit Jahren die Franzosen Fuss gefasst, welche auf der ganzen Halbinsel die natürlichen Nebenbuhler der Briten wurden und im Osten sich ebenso zu Herren des Landes machten, wie jene im Westen. Mit der politischen Herrschaft allein nicht zufrieden, waren indess auch sie unausgesetzt bestrebt, den Süden Chinas dem Handel zu erschliessen und einen dafür tauglichen Ueberlandweg ausfindig zu machen. In diesem Wettbewerb verblieb der Sieg den Franzosen, welche handelten, während die Engländer unterhandelten. Indess die verschiedenen britischen Gesandten Jahr für Jahr mit der Pekinger

Regierung wegen der Eröffnung neuer Handelswege nach Tibet und Westchina verhandelten, machten die Franzosen allen fruchtlosen Erörterungen ein kurzes Ende, indem sie im Lande selbst sich festsetzten und dasselbe für immer der ohnmächtigen Oberherrschaft Chinas entrückten. Das Ergebniss war, dass Frankreich den Wettlauf gewann; indem es Tonking seinem hinterindischen Reiche einfügte, verläuft dessen Grenze längs jener der chinesischen Provinzen Kwang-si und Yünnan, in welche der Eintritt von den günstigsten Punkten ermöglicht ist. Der sogenannte Rothe Fluss ist die natürliche Abzugsstrasse für die Erzeugnisse des südwestlichen China nach dem Meere. Die Entfernung von Laokai, an der Grenze von Yünnan, bis Hanoi, der neuen französischen Hauptstadt von Tonking, beträgt keine 320 *km*. Dieser besser unter den einheimischen Namen Song-koi, Song-ka oder Hong-kiang bekannte Strom entquillt den Bergen im Süden von Talifu in Yünnan und mündet bei Haiphong, im Golf von Tonking, etwa 800 *km* von dem grossen Nachbarstapelplatze Hongkong entfernt. Hanoi liegt an den Ufern des Stromes unfern von seiner Mündung. Im Juli 1889 gelang es den Franzosen in achttägiger Dampferfahrt von Hanoi aus das Ende der Schiffbarkeit in Laokai zu erreichen, auch glückte es ihnen für Ein- und Ausfuhr günstige Zollsätze zu erwirken, so dass aller Vortheil auf ihrer Seite liegt.

Die Chinesen, welche mit ihnen in Wettbewerb auf ihren eigenen Gewässern treten könnten, namentlich auf dem Si-kiang oder Weststrome, welcher dem Songkoi parallel ganz auf chinesischem Gebiete fliesst, dann auch auf dem Yangtsekiang, der bis zu den Grenzen von Yünnan und Sz-Tschwan schiffbar ist, thun im Gegentheil wenig, die Entwicklung ihrer eigenen Hilfsmittel zu fördern, während die Vorschriften der Behörden den eigenen Handel grösstentheils zum Vortheil auswärtiger Bewerber lähmen. Der Weststrom entspringt im westlichen Yünnan, durchfliesst die beiden Provinzen Kwang-si und Kwang-Tung, bespült die Mauern der grossen Stadt Canton und ergiesst sich in's Meer durch die Tigermündung gegenüber von Hongkong; er ist schiffbar aufwärts bis zur Stadt Pe-se an der Grenze Yünnans und könnte eine wichtige Handelsstrasse sein ohne die Hemmungspolitik der chinesischen Regierung. Der Si-kiang bietet weit mehr natürliche Vortheile als der Songkoi; er ist viel wasserreicher und hat einen geringeren Fall, daher auch schwächere Stromschnellen. Aber er ist brach gelegt durch das Verbot, ihn mit Dampfern zu befahren und durch Zölle, die doppelt so hoch sind als jene auf der französischen Strasse. Ferner steht den Franzosen frei, die Schiffbarkeit des Songkoi in mannigfacher Weise zu verbessern; auf den chinesischen Flüssen darf kein Stein angerührt, kein Hinderniss hinweggeräumt werden. Die chinesischen Behörden verschanzen sich hinter den Widerstand des Volkes, so oft Verkehrsverbesserungen zur Sprache kommen. Wer immer aber in China gelebt, und die Telegraphendrähte das Land kreuzen, einen Dampfbetrieb nach dem anderen widerstandslos eröffnen gesehen hat, weiss, dass es ein blosser Vorwand ist, um ihren nicht unnatürlichen Widerwillen gegen fremde Einmischung in ihre Angelegenheiten zu bemänteln.

Der nächste wichtige Schritt, um Zutritt zu Westchina zu erlangen, ward in dem seltsam abgefassten Artikel des Chefoo-Vertrages gethan, wodurch Tschung-king dem britischen Handel bedingungsweise erschlossen ward. Der Artikel lautet nämlich: „Der britischen Regierung wird es ferner freistehen, Beamte zum Aufenthalte nach Tschung-King zu entsenden, um die Verhältnisse des englischen Handels in Sz-Tschwan zu beaufsichtigen. Britischen Handelsleuten wird es nicht verstattet in Tschung-King zu wohnen oder Niederlassungen oder Waarenhäuser dort zu eröffnen, so lange nicht Dampfschiffe zu diesem Hafen Zutritt erlangen. Wenn es Dampfern glücken wird, den Strom so weit aufwärts zu kommen, können weitere Vereinbarungen in Betracht gezogen werden.“ Auf Grund dieses Artikels ward der Consulatsbeamte Alexander Hosie nach Westchina entboten, wo er drei Jahre zubrachte; er nützte diese Zeit, um auf verschiedenen Bereisungen ungemein werthvolle Nachrichten und Erkundigungen über dieses interessante Land zu sammeln.

Um seinen Posten in Tschung-King in Sz-Tschwan anzutreten, verliess Hosie Ende October 1881 Wuhu, welcher Hafenort am Yangtsekiang etwa 480 *km* oberhalb Schanghai liegt und fuhr auf einem prächtigen Dampfer weitere 480 *km* den Strom hinauf nach Hankow, das er in den üblichen zwei Tagen erreichte. Von da nach den 640 *km* entfernten I-tschang benöthigte er aber, des seichten Fahrwassers halber, acht Tage. Dort langte er am 17. December an und miethete eines der üppigen einheimischen Reiseboote, welche als „Kwa-tse“ bekannt sind; dieses brachte ihn an seine Bestimmung, nach Tschung-King, abermals 720 *km* weiter. Dieser Platz zählt an 200.000 Einwohner und bietet nicht das geringste Bemerkenswerthe, ist aber, wie gesagt, die Handelsmetropole des westlichen China und diente Herrn Hosie als Ausgangspunkt zu mehreren Reisen, die er nach Norden, Süden und Westen unternahm. Die erste derselben im Frühjahre 1882 dauerte 68 Tage. Sie führte ihn südwärts von Tschung-King durch die Provinz Kwei-tschou, die chinesische Schweiz und Heimat der Miao-tse, eines Stammes der Ureinwohner, von dem nicht wenige Familien schon im südlichen Sz-Tschwan getroffen werden. Uebrigens sind die Miao-tse von den Chinesen fast gänzlich ausgerottet und das nördliche Kwei-tschou kann man geradezu als einen einzigen Friedhof dieses Volkes bezeichnen. Nach einem Besuche der Provinzialhauptstadt Kwei-jang-fu wandte Hosie sich westwärts nach Yünnan-fu, der Hauptstadt Yünnans und von dort über die Gebirge im Nordosten dieser Provinz am Nan-kwang-Flusse hinab zum Yangtsekiang, um auf diesem wieder nach Tschung-King zu gelangen. Auf dieser Wanderung stiess Hosie zuerst auf die

Wachslaus *(Coccus ceriferus)*, eine Schildlaus, welche eine Flüssigkeit liefert, die zu einer weissen, wachsartigen Masse erhärtet und zu Kerzen verwendet wird. Die Zucht dieses Insects ist nebst jener des Seidenwurms ein glänzender Beweis des chinesischen Scharfsinnes, welcher die winzigen Leistungen von Insecten für grosse industrielle Zwecke zu verwenden weiss.

Hosie's zweite Reise, vom Februar bis Juli 1883 erstreckte sich über ein noch grösseres und auch noch interessanteres Gebiet. Von Tschung-King in Nordwestrichtung wandernd, kreuzte er die berühmte Ebene von Tsching-tu-fu, das einzige grosse Flachlandstück im westlichen China. Sie bildet ein Tafelland von etwa 330 *m* Meereshöhe am Fusse der Gebirge Tibets und umfasst einen Flächenraum von 6200 km^2, worauf etwa $3\frac{1}{2}$ Millionen Menschen wohnen. Dann wandte er sich südwestlich zum Lande der Lolo, eines Volksstammes, der eine unabhängige „Insel", wenn wir uns dieses Ausdruckes in ethnographischer Bedeutung bedienen dürfen, im südöstlichen Theile der Provinz Sz-Tschwan mitten unter den Chinesen bildet. Diese Lolo sind schon zuvor sowohl von Baber als von Francis Garnier geschildert worden. Als er das Lololand hinter sich hatte, kam Hosie in das berühmte Tschien-tschang-Thal, das Baber 1877 ebenfalls besucht hatte, und welches nach den Ermittlungen Henry Jule's das Cain-du Marco Polo's ist. Zugleich ist es auch die vornehmlichste Geburtsstätte der Wachsschildlaus, welche hier ihre ersten Entwicklungsstadien durchlebt, ehe sie durch Kuliläufer, die nur bei Nacht reisen, zur Vollendung ihrer Aufzucht in den Bezirk von Kia-ting, 320 *km* weiter im Nordosten, gebracht wird. Dann überstieg Hosie die schneebedeckten Kämme des Tsangschan und kreuzte auf der „Sonnenbrücke" den Goldstaubfluss, wie in jener Gegend der Yangtsekiang heisst, um nach Talifu zu gelangen, dem Carajan Marco Polos. Von hier begab sich der englische Reisende auf den Rückweg, den er wieder über Yünnan-fu im östlichen Yünnan nahm. Durch das nördlich gerichtete Thal des Tschi-sing erreichte er den schiffbaren Yangtsekiang und traf nach sechsmonatlicher Abwesenheit wieder in Tschung-King ein.

Eine dritte Wanderung fiel in den Sommer 1884 und bezweckte hauptsächlich Genaueres über die Wachsschildlaus in Erfahrung zu bringen. Diesmal durchzog er zunächst das Thal des Kialing, eines Flusses, der von Norden kommt und unter den Mauern Tschung-Kings in den Yangtsekiang mündet. Drei Tagemärsche brachten ihn nach dem Markte von Ho-tschou am Zusammenflusse des Fu, welcher dem Kia-ling von Westen zuströmt. Der Platz ist berühmt wegen seiner Soja-Industrie. Die pikante Sauce wird aus der Sojabohne gewonnen, von welcher ausgedehnte Pflanzungen in der Nachbarschaft vorhanden sind. Durch ungemein wohlbebaute Landschaften, wie sie in Sz-Tschwan typisch sind, kam Hosie in die Bezirke von Kia-ling und Omei, wo der Schildlausbaum gedeiht, einer Eschenart, welche die Chinesen unter dem Namen Pai-la-schu kennen. Von hier bestieg Hosie den hohen Berg Omei, ein ungeheurer Kalkfels, dessen Gipfel, 3350 *m* hoch, in den Wolken thront. Die ganze Gegend ist dem Buddhadienst ergeben, welchem der Berg durch die frommen Kaiser der Tangdynastie im VIII. Jahrhundert unserer Zeitrechnung ausschliesslich geweiht worden sein soll. An den schluchtenreichen Abhängen des Berges stieg Hosie herab und wandte sich dann südlich durch eine arme, gebirgige Gegend nach den Ufern des Goldenen Stromes, den er wieder hinabfuhr. Auf dieser Wanderung hatten er und seine Genossen grosse Beschwerden zu ertragen; sie Alle wurden vom Fieber niedergeworfen, welchem auch einer von ihnen erlag.

Die Frucht dieser ausgedehnten, umfassenden Forschungen ist eine ausführliche Monographie über Sz-Tschwan, wie sich deren keine andere der achtzehn Provinzen Chinas rühmen kann. Die Völkerkunde insbesondere verdankt dem umsichtigen Beobachter höchst werthvolle Nachrichten über die noch so wenig bekannten Stämme der eben in diesen Gegenden hausenden Urvölker, die um so willkommener erscheinen, als die Erhebung Tschung-Kings zu einem Vertragshafen dieses reiche und interessante Land endlich dem abendländischen Unternehmungsgeiste eröffnet hat.

F. v. H.

DAS JAPANISCHE THEATER.[1])

Beschränken sich die japanischen Schauspieler, gleich den unseren, darauf, den Gedanken des Autors zu erfassen und ihn so wiederzugeben, wie sie ihn verstehen? Keineswegs. Sie können weit mehr; sie arbeiten an der Abfassung des Stückes selbst mit, sie componiren es, wenn man so sagen darf, denn der Autor gibt ihnen in der Regel nur eine Idee, den breiteren oder schmäleren Canevas, in welchen sie die ihnen beliebigen Muster sticken. So spielt denn der Verfasser eine untergeordnete und wenig rühmliche Rolle. Ohne ihn weiter zu befragen, corrigiren und modeln die grossen Mimen an ihren Rollen, an der Handlung selbst, bis hinab in die Tiefen der Intrigue. So wird oft wochenlang dem Publicum ein Stück vorgeführt, bevor es noch eine definitive Gestalt angenommen hat. Offenbar sind die japanischen Schauspieler Improvisatoren ersten Ranges. Derartiges lässt sich schwer mit unseren dramatischen Regeln in Einklang bringen. Die Einheit der Handlung, des Ortes und der Zeit machen dem japanischen Dramaturgen nicht viel Kopfzerbrechens. Am wenigsten wird die Einheit der Handlung respectirt. Das japanische Drama ist mehr ein Bild des wirklichen Lebens als ein ideales, künstlerischen Principien unterworfenes Gemälde. Daher nehmen denn auch Autor und Schauspieler gleichen Antheil an der Mache des Stückes und scheuen sich nicht, es mit Beiwerk zu

[1]) Einer der jüngsten Nummern von S. Bing's „Le Japon artistique" e nommen.

überladen, das mit der eigentlichen Handlung in keinem Zusammenhange steht. Nicht nur erblicken sie hierin keinen Fehler, sie glauben vielmehr sich damit ihrem Ziele, der Wahrheit, zu nähern; und in der That gelingt ihnen dies auch, indem sie im Drama des realen Lebens nicht den gewöhnlichen Lauf der Dinge einschränken und in dessen Entwicklung eine Fülle fremdartiger, mehr oder minderbanaler Episoden einflechten. Derartige Regeln lassen der Phantasie und dem Erfindungsgeiste des Schauspielers den weitesten Spielraum. Er soll eine Rolle nicht spielen, er soll sie auf der Scene durchleben. Es genügt, wenn er den Grundgedanken des Dramas erfasst und sich mit der Person, die er darstellen soll, identificirt.

Man ersieht aus dem Gesagten, wie die dramatische Kunst dort eine ganz andere ist, als die unserige. Die Grundzüge eines Stückes wechseln allerdings nicht von einem Tag zum andern, doch ist die Recitation keine solche, dass sie die Schauspieler binden würde. Diese sind demnach darauf eingeschult, im Grossen und Ganzen der Entwicklung der Intrigue zu folgen, ohne sich durch die mehr oder minder unvorhergesehene Wendung, die dieselbe nehmen kann, aus der Fassung bringen zu lassen. Immer hat der Schauspieler die richtige Antwort bereit, und die grösste Schwierigkeit des Metiers, das sie in dieser Richtung völlig beherrschen, liegt darin, einerseits die ungelegenen Ueberstürzungen, welche Unordnung und Verwirrung herbeiführen, andererseits aber Pausen und Ueberraschungen zu vermeiden, die den Dialog in ungeschickter Weise in's Stocken bringen können.

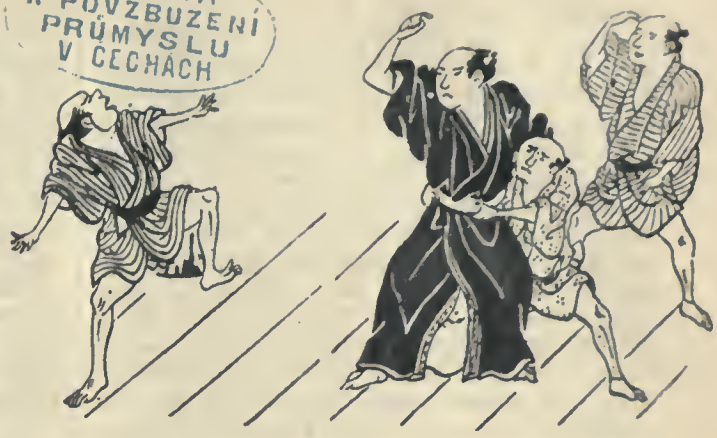
Begreiflich findet der Souffleur hier keinen Raum. Dessenungeachtet wird der Text in extenso von gewissen Stellen geschrieben, deren Worte für im Vorhinein berechnete Effecte wesentliche Bedeutung haben. In solchen Fällen bedient man sich ab und zu eines Souffleurs, welcher jedoch nicht, wie bei uns, in einer Nische verborgen ist; er kauert ungenirt im Rücken des Schauspielers; das Publicum kann ihn mit dem Hefte in der Hand sehen, achtet aber seiner Thätigkeit, die übrigens nur von kurzer Dauer, kaum.

Aber nicht durch die Zwischenfälle allein entfernt sich das japanische Drama — nicht selten im Interesse der Wahrheit — von der einheitlichen Handlung. Man würde auch Mühe haben, eine Lösung des Knotens in der Handlung zu finden, deren es eigentlich keine, oder wenn man will, mehrere gibt. Die Intrigue variirt vom Beginn bis zum Ende der Vorstellung in eigenthümlicher Weise. Eine und dieselbe Serie von Begebenheiten, die zu einer Lösung führen, zieht sich nicht über zwei oder drei Acte des sechs oder acht Acte bietenden Stückes hinaus. Man sieht also drei oder vier, unter sich kaum im Zusammenhange stehende dramatische Situationen sich successive aufrollen, und es fällt schwer, herauszufinden, wodurch Anfang und Ende zusammengehalten werden.

Gleichwohl sind dies nicht ebensoviele voneinander unterschiedene Dramen, und bei genauer Prüfung ist es nicht unmöglich, dem Faden der Ereignisse zu folgen, die man während zehn Stunden vor Augen hat. Dieses lose Gefüge ist so eigentlich ein Abbild des Lebens. Dass alle agirenden Personen in einem gegebenen Momente sterben, ist für die Japaner kein Grund, die Vorstellung zu schliessen. Die Todten sind ausser Spiel, aber ihr Ende kann dramatische Consequenzen nach sich ziehen, die kennen zu lernen von Interesse ist.

Dieser Gesichtspunkt kommt umsomehr in der japanischen Kunst in Betracht, als dort — nicht wie bei uns, die Eifersucht, die hier nur als Zwischenfall auftritt — sondern die Rache die dominirende Leidenschaft ist. Die Herausforderung, der Plan und die Vorbereitung der Rache, das ist die Basis der dramatischen Kunst, auf der sie vollständig ruht. Der Japaner ist in hohem Grade rachgierig und

JEDNOTA K POVZBUZENÍ PRŮMYSLU V ČECHÁCH



die Geschichte Japans eine unendliche Epopöe der Rache.

So erklärt sich denn auch die lange Dauer der Vorstellungen: Eine Rache birgt in sich den Keim zu einer weiteren; kein Grund demnach, auf diesem Wege innezuhalten. Gleich Corsica hat Japan seine berühmten *vendette*, die Jahrhunderte lang währten und eine endlose Kette von Morden bildeten. Das, was das Stück zum Abschluss bringt, ist nicht eine definitive Lösung, sondern die vorgerückte Zeit. In die Ewigkeit hinaus kann ja doch nicht fortgespielt werden. Das japanische Drama ist gleichsam ein Fenster mit dem Ausblick auf einen Winkel irdischen Lebens; solch ein ganzer Tag Theatervorstellung führt nothgedrungen zur Ermüdung, und da schliesst man eben das Fenster. In früheren Zeiten begann man die Vorstellung am frühen Morgen, um erst in der sinkenden Nacht zu schliessen; das konnte so fünfzehn bis achtzehn Stunden ohne Unterbrechung fortgehen. Die Civilisation hat auch hier mildernd gewirkt; heutzutage meint man mit zehn (!) Stunden Drama genug zu haben; man fängt später an und schliesst früher.

Die grösseren Theater werden in jüngster Zeit bei einbrechender Dunkelheit durch Gasflammen erhellt; sie haben eine Rampe wie bei uns. Die Schauspielhäuser zweiten Ranges sind jedoch noch nicht soweit und behelfen sich mit dem ursprünglich allein gekannten Beleuchtungssystem, das so phantastische Effecte erzielt. Es ist dies so echt eine japanische Specialität, die leider zu schwinden scheint und mit ihr eine locale Färbung der schönsten Art.

Der Zuschauerraum wird nicht beleuchtet, die Besucher können im Dunkeln bleiben, auch die Scene ist völlig finster; nur das Antlitz des einzelnen Schauspielers wird in's Licht gestellt. Was der Japaner in erster Linie auf dem Theater sucht, ist eben das Physiognomienspiel, daher auch der Schauspieler in all seinen Bewegungen von einer Art neutralen Wesens begleitet wird, das ihm ein Lampion, welches an einer Stange hängt, ununterbrochen unter das Antlitz hält; jeder Auftretende hat seinen „Schatten", der nicht von ihm lässt. Man mus zugeben, dass das auf die Darstellung der Wahrheit sonst so erpichte japanische Publicum, was diese Beleuchtung anlangt, viel von seinen Ansprüchen fallen lassen muss.

Die Mode des Händeklatschens, die noch nicht ganz im Schwange ist, aber sich einnisten wird, wurde gleichfalls Europa entlehnt. Der alte Brauch, den Namen des Autors laut zu schreien, überwiegt heute noch, verliert jedoch täglich an Terrain.

In Europa ruft man den Künstler, wenn er die Scene verlassen hat, in Japan aber mitten im Monolog oder Dialog, ja oft auch gelegentlich einer stummen Scene. Der Japaner legt in diese Rufe einen schwer zu beschreibenden Ausdruck, ein Gemisch von Wohlwollen und manirirter Affectation.

Bei einem Zustande der dramatischen Kunst, wie wir ihn geschildert, darf es nicht Wunder nehmen, dass die japanische Literatur nahezu keine geschriebenen Dramen aufweist; wenige, sogenannte classische Dramen bilden eben die Ausnahme. Will man das Drama „lesen", so muss man mit einer Art Libretto vorlieb nehmen, das eine Analyse des Stückes enthält. Solcher Büchelchen gibt es mehrere für ein und dasselbe Schauspiel und stimmen dieselben nicht immer miteinander überein. Dies rührt davon her, dass sie von verschiedenen Zuschauern für die Buchhandlungen und die einheimischen Zeitungen zusammengestellt werden, und das nur während einer Reihe von Vorstellungen, in denen, wie früher eingehend erwähnt, das Stück so sehr an Form und Inhalt wechselt.

Die berühmten Künstler spielen nur in Tokio und Kioto. Alle anderen Städte, Osaka, das an Einwohnerzahl die frühere kaiserliche Residenz überflügelt hat, nicht ausgenommen, haben nur Truppen zweiten Ranges. Letztere Stadt ist zu sehr ein Handels- und Industrieemporium geworden, als dass sie genügend Zeit für das Theater opfern könnte. Dieses ist eben in Japan keine Erholung am Abend eines durchgearbeiteten Tages, sondern ein Tageswerk selbst.

Ein grösseres Theater in Tokio fasst an zweitausend Personen. Die dortige Bevölkerung ist ebenso zahlreich als enthusiastisch, und so macht deshalb ein Drama mehrere Monate volle Häuser; anders wären aber auch die riesigen Kosten der Inscenirung nicht hereinzubringen.

ZUR ENTWICKLUNGSGESCHICHTE DES ISLAM.

Von *Hermann Feigl.*

Ist es schon interessant, die Kämpfe zu betrachten, welche die Lehre Muhammed's mit dem arabischen Volksgeiste zu bestehen hatte, um Boden fassen zu können, so ist es nicht minder anziehend, den Entwicklungsgang der muslimischen Religion in Bezug auf ihr inneres Wesen zu verfolgen. Wie es kein weltliches Gesetzbuch gibt, welches in casuistischer Darstellung für alle

Rechtsfälle des civilen Lebens erschöpfend vorsorgen kann, so gibt es auch kein Religionsbuch, in welchem aller Kundgebungen des geistlichen Lebens gedacht sein könnte, in welchem der fromme Gläubige auf alle Gewissensfragen Antwort fände. In letzterer Hinsicht hilft über den Mangel detaillirter Gesetzgebung der Umstand hinweg, dass jeder Glaubenssatz als eine Summe von Gesetzen betrachtet werden kann, welche aus ihm nach Massgabe des jeweiligen religiösen Bedürfnisses mehr oder minder leicht abzuleiten sind. Wenn wir nun auf Grund dieser in Bezug auf die Moral kaum bestreitbaren Behauptung weiter annehmen dürfen, dass der philosophische Auf- und Ausbau einer Religion um so vollkommener ist, in je weniger Lehren und Gebote diese Dogmen und Moralgesetze zusammenfasst, so stehen wir bei Betrachtung der Lehre Muhammed's keinem Zweifel gegenüber, dass ihr ursprünglicher Aufbau von einem Beispiele der Vollkommenheit sehr weit entfernt ist.

Muhammed's Lehre war so inconsequent wie sein Leben und seine durch Abu Bekr im Koran gesammelten und von Osman neuerdings redigirten Aussprüche zeigen manche Lücke, welche die das heilige Buch um Rath fragenden Gläubigen oft wichtige oder präcise Entscheidungen sowohl in moraltheologischer wie in ritueller Beziehung nicht leicht verschmerzen liessen. Das praktische religiöse Bedürfniss liess es bald erkennen, dass der Koran unzureichend sei und einer Ergänzung von demselben Gewichte und derselben Autorität bedürfe, wie das ewig unveränderliche Buch Allah's selber. Diese Ergänzung fand der Koran in der *Sunna* und im *Hadîth*. Lässt sich auch für das, was im Islam die Sunna heisst, in anderen geoffenbarten Religionen eine Parallele finden, die wir gewöhnlich mit dem vagen Begriffsausdrucke „Tradition" zu bezeichnen pflegen, so finden wir für das muslimische Hadîth, weder in Rücksicht auf seine Bedeutung, noch in Hinsicht auf sein formales Auftreten, nirgendwo ein passendes Seitenstück. Und doch ist das Hadîth ein integrirender Bestandtheil des Islam, ohne welchen wir uns heute die Religion Muhammed's so wenig vorstellen können, als der Muslim seiner zum Ausbaue des lückenhaften Religionssystems des Propheten bedurfte. Von welcher Bedeutung das Hadîth für die verschiedenen Beziehungen des muhammedanischen Lebens ist, darüber belehren uns *Dr. Goldziher's „Muhammedanische Studien"* [1]) mit einer Ausführlichkeit und einer Gediegenheit, welcher der behandelte Gegenstand würdig ist, und wofür dem ausgezeichneten Gelehrten nicht nur die vollste Anerkennung des Fachmannes, sondern auch der Dank aller Gebildeten gebührt, denen Geschichts- und Religionswissenschaft nicht blos vom Hörensagen bekannt sind.

[1]) Muhammedanische Studien. Von Ignaz Goldziher. II. Theil. Halle a. S. 1890. 8° X, 420 S. — Der I. Theil des Werkes erschien im Jahre 1888. Man vergleiche hiezu den besprechenden Artikel „Araberthum und Islam" von H. Feigl in Nr. 5 und 6 (Mai- und Juniheft) 1889 der „Oesterreichischen Monatschrift für den Orient".

Was versteht man unter Hadîth? Wozu dient es? Wozu wird es gebraucht und missbraucht? Das sind die hauptsächlichsten Fragen, welche uns in den folgenden Zeilen beschäftigen werden und bei deren Beantwortung wir Goldziher als dem besten Gewährsmanne folgen können.

Hadîth bedeutet zwar im Allgemeinen: Mittheilung und Erzählung; dass das Wort aber schon seit den ersten Zeiten des Islam zur Bezeichnung einer bestimmten Art von Erzählungen und Mittheilungen gebraucht wurde, geht aus Redewendungen, wie „das schönste Hadîth ist das Buch Allâh's" unzweideutig hervor. Hadîth heisst alles Dasjenige, was der Prophet „hinsichtlich der Ausübung der von ihm vorgeschriebenen religiösen Pflichten, hinsichtlich der allgemeinen Lebensführung und des gesellschaftlichen Verhaltens oder mit Bezug auf Vergangenheit und Zukunft, ob nun in öffentlicher Versammlung oder im privaten Verkehre" seinen Anhängern gelegentlich mitgetheilt hat und was diese zur Erbauung und Belehrung der Gemeinde aufbewahrt haben. Solche „Hadîthe" genannten Mittheilungen des Propheten wurden denen hinterbracht, welche in fernen Ländern wohnten und also nicht Ohrenzeugen der Aussprüche des Propheten sein konnten; zu solchen Hadîthen — und dies wolle als hochbedeutsam bemerkt werden! — dichteten aber auch die frommen Ueberlieferer „manches Heilsame aus Eigenem hinzu, was sie als im Geiste des Propheten gedacht, ihm unbedenklich zuschreiben zu dürfen glaubten oder von dessen Heilsamkeit sie im Allgemeinen überzeugt waren." Nach diesem lässt sich urtheilen, dass die Authenticität der Hadîthe eine sehr zweifelhafte Sache ist; ebenso schwierig ist es auch, über den ältesten Bestand des Hadîth, selbst in der auf Mohammed folgenden Generation zu entscheiden. Goldziher spricht deshalb die Ansicht aus, dass wir den weitaus grössten Theil des Hadîth als Resultat der religiösen, historischen und gesellschaftlichen Entwicklung des Islam in den beiden ersten Jahrhunderten betrachten können. Daran knüpft er zugleich auch die Bemerkung, dass uns das Hadîth nicht als Document für die Kindheitsgeschichte des Islam, sondern nur als Mittel dienen kann, dessen reifere Entwicklungsstadien zu verfolgen. „Es bietet uns ein unschätzbares Material von Zeugnissen für den *Entwicklungsgang*, den der Islam während jener Zeiten durchmacht, in welchen er aus einander widerstrebenden Kräften, aus mächtigen Gegensätzen sich zu systematischer Abrundung herausformt. Und in dieser Bedeutung des Hadîth liegt die Wichtigkeit der gehörigen Würdigung und Kenntniss desselben für die Erfassung des Islam, dessen merkwürdigste Entwicklungsphasen von der successiven Entstehung des Hadîth begleitet sind."

Jedes Hadîth besteht aus zwei Theilen, deren einer so wichtig und nothwendig ist wie der andere. Man begnügt sich nicht damit, zu wissen, was überliefert ist, sondern man will auch die Ueberlieferer kennen; deshalb hat dem Wortlaute des Aus-

spruches, dem Texte (*Matn*) des Hadîth die wohlgeordnete Reihe oder Kette der Gewährsmänner vorauszugehen, welche vom letzten Ueberlieferer angefangen bis hinauf zum ersten Urheber die betreffende Mittheilung von einander übernommen haben. Ohne diese Kette, welche die Stütze (*Isnâd*) des Hadîth genannt wird, gibt es keine Ueberlieferung, welche auf Glaubwürdigkeit Anspruch erheben könnte. Die Muhammedaner selbst glauben zwar annehmen zu dürfen, dass das Hadîth ursprünglich nur auf mündliche Ueberlieferung berechnet war, doch Manches spricht dafür, dass es schon von jeher schriftlich aufgezeichnet und aufbewahrt wurde. Bei der Wichtigkeit, welche man den Aussprüchen des Propheten beilegte, ist es fast undenkbar, dass man sie dem Zufalle mündlicher Aufbewahrung preisgab, und in der That wird uns auch eine Reihe von Büchern aus der ersten Generation des Islam genannt, in denen Aussprüche Muhammed's gesammelt worden sein sollen. Ja selbst die *Schiiten*, von denen man irrthümlicherweise gerne behauptet, dass sie nur den Koran als Richtschnur des religiösen Wandels anerkennen, selbst sie berufen sich gerne auf alte Schriftwerke, in welchen die Berechtigung ihrer Lehre zu finden ist.

Wenn nun, wie wir gesehen haben, *Hadîth* die Ueberlieferung ist, was ist dann *Sunna*, womit man stets den Begriff der Tradition zu verbinden gewohnt ist? Sagen wir es kurz: „*Hadîth* ist eine auf den Propheten zurückgeführte mündliche *Mittheilung*; *Sunna* ist, ohne Rücksicht darauf, ob darüber etwas mündlich Mitgetheiltes vorliegt oder nicht, der in der alten muhammedanischen Gemeinde lebende *Usus* mit Bezug auf ein religiöses oder gesetzliches Moment." Wenn also in einem Hadîth eine Regel enthalten ist, so hat diese selbstverständlich auch als Sunna zu gelten; nicht jede Sunna lässt sich aber aus einem Hadîth ableiten, ja es ist sogar möglich, dass die in einem Hadîth enthaltene Weisung mit der Sunna, dem Gewohnheitsrechte geradezu in Widerspruch steht.

Eine *Sunna* kannten schon die heidnischen Araber in vormuhammedanischer Zeit; ihre Sunna lehrte sie, den Sitten und Gewohnheiten ihrer Vorfahren treu zu bleiben und ihr Leben danach einzurichten. Der Begriff der Sunna wurde nur aus der Heidenzeit herübergenommen und den neuen muhammedanischen Anschauungen in der Weise angepasst, dass „den frommen Nachfolgern Muhammed's und seiner ältesten Gemeinde Dasjenige als Sunna galt, was als die Uebung des Propheten und seiner ältesten Getreuen nachgewiesen werden konnte."

Auf das strenge Festhalten an der Sunna wird umsomehr Gewicht gelegt, als der junge Islam sowohl in politischer als auch in ritualistischer Hinsicht sich gegen die Zumuthung mancher Neuerungen zu wehren hatte. Niemand soll im Islam anders handeln oder anders den religiösen Gebräuchen obliegen, als es die traditionelle Sitte, die Sunna vorschreibt. Die eigene Handlungsweise, die ausdrückliche Anordnung oder die stillschweigende Billigung des Propheten ist der Massstab für das, was als Sunna zu gelten hat. Nach der Sunna richtete man sich nicht nur in ernsten und wichtigen Fällen des Lebens, man fragte sie auch in den kleinlichsten Dingen um Rath.

Was die Sunna für den Mohammedaner bedeutete, wie hoch sie von allem Anfange an im Islam gehalten wurde, dies bezeugt der Grundsatz, der sich schon im I. Jahrhunderte herausgebildet hatte: „Die Sunna ist der Richter über den Koran, nicht umgekehrt." Und die Macht der Sunna hat seitdem bedeutend zugenommen! Eher war es noch in alter Zeit möglich, der Sunna zuwider zu handeln oder ihr praktische Geltung abzusprechen, als später. Gewann die Sunna neben dem Koran immer mehr Boden, bis man so weit gekommen war, sie so wie den Koran als von Gott geoffenbart zu betrachten, so war man endlich auch an dem Punkte angelangt, Sunna und Koran als vollständig gleichwerthig nebeneinander zu stellen und schliesslich scheute man sich auch nicht mehr zu behaupten, dass Gebote der Sunna solche des Korans abrogiren können. Als die Werthschätzung der Sunna so weit gediehen war, wetteiferten fromme Muhammedaner in der Nachahmung jener Altvordern (*Salaf*), welche ihre Lebensgewohnheiten unter den Augen und nach dem Muster des Propheten gebildet hatten, und forschten eifrig nach den Lebensgewohnheiten Muhammed's und seiner Genossen, um ihr eigenes Leben darnach einrichten zu können. Gebräuche, die längst aus der Uebung gekommen waren, wurden auf diese Weise wieder eingeführt und Jedem wurde es von den frommen Gläubigen als hohes Verdienst angerechnet, wenn er durch Wiedereinführung einer solchen alten Gewohnheit „die Sunna wieder belebte." Um den Ruf und das Verdienst eines „Wiederbelebers der Sunna" zu gewinnen, verüben die Ueberfrommen die einfältigsten Dinge. Obwohl die Rechtsgewohnheit des öffentlichen Eidfluches längst ausser Gebrauch gekommen ist, verflucht ein Gelehrter von Cordova im IV. Jahrhundert (d. H.) sein Weib in öffentlicher Moscheeversammlung, weil es einmal so Sitte gewesen ist; der andalusische Fürst Al-Hakam greift im Kriege die Christen zu jener Tageszeit an, in welcher der Prophet einst gegen die Ungläubigen gekämpft hat; ein Anderer lässt gar noch im Jahre 693 wieder das alte Hohlmass einführen, welches zur Zeit Muhammed's in Medina in Gebrauch gewesen war, u. dgl. m.

Je mehr man auf die strenge Befolgung der Sunna zu halten angefangen hatte, mit desto grösserem Abscheu verwarf man jede Neuerung als Ketzerei. Was nicht im Zeitalter des Propheten geübt worden war, was ohne entsprechendes Beispiel aus der alten Zeit geübt wurde, galt als etwas Willkürliches, was unbedingt zu verwerfen und zu verdammen war. Dergleichen brauchte nicht einmal dem Geiste der Sunna zu widersprechen, es genügte, dass es in ihr nicht nachzuweisen war, und es wurde mit aller Strenge verpönt.

Der Gebrauch von Kaffee und Tabak, des Buckdrucks, die Benützung von Tischen, Messern und Gabeln, von Sieben etc. Alles, was nach der Zeit Muhammed's aufgekommen war, wollten fromme Fanatiker verworfen wissen und legten zu solchem Zwecke dem Propheten selbst das Verdammungsurtheil in den Mund.

Nur der besseren Einsicht verständiger Theologen ist es zu danken, dass derartige Uebertreibungen sowohl in Hinsicht auf die Wiederbelebung der Sunna als auch in Hinsicht auf die Verwerfung von Neuerungen als Ketzereien nicht so weit ausarteten, dass sie das gesellschaftliche Leben behinderten und die allzu Frommen in den wieder erweckten patriarchalischen Zuständen der Anforderungen einer fortgeschrittenen Zeit vergessen liessen. Man fing an, die Neuerungen nicht sammt und sonders ohne Rücksicht auf ihren Zweck und ihre Nützlichkeit für das praktische Leben zu verwerfen, sondern man machte Unterschiede zwischen guten, lobenswerthen und schlechten, verwerflichen Neuerungen.

Nachdem wir das Wesen von Sunna und Hadîth und den Unterschied zwischen beiden kennen gelernt haben, sehen wir nun zu, was für eine bedeutungsvolle Rolle in der Entwickelung des Islam sie sowohl in theologischer wie in hierarchischer Hinsicht gespielt haben.

Nicht allerorten, wo die Herrschaft des jungen Islam Boden gefasst hatte und selbst nicht in den berufensten Kreisen, das heisst, am Hofe der Khalifen, erfreute sich die Religion Muhammed's derselben Aufmerksamkeit und Pflege, wie die unter dem Deckmantel der Religionsförderung sich breit machenden weltlichen Interessen. Mag die Sunna in Medina, dem Ausgangspunkte der muhammedanischen Lehre, für welche man hier auch das meiste Verständniss hatte, mag die Sunna auch dort von allem Anfange an zur Grundlage des religiösen Lebens gemacht worden sein, in den entfernteren Provinzen musste sich der Islam, wenigstens im ersten Jahrhunderte seines Bestehens, mit einem ziemlich fremden und frostigen Entgegenkommen begnügen. Wollen wir schon der gleichgiltigen und in religiösen Dingen unwissenden grossen Masse der unterworfenen Völker ihre absichtliche oder unabsichtliche Indifferenz zu Gute halten, so können wir doch unser Staunen nicht unterdrücken, wenn wir hören, dass selbst von regierungswegen zur Festigung der religiösen Angelegenheiten sehr wenig geschehen ist. Die Dynastie der Umejjaden fasste den Khalifenberuf keineswegs so ideal auf, wie wir uns gerne vorstellen. Sie lebten zwar auch nach der Sunna, aber nur dort, wo es ihnen genehm und ihren materiellen Interessen förderlich war.

Unsere Bewunderung, die wir dem rasch um sich greifenden und die Gemüther entflammenden Islam entgegenzubringen gewohnt sind, schrumpft auf ein bedenkliches Kopfschütteln zusammen, wenn wir hören, dass die guten muslimischen Unterthanen nicht einmal wussten, wie sie beten sollten, und dass die tapferen muslimischen Eroberer zwar überall eiligst für Allâh Moscheen bauten, nichtsdestoweniger aber in den Elementen des Cultus ganz unwissend waren. Freilich entsetzten sich die Frommen, wenn sie einen Prediger von der Kanzel herab profane arabische Verse als Koranstellen citiren hörten, aber die Regierung fühlte sich keineswegs genöthigt, Missständen abzuhelfen, die ihr nicht in materieller oder dynastischer Hinsicht direct schaden konnten.

Die umejjadischen Herrscher fühlten sich eben nicht als Khalifen, als Nachfolger des Propheten, dessen geistiges Erbe sie in einem theokratischen Staate zu vertreten hatten, sondern als Könige eines weltlichen Reiches.

Umsomehr hatten die Frommen Ursache, das von Muhammed gelegte Samenkorn des Glaubens mit aller Fürsorglichkeit zu pflegen, und wenn sie im Eifer für die gute Sache des Guten zu viel thaten, können wir es ihnen in Rücksicht auf den Zweck, den sie verfolgten, durchaus nicht übel nehmen.

Sie sammelten aus dem Munde der unter ihnen lebenden „Genossen“ und „Nachfolger“ des Propheten das Material zur Sunna, welche dem muhammedanischen Gesetze und Rechte zu Grunde liegen sollte, sie unternahmen Reisen in ferne Gegenden, um Hadîthe und Sunnas zu sammeln, und endlich scheuten sie sich auch nicht, Lehren, die sie dem Sinne des Islam zusagend fanden, mit einer beglaubigenden Kette von Gewährsmännern zu versehen und als von Muhammed selbst herrührend auszugeben und in Umlauf zu setzen.

Was die gute Meinung der Frommen zu ihrem Zwecke thun konnte, das glaubte sich auch die regierende Macht zu ihren Absichten erlauben zu dürfen. Erdichteten die Gläubigen Hadîthe gegen die gottlose Regierung, so liess diese wieder Hadîthe verfertigen, wenn es galt einer ihrer Ansichten allgemeine Anerkennung zu verschaffen oder die opponirenden Frommen zurückzuweisen. Da es an willigen Werkzeugen niemals mangelte, welche solchen officiellen Traditionslügen als Gewährsmänner ihren wohlklingenden Namen liehen, so waren die Herrscher auch nicht in Verlegenheit, durch erlogene Hadîthe ihren persönlichen oder dynastischen Wünschen Geltung zu verschaffen. Dass solche käufliche Traditionsschmiede von den wahrhaft Frommen gebührend verabscheut wurden, ist ebenso einleuchtend, als dass Jeder, der sich reine Hände und ein reines Gewissen bewahren wollte, der Regierung aus dem Wege ging. Es gab da eine Zeit, wo man es geradezu als Schimpf betrachtete, in die Dienste der Regierung zu treten, und charaktervolle Männer sich weigeren, ein von derselben abhängiges Amt anzunehmen.

Wie zu politischen und dynastischen Zwecken, so machten sich die Umejjadenfürsten die Tradition auch hinsichtlich religiöser Dinge ihren Wünschen dienstbar. Die patriarchalische Sitte verlangte es, dass der Imâm am Freitage zwei Ansprachen an die versammelte Gemeinde hielt, und die umejjadi-

JEDNOTA K POVZRUZENÍ PRŮMYSLU V OLOMOUCI

schen Herrscher legten auch Werth darauf, sich ihren Unterthanen von der Kanzel aus zu zeigen. Dünkelhaft aber, wie sie waren, glaubten sie bei dem feierlichen Acte, der von jeher stehend vollzogen wurde, nicht wie irgend ein armseliger Prediger stehen zu müssen, sondern angesichts des ihnen unterthänigen Volkes auch sitzen zu dürfen. Da nun die sunnatreuen Frommen gegen diese unerhörte Neuerung ihre Stimme erhoben, die aristokratisch gesinnten Umejjaden aber dem Volke gegenüber ihr angemasstes Recht behaupten wollten, so musste ein officieller Theologe den Leuten erklären, dass schon der Khalife Osman die Gewohnheit gehabt habe, wenigstens die zweite Ansprache an die Gläubigen sitzend vorzutragen.

Erdichtete Hadîthe dienten, wie wir schon bemerkt haben, nicht nur egoistischen Zwecken, sondern auch als Mittel, die gute Sache des Glaubens zu fördern. Was der Prophet nicht wirklich gesagt hatte, das konnte er ja, wenn Gelegenheit gewesen wäre, gesagt haben, und auf kleine Unrichtigkeiten in der Anführung der Gewährsmänner kam es dann auch nicht gerade mehr an, wenn man im Auge behielt, „dass die Anlehnung eines neuen, dem angestrebten Ziele entsprechenden Lehrsatzes an die Autorität Muhammeds die *Form* war, in welche man die hohe religiöse Berechtigung der Lehre zu fassen für gut fand."

Im II. Jahrhunderte (d. H.) wusste man recht gut, dass unter den guten Hadîthen sehr viele falsche waren, doch eben weil sie gut waren, sah man ihnen die fälschliche Zurückführung auf den Propheten nach, ja man führte zu Gunsten der unechten Hadîthe wieder Aussprüche Muhammed's an, welche selbstverständlicherweise ebenfalls unecht waren. „Nach meinem Hingange", soll der Prophet gesagt haben, „werden die mir beigelegten Aussprüche sich vermehren, ebenso wie man auch den früheren Propheten in grosser Anzahl Aussprüche zugeschrieben hat. Was man euch nun als meinen Spruch mittheilt, dass müsst ihr mit dem Gottesbuch (Koran) vergleichen; was mit diesem in Einklang ist, das ist von mir, ob ich es nun wirklich selbst gesagt habe oder nicht." Damit erklärte man also unumwunden, dass die religiöse Correctheit eines apokryphen Ausspruches ihn den authentischen Aussprüchen des Propheten gleichwerthig erscheinen lasse.

Für gewisse Arten von Traditionen genügte es aber nicht, sich auf mündliche Anordnungen des Propheten zu berufen, und in solchen Fällen brachte man die Schriftstücke bei, welche den Willen Muhammed's beurkundeten. Gewöhnlich producirte man nur sogenannte Copien, zu welchen natürlich das Original fehlte, worum sich gläubige Gemüther auch nicht bekümmerten. Geschah Letzteres dennoch oder hatte man es zu erwarten, so war man auch um die Originalstücke nicht verlegen und wies sogar Documente vor, welche mit dem Insiegel des Propheten versehen waren. Kennzeichnet eine solche Lässigkeit in religiösen Dingen die Herrschaft der Umejjaden, so sehen wir nach deren Sturz unter der Regierung der Abbâsiden die Verhältnisse sich sehr verändern. Wie die umejjadische Herrschaft eine weltliche war, wie die Umejjadenfürsten sich als Könige gefühlt hatten, so zeigte sich die Herrschaft der Abbâsiden als eine religiöse Institution und die Abbâsiden fühlten sich als wahre Khalifen und herrschten als echte Hierarchen über den Staat und die Staatskirche. Als Imâme, als Nachfolger des Propheten betrachteten sie sich als Inhaber einer von Gott eingesetzten Würde und legten auf das königliche Scepter weniger Gewicht, als auf den Mantel des Propheten, mit welchem sich der erste Abbâside bekleidete und den auch alle seine Nachfolger bei feierlichen Gelegenheiten als Abzeichen ihrer Würde zu tragen pflegten.

Die Theologen, welche während der Umejjadenzeit mehr im Stillen arbeiteten, anstatt auf öffentliche Angelegenheiten Einfluss zu nehmen, konnten unter den Abbâsiden die Sunna wieder zur praktischen Geltung bringen, und wenn sie auch „für die sunnawidrige Lebensweise eines genusssüchtigen Herrschers religiöse Titelchen zu finden" hatten, so wurde nun doch mit gewissenhaftem Ernste nach dem Erlaubten und Verbotenen geforscht und das Studium des Gesetzes konnte, von oben her begünstigt, einen freien Aufschwung nehmen.

In der Ausbildung der Gesetzwissenschaft schlug man zwei verschiedene Wege ein. Um nicht neue Traditionen erdichten zu müssen, suchte man ehrlicherweise aus dem geringen Vorhandenen Gesetze zu deduciren oder man nahm auch Rechtsbestimmungen aus dem römischen Rechte auf. Andererseits wollte man alles Gesetz auf die Autorität des Propheten zurückgeführt wissen, und in diesem Falle blieb eben nichts Anderes übrig, als bei dem geringen Material von Ueberlieferungen die Lücken mit neuen, also falschen Hadîthen auszufüllen. Da nun die Autorität des Korans und der Aussprüche des Propheten dem Muhammedaner höher stehen, als jede noch so vernünftige persönliche Meinung, so blieb Jenen, welche die Gesetze auf die erstere Weise gebildet hatten, zur Bekräftigung ihrer angezweifelten Doctrinen nur der Ausweg, sie ebenfalls mit — wenngleich echten — Hadîthen zu unterstützen. So konnte es dann vorkommen, dass in einem und demselben Rechtsfalle, der beiden Rechtsschulen zur Beurtheilung überkam, verschieden geurtheilt wurde, und dies dort und da auf Grund von Hadîthen! Um diesem Dilemma zu entgehen, suchte man sich auf verschiedene Weise zu helfen. Entweder unterzog man die Ueberlieferungen und ihre Gewährsmänner einer Kritik und bevorzugte dann jenes Hadîth, dessen Gewährsmännern man mehr Vertrauen schenkte; oder man suchte die einander widersprechenden Hadîthe miteinander in Einklang zu bringen und so die Widersprüche aus der Welt zu schaffen.

Die nahen Beziehungen, in welchen Religion und innere Politik in jedem theokratischen Staate zu einander stehen, haben es auch im Islam mit sich gebracht, dass die erstere der letzteren als Stütze oder, um einen den ungesunden politischen Verhältnissen entsprechenderen Ausdruck zu gebrauchen, als Krücke dienen musste. Die Form, in welcher die Religion der Politik zu Hilfe kam, war die Ueberlieferung, das Hadîth, und dieses leistete den verschiedenen politischen Parteien Dienste, welche durch kein Mittel, selbst nicht durch physische Gewalt ersetzt werden konnten. Die Ueberlieferung war das beste Werkzeug, einem religionswidrigen Regiment, einer den Strenggläubigen verhassten Obrigkeit den Gehorsam des Volkes zu sichern, der sich sonstwie weder erkaufen noch erzwingen liess. Die Rechtgläubigen beruhigten ihr zweifelndes Gewissen mit Hadîthen, wenn sie nicht mit sich im Klaren waren, wie sie sich unter Herrschern zu benehmen hatten, deren Leben mit den Gesetzen der Religion in Widerspruch stand; die unversöhnliche Oppositionspartei stützte sich auf Hadîthe, welche die gottlosen Fürsten im Interesse des Glaubens zu bekämpfen befahl; und im Gegensatze zu dieser Partei standen wieder Elemente, welche die loyale Richtung vertraten (die *Murdschiten*), welche behaupteten, dass das den Glaubensgesetzen widersprechende praktische Verhalten der Herrscher durchaus kein Grund sei, diesen als Ungläubigen den Gehorsam zu versagen, sondern dass man deren Rechtgläubigkeit anerkennen müsse, wenn sie sich nur im Allgemeinen zum Islam hielten. Dass diese letztere Partei mit ihrer milden Nachsicht aus gefügigen Werkzeugen der Regierung bestand, ist nicht erst besonders hervorzuheben.

Die grösste Bedeutung ist ohne Zweifel jener Partei beizumessen, welche zwischen der unnachsichtlichen Opposition und der loyalen Nachgiebigkeit zu vermitteln suchte und zu diesem Zwecke durch Hadîthe den Beweis erbrachte, „dass man den thatsächlichen Machthabern im Interesse der Ordnung des Staates und der Einheit des Islam in jedem Falle gehorchen müsse, auch wenn man davon überzeugt ist, dass sie persönlich die unwürdigsten Menschen seien.“ Wir würden jenen Theologen Unrecht thun, die solche Grundsätze verbreiteten, wenn wir sie als im Solde der Machthaber stehend betrachteten; wohl leisteten sie den herrschenden Kreisen durch Verbreitung beschwichtigender Traditionen einen bedeutenden Dienst, die Absicht jedoch, die sie verfolgten, war nur die, die bestehende Ordnung zu unterstützen und bürgerliche Wirren zu verhüten. „Wenn eine Zeitlang eine tyrannische Regierung besteht, so ist dies besser, als eine Weile Revolution.“

Solche Grundsätze liessen zwar keine offene Empörung aufkommen, waren aber dem Gedeihen von Verhältnissen günstig, welche kaum dem Sinne des Stifters des Islam entsprechen konnten. Wir können sagen, dass die gefälschten Hadîthe, welche solchen Grundsätzen das Wort sprachen, den Islam nur dadurch zusammenhielten, dass sie ihn zerfahren liessen. Wenn die Erblichkeit der Chalifenwürde von den Orthodoxen auch entschieden bestritten wurde, so wurde sie gerade von diesen, allerdings indirect, ebenso entschieden vertheidigt, wenn sie lehrten, dass die Berechtigung des Herrschers durch die übereinstimmende Huldigung der Gemeinde erwiesen sei. Da der Prophet ohne männliche Nachkommen gestorben war und auch keine testamentarischen Verfügungen getroffen hatte, war es ein Leichtes, für die Berechtigung der actuellen Herrscher, ob es nun Umejjaden oder Abbâsiden oder Alîden waren, in irgend einem Hadîth einen Titel zu finden, und ebenso leicht war es auch der gegnerischen Partei, diesen zu bestreiten.

Vielleicht waren es gerade die gefälschten politischen Traditionen, welche dem gläubigen Volke die Augen über den Unfug öffneten und es offen bekennen liessen: „Wenn wir eine unserer Meinungen aufstellten, so pflegten wir sie in die Form des Hadîth zu fassen.“ Ebenso wie in der Politik wurde in rein religionsgesetzlichen Fragen das Hadîth zur Entscheidung strittiger Punkte aufgerufen, und jede Strömung und Gegenströmung im Leben des Islam hat ihre Tradition gefunden oder gebildet, aus welcher sie ihre Berechtigung ableitete. Der Frevel am überlieferten Worte, seine Fälschung und sein Missbrauch konnten natürlich den Strenggläubigen nicht gleichgiltig bleiben und sie suchten dem Unwesen auf verschiedene Weise zu steuern. In der Wahl der Mittel war man nicht gerade engherzig.

Am leichtesten machten es sich jene ehrlichen Männer, welche die falschen Hadîthe wieder mit falschen Hadîthen bekämpften. In der frommen Absicht, die Traditionsfälschung zu brandmarken und ihr ein Ende zu machen, erdichtete man Aussprüche des Propheten, welche die erlogenen und verfälschten Hadîthe in den strengsten Worten verdammten. „Wer mit Bezug auf mich geflissentlich lügt, der möge eintreten in seinen Ruheplatz im Höllenfeuer“ oder „Am Ende der Zeiten werden Fälscher, Lügner sein, welche euch Hadîthe bringen werden, die weder ihr gehört habt, noch eure Vorväter. Hütet euch vor ihnen, damit sie euch nicht irreleiten und in Versuchung führen,“ so soll Muhammed selbst, und „Im Meere gibt es gefesselte Teufel, die Salomon, der Sohn David's dort hingebannt hat; gar leicht ist es möglich, dass diese ausbrechen und den Menschen einen (falschen) Koran vortragen“, so soll ein anderer frommer Mann die Gläubigen vor der Annahme falscher Hadîthe gewarnt haben. Religiöse Bedenken hatten die Erfinder solcher Traditionen umso weniger, als sie sich bewusst waren, nur im Dienste der orthodoxen Religion zu stehen und ketzerische oder sonst sündige Ansichten zu bekämpfen.

Schärfer rückten dem Traditionsschwindel Diejenigen zu Leibe, welche unbekümmert darum, ob ein Hadîth im Sinne der orthodoxen Kirche war oder nicht, das Traditionswesen überhaupt abfällig beurtheilten. Die Heiligthuerei und die Wichtigmacherei, womit die Traditionsverbreiter dem allzu gläubigen Volke mit ihren „Traditionen“ Sand in

die Augen streuten, schien den vorurtheilsfreien und weniger gläubigen Leuten ihres beissendsten Spottes nicht unwerth zu sein und im II. und III. Jahrhunderte (d. H.) fanden geistvolle Muslimen ein besonderes Vergnügen daran, Personen und Dinge, welche bei dem gewöhnlichen Volke in religiösem Ansehen standen, ironisch zu betrachten und das Heiligste zu verspotten. Nicht nur die Traditionen selbst, sondern auch ihre Form wurde zum Gegenstande des Spottes gemacht, indem man sich nicht scheute, gemeine Zoten mit Anführung von Gewährsmännern zu erzählen, als ob es Hadîthe wären. Die Tradition selbst aber bot der scherzenden Satire wie dem ernsten Widerspruche genug des Materials, da sie einestheils die kleinlichsten Vorschriften für die intimsten Beziehungen des alltäglichen Lebens enthielt, und anderntheils vielen einander widersprechenden dogmatischen und gesetzlichen Thesen als Stütze diente. Waren es in erster Linie die ketzerischen Kreise, von welchen die Tradition ziemlich allgemein angegriffen wurde, so konnten doch auch orthodoxe Muslimen deren Einwürfe nicht völlig entkräften und mussten wenigstens zugestehen, dass der Kreis der Glaubwürdigkeit und der Autorität der Traditionen ein sehr beschränkter und dass manche der verspotteten Ueberlieferungen unglaubwürdig sei. Absichtliche Entstellung und der Einfluss jüdischer und christlicher Legenden auf die Tradition wird auch von den orthodoxen Theologen nicht geleugnet, sondern ausdrücklich zugestanden.

Ernster zu nehmen und von der nachhaltigsten Wirkung war jene Art der Reaction gegen das üppig wuchernde Traditionswesen, welche sich als Traditionskritik äusserte. Der Leichtgläubigkeit des frommen Volkes, welches ohne Bedenken die in traditioneller Form auftretenden Aussprüche des Propheten als echt gelten liess, und der Nachgiebigkeit jener Theologen, welche das Gemeingefühl der Gemeinde als obersten Richter über die Giltigkeit von Traditionsaussprüchen anerkannten, stand die Gewissenhaftigkeit solcher Männer gegenüber, welche mit scharfem Blicke die Gefahr erkannten, die der rechtgläubigen Gemeinde von Seiten der tendenziösen Hadîthe drohte, und welche die Bewilligung der Gemeinde durchaus nicht als Gewähr für die Glaubwürdigkeit der Ueberlieferungen gelten liessen; letzteres umsoweniger, als sie die Erfahrung gemacht hatten, dass das unkritische Volk auch der orthodoxen Lehre feindliche Hadîthe zur Geltung kommen liess. Da man übrigens auch den Verbreitern von Hadîthen, und zwar insoferne eine wichtige Bedeutung beimessen musste, als von ihrem persönlichen Ansehen in einer bestimmten Provinz auch das Vertrauen, welches man in ihre Lehren setzte, und folglich auch die Verbreitung ihrer Lehren abhing, so schien es doppelt geboten, darauf zu achten, wer die Autoritäten und Gewährsmänner seien, auf welche sich die Glaubwürdigkeit der einzelnen Hadîthe stützte.

Im Hinblicke also auf die Gefahr, welche durch die Verbreitung von Hadîthen irgend einer Parteirichtung der Sunna in Religion und Staatsleben drohte, sollten nur „solche Hadîthe als correcter Ausdruck des religiösen Geistes der Gesammtgemeinde passiren, deren Träger sowohl in ihrer persönlichen Glaubwürdigkeit als auch in ihrem Verhältniss zum orthodoxen Bekenntniss keinem Bedenken unterliegen, also im vollen Sinne des Wortes als „zuverlässig" gelten können, von denen nicht die Gefahr droht, dass sie, ob nun aus purer Leichtfertigkeit, aus Mangel an religiöser Integrität oder aus Parteiinteresse dem Propheten Aussprüche zuschreiben, welche im Widerspruch mit der allgemeinen Lehre ihren besonderen Interessen dienlich sind. Dieser Gesichtspunkt bestimmte die ganze Richtung der Traditionskritik, wie sich dieselbe im Islam entwickelte." Man untersuchte also nicht den Text einer Tradition, ob er mit dem anderer Traditionen oder mit dem Koran im Einklange stehe, sondern man legte das Hauptgewicht auf die Integrität der Gewährsmänner und ihre unanfechtbare Reihenfolge *(Isnâd)*. Die Traditionskritiker unterschieden je nach dem Resultate ihrer Untersuchungen verschiedene Grade von Glaubwürdigkeit, deren höchster darin zum Ausdrucke kam, dass man den Ueberlieferer „zuverlässig" nannte, und deren niedrigster dem Gewährsmanne nur das Lob zutheil werden lässt, dass er „nicht lüge". Nebst der Qualität der Gewährsmänner hatten aber die Kritiker noch andere Umstände im Isnâd zu beachten und waren es da besonders Anachronismen, die sie blosszulegen hatten; überdies erschwerten die Fälscher der Kritik ihr Amt noch dadurch, dass sie zwischen zwei Glieder der Isnâd-Kette, zwischen denen kein thatsächlicher Zusammenhang nachgewiesen werden konnte, den Namen eines Unbekannten einschoben, um einen Zusammenhang herzustellen. Wenn wir auch nicht verkennen dürfen, dass die strenge Prüfung des Isnâd, der Kette der Gewährsmänner, unbedingt nothwendig und von heilsamen Folgen war, so konnte es doch der guten Sache nicht dienlich sein, wenn man für die Beurtheilung der Glaubwürdigkeit und Authenticität der Traditionen nur formale Momente massgebend sein liess. Es ist leicht einzusehen, wohin die einseitige Methode führen musste, die den Werth des Isnâd zuerst und allein untersuchte und das Urtheil über den Werth des Jnhalts einer Ueberlieferung von dem Urtheile über die Correctheit des Isnâd abhängig machte. Als Regel für die Beurtheilung der Traditionen konnte beiläufig gelten, was Goldziher in die Worte zusammenfasst: „Wenn das Isnâd, an welches ein unmöglicher, mit äusseren und inneren Widersprüchen behafteter Satz gehängt ist, die Probe dieser formalen Kritik besteht, wenn die Continuität der in demselben angeführten, vollends glaubwürdigen Autoritäten ununterbrochen, weun die Möglichkeit ihres Verkehrs miteinander nachgewiesen ist, so wird die Tradition als glaubwürdig anerkannt. Niemandem darf es beikommen zu sagen: weil der Inhalt *Matn* eine logische oder historische Absurdität enthält, darum zweifle ich an der Correctheit des Isnâd."

Allerdings kann dann der Fall eintreten, dass zwei vollkommen correcte Ketten von unanfechtbaren Gewährsmännern zwei einander widersprechende Traditionen stützen; dann wird entweder die Correctheit des einen Isnâd zu Gunsten des anderen herabgedrückt, oder, wenn dies nicht gelingen will, sucht man die einander widersprechenden Texte auf spitzfindige Weise mit einander auszugleichen, oder man lässt bei gesetzlichen Traditionen die eine die andere abrogiren, oder man lässt auch hier wieder formelle Grundsätze entscheiden, in dem z. B. von zwei Berichten, deren einer affirmativer, der andere negativer Natur ist, dem affirmativen vor dem negirenden der Vorzug eingeräumt wird. Selbst Anachronismen werden ruhig hingenommen, wenn das Isnâd in Ordnung ist und „die prophetische Gabe Muhammeds ist ein ausgleichendes Moment für solche Schwierigkeiten.

Die Strenge, mit welcher man die Traditionen in Bezug auf ihre Echtheit prüfte, konnte überhaupt nur auf jene Ueberlieferungen Anwendung finden, die gesetzliche Fragen behandelten oder den Gelehrten als Quellen für gesetzliche oder dogmatische Deductionen dienen konnten; jene Traditionen, welche im Volke lebten und für das Volk gemacht waren, welche fromme Erzählungen, erbauliche Sätze und ethische Belehrungen im Namen des Propheten enthielten, wurden auch von Seite der Theologen mit milderen Blicken betrachtet, und wenn man Fälschungen in dieser Hinsicht auch nicht ausdrücklich genehmigen konnte, so ging man in der Nachsicht doch so weit, dass man auf den sonst wichtigen Bestandtheil des Hadîth, nämlich auf die Anführung der Gewährsmänner gar kein Gewicht legte. Bei solchen ethischen Hadîthen fragte man nicht danach, ob ein Gewährsmann „zuverlässig" oder „schwach" sei, da wurde bald ein Ueberlieferer für glaubwürdig genug gehalten, welchem man in Bezug auf Sunna-Traditionen das Vertrauen versagt hätte.

Die Fälschung und Unterschiebung von Hadîthen zum Zwecke der Belehrung und Erbauung des Volkes wurde von Theologen nicht nur theoretisch sanctionirt und praktisch geübt, sondern es wurde zur Schaffung falscher Traditionssätze geradezu ermuntert und erdichtete Hadîthe mit moralisirender Tendenz scheinen in den Predigten häufige Anwendung gefunden zu haben. Da der Prophet die Unterschiebung von Aussprüchen selbst ausdrücklich verboten hat, wussten Diejenigen, welche sich zu der Ansicht bekannten, dass man zu moralischem Zwecke auch Traditionen erdichten und diese weiterverbreiten dürfe, kein besseres Auskunftsmittel, ihre Ansicht auch theoretisch zu begründen, als dass sie gerade jenes ausdrückliche Verbot des Propheten zu ihren Gunsten interpretirten und den also veränderten Text zur Entschuldigung ihres zwar incorrecten, jedoch wohlgemeinten Treibens anführten.

Der sicherste Weg, einen moralischen Satz in Umlauf zu bringen, war der, ihn Muhammed in den Mund zu legen, und dass man zu diesem Mittel gerne seine Zuflucht nahm, das ersehen wir daraus, dass in der Traditionsliteratur nicht selten Aussprüche auf den Propheten zurückgeführt werden, die im Islam lange Zeit einem anderen Urheber zugeschrieben wurden. So finden wir dem Propheten aber nicht nur fremde moralische oder gesetzliche Traditionen, sondern sogar Aussprüche aus der heidnischen Zeit zugeschrieben. Man wusste ja auch, dass Muhammed selbst dem Koran Sentenzen aus der heidnischen Zeit einverleibt hatte und einige traditionelle Aussprüche Muhammed's sind nachweisbar altarabische heidnische Sprichwörter oder Redensarten, die den Muslimen wahrscheinlich so gut gefielen, dass sie sie dem Propheten zueigneten. Bekannt ist ja auch, dass Sätze aus dem alten Testamente und den Evangelien als Aussprüche Muhammed's bezeichnet werden, wie denn überhaupt der Islam aus dem Christenthume Manches gelernt und entlehnt hat.

Wir wollen an dieser Stelle nur gelegentlich erwähnen, dass das Bild, welches man von Muhammed entwirft, dem christlichen Bilde von Jesus ähnlich gemacht ist, und dass man Muhammed trotz seiner eigenen, oft wiederholten Erklärung, dass er keine Wunder wirke, sondern nur ein Gesandter Gottes sei, dass man Muhammed ähnliche Wunder wirken lässt, wie sie von Jesus in den Evangelien erzählt werden. Des Weiteren sind es die lehrenden Aussprüche in den Evangelien, die Einfluss auf die Bildung muhammedanischer Lehren im Hadîth ausgeübt haben. Von den interessanten Beispielen, welche uns Goldziher namhaft macht, sei hier nur der Entlehnung des „Vater unser" gedacht, welches im Islam in der Form eines Hadîth erscheint. Der Prophet soll nämlich gesagt haben: „Wenn Jemand leidet oder es leidet sein Bruder, so möge er sprechen: *Unser Herr Gott, Du im Himmel, geheiligt werde Dein Name, Deine Herrschaft im Himmel und auf Erden;* sowie Deine Barmherzigkeit im Himmel ist, so übe deine Barmherzigkeit auch auf Erden; *vergieb uns unsere Schuld* und unsere Sünden etc."

Kehren wir nach dieser Abschweifung wieder zur Betrachtung des Geschickes der Tradition zurück, und knüpfen wir an die Bemerkung an, dass man im Interesse der Religion und zur Förderung der Frömmigkeit, dem Propheten Aussprüche zuschrieb, welche er nie gethan hatte, so können wir nun auch gleich hinzusetzen, dass der Beweggrund zu solchen Fälschungen nicht immer ein frommer geblieben ist. „Aus den erbaulichen Erzählungen entwickelten sich die unterhaltenden, und man war bald bei den possenhaften angelangt, und alles dies im Rahmen der Tradition des Propheten. Bereits im III. Jahrhundert — vielleicht auch schon früher — konnte man im Namen des Propheten folgenden Weheruf verkünden: Wehe dem, der lügnerische Hadîthe verbreitet, um die Leute damit zu belustigen!"

Es mag allerdings nicht mit einem Schlage so geworden sein, dass man Erbauung und Belustigung mit einander verwechselte, sondern allmälig nur mö-

gen sich solche Zustände entwickelt haben. Wenn wir uns erinnern, was für eine grosse Rolle im Oriente der Märchenerzähler spielt und wie die Leute seinen Erzählungen gerne zulauschen, und wenn wir hinzufügen, dass es von jeher so gewesen ist, dann werden wir uns kaum darüber verwundern, dass sich auch Erzähler fanden, welche Unterhaltung und Erbauung mit einander vereinten und in den Strassen und Moscheen das Volk um sich versammelten, um ihm ihre Geschichten vorzutragen. Da sich nun aber auch gelehrte Theologen kaum zur Uebernahme der Erzählerrolle verstanden haben dürften, können wir wieder nur annehmen, dass jene Erzähler selbst Leute aus dem Volke gewesen sind, die mehr zu wissen vorgaben als sie wussten. Wenn sie Hadîthe citirten, waren sie natürlich auch nicht um die Form verlegen und wussten stets eine Reihe erlogener Gewährsmänner anzuführen. Manche von ihnen mögen es wohl mit dem selbstgewählten Berufe des Volkspredigers ernster genommen haben und in den Schranken religiösen Anstands geblieben sein; viele aber, vielleicht die meisten der späteren Erzähler hatten es nicht auf religiösen Erfolg, sondern auf die Unterhaltung des Volkes und auf ihren eigenen Gewinn abgesehen. Als die massgebenden Kreise die Gefahr bemerkten, welche der richtigen Erhaltung der Traditionen von Seiten dieser Erzähler drohte, erhoben sich zum Schutze der gefährdeten reinen Religion hie und da missbilligende Stimmen gegen die Strassenprediger, doch wie wir bemerken dürfen, ohne nennenswerthen Erfolg. Das Volk unterhielt sich eben bei den Erzählern, welche zugleich oft Astrologen oder Wahrsager waren, besser als bei ernsten Predigern, und die Erzähler hatten einen um so besseren Verdienst, je ärger sie zu lügen und zu übertreiben verstanden. Anekdoten und frivole Curiositäten, besonders nach biblischen Legenden, waren bald an die Stelle der in der früheren Zeit gehaltenen erbaulichen Vorträge getreten, und besser als die gelehrten Theologen verstanden sie es, vor dem Volke ihr Licht leuchten zu lassen und mit ihrer Kenntniss der heiligen Geschichte zu prunken. Was der gelehrteste Theologe nicht wissen konnte, das wussten die Erzähler, der Eine wusste den Namen des goldenen Kalbes, ein Anderer wusste wieder den Namen des Wolfes, welcher Josef gefressen hatte und vertheidigte sich gegen den Einwand, dass Josef von keinem Wolfe gefressen wurde, mit der Antwort, dass also jener Wolf so geheissen hätte, der Josef nicht gefressen habe. Die gewiegtesten Theologen konnten der Unverfrorenheit der Erzähler nicht Stand halten und mussten ihnen selbst mit Spott beladen das Feld räumen. Dass diese Strassenprediger mit ihren dreisten Lügen eine grosse Gefahr für die Integrität des Hadîth bildeten, ist ebenso leicht begreiflich, wie die Thatsache, dass wir solchen freien Predigern noch heute in muhammedanischen Städten begegnen.

Der Ergänzung halber haben wir noch einer besonderen Art von Traditionsschwindlern zu gedenken, nämlich der sogenannten Langlebigen (*Muammarîn*), welche ihre Hadîthe mit keinem erlogenen Aufwande von Gewährsmännern zu bekräftigen brauchten, da sie sich selbst noch im III. oder IV. Jahrhunderte d. H. als Genossen des Propheten ausgaben, von dem sie ihre Hadîthe empfangen haben wollten. Wir können es uns hier erlassen, diesen Betrügern viele Worte zu widmen, wollen aber nicht übergehen, dass auch diese Schwindler eine gläubige Gemeinde fanden und dass der Glaube an die Existenz von *Muammarîn* auch dem religiösen Gebiete nicht fremd blieb.

Bei der wichtigen Bedeutung, welche die Tradition für die Religion hat, darf es uns nicht Wunder nehmen, wenn man auf Alles, was vertrauenswürdige Männer überlieferten, ein grosses Gewicht legte, und wenn fromme oder ehrgeizige Leute viel darauf hielten, von jenen unvermittelt eine Ueberlieferung zu erhalten. Da Aussprüche des Propheten aber in alle Welt zerstreut waren, so blieb den frommen Sammlern nichts übrig, als oft die weitesten Reisen zu unternehmen, um die Ueberlieferung sammt dem ganzen Isnâd zu übernehmen und mit ihrem eigenen Namen die Kette der Ueberlieferer zu schliessen. „Diese Reisen hatten auch für die praktische Entwicklung des Hadîthwesens im Islam ein einflussreiches Resultat. In Folge der immer mehr und eifriger unternommenen Reisen (zum Zwecke des Sammelns von Hadîthen) ist es den Theologen gelungen, die provinziellen Sondertraditionen in den *gemeinsamen*, sich immer *einheitlicher* gestaltenden Rahmen des Hadîth einzufügen. Ohne diesen Erfolg wäre die Conception von *Hadîthsammlungen* kaum möglich gewesen.“ Zu diesen anerkennenden Worten Goldziher's müssen wir leider hinzufügen, dass das Sammeln von Hadîthen mit der Zeit zum Sport wurde, und dass in Folge der wachsenden Nachfrage auch die heilige Waare der Hadîthe mit klingender Münze bezahlt werden musste. Einerseits jagte man der Erwerbung von Hadîthen ohne Verständniss nach und andererseits scheute man sich nicht, die eifrigen Sammler nach besten Kräften zu betrügen, so dass ernste Theologen ihre Stimme erhoben, um den Schwindel, der auf beiden Seiten getrieben wurde, zu kennzeichnen und davor zu warnen. Nachdem das Traditionsunwesen im V. Jahrhunderte seinen Höhepunkt erreicht hatte, wurde im VI. Jahrhundert durch die Gründung von Specialhochschulen für Hadîthwissenschaft der Anlauf gemacht, den wilden Strom der Sammellust in geregelte Bahnen zu lenken; doch leider waren diese Fachschulen von keiner langen Dauer, denn sie gaben den Tausenden, die da nach Traditionen jagten, nur beschränkte Gelegenheit, neues Material zu erwerben.

Man würde sehr irren, wenn man glaubte, dass die Ueberlieferungen nur von Mund zu Mund gingen und der schriftlichen Aufzeichnung entbehrten. Allerdings herrschte auch in der alten Generation des Islam die Ansicht, dass zur schriftlichen Aufzeichnung nur das heilige Buch, der Koran, bestimmt sei, und dass neben ihm das Hadîth als

mündliche Lehre einhergehen sollte; wir wissen aber, dass auch ausserkoranische Aussprüche des Propheten niedergeschrieben wurden, ja dass sogar schon Zeitgenossen Muhammed's diesem Hadîthe nachgeschrieben haben. Wenn das Niederschreiben von Hadîthen auch seine Gegner hatte, dieser Widerwille gegen die schriftliche Ueberlieferung ist erst eine Folge später entstandener Vorurtheile und bestand nicht etwa nur noch zur Zeit, als schon kritisch gesichtete Traditionssammlungen vorlagen, sondern selbst noch dann, als schon der Buchdruck eingebürgert war. Für beide Meinungen hatte man natürlich wieder Aussprüche des Propheten bereit, und während sich die Einen darauf beriefen, dass er gesagt habe: „Schreibet von mir nichts nieder mit Ausnahme des Koran; wer aber etwas aufgeschrieben hat, der lösche es aus," wussten Andere wieder Worte Muhammed's anzuführen, aus denen unzweifelhaft hervorgehen sollte, dass er mit der schriftlichen Aufzeichnung seiner Aussprüche einverstanden war.

Wenn wir nun Alles, was wir in diesem beschränkten Rahmen über das Hadîth erfahren haben, zusammenhalten, wird es kaum schwer fallen, sich über die Bedeutung der Traditionswissenschaft im Islam ein Urtheil zu bilden. Der Koran allein, das ist klar, wäre nicht im Stande gewesen, erstens so verständlich und zweitens so ausführlich zu dem gläubigen Volke zu sprechen, wie dies die Tradition gethan hat, und in Folge dessen wäre er auch nicht im Stande gewesen, dem Islam rasche und volksthümliche Verbreitung zu verschaffen. Wohl ist das heilige Buch als die Grundlage der muhammedanischen Lehre zu betrachten, doch die friedliche Waffe, mit welcher sich der Islam Eingang und Ansehen verschaffte, ist die Tradition. Sie ist zwar schuld an dem Schisma, aber ihr kommt auch das alleinige Verdienst zu, den theokratischen muslimischen Staat vor bedenklichen inneren Zerwürfnissen, vor Volksrevolutionen bewahrt zu haben. Mögen auch die Wege, welche die Ueberlieferung ging, keine geraden gewesen sein, mag mit ihr viel und schwerer Missbrauch getrieben worden sein, wir müssen heute mit dem Erfolge rechnen und nicht mit dem Mittel rechten. Der Erfolg aber hat bewiesen, dass das in Bezug auf die Moral sehr zweifelhafte Mittel die Religion Muhammed's zwar vielfach sich selbst entfremdet und die reine Lehre ganz bedeutend getrübt, dass es aber staatenbildende und staatenerhaltende Macht gehabt hat. Und da wir den Islam nie als reine Religion für sich, sondern stets auch als politische Institution betrachten müssen, können wir mit dem Satze schliessen, dass die Ueberlieferung auf seine Entwicklung sowohl in religiöser wie in staatsrechtlicher Beziehung den bedeutendsten Einfluss geübt hat.

JEDNOTA
K POVZRUZENI
PRUMYSLU
V CECHACH

ZUR JAPANISCHEN PAPIERINDUSTRIE.

Die Papierindustrie in Japan ist sehr alten Datums. Vor 1200 Jahren schon wurde hier, allerdings in unvollkommener Weise, Papier fabricirt, und zwar waren es besonders 14 Provinzen, die sich nach dieser Richtung hin auszeichneten. Wie alle Industriezweige in Japan, so hat sich auch die Papierfabrikation in den letzten Jahren sehr vervollkommnet, und auf den verschiedenen internationalen Ausstellungen hatte man Gelegenheit, die überraschenden Fortschritte zu bewundern, welche diese merkwürdige Nation auf diesem wie auf allen anderen Gebieten gemacht hat.

Vor Jahren noch genügte die Papierproduction in Japan keineswegs der Nachfrage des eigenen Landes, und die japanische Regierung bezog eine beträchtliche Quantität ausländischen Papieres. Besonders war es Zeitungs-, Zeichen- und Bücherpapier, dessen Bedarf vom Auslande gedeckt wurde. Jetzt werden alle diese Sorten auch in Japan erzeugt und es scheint, dass die primitive Herstellungsweise des Papiers mittelst Handarbeit langsam durch die Maschinenarbeit verdrängt wird, die ein besseres Papier zu billigerem Preise aus einer minderen Sorte Rohmaterial herstellen kann.

Es ist auffallend, dass man nicht in grösserem Massstabe den Versuch gemacht hat, in Europa jene Pflanze anzubauen, deren Faser in Japan zur Papierfabrikation verwendet wird, da dieses Reich doch dieselbe geographische Lage hat wie Spanien, Italien oder Griechenland.

Die bemerkenswertheste Eigenthümlichkeit des japanischen Papiers, nach welchem in Frankreich und England eine bedeutende Nachfrage herrscht, besteht nämlich in der Länge und Zartheit der Faser, die es ermöglicht, das Papier zu Zwecken zu benützen, die der Verwendung dieses Materiales in Europa ferne liegen.

Das Papier dient in Japan nicht nur zum Beschreiben, Bemalen oder als Emballage, sondern es wird z. B. auch ein Faden daraus hergestellt, welcher mit einer Kette von Seide verwebt, einen leichten Stoff liefert, der zu Sommerkleidern verwendet wird. Derselbe Faden, zu einer Schnur gedreht, findet gefärbt oder vergoldet seine Verwendung beim Verpacken von Bonbons oder anderen Luxusartikeln. Wird Papier von einer solideren Structur in Oel getränkt, so leistet es als wasserdichte Umhüllung für Gegenstände, die über See versandt werden, gute Dienste; auch werden Mäntel und Ueberröcke aus diesem undurchdringlichen Papiere gemacht. Dasselbe findet ferner doppelt aufeinander geheftet, mit färbigen Mustern verziert, Verwendung als Tisch- oder Zimmerdecken, die sich durch grosse Haltbarkeit auszeichnen. Ausserdem wird das Papier zu Hüten, Laternen, Taschentüchern, Schirmen, Schuhen, Fächern, Matten, Trögen, Spielsachen und dergleichen Dingen verwendet.

Auch Lederimitationen werden daraus verfertigt, ebenso alle Arten Börsen und Tabaksbeutel, der verschiedenen Arten der Verwendung, die es auch bei uns findet, gar nicht zu gedenken.

Was das Rohmaterial und den Erzeugungsprocess anlangt, so sind beide schon öfters beschrieben worden. Das japanische Papier ist, wie schon erwähnt, früher immer mit der Hand angefertigt worden, daher die kleinen Bogen, die gewöhnlich nur eine Grösse von $9^1/_2$ Zoll Breite und $12^1/_2$ Zoll Länge haben.

Das Papier, wie es im Allgemeinen verkauft wird, ist nicht geleimt, die dicke Tusche, welche zum Schreiben verwendet wird, macht dies nicht nöthig, doch gibt es auch eine Sorte Papier sehr dünn und durchsichtig, die davon eine Ausnahme macht. Das japanische Papier wird niemals gebleicht und hat daher gewöhnlich einen gelblichen oder grünlichen Stich. Sein Gefüge ist ziemlich lose und sehr faserig. Im Allgemeinen laufen die Fasern parallel zu der kürzeren Seite des Bogens. In dieser Richtung ist das Papier auch leicht zu zerreissen, während man sonst immer einige Kraft anwenden muss. Bei gewissen Papiersorten, die für Regenmäntel verwendet werden, scheinen die Fasern einander zu kreuzen, so dass es überhaupt schwer ist, dieselben zu zerreissen.

Gewöhnlich wird das Papier in kleinen Städten oder Dörfern erzeugt, wo dann aber die ganze Bevölkerung sich damit beschäftigt. In so einer Papiermacherfamilie betheiligt sich Alles an der Arbeit, von den alten und schwachen Grosseltern bis zu dem kleinen Enkel herab, einem frühreifen Knaben von 5 oder 6 Jahren. Obgleich von den Papiermachern immer eine grosse Anzahl auf einem Punkt vereinigt ist, so scheint doch unter ihnen keinerlei Cooperation zu bestehen, vielmehr arbeiten alle Familien oder Häuser für sich, indem sie die gesammte Fabrikation, also alle Operationen, die den Rohstoff in das verkaufsfähige Product umwandeln, selbst vornehmen.

Wie bekannt, producirt Japan auch eine Menge Sorten von Phantasiepapieren. Eines der hübschesten ist das zarte Seidenpapier, auf welchem Muster mit undurchsichtiger weisser Tinte gezeichnet sind, welche den Eindruck einer erhabenen Wassermarke machen.

Dieses Papier wird zur Anfertigung von Phantasielaternen verwendet, oder es werden auch hin und wieder die Fensterrahmen damit überspannt, obschon es für diesen Zweck etwas zu dünn ist. Auf gewöhnliches Glas geklebt, macht es einen täuschenden Eindruck von geätztem Glas. Wie herrlich oft japanische Fächer, Tapeten oder das Papier in poetischen Werken durch Malerei oder Buntdruck geschmückt und verziert sind, dürfte hinreichend bekannt sein. Die gewöhnlich verwendete Tapete ist aber weiss, mit Mustern, die mit einer ebenfalls weissen, aber perlglänzenden Farbe aufgetragen worden sind. Bunte Tapeten sind seltener im Gebrauch, ausgenommen für Vestibules. Alle diese Tapeten werden gleich den anderen japanischen Papieren nur in schmalen Bögen hergestellt.

Doch nicht nur zur Bekleidung der Mauern und Wände wird im japanischen Haushalte Papier verwendet, es dient auch in Rahmen gespannt als Thüre, die leicht schiebbar, die verschiedenen Räume des Hauses abschliesst, oder als spanische Wand. Ferner wird dasselbe ebenfalls in leichte Holzrahmen gespannt, vor den Fenstern aufgestellt und gestattet so wohl dem Licht, nicht aber den Sonnenstrahlen Zutritt zu den inneren Räumen, von denen es auch, ohne den Luftzutritt gänzlich zu hindern, den Wind abhält.

Ein für den Japanesen unentbehrliches Geräth ist der Fächer, von denen es zwei Arten gibt, einen zusammenlegbaren und einen nichtzusammenlegbaren. Das Papier bildet natürlich bei der Herstellung derselben einen wichtigen Bestandtheil; für das Gestell, insbesondere der billigen Sorten, wird das Bambusrohr verwendet. Das Papier ist entweder mit Bilderdruck in den verschiedensten Stylarten der japanischen Kunst verziert, oder sonstwie hell gefärbt, oder es erscheint wie überdeckt mit goldenen und silbernen Blättern. Diese Fächer werden in allen denkbaren Qualitäten und Preisen hergestellt. Die am reichsten ausgestatteten und grössten kommen bei den ceremoniellen Tänzen in Verwendung, wobei sie ein Zugehör von grosser Bedeutung bilden. Als Hauptsitz der Fächerfabrikation gilt Nagoya, doch werden auch bessere Sorten in Kioto erzeugt, während die minderen Qualitäten aus Fushimi und Tokio auf den Markt kommen. Es werden davon jährlich einige Millionen nach Amerika und Europa ausgeführt.

Der Fächer ist von dem japanischen Costüme unzertrennlich; selten sieht man einen Eingeborenen ohne Fächer. Er ist sein Schutz gegen die Sonne, sein Notizbuch und sein Spielzeug.

Seine Qualitäten und seine Form sind ausserordentlich verschieden, und es würde eine merkwürdige Collection geben, wenn man diese Mannigfaltigkeit zur Anschauung bringen wollte.

Der höchste Preis, der, solange Japan gegen das Ausland abgeschlossen war, daselbst für einen Fächer bezahlt wurde, betrug nicht mehr als 5 Yen oder 15 s., aber gegenwärtig werden hier Fächer für den Export erzeugt, die 2 bis 3 £ kosten. Der allgemeine Preis für gewöhnliche Fächer variirt zwischen 2 und 3 Guineen per 100 Stück. Merkwürdig ist aber die verschiedenartige Verwendung, die dieses Geräth in Japan findet. So hat z. B. der Schiedsrichter bei Preisringen oder -Fechten einen Fächer in der Hand, der die Gestalt eines ungeheueren Schmetterlings hat; der Griff stellt den Leib desselben dar, und die verschiedenen Bewegungen, die der Richter mit dem Fächer macht, bilden eine ganze Sprache, welche die Kämpfenden verstehen und respectiren. Früher führte in Kriegszeiten auch der Commandant der Truppen einen

grossen Fächer, dessen Gestell aus Eisen und mit dickem Papier überzogen war. Im Falle der Gefahr konnte derselbe geschlossen werden und bildete nun mit seinen Eisenstäben keine zu unterschätzende Waffe.

Eine bemerkenswerthe Gattung Fächer wird aus wasserdichtem Papiere hergestellt; dieselben können ganz in Wasser eingetaucht werden und gewähren dann in Folge der raschen Verdunstung des letzteren beim Fächern eine grössere Kühlung, ohne die Kleider nass zu machen. Die flachen, aus grobem Papiere fabricirten Fächer dienen als Futterschwingen, an Stelle des Blasebalgs zum Anfachen der Holzkohlenfeuer und als Kehrichtschaufeln. Der Japanese aus der alten Schule, der niemals einen Hut trägt, benützt den Fächer als Schild für seine Augen gegen die Sonne. Sein Haupt, das von Kindheit an kahl ist, braucht kaum einmal Schatten; wenn es aber nothwendig wird, so spannt er einen Schirm auf und dirigirt mit dem Fächer seine Diener, wodurch er sich das Reden erspart. Für die japanischen Damen ist der Fächer gleich unentbehrlich, er vervollkommnet die Grazie der jungen Mädchen und erhöht die Würde der alten Frauen. Ebenso wichtig ist er auch für den Jongleur, bei dessen Productionen derselbe eine bedeutende Rolle spielt. Ein Fächer wird immer als geeignetes Geschenk angesehen; oft vertreten Fächer die Stelle von Neujahrsgratulationskarten, und in jedem Hause hängen oder lehnen ein oder mehrere Fächercassetten an der Wand.

Ein anderer Gegenstand des allgemeinen Bedürfnisses ist der Schirm, der sicherlich weder in so grossen Mengen noch so billig hergestellt werden würde, wenn man nicht in dem Bambusrohre ein vortreffliches Material für den Stock und das Gestell und in dem festen Papiere, das zu diesem Zwecke geölt und geleimt wird, einen so ausgezeichneten Stoff für den Ueberzug hätte. Auch in China werden davon grosse Quantitäten erzeugt, die unter dem Namen „Kitty sols" einen bedeutenden Exportartikel nach Indien und anderen Ländern bilden. Indien allein bezieht jährlich ungefähr eine Million davon. (*The paper makers monthly.*)

MISCELLEN.

Das Datum auf den Philippinen. Unter diesem Titel kommt uns von befreundeter Seite eine kleine Abhandlung[1]) zu, welche die Aufmerksamkeit weiterer Kreise aus dem Grunde verdient, weil sie einen Irrthum in unanfechtbarer Weise berichtigt, der durch Jahrzehnte hindurch in der geographischen — zumal deutschen — Literatur sozusagen zäh festgehalten worden ist.

[1]) Separatabdruck des 32. Capitels aus dem demnächst bei Gerold's Sohn in Commissionsverlag erscheinenden Werke „*Die Schiffsstation der k. u. k. Kriegsmarine in Ostasien*"; auf Befehl des k. u. k. Reichs-Kriegsministerium Marinesection verfasst von Jerolim Freiherrn von Benko, k. u. k. Fregattencapitän d. R.

Wie es der Titel der Broschüre schon ausspricht, handelt es sich um die *Datumszählung auf den Philippinen.* Diese Datumszählung hat von der Zeit der Besiedlung der Philippinen an, *um einen Tag* vor jener Datumszählung differirt, welche der gegenüberliegenden asiatischen Festlandsküste, überhaupt dem ganzen alten Continent, den Kurilen und japanischen Inseln, Formosa, dem ganzen übrigen ostasiatischen Archipel, Australien und Neuseeland zukam.

An der Hand auszugsweise wiedergegebener historischer Documente und kurz berührter geschichtlicher Thatsachen werden in der gedachten Broschüre dem Leser die verschiedenen Ursachen vorgeführt, welche zu dieser anormalen Art der Datumszählung auf den Philippinen geführt haben; es wird nämlich gezeigt, dass die bekannten Welttheilungsbullen der Päpste Alexander VI. und Julius II. (nach welchen der *westliche* Entdeckungs- und Eroberungsbereich den Spaniern, der *östliche* aber den Portugiesen gehören sollte), sowie die hierauf gegründeten spanisch-portugiesischen Staatsverträge, in noch höherem Grade zu der Ursache der Art der Datumszählung auf den Philippinen wurden, als die Thatsache der Entdeckung und Besiedlung dieser Inselgruppe *von Osten her.* In Folge der mangelhaften Methoden zur Bestimmung der geographischen Länge, über die man im XVI. Jahrhunderte erst verfügte, blieb die Lage des philippinischen Archipels lange Zeit hindurch eine strittige, und die Spanier nannten diese Gruppe ebenso consequent die *Inseln des Westens*, als die Portugiesen bei der Bezeichnung *die Inseln des Ostens* beharrten.

Als nun durch die Gestaltungen späterer Zeiten die päpstlichen Bullen längst aufgehört hatten, die Grundlage für die Abgrenzung der spanischen und portugiesischen überseeischen Dominien zu bilden, fiel ausser der schon eingelebten Gewöhnung an die differirende Datumszählung, für welch letztere auch eine Art von historischer Pietät bestanden haben mag, noch ein anderer Umstand gegen die Vornahme einer Rectification in's Gewicht: die Philippinen bildeten nämlich eine administrative Dependenz des *westlichen spanischen Amerika*, und es war der äussere Verkehr der Philippinen völlig auf das westliche Amerika beschränkt. Deshalb erschien es zweckmässig und bequem, ein Datum weiter zu führen, welches — gewissermassen von Amerika abhängend — es den Schiffen ersparte, bei jeder Fahrt zwischen den Philippinen und Amerika einen Tag auszulassen oder einen solchen zweimal zu zählen.

So lange also die Philippinen in ihrem äusseren Verkehre auf das westliche Amerika beschränkt blieben, hatte die fehlerhafte Art der Datumszählung auf den Philippinen — wie der Verfasser es ausdrückt — *ihre praktische Seite.*

Diese „praktische Seite" musste in ihr gerades Gegentheil umschlagen, als die Philippinen nicht allein den geschäftlichen, innigen Zusammenhang

mit Amerika verloren, sondern begannen, in Verkehr mit der nahe benachbarten asiatischen Küste, dem holländisch-ostindischen Archipel u. s. w. zu treten. Dieser letztere Zustand wurde vorzugsweise durch die *Eröffnung der chinesischen Vertragshäfen* herbeigeführt, welche bekanntlich durch die Gewalt englischer Waffen erzwungen, aber nicht auf England beschränkt blieb, sondern allen seefahrenden Nationen zugute kam.

Man kann sich nun leicht in die unangenehmen, namentlich in commercieller Beziehung störenden Verwirrungen hineindenken, welche nothwendigerweise eingetreten wären, falls die Philippinen auch jetzt noch an ihrer veralteten, anormalen Art der Datumsführung hartnäckig hätten festhalten wollen. Jede noch so einfache commercielle Transaction — ein Wechsel, eine Lieferungsfrist oder dgl. — zwischen Manila und z. B. dem kaum drei Tagreisen entfernten Hongkong oder Canton wäre erst, je nach Umständen, einmal in einem, das andere Mal im entgegengesetzten Sinne bezüglich der in's Spiel kommenden Tagesdaten zu rectificiren gewesen.

Diese Sachlage mit ihren drohenden unangenehmen Consequenzen gleich richtig erkannt zu haben, ist ein Verdienst des General-Gouverneurs *D. Narciso Claveria*, welcher im Juli des Jahres 1844 an die Spitze der Colonialregierung trat. Der neue General-Gouverneur muss *sofort nach seinem Amtsantritte* sich mit dieser Angelegenheit befasst haben, denn schon am 16. August 1844 war er in der Lage, nach gepflogenem Einvernehmen mit dem Erzbischofe von Manila, die Regulirung der Datumszählung in der Weise zu decretiren, dass der bevorstehende 31. December 1844 auf den Philippinen (und Marianen) *gänzlich zu übergehen sei* und dass auf Montag den 30. December 1844 unmittelbar Mittwoch der 1. Jänner 1845 zu zählen war, d. i. *das gleiche Datum*, welches auf letzteren Tag in der ganzen „alten Welt" und Australien mit Neuseeland fiel.

Seither — es sind dies nahe an 50 Jahre — *besteht auf den Philippinen die alte Anomalie nicht mehr*, welche dort Jahrhunderte hindurch rücksichtlich der Datumsführung geherrscht hat.

Der Verfasser unserer Broschüre bringt nun für die Thatsache der stattgehabten, und zwar der in oben erwähnter Art stattgehabten Rectification des Datums auf den Philippinen den unanfechtbarsten Beweis, indem er *das in aller Form beglaubigte Decret vollinhaltlich wiedergibt*, welches der General-Gouverneur D. Narciso Claveria in dieser Angelegenheit an den Erzbischof von Manila am 16. August 1844 richtete.

Zur Erhärtung seiner Ansicht aber, die Thatsache der stattgehabten Regulirung sei beinahe gar nicht, jedenfalls aber nicht am gehörigen Orte und nicht mit der entsprechenden Positivität zur Kenntniss genommen worden, tritt der Verfasser eine Art von Indicienbeweis an, den wir als recht gelungen bezeichnen dürfen. Es wird nämlich in der Broschüre nachgewiesen:

1. dass die neuesten Auflagen der grossen Conversations-Lexica von *Meyer*, *Brockhaus* und *Pierer* gänzlich übereinstimmend, unter Beigabe eines die Sache illustrirenden Kärtchens, irrigerweise die Datumsgrenze im Stillen Ocean *im Westen* der Philippinen vorbeiführen;

2. dass eine hochstehende geographische Autorität, wie *Oskar Peschel*, noch im Jahre 1871 in einem eigenen, der Angelegenheit der „Datumsgrenze" gewidmeten Schriftchen, diese Grenze ebenso unrichtig führte;

3. dass *Rudolf Falb*, für dessen Arbeiten doch correcte Reductionen von Zeitangaben von eminenter Wichtigkeit sind, zur Zeit der Abfassung seines bekannten Werkes „Sterne und Menschen" (1882) nicht zur Kenntniss gelangt war es sei das Datum auf den Philippinen gegenwärtig übereinstimmend mit jenem der Alten Welt;

4. dass aus einem sehr gediegenen, wenn auch vielleicht weniger verbreiteten Fachblatte (1868) die *irrige* Ansicht nach kurzer Zeit in die gewiss auch sehr gediegene, aber sehr weit verbreitete *„Leipziger Illustrirte Zeitung"* übergegangen ist (1869).

Diese Umstände berechtigen gewiss, den Irrthum bezüglich *des Weiterbestehens* der anormalen Datumszählung auf den Philippinen als einen *sehr weit verbreiteten* zu bezeichnen.

Der Verfasser bemerkt im Laufe seiner Ausführungen, dass er vor mehr als 20 Jahren (1. April 1870) der „Leipziger Illustrirten Zeitung" (von Manila aus) eine Widerlegung das eben damals ihm zu Händen gekommenen irrigen Artikels eingesendet habe; diese Widerlegung wurde zwar (in der Correspondenzrubrik des Journals) zur Kenntniss genommen, der irreführende Artikel aber nicht in genügend auffälliger Weise berichtigt oder widerrufen. Wenn wir die oben gemachten Zeitangaben vergleichen, so ist es vielleicht nicht unzulässig, in dieser Unterlassung die Ursache der später in gleicher Weise wiedergegebenen irrthümlichen Angaben (Peschel, Falb, Meyer, Brockhaus, Pierer) zu erblicken. Etwas befremdend bleibt es aber immerhin, dass während des ganzen langen Zeitraumes zwischen 1845 und der Gegenwart die Thatsache der Datumsregulirung auf den Philippinen in der deutschen geographischen Literatur nicht genügend bekannt gemacht wurde, und vielleicht noch eigenthümlicher ist es, dass — seit 1868 — den gegentheiligen, irrthümlichen Behauptungen von keiner Seite mit entsprechendem Nachdrucke entgegengetreten worden ist.

Die Bevölkerung Siams. Der belgische General-Consul in Singapore sagt in seinem letzten Berichte Folgendes über die siamesische Bevölkerung: Die Schätzungen, welche über die Bevölkerung Siams und der ihm tributpflichtigen Staaten gemacht wurden, zeigen starke Differenzen. Nach Einigen betrage sie sieben, nach Anderen fünfundzwanzig Millionen Einwohner. Dieser grosse Unterschied lässt sich durch die eigenthümlichen Umstände erklären, welche über die Bildung von Ansiedlungen

JEDNOTA SVAZBUZENI PRUMYS

JEDNOTA K POVZBUZENI PRUMYSLU V CECHACH

in Siam entscheiden. Da das Land keine anderen Verkehrswege als seine Wasserstrassen hat, so sind die Eingeborenen sehr natürlicherweise mehr dafür, sich längs der Flüsse anzusiedeln, so lange sie daselbst noch Platz für ihre Häuser und fruchtbares Land finden, durch dessen Bebauung sie leben können. Dadurch nun, dass man mehr oder minder bevölkerte Gegenden in dem Hinterlande dieser Flussansiedelungen voraussetzt, kommt es, dass man gewöhnlich Siam eine Bevölkerung von fünfundzwanzig Millionen Köpfen zuschreibt. Was nun die sieben Millionen betrifft, so rühren sie augenscheinlich von Schätzungen her, bei denen auf die Bevölkerung der wenig bekannten Theile des Landes nicht genügende Rücksicht genommen wurde. Wenn man die dürftigen Mittheilungen verschiedener Reisender und Ingenieure, welche das Land in der Absicht, Eisenbahnen zu bauen, durchforschten, zusammenfasst, so erhält man eine Summe von zwölf Millionen, welche sich folgendermassen vertheilt: 3,500.000 Siamesen, 3,500.000 Chinesen, 2,600.000 Schans, Laotiens und Birmanen, 1,000.000 Kambodschaner, 1,000.000 Malaien und Hindus, 400.000 Pegins, Karenen, Kamuken, Kamaizen und andere kleine Stämme.

Indische Edelsteine. Der belgische General-Consul in Singapore constatirt in einem Berichte, dass Rubinen und Saphire in den siamesischen Provinzen von Chantaboun und Battambang im Ueberflusse vorhanden seien. Mehrere Minen seien zwar schon früher von den Eingeborenen ausgebeutet worden, doch brachte man lange Zeit grösstentheils nur Steine von geringem Werthe zutage. Es war im Jahre 1874, als die erste Mine für Saphire von guter Qualität durch einen eingeborenen Jäger in der Nähe von Chantaboun entdeckt wurde. Der Platz war schwer zugänglich, so dass sich die Nachricht von der Entdeckung nur langsam verbreitete. Rangoon war zu dieser Zeit noch der nächste Markt für den Verkauf von Edelsteinen aus Siam und so kam es, dass die Birmanen durch die in Rangoon ausgebotenen Steine zuerst von dem Vorhandensein der neuen Mine erfuhren. Einige Birmaleute begaben sich dorthin, und die grossen Summen, welche sie bei ihrer Rückkehr durch den Verkauf ihrer Producte erzielten, gaben zu einer starken Auswanderung während der Jahre 1878 und 1879 Anlass. Die Neuangekommenen entdeckten mehrere ebenso reiche Minen als die erste. Aber sowohl dort als in Bantuphan richteten Fieber grosse Verheerungen in den Reihen der Arbeiter an, so dass die Zahl der neu angekommenen im Jahre 1880 stark abnahm und gegenwärtig besteht die Bevölkerung dieser Minen, die einst 10.000 betrug, aus einigen Pegu Toung-Thons, welche sich besser gegen die üblen Folgen des fürchterlichen Klimas des Landes schützen können als andere Racen. Rubinen, Onyxe und Jaden werden auch in grosser Menge in Chantaboun gefunden, doch lässt ihre Qualität viel zu wünschen übrig. Battambang soll an Edelsteinen ebenso reich sein als Chantaboun, und es heisst, dass an der Grenze von Kambodscha vor Kurzem Diamanten gefunden wurden, aber die Minen dieser Provinz sind in Folge ungesunden Klimas und der Schutzlosigkeit, für ausländische Arbeiter fast ganz verlassen.

Wilde Thiere und giftige Schlangen in Ostindien. Die indische Regierung hat soeben wieder die Frage der Vernichtung wilder Thiere und giftiger Schlangen einer Prüfung unterzogen, zu der die letzten statistischen Berichte Anlass bieten.

Im letzten Jahre wurden 2724 Personen getödtet, und da die Durchschnittsziffer der letzten 10 Jahre genau ebensoviel beträgt, so scheint erwiesen, dass die bisherigen Mittel wenig Erfolg hatten, obwohl im abgelaufenem Decennium 1,450.000 Rupien verausgabt wurden. Immerhin ist der Kampf zwischen den Menschen und den wilden Thieren ein ziemlich ungleicher, denn in den abgelaufenen 10 Jahren wurden durch wilde Thiere gegen 30.000 Menschen vernichtet, während in derselben Zeit Belohnungen für die Vernichtung von 166.000 Thieren ausbezahlt wurden, die sich auf die einzelnen Thiergattungen wie folgt vertheilen: 17.885 Tiger, 44.464 Leoparden, 16.216 Bären, 61.404 Wölfe und 15.976 Hyänen. Im Uebrigen sind nicht alle diese Thiere unmittelbar gefährlich, und es wäre vielleicht besser, das System der Schussprämien ausschliesslich auf die Tiger zu beschränken, wie dies ursprünglich der Fall war.

Unter den Mitteln zur wirksamen Ausrottung des „Man-Eater"-Tigers wird namentlich die Erhöhung der Prämie, die Unterstützung der Jagd durch die amtlichen Organe und eine minder strenge Anwendung des Waffengesetzes empfohlen, damit Leute, die sich fortwährend in der Gefahr befinden, in der Lage seien, sich auch gehörig zu vertheidigen.

Weit grösser als das durch Raubthiere angerichtete Unheil ist die Zerstörung von Menschenleben durch giftige Schlangen. Die letzten 11 Jahre weisen 219.967 Todesfälle in Folge von Schlangenbissen auf, d. h. etwa 20.000 pro Jahr. Enorm ist die Anzahl der getödteten Schlangen in der Präsidentschaft Bombay im Verhältniss zu der Gesammtzahl der Schlangentödtungen in Indien.

Im letzten Jahre wurden Prämien für 577.770 getödtete Schlangen in Indien bezahlt, von denen nicht weniger als 433.795 Stück auf Bombay entfallen, während in Bezug auf tödtliche Schlangenbisse diese Präsidentschaft nicht das Zehntel der Anzahl von Bengalen erreicht. Die Präsidentschaft Bombay ist aber eben die eigentliche Heimat der „Phursa" (Echis carinata), deren Zahl trotz des unausgesetzten Vernichtungskrieges noch immer nicht abzunehmen scheint.

Die indische Regierung ist übrigens der Ansicht, dass der Kampf gegen diese Schlangen in den Jungles aussichtslos sei, während das Hauptaugenmerk auf die Nachbarschaft der Dörfer zu richten wäre, wo diese Schlangen in den grossen Mengen von Abfällen, die der indische Dorfbewohner ohne Rücksicht auf die sanitären Gefahren in seiner unmittelbaren Nähe aufhäuft, eine willkommene Brutstätte finden.

Verantwortlicher Redacteur: A. v. Scala. Druck von Ch. Reisser & M. Werthner in Wien.

8054

OESTERREICHISCHE

Monatsschrift für den Orient.

SECHZEHNTER JAHRGANG. WIEN, IM JÄNNER 1890. Nr. I. BEILAGE.

Die „Oesterreichische Monatsschrift für den Orient"

erscheint **im Verlage des k. k. österr. Handels-Museums** in **Wien** (I., Börsegasse 3).

Das Blatt, herausgegeben unter der Mitwirkung hervorragender Fachschriftsteller und Reisender, bringt Artikel und Miscellen handelspolitischen, kunstgewerblichen, ethnographischen und geographischen Inhaltes, Reisebeschreibungen, Literaturberichte etc.

Abonnements-Anmeldungen werden dortselbst entgegengenommen, wie denn auch das genannte Blatt wie bisher durch alle Buchhandlungen bezogen werden kann.

Das Jahres-Abonnement beträgt ohne Postversendung fl. 5.— ö. W. = 10 Mark.

KAISERL. KÖNIGL. PRIVILEGIRTE

TEPPICH- UND MÖBELSTOFF-FABRIKEN

VON

PHILIPP HAAS & SÖHNE

WIEN

WAARENHAUS: I., STOCK-IM-EISENPLATZ 6

FILIALE: VI., MARIAHILFERSTRASSE 75 (MARIAHILFERHOF)

EMPFEHLEN IHR GROSSES LAGER IN MÖBELSTOFFEN, TEPPICHEN, TISCH-, BETT- UND FLANELLDECKEN, LAUFTEPPICHEN IN WOLLE, BAST UND JUTE, WEISSEN VORHÄNGEN UND PAPIER-TAPETEN, SOWIE DAS GROSSE LAGER VON

ORIENTALISCHEN TEPPICHEN UND SPECIALITÄTEN.

NIEDERLAGEN:

BUDAPEST, GISELAPLATZ (EIGENES WAARENHAUS). PRAG, GRABEN (EIGENES WAARENHAUS). GRAZ, HERRENGASSE. LEMBERG, ULICY JAGIELLONSKIEJ. LINZ, FRANZ JOSEF-PLATZ. BUKAREST, CALLEA VICTORIAE. MAILAND, DOMPLATZ (EIGENES WAARENHAUS). NEAPEL, VIA ROMA. GENUA, VIA ROMA. ROM, VIA DEL CORSO.

FABRIKEN:

WIEN, VI. STUMPERGASSE. EBERGASSING, NIEDER-ÖSTERREICH. MITTERNDORF, NIEDER-ÖSTERREICH. HLINSKO, BÖHMEN. BRADFORD, ENGLAND. LISSONE, ITALIEN. ARANYOS-MARÓTH, UNGARN.

FÜR DEN VERKAUF IM PREISE HERABGESETZTER WAAREN IST EINE EIGENE ABTHEILUNG IM WAARENHAUSE EINGERICHTET.

Gegründet 1813.

S. REICH & Co

k. k. landesbefugte Glasfabrikanten

WIEN.

Ausgedehntester und grösster Betrieb in Oesterreich-Ungarn, umfassend 10 Glasfabriken, nebst Dampf- und Wasserschleifereien, Glas-Raffinerien. Maler-Ateliers etc. in Mähren, Böhmen, Steiermark und Russland.

Erzeugung von ordinärem Hohlglas, Tafelglas (Fensterglas), Schleif-, Ecken- und Pressglas (Gussglas), Luxusartikeln, pharmaceutischen und physikalischen Geräthschaften, Narghiles, Gebrauchsartikeln für den Orient und allen Arten in das Glasfach einschlägiger Artikel.

SPECIALITÄT:

Beleuchtungsartikel für Petroleum, Gas, Oel und elektrisches Licht.

Central-Bureau und Haupt-Niederlage sämmtlicher Etablissements: Wien, II., Czerning. Nr. 3 u. 5.

Filiale und Depôt für chemisch-pharmaceutische Geräthschaften: Wien, IV., Margarethenstr. 23.

NIEDERLAGEN:

Berlin SW., Alexandrinenstrasse Nr. 22.

Amsterdam, Geldersche Kade 47.

Daselbst Lager in allen Sorten Beleuchtungsartikeln.

Export nach allen Weltgegenden.

Kaiserl. königl. landesprivilegirte

Lampen-Fabrik

von

R. Ditmar in Wien.

Grösste Lampen-Fabrik am Continente gegründet 1840.

Petroleum-Lampen

in grossartiger Auswahl, in nur solider Ausführung und zu billigsten Preisen.

K. k. priv.

Wiener Blitzlampe und Brillant-Meteorbrenner

mit Leuchtkraft bis 157 Normalkerzen.

Ditmar-Flachbrenner.

Eigene Niederlagen:

Wien, Graz, Prag, Lemberg, Triest, Budapest, Berlin, München, Rom, Mailand, Lyon, Warschau und Bombay.

Agenturen

in allen Hauptstädten Europas und in allen Haupt-Handelsplätzen des Orients.

Export nach allen Welttheilen.

ZÜNDWAAREN. — ALLUMETTES.

Export nach dem gesammten Orient, Indien, China etc.

Etablirt 1856.

Höchste Auszeichnung: Ausstellung Graz 1880: Ehren-Diplom.
Auszeichnungen: Graz 1870, Triest 1871, Silberne Medaille.
Melbourne 1880, Verdienst-Diplom. Triest 1882, Goldene Medaille.

Die k. k. privilegirte

Grösste süd-österreichische

ZÜNDWAAREN-FABRIK

von

FL. POJATZI & COMP.

in Deutschlandsberg bei Graz (Steiermark)

OESTERREICH

erzeugt alle im Orient gangbaren Sorten Zündhölzchen, sowie Zündschwamm (Esca).

Die Fabrikate besitzen eine ganz besondere **Widerstandsfähigkeit** gegen **feuchtes Klima** oder **Lager** und brennen unfehlbar.

Specialitäten, rauchlos brennend:

Allumettes Impériales, runde Büchsen mit Portraits und Bildern, sehr elegant und dennoch billig.
Pearl Matches in Schubern und Kistchen, echte Aspenhölzchen mit vorzüglicher Brennkraft.
Flammiferi igienici Uso Camera, Ripshölzchen in schönen lackirten Schubern mit orientalischen Bildern und Photographien.
Ausserdem: Wiener Salonhölzchen in allen Sorten, schwedische Sicherheitszünder etc.

Offerte sowohl direct von der Fabrik, als durch die General-Repräsentanz:

SMREKER & COMP. IN TRIEST.

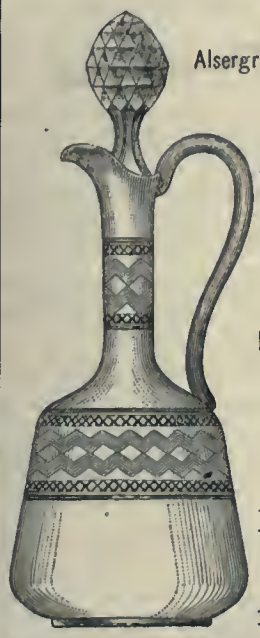
Reelle Ausführung.

Billigste Preise.

FIAMMIFERI. — MATCHES.

Wiener Weltausstellung 1873 höchste Auszeichnung.
EHREN-DIPLOM.

Glasfabriken-Niederlage
von
J. SCHREIBER & NEFFEN
WIEN
Alsergrund, Liechtensteinstr. 22-24.



MUSTER-LAGER:
BUDAPEST Waitznergasse Nr. 18. | PRAG Heuwagplatz Nr. 27.

Fabrikation für den Export.
Glas-Service.
PRESS-GUSSGLAS.
Beleuchtungs-Artikel.
LUSTER.
Färbiges Glas
und
Phantasie-Sachen.
Verpackung bestens.
Preis-Courante gratis.

Kais. königl. privilegirte
Petroleum-Lampen-Fabrik
Gebrüder Brünner
WIEN.
Reichhaltigste Auswahl aller Gattungen Petroleum-, Salon-, Tisch- und Hänge-Lampen, Luster, Laternen, Wandlampen etc. etc. solidester Construction
sowie
Wiener Flachbrenner
und
Patent-Brillantbrenner
bester Qualität zu billigsten Exportpreisen.
Petroleum-Hängelampen mit neuem patentirten
Excelsiorbrenner
Patent 1887.
Sonnenlicht-Excelsiorlampe.
Vollkommener Ersatz für elektrische und Gasbeleuchtung.
Niederlagen in Wien, Budapest, Prag.
Export nach allen Weltgegenden.

K. K. PRIV. SÜDBAHN-GESELLSCHAFT.

Auszug aus dem Fahrplane der Personenzüge, giltig vom 21. October 1889.

Abfahrt von Wien:

6.— Früh: (Prsz.) Payerbach, Kanizsa, Budapest; Pakrácz-Lipik; — Esegg, Sarajevo; Agram; — Hainfeld, Gutenstein.

7.— Früh: (Schnellz.) Triest, Görz, Fiume, Agram, Sissek (via Steinbrück), Brod; Villach, Wolfsberg; Radkersburg, Köflach, Hainfeld, Gutenstein; Leoben, Vordernberg, Aussee, Ischl; Venedig, Rom, Mailand (via Pontebba); Bozen, Meran, Verona (via Leoben); Kanizsa, Budapest; Pakrácz-Lipik; Agram, Essegg, Sarajevo; Neuberg.

1.20 Nachm.: (Postz.) Triest, Görz, Venedig; Fiume; Sissek, Brod, Banjaluka; Leoben, Vordernberg, Neuberg; Oedenburg, Kanizsa, Güns, Budapest.

5.— Nachm.: (Persz.) Steinamanger.

7.40 Abds.: (Persz.) Kanizsa, Budapest, Pakrácz-Lipik; Essegg, Bosn.-Brod; — Agram, Sissek, Banjalnka.

8.15 Abds.: (Schnellz.) Triest, Görz, Venedig, Rom; — Pola, Rovigno; — Fiume; Sissek, Banjaluka, Budapest (via Pghf.), Franzensfeste, Meran, Ala, Innsbruck (via Marburg).

8.45 Abds.: (Postz.) Triest, Görz, Venedig, Rom, Mailand; Pola, Rovigno, Fiume; Agram; Budapest (via Pghf.); Wolfsberg, Meran, Verona, Innsbruck (via Marbg.); Radkersburg, Köflach, Wies; Leoben, Vordernberg; Aussee, Ischl, Villach (via Leoben).

Ankunft in Wien:

6.40 Früh: (Postz.) Triest, Rom, Mailand, Venedig, Görz; Agram, Budapest (via Pghf.); Verona, Innsbruck (via Marburg); Radkersburg; Köflach, Wiea; Venedig; Villach (via Leoben).

8.58 Früh: (Persz.) Kanizsa, Bosn.-Brod, Essegg; — Pakrácz-Lipik, Agram, Budapest (via Oedenburg).

9.40 Vorm.: (Persz.) Steinamanger, Güns..

9.50 Vorm.: (Schnellz.) Triest, Rom, Mailand, Venedig, Görz; Pola, Rovigno; Fiume, Sissek, Agram; Budapest (via Pghf.); Ala, Meran, Innsbruck, Franzensfeste (via Marburg), Leoben, Neuberg.

1.52 Nachm.: (Persz.) Oedenburg (nur Montag und Freitag); Aspang, Hainfeld.

3.40 Nachm.: (Persz.) Kanizsa, Budapest (via Oedenburg).

4.— Nachm.: (Postz.) Triest, Görz, Venedig, Pola; Fiume, Sissek, Agram, Radkersburg, Köflach, Wies; Vordernberg, Leoben; Neuberg.

9.30 Abds.: (Persz.) Sarajevo, Essegg; Agram, Budapest; Kanizsa, Pakrácz-Lipik (via Oedenburg); Hainfeld.

10.15 Abds.: (Schnellz.) Triest, Görz, Pola, Rovigno; Fiume; Brod, Sissek (via Steinbrück); Villach, Wolfsberg; Radkersburg; Köflach, Vordernberg, Venedig, Rom, Mailand (via Pontebba); Verona, Meran, Innsbruck (via Villach, Leoben); Ischl, Aussee, Neuberg.

Giltig bis auf Weiteres. **Fahrplan des „Oesterreichisch-ungarischen Lloyd".** Giltig bis auf Weiteres.

ADRIATISCHER DIENST.

Eillinie TRIEST-CATTARO.

Ab TRIEST jeden Mittwoch 11 Uhr Vorm., in Cattaro Freitag 3½ Uhr Nm., berührt: Pola, Lussinpiccolo, Zara, Spalato, Macarsca, Curzola, Gravosa, Castelnuove (oder Megline), Peraste, Risano und Perzagno.

Retour ab CATTARO Samstag 10 Uhr Vorm., in Triest Montag 11 Uhr Vorm.

DALMATINISCH-ALBANESISCHE LINIE BIS PREVESA.

a) Zwischen TRIEST und CORFU.

Ab TRIEST jeden Montag 11 Uhr Vorm., in Corfu Sonntag ½1 Uhr Nm., berührend: Rovigno, Pola, Lussinpiccole, Selve, Zara, Zaravecchia, Morter, Sebenico, Traù, Spalato, Milnà, Lesina, Curzola, Orebich, Gravosa, Rsgu-avecchia, Castelnuove (oder Megline), Cattaro, Budua, Spizza, Antivari, Dulcigno, Medua, Durazzo, Valona und Santi-Quaranta.

Ab CORFU Donnerstag 6 Uhr Früh., in Triest Mittwoch ½1 Uhr Nm.

Anschluss an die Eillinie Triest-Constantinopel in Corfu bei der Hinfahrt.

b) Zwischen CORFU und PREVESA.

Ab CORFU jeden Montag 11 Uhr Nachts, in Prevesa Dienstag 9 Uhr Vorm., berührend: Parga, Sta. Maura.

Ab PREVESA Mittwoch 7 Uhr Früh, in Corfu Mittwoch 6½ Uhr Abds.

Während des Aufenthaltes in Prevesa unternimmt der Dampfer eine Fahrt nach Salahora und zurück; das Anlaufen dieser Station ist jedoch facultativ.

DALMATINISCH-ALBANESISCHE LINIE BIS CORFU.

Ab TRIEST jeden Freitag 11 Uhr Vorm., in Corfu Donnerstag 8½ Uhr Abends, berührend: Rovigno, Pola, Lussinpiccolo, Melada, Zara, Sebenico, Rogosnizza, Spalato, Milnà, Civitavecchia, Lissa, Comisa, Vallegrande, Lagosta, Terstenik, Meleda, Gravosa, Castelnuovo (oder Megline), Perasto, Risano, Cattaro, Perzagno, Budua, Medua, Durazzo, Valona und Santi-Quaranta. Auf der Rückfahrt wird auch Dulcigno und Antivari angelaufen.

Ab CORFU Samstag 6 Uhr Früh, in Triest nächsten Samstag 11¼ Uhr Vorm.

Anschluss an die Eillinie Triest-Constantinopel in Corfu bei der Rückfahrt.

Linie FIUME-TRIEST.

Ab FIUME Mittwoch 11 Uhr Vorm., Ank. in Triest Donnerstag ½1 Uhr Mittags, berührend: Malinsca, Rabac, Cherso, Pola, Rovigne und Parenzo.

Ab TRIEST Samstag 11 Uhr Vorm., in Fiume Sonntag 12 Uhr Mittags.

Waarenlinie FIUME-CATTARO *A)*

jede zweite Woche vom 2. Jänner.

Ab FIUME Donnerstag 6 Uhr Früh, Ank. in Cattaro Sonntag 5 Uhr Nm., berührend: Malinsca, Veglia, Lussingrande, Selve, Zara, Sebenico, Traù, Spalato, Porte Carober, Milnà, Lesina, Lissa, Curzola, Gravesa, Castelnuovo (oder Megline), Peraste, Risano und Perzagno.

Ab CATTARO Montag 7 Uhr Früh, in Fiume Donnerstag 4 Uhr Nm.

Anschluss an die Linie Triest-Metcovich in Spalato bei der Hin- und Rückfahrt.

Waarenlinie FIUME-CATTARO *B)*

jede zweite Woche vom 9. Jänner.

Ab FIUME Donnerstag 6 Uhr Früh, Ank. in Cattaro Sonntag 5 Uhr Nm., berührend: Malinsca, Lussinpiccolo, Selve, Zara, Sebenico, Traù, Spalate, Porto-Carober, Milnà, Lesina, Lissa, Curzola, Gravesa, Castelnuove (oder Megline), Perasto, Risano und Perzagno.

Ab CATTARO Montag 7 Uhr Früh, in Fiume Donnerstag 5 Uhr Nm.

Anschluss an die Linie Spalato-Metcovich in Spalato bei der Hin- und Rückfahrt.

Eillinie FIUME-CATTARO.

Ab FIUME Sonntag 1½ Uhr Nachts. Ank. in Cattaro Montag 4½ Uhr Nm., berührend: Zara, Spalato, Gravesa.

Ab CATTARO Donnerstag 5 Uhr Früh, in Fiume Freitag 6 Uhr Abends.

Anschluss an die Linie Triest-Metcovich in Spalato auf der Hin- und Rückfahrt.

Linie TRIEST-SPALATO-METCOVICH.

Ab TRIEST Donnerstag 11 Uhr Vorm, in Metcovich Samstag 12½ Uhr Mittags, berührend: Zara, Sebenice, Spalato, Macarsca, Gradaz und Fort Opus.

Ab METCOVICH Dienstag 10¼ Uhr Vorm., in Triest Donnerstag 9½ Uhr Vorm.

Anschluss an die Waarenlinie Fiume-Cattaro *A)* in Spalate auf der Hin- und Rückfahrt.

Linie SPALATO-METCOVICH.

Ab SPALATO Montag 4½ Uhr Früh, in Metcovich Montag 5 Uhr Nm., berührend: S. Pietro, Almissa, Macarsca, Gradaz, Trapano und Fert Opus.

Ab METCOVICH Donnerstag 10 Uhr Vorm., in Spalato Donnerstag 9¾ Uhr Abends.

Anschluss an die Eillinie Fiume-Cattaro *B)* in Spalato auf der Hin- und Rückfahrt.

Periodische Fahrten zwischen TRIEST und VENEDIG.

Ab TRIEST und VENEDIG jeden Dienstag, Donnerstag und Samstag um 12 Uhr Nachts im Winter, und um 11 Uhr im Semmer.

Ank. in VENEDIG und in TRIEST jeden Mittwoch, Freitag und Senntag 7 Uhr Früh im Winter, und um 6 Uhr Früh im Sommer.

LEVANTE-DIENST.

Eillinie TRIEST-CONSTANTINOPEL.

Ab von TRIEST jeden Samstag 11 Uhr Vorm. mit Berührung von Brindisi, Corfu, Patras, Piräus, Ank. nächsten Freitag 9 Uhr Vorm.; Rückfahrt von Constantinopel jeden Montag 5 Uhr Nm. Ank. in Triest Sonntag 5½ Uhr Abends.

Ausserdem wird auf der Hinfahrt Dardanellen berührt.

Anschluss an die griechisch-orientalische Linie in Corfu auf der Hin- und Rückfahrt.

Anschluss an die Zweiglinie Piräus-Smyrna auf der Hin- und Rückfahrt und an die thessalische Linie auf der Hin- und Rückfahrt.

Anschluss an die dalmatinisch-albanesische Linie in Corfu auf der Hin- und Rückfahrt.

GRIECHISCH-ORIENTALISCHE LINIE.

Ab von TRIEST jeden Donnerstag 6 Uhr Nm., Ank. in Smyrna den zweitnächsten Sonntag 5 Uhr Früh, berührend: Fiume, Corfu, Argostell (Cephalonien), Zante, Cerigo, Canea (Suda), Rethymo, Candia, Sames (Vathy), Tschesmé und Chios; Rückfahrt von Smyrna jeden Samstag 4 Uhr Nm., Ank. in Triest zweitnächsten Montag 11 Uhr Vorm.

Anschluss an die Eillinie Triest-Constantinopel in Corfu auf der Hin- und Rückfahrt.

Anschluss an die syrische Linie in Smyrna, auf der Hin- und Rückfahrt (jede zweite Woche).

Eillinie TRIEST-ALEXANDRIEN.

Jeden Freitag 12 Uhr Mittags über Brindisi, Ank. nächsten Mittwoch 5 Uhr Früh; Rückfahrt von Alexandrien Dienstag 9 Uhr Früh, Ank. in Triest Samstag 7 Uhr Abends.

Anschluss an die syrische Linie in Alexandrien auf der Hin- und Rückfahrt.

THESSALISCHE LINIE.

Jede zweite Woche vom 7. Jänner.

Ab TRIEST Dienstag 6 Uhr Nm., Ank. in Constantinopel den dritten Donnerstag 6½ Uhr Früh mit Berührung von Fiume, Corfu, Santa Maura, Patras, Catacolo, Calamata, Piräus, Syra[1]), Vole, Salenich, Cavalla, Lages, Dedeagatsch, Dardanellen, Gallipoli, Constantinopel; Rückfahrt von Constantinopel vom 8. Jänner an jede zweite Woche Mittwoch 2 Uhr Nm., Ank. in Triest den dritten Donnerstag 11 Uhr Vorm.

Linie FIUME-ALEXANDRIEN-BEIRUT.

Jede vierte Woche vom 16. Jänner.

Donnerstag 1 Uhr Nm. mit Berührung von Lissa und Corfu, Ank. in Alexandrien nächsten Dienstag 3 Uhr Nachm.; nach Beirut Samstag vom 25. Jänner angefangen Mittags mit Berührung von Port Said und Jaffa; Ank. in Beirut folgenden Dienstag 7 Uhr Früh.

Rückfahrt von Beirut Dienstag vom 28. Jänner angefangen 7½ Uhr Abends, Ank. in Alexandrien nach Berührung von Caiffa, Jaffa und Port Said Samstag 10 Uhr Vorm.; Abfahrt von Alexandrien nach Fiume Sonntag vom 5. Jänner angefangen 11 Uhr Vorm. Ank. in Fiume Freitag 2 Uhr Nm.

SYRISCHE LINIE.

Jede zweite Woche vom 2. Jänner.

Ab CONSTANTINOPEL Donnerstag 4 Uhr Nm., Ank. in Alexandrien den zweiten Sonntag 11 Uhr Vorm. mit Berührung von Gallipoli, Dardanellen, Tenedos, Mytilene, Smyrna, Chios, Rhodus, Limassol, Larnaca, Beirut, Caiffa, Jaffa, Port-Said, Alexandrien; Rückfahrt von Alexandrien jeden zweiten Samstag vom 4. Jänner angefangen Mittags; Ank. in Constantinopel den zweiten Dienstag 7½ Uhr Früh.

Anschluss an die griechisch-orientalische Linie in Smyrna aut der Hin- und Rückfahrt.

[1]) Der Hafen von Syra wird auch auf der Rückfahrt nach Piräus angelaufen.

Linie CONSTANTINOPEL-BRAILA.

Samstag 2 Uhr Nm., Ank. in Braila Mittwoch 4 Uhr Nm. mit Berührung von Varna, Küstendje, Sulina und Galatz; Rückfahrt Freitag 2 Uhr Nm., Ank. in Constantinopel Dienstag 8 Uhr Früh.

Diese Fahrten sind während des Winters eingestellt und beschränken sich auf die Unterhaltung einer wöchentlichen Verbindung zwischen Constantinopel, Varna und Küstendje.

Linie CONSTANTINOPEL-BATUM.

Jede zweite Woche vom 4. Jänner.

Abfahrt Samstag 3 Uhr Nm., Ank. in Batum Mittwoch 6½ Uhr Früh mit Berührung von Ineboli, Samsun, Kerasunt, Trapezunt; Rückfahrt vom 9. Jänner ab jede zweite Woche Donnerstag 6 Uhr Abends, Ank. in Constantinopel Mittwoch 1½ Uhr Nm.

Eillinie PIRÄUS-SMYRNA.

Ab PIRÄUS Mittwoch 4 Uhr Nm., Ank. in Smyrna Donnerstag 2 Uhr Nm. mit Berührung von Chios; Rückfahrt Dienstag 11 Uhr Vorm., Ank. in Piräus Mittwoch 9 Uhr Vorm.

Anschluss in Piräus an die Eillinie Triest-Constantinopel bei der Hin- und Rückfahrt.

INDO-CHINESISCHER DIENST.

Eillinie TRIEST—BOMBAY. Ab Triest am 3. eines jeden Monates, 4 Uhr Nachm., berührend: Brindisi, Port Said, Suez, Aden.

Anschluss in Bombay abwechselnd an die Linie Triest—Rothes Meer—Hongkong und an die Zweiglinie Bombay—Hongkong. Rückfahrt von Bombay vom 1. Feber ab jeden 1. des Monates bis incl. Jänner 1891.

Linie TRIEST—ROTHES MEER—HONGKONG. Ab Triest am 15. der geraden Monate[1])

[1]) Februar, April, Juni, August, October, December.

des Jahres, 4 Uhr Nachm., berührend: Port Said, Suez, Djeddah, Suakim, Massauah, Hodeidah, Aden, Bombay, Colombo, Penang, Singapore. Rückfahrt von Hongkong am 18.|4., 17.|6., 17.|8., 18.|10., 18.|12. 1890 und 16|2. 1891.

Anschluss in Bombay an die Eillinie Triest—Bombay; Anschluss in Colombo an den Dampfer der Zweiglinie Calcutta—Colombo.

Zweiglinie BOMBAY—HONGKONG. Ab Bombay am 21. der geraden Monate des Jahres, berührend: Colombo, Penang, Siogapore. Rückfahrt von Hongkong am 19. März, sodann am 18. der ungeraden Monate des Jahres bis incl. Jänner 1891.

Anschluss in Bombay an den Eildampfer Triest—Bombay auf der Hin- und Rückfahrt; Anschluss in Colombo an den Dampfer der Zweiglinie Calcutta—Colombo auf der Hin- und Rückfahrt.

Zweiglinie CALCUTTA—COLOMBO. Ab Calcutta am 18. eines jeden Monates, berührend: Madras. Rückfahrt von Colombo vom 5. Feber ab jeden 5. des Monates bis incl. Jänner 1891.

Anschluss in Colombo abwechselnd einmal an den Dampfer der directen Linie Triest—Rothes Meer—Hongkong und einmal an den Dampfer der Zweiglinie Bombay—Hongkong auf der Hin-und Rückfahrt.

BRASILIANISCHE LINIE TRIEST-SANTOS.

Ab Triest am 1. jeden Monates von August bis December 1890, berührend: Malaga, Gibraltar, Insel St. Vincent, Pernambuco, Bahia, Rio de Janeiro; Rückfahrt von Santos 4. April, dann am 18. jeden Monates vom September 1890 bis Jänner 1891.[1])

[1]) Bei eventueller Auslassung der Berührungen eines oder der beiden Häfen von Bahia und Pernambuco auf der Rückfahrt verfrühen sich die Ankünfte in den folgenden Echellen um die entsprechende Zeit.

Ohne Haftung für etwaige Aenderungen in den Zwischenhäfen und ohne Verbindlichkeit für die Regelmässigkeit des Dienstes während der Contumazmassregeln.

OESTERREICHISCHE

Monatsschrift für den Orient.

SECHZEHNTER JAHRGANG. WIEN, IM FEBRUAR 1890. Nr. 2. BEILAGE.

Die „Oesterreichische Monatsschrift für den Orient"

erscheint **im Verlage des k. k. österr. Handels-Museums** in **Wien** (I., Börsegasse 3).

Das Blatt, herausgegeben unter der Mitwirkung hervorragender Fachschriftsteller und Reisender, bringt Artikel und Miscellen handelspolitischen, kunstgewerblichen, ethnographischen und geographischen Inhaltes, Reisebeschreibungen, Literaturberichte etc.

Abonnements-Anmeldungen werden dortselbst entgegengenommen, wie denn auch das genannte Blatt wie bisher durch alle Buchhandlungen bezogen werden kann.

Das Jahres-Abonnement beträgt ohne Postversendung fl. 5.— ö. W. = 10 Mark.

KAISERL. KÖNIGL. PRIVILEGIRTE

TEPPICH- UND MÖBELSTOFF-FABRIKEN

VON

PHILIPP HAAS & SÖHNE

WIEN

WAARENHAUS: I., STOCK-IM-EISENPLATZ 6

FILIALE: VI., MARIAHILFERSTRASSE 75 (MARIAHILFERHOF)

EMPFEHLEN IHR GROSSES LAGER IN MÖBELSTOFFEN, TEPPICHEN, TISCH-, BETT- UND FLANELLDECKEN, LAUFTEPPICHEN IN WOLLE, BAST UND JUTE, WEISSEN VORHÄNGEN UND PAPIER-TAPETEN, SOWIE DAS GROSSE LAGER VON

ORIENTALISCHEN TEPPICHEN UND SPECIALITÄTEN.

NIEDERLAGEN:

BUDAPEST, GISELAPLATZ (EIGENES WAARENHAUS). PRAG, GRABEN (EIGENES WAARENHAUS). GRAZ, HERRENGASSE. LEMBERG, ULICY JAGIELLONSKIEJ. LINZ, FRANZ JOSEF-PLATZ. BUKAREST, CALLEA VICTORIAE. MAILAND, DOMPLATZ (EIGENES WAARENHAUS). NEAPEL, VIA ROMA. GENUA, VIA ROMA. ROM, VIA DEL CORSO.

FABRIKEN:

WIEN, VI. STUMPERGASSE. EBERGASSING, NIEDER-ÖSTERREICH. MITTERNDORF, NIEDER-ÖSTERREICH. HLINSKO, BÖHMEN. BRADFORD, ENGLAND. LISSONE, ITALIEN. ARANYOS-MARÓTH, UNGARN.

FÜR DEN VERKAUF IM PREISE HERABGESETZTER WAAREN IST EINE EIGENE ABTHEILUNG IM WAARENHAUSE EINGERICHTET.

Gegründet 1813.

S. REICH & Co

k. k. landesbefugte Glasfabrikanten

WIEN.

Ausgedehntester und grösster Betrieb in Oesterreich-Ungarn, umfassend 10 Glasfabriken, nebst Dampf- und Wasserschleifereien, Glas-Raffinerien. Maler-Ateliers etc. in Mähren, Böhmen, Steiermark und Russland.

Erzeugung von ordinärem Hohlglas, Tafelglas (Fensterglas), Schleif-, Ecken- und Pressglas (Gussglas), Luxusartikeln, pharmaceutischen und physikalischen Geräthschaften, Narghiles, Gebrauchsartikeln für den Orient und allen Arten in das Glasfach einschlägiger Artikel.

SPECIALITÄT:

Beleuchtungsartikel für Petroleum, Gas, Oel und elektrisches Licht.

Central-Bureau und Haupt-Niederlage sämmtlicher Etablissements: Wien, II., Czerning. Nr. 3 u. 5.

Filiale und Depôt für chemisch-pharmaceutische Geräthschaften: Wien, IV., Margarethenstr. 23.

NIEDERLAGEN:

Berlin SW., Alexandrinenstrasse Nr. 22.

Amsterdam, Geldersche Kade 47.

Daselbst Lager in allen Sorten Beleuchtungsartikeln.

Export nach allen Weltgegenden.

Kaiserl. königl. landesprivilegirte

Lampen-Fabrik

von

R. Ditmar in Wien.

Grösste Lampen-Fabrik am Continente gegründet 1840.

Petroleum-Lampen

in grossartiger Auswahl, in nur solider Ausführung und zu billigsten Preisen.

K. k. priv.

Wiener Blitzlampe und Brillant-Meteorbrenner

mit Leuchtkraft bis 157 Normalkerzen.

Ditmar-Flachbrenner.

Eigene Niederlagen:

Wien, Graz, Prag, Lemberg, Triest, Budapest, Berlin, München, Rom, Mailand, Lyon, Warschau und Bombay.

Agenturen

in allen Hauptstädten Europas und in allen Haupt-Handelsplätzen des Orients.

Export nach allen Welttheilen.

ZÜNDWAAREN. — ALLUMETTES.

Export nach dem gesammten Orient, Indien, China etc.

Etablirt 1856.

Höchste Auszeichnung: Ausstellung Graz 1880: Ehren-Diplom.
Auszeichnungen: Graz 1870, Triest 1871, Silberne Medaille.
Melbourne 1880, Verdienst-Diplom. Triest 1882, Goldene Medaille.

Die k. k. privilegirte

Grösste süd-österreichische

ZÜNDWAAREN-FABRIK

von

FL. POJATZI & COMP.

in Deutschlandsberg bei Graz (Steiermark)

OESTERREICH

erzeugt alle im Orient gangbaren Sorten Zündhölzchen, sowie Zündschwamm (Esca).

Die Fabrikate besitzen eine ganz besondere **Widerstandsfähigkeit** gegen **feuchtes Klima** oder **Lager** und brennen unfehlbar.

Specialitäten, rauchlos brennend:

Allumettes Impériales, runde Büchsen mit Portraits und Bildern, sehr elegant und dennoch billig.
Pearl Matches in Schuhern und Kistchen, echte Aspenhölzchen mit vorzüglicher Brennkraft.
Fiammiferi igienici Uso Camera, Ripshölzchen in schönen lackirten Schuhern mit orientalischen Bildern und Photographien.
Ausserdem: Wiener Salonhölzchen in allen Sorten, schwedische Sicherheitszünder etc.

Offerte sowohl direct von der Fabrik, als durch die General-Repräsentanz:

SMREKER & COMP. IN TRIEST.

Reelle Ausführung.

Billigste Preise.

FIAMMIFERI. — MATCHES.

Wiener Weltausstellung 1873 höchste Auszeichnung.
EHREN-DIPLOM.

Glasfabriken-Niederlage
von
J. SCHREIBER & NEFFEN
WIEN
Alsergrund, Liechtensteinstr. 22-24.

MUSTER-LAGER:
BUDAPEST, Waltznergasse Nr. 18. | PRAG, Heuwagplatz Nr. 27.

Fabrikation für den Export.
Glas-Service.
PRESS-GUSSGLAS.
Beleuchtungs-Artikel.
LUSTER.
Färbiges Glas
und
Phantasie-Sachen.

Verpackung bestens.
Preis-Courante gratis.

Kais. königl. privilegirte
Petroleum-Lampen-Fabrik
Gebrüder Brünner
WIEN.
Reichhaltigste Auswahl aller Gattungen Petroleum-, Salon-, Tisch- und Hänge-Lampen, Luster, Laternen, Wandlampen etc. etc. solidester Construction
sowie
Wiener Flachbrenner
und
Patent-Brillantbrenner
bester Qualität zu billigsten Exportpreisen.
Petroleum-Hängelampen mit neuem patentirten
Excelsiorbrenner
Patent 1887.
Sonnenlicht-Excelsiorlampe.
Vollkommener Ersatz für elektrische und Gasbeleuchtung.
Niederlagen in Wien, Budapest, Prag.
Export nach allen Weltgegenden.

K. K. PRIV. SÜDBAHN-GESELLSCHAFT.

Auszug aus dem Fahrplane der Personenzüge, giltig vom 21. October 1889.

Abfahrt von Wien:

6.— Früh: (Prsz.) Payerbach, Kanizsa, Budapest; Pakrácz-Lipik; — Essegg, Sarajevo; Agram; — Hainfeld, Gutenstein.

7.— Früh: (Schnellz.) Triest, Görz, Fiume, Agram, Sissek (via Steinbrück), Brod; Villach, Wolfsberg; Radkersburg, Köflach, Hainfeld, Gutenstein; Leoben, Vordernberg, Aussee, Ischl; Venedig, Rom, Mailand (via Pontebba): Bozen, Meran, Verona (via Leoben); Kanizsa, Budapest; Pakrácz-Lipik; Agram, Essegg, Sarajevo; Neuberg.

1.20 Nachm.: (Postz.) Triest, Görz, Venedig; Fiume; Sissek, Brod, Banjaluka; Leoben, Vordernberg, Neuberg; Oedenburg, Kanizsa, Güns, Budapest.

5.— Nachm.: (Persz.) Steinamanger.

7.40 Abds.: (Persz.) Kanizsa, Budapest, Pakrácz-Lipik; Essegg, Bosn.-Brod; — Agram, Sissek, Banjaluka.

8.15 Abds.: (Schnellz.) Triest, Görz, Venedig, Rom; — Pola, Rovigno; — Fiume; Sissek, Banjaluka, Budapest (via Pghf.). Franzensfeste, Meran, Ala, Innsbruck (via Marburg).

8.45 Abds.: (Postz.) Triest, Görz, Venedig, Rom, Mailand; Pola, Rovigno, Fiume; Agram; Budapest (via Pghf.); Wolfsberg, Meran, Verona, Innsbruck (via Marbg.); Radkersburg, Köflach, Wies; Leoben, Vordernberg; Aussee, Ischl, Villach (via Leoben).

Ankunft in Wien:

6.40 Früh: (Postz.) Triest, Rom, Mailand, Venedig, Görz; Agram, Budapest (via Pghf.); Verona, Innsbruck (via Marburg); Radkersburg; Köflach, Wies; Venedig; Villach (via Leoben).

8.58 Früh: (Persz.) Kanizsa, Bosn.-Brod, Essegg; — Pakrácz-Lipik, Agram, Budapest (via Oedenburg).

9.40 Vorm.: (Persz.) Steinamanger, Güns.

9.50 Vorm.: (Schnellz.) Triest, Rom, Mailand, Venedig, Görz; Pola, Rovigno; Fiume, Sissek, Agram; Budapest (via Pghf.); Ala, Meran, Innsbruck, Franzensfeste (via Marburg), Leoben, Neuberg.

1.52 Nachm.: (Persz.) Oedenburg (nur Montag und Freitag); Aspang, Hainfeld.

3.40 Nachm.: (Persz.) Kanizsa, Budapest (via Oedenburg).

4.— Nachm.: (Postz.) Triest, Görz, Venedig, Pola; Fiume, Sissek, Agram, Radkersburg, Köflach, Wies; Vordernberg, Leoben; Neuberg.

9.30 Abds.: (Persz.) Sarajevo, Essegg; Agram, Budapest; Kanizsa, Pakrácz-Lipik (via Oedenburg); Hainfeld.

10.15 Abds.: (Schnellz.) Triest, Görz, Pola, Rovigno; Fiume; Brod, Sissek (via Steinbrück); Villach, Wolfsberg; Radkersburg; Köflach, Vordernberg, Venedig, Rom, Mailand (via Pontebba); Verona, Meran, Innsbruck (via Villach, Leoben); Ischl, Aussee, Neuberg.

Giltig bis auf Weiteres. **Fahrplan des „Oesterreichisch-ungarischen Lloyd".** Giltig bis auf Weite

ADRIATISCHER DIENST.

Eillinie TRIEST-CATTARO.

Ab TRIEST jeden Mittwoch 11 Uhr Vorm., in Cattaro Freitag 3½ Uhr Nm., berührt.: Pola, Lussinpiccolo, Zara, Spalato, Macarsca, Curzola, Gravosa, Castelnuovo (oder Megline), Perasto, Risano und Perzagno.

Retour ab CATTARO Samstag 10 Uhr Vorm., in Triest Montag 11 Uhr Vorm.

DALMATINISCH-ALBANESISCHE LINIE BIS PREVESA.

a) Zwischen TRIEST und CORFU.

Ab TRIEST jeden Montag 11 Uhr Vorm., in Corfu Sonntag ½1 Uhr Nm., berührend: Rovigno, Pola, Lussinpiccolo, Selve, Zara, Zaravecchia, Morter, Sebenico, Traú, Spalato, Milnà, Lesina, Curzola, Orebich, Gravosa, Ragusavecchia, Castelnuovo (oder Megline), Cattaro, Budua, Spizza, Antivari, Dulcigno, Medua, Durazzo, Valona und Santi-Quaranta.

Ab CORFU Donnerstag 6 Uhr Früh., in Triest Mittwoch ½1 Uhr Nm.

Anschluss an die Eillinie Triest-Constantinopel in Corfu bei der Hinfahrt.

b) Zwischen CORFU und PREVESA.

Ab CORFU jeden Montag 11 Uhr Nachts, in Prevesa Dienstag 9 Uhr Vorm., berührend: Parga, Sta. Maura.

Ab PREVESA Mittwoch 7 Uhr Früh, in Corfu Mittwoch 6½ Uhr Abds.

Während des Aufenthaltes in Prevesa unternimmt der Dampfer eine Fahrt nach Salahora und zurück; das Anlaufen dieser Station ist jedoch facultativ.

DALMATINISCH-ALBANESISCHE LINIE BIS CORFU.

Ab TRIEST jeden Freitag 11 Uhr Vorm., in Corfu Donnerstag 8½ Uhr Abends, berührend: Rovigno, Pola, Lussinpiccolo, Melada, Zara, Sebenico, Rogosnizza, Spalato, Milnà, Civitavecchia, Lissa, Comisa, Vallegrande, Lagosta, Terstenik, Meleda, Gravosa, Castelnuovo (oder Megline), Perasto, Risano, Cattaro, Perzagno, Budua, Medua, Durazzo, Valona und Santi-Quaranta. Auf der Rückfahrt wird auch Dulcigno und Antivari angelaufen.

Ab CORFU Samstag 6 Uhr Früh, in Triest nächsten Samstag 11¼ Uhr Vorm.

Anschluss an die Eillinie Triest-Constantinopel in Corfu bei der Rückfahrt.

Linie FIUME-TRIEST.

Ab FIUME Mittwoch 11 Uhr Vorm., Ank. in Triest Donnerstag ½1 Uhr Mittags, berührend: Malinsca, Rabac, Cherso, Pola, Rovigno und Parenzo.

Ab TRIEST Samstag 11 Uhr Vorm., in Fiume Sonntag 12 Uhr Mittags.

Waarenlinie FIUME-CATTARO *A)*

jede zweite Woche vom 2. Jänner.

Ab FIUME Donnerstag 6 Uhr Früh, Ank. in Cattaro Sonntag 5 Uhr Nm., berührend: Malinsca, Veglia, Lussingrande, Selve, Zara, Sebenico, Traú, Spalato, Porto Carober, Milnà, Lesina, Lissa, Curzola, Gravosa, Castelnuovo (oder Megline), Perasto, Risano und Perzagno.

Ab CATTARO Montag 7 Uhr Früh, in Fiume Donnerstag 4 Uhr Nm.

Anschluss an die Linie Triest-Metcovich in Spalato bei der Hin- und Rückfahrt.

Waarenlinie FIUME-CATTARO *B)*

jede zweite Woche vom 9. Jänner.

Ab FIUME Donnerstag 6 Uhr Früh, Ank. in Cattaro Sonntag 5 Uhr Nm., berührend: Malinsca, Lussinpiccolo, Selve, Zara, Sebenico, Traú, Spalato, Porto-Carober, Milnà, Lesina, Lissa, Curzola, Gravosa, Castelnuovo (oder Megline), Perasto, Risano und Perzagno.

Ab CATTARO Montag 7 Uhr Früh, in Fiume Donnerstag 5 Uhr Nm.

Anschluss an die Linie Spalato-Metcov in Spalato bei der Hin- und Rückfahrt.

Eillinie FIUME-CATTARO.

Ab FIUME Sonntag 1½ Uhr Nachts, Ank. Cattaro Montag 4½ Uhr Nm., berührend: Za Spalato, Gravosa.

Ab CATTARO Donnerstag 5 Uhr Früh, Finme Freitag 6 Uhr Abends.

Anschluss an die Linie Triest-Metcov in Spalato auf der Hin- und Rückfahrt.

Linie TRIEST-SPALATO-METCOVICH.

Ab TRIEST Donnerstag 11 Uhr Vorm Metcovich Samstag 12½ Uhr Mittags, berühre Zara, Sebenico, Spalato, Macarsca, Gradaz Fort Opus.

Ab METCOVICH Dienstag 10¼ Uhr Vor in Triest Donnerstag 9½ Uhr Vorm.

Anschluss an die Waarenlinie Finme-Catt *A)* in Spalato auf der Hin- und Rückfahrt.

Linie SPALATO-METCOVICH.

Ab SPALATO Montag 4½ Uhr Früh, in M covich Montag 5 Uhr Nm., berührend: S. Pie Almissa, Macarsca, Gradaz, Trapano und F Opus.

Ab METCOVICH Donnerstag 10 Uhr Vor in Spalato Donnerstag 9¾ Uhr Abends.

Anschluss an die Eillinie Fiume-Cattaro in Spalato auf der Hin- und Rückfahrt.

Periodische Fahrten zwischen TRIES und VENEDIG.

Ab TRIEST und VENEDIG jeden Dienst Donnerstag und Samstag um 12 Uhr Nachts Winter, und um 11 Uhr im Sommer.

Ank. in VENEDIG und in TRIEST jed Mittwoch, Freitag und Sonntag 7 Uhr Früh Winter, und um 6 Uhr Früh im Sommer.

LEVANTE-DIENST.

Eillinie TRIEST-CONSTANTINOPEL.

Ab von TRIEST jeden Samstag 11 Uhr Vorm. mit Berührung von Brindisi, Corfu, Patras, Piräus, Ank. nächsten Freitag 9 Uhr Vorm.; Rückfahrt von Constantinopel jeden Montag 5 Uhr Nm. Ank. in Triest Sonntag 5½ Uhr Abends.

Ausserdem wird auf der Hinfahrt Dardanellen berührt.

Anschluss an die griechisch-orientalische Linie in Corfu auf der Hin- und Rückfahrt.

Anschluss an die Zweiglinie Piräus-Smyrna auf der Hin- und Rückfahrt und an die thessalische Linie auf der Hin- und Rückfahrt.

Anschluss an die dalmatinisch-albanesische Linie in Corfu auf der Hin- und Rückfahrt.

GRIECHISCH-ORIENTALISCHE LINIE.

Ab von TRIEST jeden Donnerstag 6 Uhr Nm., Ank. in Smyrna den zweitnächsten Sonntag 5 Uhr Früh, berührend: Fiume, Corfu, Argostoli (Cephalonien), Zante, Cerigo, Canea (Suda), Rethymo, Candia, Samos (Vathy), Tschesmé und Chios; Rückfahrt von Smyrna jeden Samstag 4 Uhr Nm., Ank. in Triest zweitnächsten Montag 11 Uhr Vorm.

Anschluss an die Eillinie Triest-Constantinopel in Corfu auf der Hin- und Rückfahrt.

Anschluss an die syrische Linie in Smyrna, auf der Hin- und Rückfahrt (jede zweite Woche).

Eillinie TRIEST-ALEXANDRIEN.

Jeden Freitag 12 Uhr Mittags über Brindisi, Ank. nächsten Mittwoch 5 Uhr Früh; Rückfahrt von Alexandrien Dienstag 9 Uhr Früh, Ank. in Triest Samstag 7 Uhr Abends.

Anschluss an die syrische Linie in Alexandrien auf der Hin- und Rückfahrt.

THESSALISCHE LINIE.

Jede zweite Woche vom 7. Jänner.

Ab TRIEST Dienstag 6 Uhr Nm., Ank. in Constantinopel den dritten Donnerstag 6½ Uhr Früh mit Berührung von Fiume, Corfu, Santa Maura, Patras, Catacolo, Calamata, Piräus, Syra[1]), Volo, Salonich, Cavalla, Lagos, Dedeagatsch, Dardanellen, Gallipoli, Constantinopel; Rückfahrt von Constantinopel vom 8. Jänner an jede zweite Woche Mittwoch 2 Uhr Nm., Ank. in Triest den dritten Donnerstag 11 Uhr Vorm.

Linie FIUME-ALEXANDRIEN-BEIRUT.

Jede vierte Woche vom 16. Jänner.

Donnerstag 1 Uhr Nm. mit Berührung von Lissa und Corfu, Ank. in Alexandrien nächsten Dienstag 3 Uhr Nachm.; nach Beirut Samstag vom 25. Jänner angefangen Mittags mit Berührung von Port Said und Jaffa; Ank. in Beirut folgenden Dienstag 7 Uhr Früh.

Rückfahrt von Beirut Dienstag vom 28. Jänner angefangen 7½ Uhr Abends. Ank. in Alexandrien nach Berührung von Caiffa, Jaffa und Port Said Samstag 10 Uhr Vorm.; Abfahrt von Alexandrien nach Finme Sonntag vom 5. Jänner angefangen 11 Uhr Vorm. Ank. in Fiume Freitag 2 Uhr Nm.

SYRISCHE LINIE.

Jede zweite Woche vom 2. Jänner.

Ab CONSTANTINOPEL Donnerstag 4 Uhr Nm., Ank. in Alexandrien den zweiten Sonntag 11 Uhr Vorm. mit Berührung von Gallipo Dardanellen, Tenedos, Mytilene, Smyrna, Chi Rhodus, Limassol, Larnaca, Beirut, Cai Jaffa, Port-Said, Alexandrien; Rückfahrt v Alexandrien jeden zweiten Samstag vom Jänner angefangen Mittags; Ank. in Co stantinopel den zweiten Dienstag 7½ Uhr Fr

Anschluss an die griechisch-orientalisc Linie in Smyrna ant der Hin- und Rückfah

Linie CONSTANTINOPEL-BRAIL

Samstag 2 Uhr Nm., Ank. in Braila M woch 4 Uhr Nm. mit Berührung von Var Küstendje, Sulina und Galatz; Rückfahrt Frei 2 Uhr Nm., Ank. in Constantinopel Dienst 8 Uhr Früh.

Diese Fahrten sind während des Win eingestellt und beschränken sich auf die Unt haltung einer wöchentlichen Verbindu zwischen Constantinopel, Varna und Küstend

Linie CONSTANTINOPEL-BATU

Jede zweite Woche vom 4. Jänner.

Abfahrt Samstag 3 Uhr Nm., Ank. in Bat Mittwoch 6½ Uhr Früh mit Berührung v Ineholi, Samsun, Kerasunt, Trapezunt; Rü fahrt vom 9. Jänner ab jede zweite Woc Donnerstag 6 Uhr Abends, Ank. in Constan nopel Mittwoch 1½ Uhr Nm.

Eillinie PIRÄUS-SMYRNA.

Ab PIRÄUS Mittwoch 4 Uhr Nm., Ank. Smyrna Donnerstag 2 Uhr Nm. mit Berühru von Chios; Rückfahrt Dienstag 1 Uhr Vorm Ank. in Piräus Mittwoch 9 Uhr Vorm.

Anschluss in Piräus an die Eillinie Trie Constantinopel bei der Hin- und Rückfahrt.

[1]) Der Hafen von Syra wird auch auf der Rückfahrt nach Piräus angelaufen.

INDO-CHINESISCHER DIENST.

Eillinie TRIEST—BOMBAY. Ab Triest am 3. eines jeden Monates, 4 Uhr Nachm., berührend: Brindisi, Port Said, Suez, Aden.

Anschluss in Bombay abwechselnd an die Linie Triest—Rothes Meer—Hongkong und an die Zweiglinie Bombay—Hongkong. Rückfahrt von Bombay vom 1. Feber ab jeden 1. des Monates bis incl. Jänner 1891.

Linie TRIEST—ROTHES MEER—HONGKONG. Ab Triest am 15. der geraden Monate[1])

[1]) Februar, April, Juni, August, October, December.

des Jahres, 4 Uhr Nachm., berührend: Port Said, Suez, Djeddah, Suakim, Massauah, Hodeidah, Aden, Bombay, Colombo, Penang, Singapore. Rückfahrt von Hongkong am 18.|4., 17.|6., 17.|8., 18.|10., 18.|12. 1890 und 16|2. 1891.

Anschluss in Bombay an die Eillinie Triest—Bombay; Anschluss in Colombo an den Dampfer der Zweiglinie Calcutta—Colombo.

Zweiglinie BOMBAY—HONGKONG. Ab Bombay am 21. der geraden Monate des Jahres, berührend: Colombo, Penang, Singapore. Rückfahrt von Hongkong am 19. März, sodann am 18. der ungeraden Monate des Jahres bis incl. Jänner 1891.

Anschluss in Bombay an den Eildamp Triest—Bombay auf der Hin- und Rückfah Anschluss in Colombo an den Dampfer Zweiglinie Calcotta—Colombo auf der Hin- u Rückfahrt.

Zweiglinie CALCUTTA—COLOMBO. Calcutta am 18. eines jeden Monates, berühre Madras. Rückfahrt von Colombo vom 5. Fe ab jeden 5. des Monates bis incl. Jänner 18

Anschluss in Colombo abwechselnd einu an den Dampfer der directen Linie Tries Rothes Meer—Hongkong und einmal an d Dampfer der Zweiglinie Bombay—Hongko auf der Hin- und Rückfahrt.

BRASILIANISCHE LINIE TRIEST-SANTOS.

Ab Triest am 1. jeden Monates von August bis December 1890, berührend: Malaga, Gibraltar, Insel St. Vincent, Pernambuco, Bah Rio de Janeiro; Rückfahrt von Santos 4. April, dann am 18. jeden Monates vom September 1890 bis Jänner 1891.[1])

OESTERREICHISCHE

Monatsschrift für den Orient.

SECHZEHNTER JAHRGANG. WIEN, IM MÄRZ 1890. Nr. 3. BEILAGE.

Die „Oesterreichische Monatsschrift für den Orient"

erscheint **im Verlage des k. k. österr. Handels-Museums** in **Wien** (I., Börsegasse 3).

Das Blatt, herausgegeben unter der Mitwirkung hervorragender Fachschriftsteller und Reisender, bringt Artikel und Miscellen handelspolitischen, kunstgewerblichen, ethnographischen und geographischen Inhaltes, Reisebeschreibungen, Literaturberichte etc.

Abonnements-Anmeldungen werden dortselbst entgegengenommen, wie denn auch das genannte Blatt wie bisher durch alle Buchhandlungen bezogen werden kann.

Das Jahres-Abonnement beträgt ohne Postversendung fl. 5.— ö. W. = 10 Mark.

K. k. österr. Handels-Museum.

JEDNOTA K POVZBUZENÍ PRŮMYSLU V ČECHÁCH

AUSSTELLUNG

der

Sammlung ethnographischer und kunstgewerblicher Objecte

aus

Indien, China und Japan

des

Grafen Carl Lanckoroński

und der

AQUARELLE

des

MALERS HANS FISCHER.

Täglich mit Ausnahme Montags.

An Wochentagen von 10 bis 5 Uhr, an Sonn- und Feiertagen von 9 bis 1 Uhr.

Gegründet 1813.

S. REICH & Co

k. k. landesbefugte Glasfabrikanten

WIEN.

Ausgedehntester und grösster Betrieb in Oesterreich-Ungarn, umfassend 10 Glasfabriken, nebst Dampf- und Wasserschleifereien, Glas-Raffinerien. Maler-Ateliers etc. in Mähren, Böhmen, Steiermark und Russland.

Erzeugung von ordinärem Hohlglas, Tafelglas (Fensterglas), Schleif-, Ecken- und Pressglas (Gussglas), Luxusartikeln, pharmaceutischen und physikalischen Geräthschaften, Narghiles, Gebrauchsartikeln für den Orient und allen Arten in das Glasfach einschlägiger Artikel.

SPECIALITÄT:

Beleuchtungsartikel für Petroleum, Gas, Oel und elektrisches Licht.

Central-Bureau und Haupt-Niederlage sämmtlicher Etablissements: Wien, II., Czerning. Nr. 3 u. 5.

Filiale und Depôt für chemisch-pharmaceutische Geräthschaften: Wien, IV., Margarethenstr. 23.

NIEDERLAGEN:

Berlin SW., Alexandrinenstrasse Nr. 22.

Amsterdam, Geldersche Kade 47.

Daselbst Lager in allen Sorten Beleuchtungsartikeln.

Export nach allen Weltgegenden.

Kaiserl. königl. landesprivilegirte

Lampen-Fabrik

von

R. Ditmar in Wien.

Grösste Lampen-Fabrik am Continente gegründet 1840.

Petroleum-Lampen

in grossartiger Auswahl, in nur solider Ausführung und zu billigsten Preisen.

K. k. priv.

Wiener Blitzlampe und Brillant-Meteorbrenner

mit Leuchtkraft bis 157 Normalkerzen.

Ditmar-Flachbrenner.

Eigene Niederlagen:

Wien, Graz, Prag, Lemberg, Triest, Budapest, Berlin, München, Rom, Mailand, Lyon, Warschau und Bombay.

Agenturen

in allen Hauptstädten Europas und in allen Haupt-Handelsplätzen des Orients.

Export nach allen Welttheilen.

ZÜNDWAAREN. — ALLUMETTES.

Export nach dem gesammten Orient, Indien, China etc.

Etablirt 1856.

Höchste Auszeichnung: Ausstellung Graz 1880: Ehren-Diplom.
Auszeichnungen: **Graz 1870, Triest 1871, Silberne Medaille. Melbourne 1880, Verdienst-Diplom. Triest 1882, Goldene Medaille.**

Die k. k. privilegirte

Grösste süd-österreichische

ZÜNDWAAREN-FABRIK

von

FL. POJATZI & COMP.

in Deutschlandsberg bei Graz (Steiermark)

OESTERREICH

erzeugt alle im Orient gangbaren Sorten Zündhölzchen, sowie Zündschwamm (Esca).

Die Fabrikate besitzen eine ganz besondere **Widerstandsfähigkeit** gegen **feuchtes Klima** oder **Lager** und brennen unfehlbar.

Specialitäten, rauchlos brennend:

Allumettes Impériales, runde Büchsen mit Portraits und Bildern, sehr elegant und dennoch billig.
Pearl Matches in Schubern und Kistchen, echte Aspenhölzchen mit vorzüglicher Brennkraft.
Fiammiferi igienici Uso Camera, Ripshölzchen in schönen lackirten Schubern mit orientalischen Bildern und Photographien.
Ausserdem: Wiener Salonhölzchen in allen Sorten, schwedische Sicherheitszünder etc.

Offerte sowohl direct von der Fabrik, als durch die General-Repräsentanz:

SMREKER & COMP. IN TRIEST.

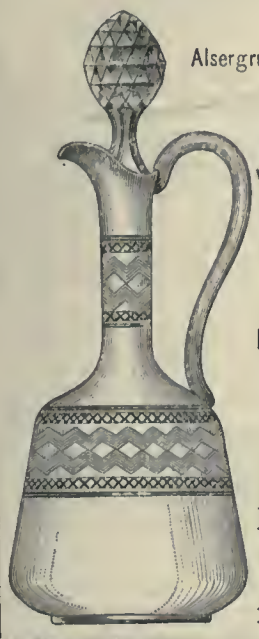
Reelle Ausführung.

Billigste Preise.

FIAMMIFERI. — MATCHES.

Wiener Weltausstellung 1873 höchste Auszeichnung.
EHREN-DIPLOM.

Glasfabriken-Niederlage
von
J. SCHREIBER & NEFFEN
WIEN
Alsergrund, Liechtensteinstr. 22-24.



Muster-Lager:
BUDAPEST Waitznergasse Nr. 18. | PRAG Heuwagplatz Nr. 27.

Fabrikation für den Export.
Glas-Service.
PRESS-GUSSGLAS.
Beleuchtungs-Artikel.
LUSTER.
Färbiges Glas
und
Phantasie-Sachen.

Verpackung bestens.
Preis-Courante gratis.

Kais. königl. privilegirte
Petroleum-Lampen-Fabrik
Gebrüder Brünner
WIEN.
Reichhaltigste Auswahl aller Gattungen Petroleum-, Salon-, Tisch- und Hänge-Lampen, Luster, Laternen, Wandlampen etc. etc. solidester Construction
sowie
Wiener Flachbrenner
und
Patent-Brillantbrenner
bester Qualität zu billigsten Exportpreisen.
Petroleum-Hängelampen mit neuem patentirten
Excelsiorbrenner
Patent 1887.
Sonnenlicht-Excelsiorlampe.
Vollkommener Ersatz für elektrische und Gasbeleuchtung.
Niederlagen in Wien, Budapest, Prag.
Export nach allen Weltgegenden.

K. K. PRIV. SÜDBAHN-GESELLSCHAFT.

Auszug aus dem Fahrplane der Personenzüge, giltig vom 21. October 1889.

Abfahrt von Wien:

6.— Früh: (Prsz.) Payerbach, Kanizsa, Budapest; Pakrácz-Lipik; — Essegg, Sarajevo; Agram; — Hainfeld, Gutenstein.

7.— Früh: (Schnellz.) Triest, Görz, Fiume, Agram, Sissek (via Steinbrück), Brod; Villach, Wolfsberg; Radkersburg, Köflach, Hainfeld, Gutenstein; Leoben, Vordernberg, Aussee, Ischl; Venedig, Rom, Mailand (via Pontebba); Bozen, Meran, Verona (via Leoben); Kanizsa, Budapest; Pakrácz-Lipik; Agram, Essegg, Sarajevo; Neuberg.

1.20 Nachm.: (Postz.) Triest, Görz, Venedig; Fiume; Sissek, Brod, Banjaluka; Leoben, Vordernberg, Neuberg; Oedenburg, Kanizsa, Güns, Budapest.

5.— Nachm.: (Persz.) Steinamanger.

7.40 Abds.: (Persz.) Kanizsa, Budapest, Pakrácz-Lipik; Essegg, Bosn.-Brod; — Agram, Sissek, Banjaluka.

8.15 Abds.: (Schnellz.) Triest, Görz, Venedig, Rom; — Pola, Rovigno; — Fiume; Sissek, Banjaluka, Budapest (via Pghf.), Franzensfeste, Meran, Ala, Innsbruck (via Marburg).

8.45 Abds.: (Postz.) Triest, Görz, Venedig, Rom, Mailand; Pola, Rovigno, Fiume; Agram; Budapest (via Pghf.); Wolfsberg, Meran, Verona, Innsbruck (via Marbg.); Radkersburg, Köflach, Wies; Leoben, Vordernberg; Aussee, Ischl, Villach (via Leoben).

Ankunft in Wien:

6.40 Früh: (Postz.) Triest, Rom, Mailand, Venedig, Görz; Agram, Budapest (via Pghf.); Verona, Innsbruck (via Marburg); Radkersburg; Köflach, Wies; Venedig; Villach (via Leoben).

8.58 Früh: (Persz.) Kanizsa, Bosn.-Brod, Essegg; — Pakrácz-Lipik, Agram, Budapest (via Oedenburg).

9.40 Vorm.: (Persz.) Steinamanger, Güns..

9.50 Vorm.: (Schnellz.) Triest, Rom, Mailand, Venedig, Görz; Pola, Rovigno; Fiume, Sissek, Agram; Budapest (via Pghf.); Ala, Meran, Innsbruck, Franzensfeste (via Marburg), Leoben, Neuberg.

1.52 Nachm.: (Persz.) Oedenburg (nur Montag und Freitag); Aspang, Hainfeld.

3.40 Nachm.: (Persz.) Kanizsa, Budapest (via Oedenburg).

4.— Nachm.: (Postz.) Triest; Görz, Venedig, Pola; Fiume, Sissek, Agram, Radkersburg, Köflach, Wies; Vordernberg, Leoben; Neuberg.

9.30 Abds.: (Persz.) Sarajevo, Essegg; Agram, Budapest; Kanizsa, Pakrácz-Lipik (via Oedenburg); Hainfeld.

10.15 Abds.: (Schnellz.) Triest, Görz, Pola, Rovigno; Fiume; Brod, Sissek (via Steinbrück); Villach, Wolfsberg; Radkersburg; Köflach, Vordernberg, Venedig, Rom, Mailand (via Pontebba); Verona, Meran, Innsbruck (via Villach, Leoben); Ischl, Aussee, Neuberg.

Gültig bis auf Weiteres. **Fahrplan des „Oesterreichisch-ungarischen Lloyd".** Gültig bis auf Weiteres.

ADRIATISCHER DIENST.

Eillinie TRIEST-CATTARO.

Ab TRIEST jeden Mittwoch 11 Uhr Vorm., in Cattaro Freitag $3^1/_2$ Uhr Nm., berühr.: Pola, Lussinpiccolo, Zara, Spalato, Macarsca, Curzola, Gravosa, Castelnuovo (oder Meglina), Perasto, Risano und Perzagno.

Retour ab CATTARO Samstag 10 Uhr Vorm., in Triest Montag 11 Uhr Vorm.

DALMATINISCH-ALBANESISCHE LINIE BIS PREVESA.

a) Zwischen TRIEST und CORFU.

Ab TRIEST jeden Montag 11 Uhr Vorm., in Corfu Sonntag $^1/_2$1 Uhr Nm., berührend: Rovigno, Pola, Lussinpiccolo, Selve, Zara, Zaravecchia, Morter, Sebenico, Traù, Spalato, Milnà, Lesina, Curzola, Orebich, Gravosa, Ragusavecchia, Castelnuovo (oder Meglina), Cattaro, Budua, Spizza, Antivari, Dulcigno, Medua, Durazzo, Valona und Santi-Quaranta.

Ab CORFU Donnerstag 6 Uhr Früh., in Triest Mittwoch $^1/_2$1 Uhr Nm.

Anschluss an die Eillinie Triest-Constantinopel in Corfu bei der Hinfahrt.

b) Zwischen CORFU und PREVESA.

Ab CORFU jeden Montag 11 Uhr Nachts, in Prevesa Dienstag 9 Uhr Vorm., berührend: Parga, Sta. Maura.

Ab PREVESA Mittwoch 7 Uhr Früh, in Corfu Mittwoch $6^1/_2$ Uhr Abds.

Während des Aufenthaltes in Prevesa unternimmt der Dampfer eine Fahrt nach Salahora und zurück; das Anlaufen dieser Station ist jedoch facultativ.

DALMATINISCH-ALBANESISCHE LINIE BIS CORFU.

Ab TRIEST jeden Freitag 11 Uhr Vorm., in Corfu Donnerstag $8^1/_2$ Uhr Abends, berührend: Rovigno, Pola, Lussinpiccolo, Melada, Zara, Sebenico, Rogosnizza, Spalato, Milnà, Civitavecchia, Lissa, Comisa, Vallegrande, Lagosta, Terstenik, Meleda, Gravosa, Castelnuovo (oder Megline), Perasto, Risano, Cattaro, Perzagno, Budua, Medua, Durazzo, Valona und Santi-Quaranta. Auf der Rückfahrt wird auch Dulcigno und Antivari angelaufen.

Ab CORFU Samstag 6 Uhr Früh, in Triest nächsten Samstag $11^1/_4$ Uhr Vorm.

Anschluss an die Eillinie Triest-Constantinopel in Corfu bei der Rückfahrt.

Linie FIUME-TRIEST.

Ab FIUME Mittwoch 11 Uhr Vorm., Ank. in Triest Donnerstag $^1/_2$1 Uhr Mittags, berührend: Malinsca, Rabac, Cherso, Pola, Rovigno und Parenzo.

Ab TRIEST Samstag 11 Uhr Vorm., in Fiume Sonntag 12 Uhr Mittags.

Waarenlinie FIUME-CATTARO *A)*

jede zweite Woche vom 2. Jänner.

Ab FIUME Donnerstag 6 Uhr Früh, Ank. in Cattaro Sonntag 5 Uhr Nm., berührend: Malinsca, Veglia, Lussingrande, Selve, Zara, Sebenico, Traù, Spalato, Porto Carober, Milnà, Lesina, Lissa, Curzola, Gravosa, Castelnuovo (oder Megline), Perasto, Risano und Perzagno.

Ab CATTARO Montag 7 Uhr Früh, in Fiume Donnerstag 4 Uhr Nm.

Anschluss an die Linie Triest-Metcovich in Spalato bei der Hin- und Rückfahrt.

Waarenlinie FIUME-CATTARO *B)*

jede zweite Woche vom 9. Jänner.

Ab FIUME Donnerstag 6 Uhr Früh, Ank. in Cattaro Sonntag 5 Uhr Nm., berührend: Malinsca, Lussinpiccolo, Selve, Zara, Sebenico, Traù, Spalato, Porto-Carober, Milnà, Lesina, Lissa, Curzola, Gravosa, Castelnuovo (oder Megline), Perasto, Risano und Perzagno.

Ab CATTARO Montag 7 Uhr Früh, in Fiume Donnerstag 5 Uhr Nm.

Anschluss an die Linie Spalato-Metcovich in Spalato bei der Hin- und Rückfahrt.

Eillinie FIUME-CATTARO.

Ab FIUME Sonntag $1^1/_2$ Uhr Nachts. Ank. in Cattaro Montag $4^1/_2$ Uhr Nm., berührend: Zara, Spalato, Gravosa.

Ab CATTARO Donnerstag 5 Uhr Früh, in Fiume Freitag 6 Uhr Abends.

Anschluss an die Linie Triest-Metcovich in Spalato auf der Hin- und Rückfahrt.

Linie TRIEST-SPALATO-METCOVICH.

Ab TRIEST, Donnerstag 11 Uhr Vorm., in Metcovich Samstag $12^1/_2$ Uhr Mittags, berührend: Zara, Sebenico, Spalato, Macarsca, Gradaz und Fort Opus.

Ab METCOVICH Dienstag $10^1/_4$ Uhr Vorm., in Triest Donnerstag $9^1/_2$ Uhr Vorm.

Anschluss an die Waarenlinie Fiume-Cattaro *A)* in Spalato auf der Hin- und Rückfahrt.

Linie SPALATO-METCOVICH.

Ab SPALATO Montag $4^1/_2$ Uhr Früh, in Metcovich Montag 5 Uhr Nm., berührend: S. Pietro, Almissa, Macarsca, Gradaz, Trapano und Fort Opus.

Ab METCOVICH Donnerstag 10 Uhr Vorm., in Spalato Donnerstag $9^3/_4$ Uhr Abends.

Anschluss an die Eillinie Fiume-Cattaro *B)* in Spalato auf der Hin- und Rückfahrt.

Periodische Fahrten zwischen TRIEST und VENEDIG.

Ab TRIEST und VENEDIG jeden Dienstag, Donnerstag und Samstag um 12 Uhr Nachts im Winter, und um 11 Uhr im Sommer.

Ank. in VENEDIG und in TRIEST jeden Mittwoch, Freitag und Sonntag 7 Uhr Früh im Winter, und um 6 Uhr Früh im Sommer.

LEVANTE-DIENST.

Eillinie TRIEST-CONSTANTINOPEL.

Ab von TRIEST jeden Samstag 11 Uhr Vorm. mit Berührung von Brindisi, Corfu, Patras, Piräus, Ank. nächsten Freitag 9 Uhr Vorm.; Rückfahrt von Constantinopel jeden Montag 5 Uhr Nm. Ank. in Triest Sonntag $5^1/_2$ Uhr Abends.

Ausserdem wird auf der Hinfahrt Dardanellen berührt.

Anschluss an die griechisch-orientalische Linie in Corfu auf der Hin- und Rückfahrt.

Anschluss an die Zweiglinie Piräus-Smyrna auf der Hin- und Rückfahrt und an die thessalische Linie auf der Hin- und Rückfahrt.

Anschluss an die dalmatinisch-albanesische Linie in Corfu auf der Hin- und Rückfahrt.

GRIECHISCH-ORIENTALISCHE LINIE.

Ab von TRIEST jeden Donnerstag 6 Uhr Nm., Ank. in Smyrna den zweitnächsten Sonntag 5 Uhr Früh, berührend: Fiume, Corfu, Argostoli (Cephalonien), Zante, Cerigo, Canea (Suda), Rethymo, Candia, Samos (Vathy), Tschesmé und Chios; Rückfahrt von Smyrna jeden Samstag 4 Uhr Nm., Ank. in Triest zweitnächsten Montag 11 Uhr Vorm.

Anschluss an die Eillinie Triest-Constantinopel in Corfu auf der Hin- und Rückfahrt.

Anschluss an die syrische Linie in Smyrna, auf der Hin- und Rückfahrt (jede zweite Woche).

Eillinie TRIEST-ALEXANDRIEN.

Jeden Freitag 12 Uhr Mittags über Brindisi, Ank. nächsten Mittwoch 5 Uhr Früh; Rückfahrt von Alexandrien Dienstag 9 Uhr Früh, Ank. in Triest Samstag 7 Uhr Abends.

Anschluss an die syrische Linie in Alexandrien auf der Hin- und Rückfahrt.

THESSALISCHE LINIE.

Jede zweite Woche vom 7. Jänner.

Ab TRIEST Dienstag 6 Uhr Nm., Ank. in Constantinopel den dritten Donnerstag $6^1/_2$ Uhr Früh mit Berührung von Fiume, Corfu, Santa Maura, Patras, Catacolo, Calamata, Piräus, Syra[1]), Volo, Salonich, Cavalla, Lagos, Dedeagatsch, Dardanellen, Gallipoli, Constantinopel; Rückfahrt von Constantinopel vom 8. Jänner an jede zweite Woche Mittwoch 2 Uhr Nm., Ank. in Triest den dritten Donnerstag 11 Uhr Vorm.

Linie FIUME-ALEXANDRIEN-BEIRUT.

Jede vierte Woche vom 16. Jänner.

Donnerstag 1 Uhr Nm. mit Berührung von Lissa und Corfu, Ank. in Alexandrien nächsten Dienstag 3 Uhr Nachm.; nach Beirut Samstag vom 25. Jänner angefangen Mittags mit Berührung von Port Said und Jaffa; Ank. in Beirut folgenden Dienstag 7 Uhr Früh.

Rückfahrt von Beirut Dienstag vom 28. Jänner angefangen $7^1/_2$ Uhr Abends, Ank. in Alexandrien nach Berührung von Caiffa, Jaffa und Port Said Samstag 10 Uhr Vorm.; Abfahrt von Alexandrien nach Fiume Sonntag vom 5. Jänner angefangen 11 Uhr Vorm. Ank. in Fiume Freitag 11 Uhr Vorm.

SYRISCHE LINIE.

Jede zweite Woche vom 2. Jänner.

Ab CONSTANTINOPEL Donnerstag 4 Uhr Nm., Ank. in Alexandrien den zweiten Sonntag 11 Uhr Vorm. mit Berührung von Gallipoli Dardanellen, Tenedos, Mytilene, Smyrna, Chios, Rhodus, Limassol, Larnaca, Beirut, Caiffa, Jaffa, Port-Said, Alexandrien; Rückfahrt von Alexandrien jeden zweiten Samstag vom 4. Jänner angefangen Mittags; Ank. in Constantinopel den zweiten Dienstag $7^1/_2$ Uhr Früh.

Anschluss an die griechisch-orientalische Linie in Smyrna aut der Hin- und Rückfahrt.

[1]) Der Hafen von Syra wird auch auf der Rückfahrt nach Piräus angelaufen.

Linie CONSTANTINOPEL-BRAILA.

Samstag 2 Uhr Nm., Ank. in Braila Mittwoch 9 Uhr Vorm. mit Berührung von Varna, Küstendje, Sulina und Galatz; Rückfahrt Donnerstag 8 Uhr Früh, Ank. in Constantinopel Montag 8 Uhr Früh.

Anschluss in Varna an den Orientexpresszug von und nach Paris, Wien, Budapest, Bukarest, in Constantinopel an den Eildampfer Triest-Constantinopel in beiden Richtungen.

Diese Fahrten sind während des Winters eingestellt und beschränken sich auf die Unterhaltung einer wöchentlichen Verbindung zwischen Constantinopel, Varna und Küstendje.

Linie CONSTANTINOPEL-BATUM.

Jede zweite Woche vom 4. Jänner.

Abfahrt Samstag 3 Uhr Nm., Ank. in Batum Mittwoch $6^1/_2$ Uhr Früh mit Berührung von Ineboli, Samsun, Kerasunt, Trapezunt; Rückfahrt vom 9. Jänner ab jede zweite Woche Donnerstag 6 Uhr Abends, Ank. in Constantinopel Mittwoch $1^1/_2$ Uhr Nm.

Eillinie PIRÄUS-SMYRNA.

Ab PIRÄUS Mittwoch 4 Uhr Nm., Ank. in Smyrna Donnerstag 2 Uhr Nm. mit Berührung von Chios; Rückfahrt Dienstag 11 Uhr Vorm., Ank. in Piräus Mittwoch 9 Uhr Vorm.

Anschluss in Piräus an die Eillinie Triest-Constantinopel bei der Hin- und Rückfahrt.

INDO-CHINESISCHER DIENST.

Eillinie TRIEST—BOMBAY. Ab Triest am 3. eines jeden Monates, 4 Uhr Nachm., berührend: Brindisi, Port Said, Suez, Aden.

Anschluss in Bombay abwechselnd an die Linie Triest—Rothes Meer—Hongkong und an die Zweiglinie Bombay—Hongkong. Rückfahrt von Bombay vom 1. Feber ab jeden 1. des Monates bis incl. Jänner 1891.

Linie TRIEST—ROTHES MEER—HONGKONG. Ab Triest am 15. der geraden Monate[1]) des Jahres, 4 Uhr Nachm., berührend: Port Said, Snez, Djeddah, Suakim, Massauah, Hodeidah, Aden, Bombay, Colombo, Penang, Singapore. Rückfahrt von Hongkong am 18.|4., 17.|6., 17.|8., 18.|10., 18.|12. 1890 und 16|2. 1891.

Anschluss in Bombay an die Eillinie Triest—Bombay; Anschluss in Colombo an den Dampfer der Zweiglinie Calcutta—Colombo.

Zweiglinie BOMBAY—HONGKONG. Ab Bombay am 21. der geraden Monate des Jahres, berührend: Colombo, Penang, Singapore. Rückfahrt von Hongkong am 19. März, sodann am 18. der ungeraden Monate des Jahres bis incl. Jänner 1891.

Anschluss in Bombay an den Eildampfer Triest—Bombay auf der Hin- und Rückfahrt; Anschluss in Colombo an den Dampfer der Zweiglinie Calcutta—Colombo auf der Hin- und Rückfahrt.

Zweiglinie CALCUTTA—COLOMBO. Ab Calcutta am 18. eines jeden Monates, berührend: Madras. Rückfahrt von Colombo vom 5. Feber ab jeden 5. des Monates bis incl. Jänner 1891.

Anschluss in Colombo abwechselnd einmal an den Dampfer der directen Linie Triest—Rothes Meer—Hongkong und einmal an den Dampfer der Zweiglinie Bombay—Hongkong auf der Hin-und Rückfahrt.

[1]) Februar, April, Juni, August, October, December.

BRASILIANISCHE LINIE TRIEST-SANTOS.

Ab Triest am 1. jeden Monates von August bis December 1890, berührend: Malaga, Gibraltar, Insel St. Vincent, Pernambuco, Bahia Rio de Janeiro; Rückfahrt von Santos 4. April, dann am 18. jeden Monates vom September 1890 bis Jänner 1891.[1])

[1]) Bei eventueller Auslassung der Berührungen eines oder der beiden Häfen von Bahia und Pernambuco auf der Rückfahrt verfrühen sich die Ankünfte in den folgenden Echellen um die entsprechende Zeit.

Ohne Haftung für etwaige Aenderungen in den Zwischenhafen und ohne Verbindlichkeit für die Regelmässigkeit des Dienstes während der Contumazmassregeln.

OESTERREICHISCHE

Monatsschrift für den Orient.

JEDNOTA K POVZBUZENÍ PRŮMYSLU V ČECHÁCH

SECHZEHNTER JAHRGANG. WIEN, IM APRIL 1890. Nr. 4. BEILAGE.

Die dritte ordentliche General-Versammlung der Gesellschaft

„K. k. österr. Handels-Museum"

findet **Freitag den 9. Mai 1890,** 6 Uhr Abends, im Saale des Museums statt.

Tagesordnung:

Erstattung des Jahres- und Rechenschaftsberichtes.

Wahl von zwei Revisoren zur Prüfung der Gesellschafts-Rechnungen (§ 17 der Statuten).

KAISERL. KÖNIGL. PRIVILEGIRTE

TEPPICH- UND MÖBELSTOFF-FABRIKEN

VON

PHILIPP HAAS & SÖHNE

WIEN

WAARENHAUS: I., STOCK-IM-EISENPLATZ 6

FILIALE: VI., MARIAHILFERSTRASSE 75 (MARIAHILFERHOF)

EMPFEHLEN IHR GROSSES LAGER IN MÖBELSTOFFEN, TEPPICHEN, TISCH-, BETT- UND FLANELLDECKEN, LAUFTEPPICHEN IN WOLLE, BAST UND JUTE, WEISSEN VORHÄNGEN UND PAPIER-TAPETEN, SOWIE DAS GROSSE LAGER VON

ORIENTALISCHEN TEPPICHEN UND SPECIALITÄTEN.

NIEDERLAGEN:

BUDAPEST, GISELAPLATZ (EIGENES WAARENHAUS). PRAG, GRABEN (EIGENES WAARENHAUS). GRAZ, HERRENGASSE. LEMBERG, ULICY JAGIELLONSKIEJ. LINZ, FRANZ JOSEF-PLATZ. BUKAREST, CALLEA VICTORIAE. MAILAND, DOMPLATZ (EIGENES WAARENHAUS). NEAPEL, VIA ROMA. GENUA, VIA ROMA. ROM, VIA DEL CORSO.

FABRIKEN:

WIEN, VI. STUMPERGASSE. EBERGASSING, NIEDER-ÖSTERREICH. MITTERNDORF, NIEDER-ÖSTERREICH. HLINSKO, BÖHMEN. BRADFORD, ENGLAND. LISSONE, ITALIEN. ARANYOS-MARÓTH, UNGARN.

FÜR DEN VERKAUF IM PREISE HERABGESETZTER WAAREN IST EINE EIGENE ABTHEILUNG IM WAARENHAUSE EINGERICHTET.

Gegründet 1813.

S. REICH & Co

k. k. landesbefugte Glasfabrikanten

WIEN.

Ausgedehntester und grösster Betrieb in Oesterreich-Ungarn, umfassend 10 Glasfabriken, nebst Dampf- und Wasserschleifereien, Glas-Raffinerien. Maler-Ateliers etc. in Mähren, Böhmen, Steiermark und Russland.

Erzeugung von ordinärem Hohlglas, Tafelglas (Fensterglas), Schleif-, Ecken- und Pressglas (Gussglas), Luxusartikeln, pharmaceutischen und physikalischen Geräthschaften, Narghiles, Gebrauchsartikeln für den Orient und allen Arten in das Glasfach einschlägiger Artikel.

SPECIALITÄT:

Beleuchtungsartikel für Petroleum, Gas, Oel und elektrisches Licht.

Central-Bureau und Haupt-Niederlage sämmtlicher Etablissements: Wien, II., Czerning. Nr. 3 u. 5.

Filiale und Depôt für chemisch-pharmaceutische Geräthschaften: Wien, IV., Margarethenstr. 23.

NIEDERLAGEN:

Berlin SW., Alexandrinenstrasse Nr. 22.

Amsterdam, Geldersche Kade 47.

Daselbst Lager in allen Sorten Beleuchtungsartikeln.

Export nach allen Weltgegenden.

Kaiserl. königl. landesprivilegirte

Lampen-Fabrik

von

R. Ditmar in Wien.

Grösste Lampen-Fabrik am Continente gegründet 1840.

Petroleum-Lampen

in grossartiger Auswahl, in nur solider Ausführung und zu billigsten Preisen.

K. k. priv.

Wiener Blitzlampe und Brillant-Meteorbrenner

mit Leuchtkraft bis 157 Normalkerzen.

Ditmar-Flachbrenner.

Eigene Niederlagen:

Wien, Graz, Prag, Lemberg, Triest, Budapest, Berlin, München, Rom, Mailand, Lyon, Warschau und Bombay.

Agenturen

in allen Hauptstädten Europas und in allen Haupt-Handelsplätzen des Orients.

Export nach allen Welttheilen.

K. K. PRIV. SÜDBAHN-GESELLSCHAFT.

Auszug aus dem Fahrplane der Personenzüge, giltig vom 21. October 1889.

Abfahrt von Wien:

6.— Früh: (Prsz.) Payerbach, Kanizsa, Budapest; Pakrácz-Lipik; — Essegg, Sarajevo; Agram; — Hainfeld, Gutenstein.

7.— Früh: (Schnellz.) Triest, Görz, Fiume, Agram, Sissek (via Steinbrück), Brod; Villach, Wolfsberg; Radkersburg, Köflacb, Hainfeld, Gutenstein; Leoben, Vordernberg, Aussee, Ischl; Venedig, Rom, Mailand (via Pontebba); Bozen, Meran, Verona (via Leoben); Kanizsa, Budapest; Pakrácz-Lipik; Agram, Essegg, Sarajevo; Neuberg.

1.20 Nachm.: (Postz.) Triest, Görz, Venedig; Fiume; Sissek, Brod, Banjaluka; Leoben, Vordernberg, Neuberg; Oedenburg, Kanizsa, Güns, Budapest.

5.— Nachm.: (Persz.) Steinamanger.

7.40 Abds.: (Persz.) Kanizsa, Budapest, Pakrácz-Lipik; Essegg, Bosn.-Brod; — Agram, Sissek, Banjaluka.

8.15 Abds.: (Schnellz.) Triest, Görz, Venedig, Rom; — Pola, Rovigno; — Fiume; Sissek, Banjaluka, Budapest (via Pghf.), Franzensfeste, Meran, Ala, Innsbruck (via Marburg).

8.45 Abds.: (Postz.) Triest, Görz, Venedig, Rom, Mailand; Pola, Rovigno, Fiume; Agram; Budapest (via Pghf.); Wolfsberg, Meran, Verona, Innsbruck (via Marbg.); Radkersburg, Köflach, Wies; Leoben, Vordernberg; Aussee, Ischl, Villach (via Leoben).

Ankunft in Wien:

6.40 Früh: (Postz.) Triest, Rom, Mailand, Venedig, Görz; Agram, Budapest (via Pghf.); Verona, Innsbruck (via Marburg); Radkersburg; Köflach, Wies; Venedig; Villach (via Leoben).

8.58 Früh: (Persz.) Kanizsa, Bosn.-Brod, Essegg; — Pakrácz-Lipik, Agram, Budapest (via Oedenburg).

9.40 Vorm.: (Persz.) Steinamanger, Güns..

9.50 Vorm.: (Schnellz.) Triest, Rom, Mailand, Venedig, Görz; Pola, Rovigno; Fiume, Sissek, Agram; Budapest (via Pghf.); Ala, Meran, Innsbruck, Franzensfeste (via Marburg), Leoben, Neuberg.

1.52 Nachm.: (Persz.) Oedenburg (nur Montag und Freitag); Aspang, Hainfeld.

3.40 Nachm.: (Persz.) Kanizsa, Budapest (via Oedenburg).

4.— Nachm.: (Postz.) Triest, Görz, Venedig, Pola; Fiume, Sissek, Agram, Radkersburg, Köflach, Wies; Vordernberg, Leoben; Neuberg.

9.30 Abds.: (Persz.) Sarajevo, Essegg; Agram, Budapest; Kanizsa, Pakrácz-Lipik (via Oedenburg); Hainfeld.

10.15 Abds.: (Schnellz.) Triest, Görz, Pola, Rovigno; Fiume; Brod, Sissek (via Steinbrück); Villach, Wolfsberg; Radkersburg; Köflach, Vordernberg, Venedig, Rom, Mailand (via Pontebba); Verona, Meran, Innsbruck (via Villach, Leoben); Ischl, Aussee, Neuberg.

K. k. priv. österreichische Staats-Eisenbahn-Gesellschaft.

FAHRPLAN

für die Strecken

Wien—Budapest—Orsova—Verciorova, Temesvár—Báziás.

Wien—Budapest—Orsova—Verciorova.

Stationen	Cour.-Zug Nr. 3 I. II. Classe	Pers.-Zug Nr. 5 I. II. III. Classe	Cour.-Zug Nr. 1 I. II. Classe	Pers.-Zug Nr. 7 I. II. III. Classe	Pers.-Zug Nr. 9 I. II. III. Classe	Gem. Zug Nr. 127 II. III. Classe	Omnib.-Zug Nr. 25 II. III. Classe	Gem. Zug Nr. 107 II. III. Classe
	Prager Zeit							
Wien (Restauration) ab	Früh 8.—	Früh 8.35	Nachm. 3.30	Abds. 8.25	Abds. 6.—			
Stadlau . . . . . „	8.16	8.58	3.46	8.48	6.31			
	Budapester Zeit							
Marchegg . . . . „	9.16	10.16	4.47	10.10	7.45	Nachm.		
Pozsony (Preßb.) (Rest.) „	9.42	11.06	5.15	11.12	Abds.	3.10		
Tótmegyer (Rest.) . „	11.10	1.35	6.50	1.39		8.19		Früh
Érsekujvár (Neuhäus.) „	11.33 Nachm.	2.14	7.13	2.11		Abds. Pers.-Z. Nr. II I. II. III. Classe		6.38 Gem. Z. Nr. 351 II. III. Classe
Budapest . . . . . „		6.15	10.10	6.55		6.35	3.—	11.—
Czegléd . . . . . „		8.52	11.35	9.07		Abds.	Nachm.	Vorm.
Szeged . . . . . „		12.44	2.02	12.45				
Valkány (Rest.) . . „		1.44 Gem. Z. Nr. 71 I. II. III. Classe	—.—	1.43				
Temesvár-Józsefváros (Josefstadt) . . . „		5.45	4.35	4.17				
Karánsebes . . . . „		Früh	6.46	7.14				
Verciorova (Rest.) an			9.35 Vorm.	—.— Abds.				

Verciorova—Orsova—Budapest—Wien.

Stationen	Pers.-Zug Nr. 8 I. II. III. Classe	Cour.-Zug Nr. 2 I. II. Classe	Pers.-Zug Nr. 6 I. II. III. Classe	Cour. Zug Nr. 4 I. II. Classe	Gem. Zug Nr. 72 I. II. III. Classe	Pers.-Zug Nr. 14 I. II. III. Classe	Gem. Zug Nr. 454 II. III. Classe	Gem. Zug Nr. 352 II. III. Classe
	Budapester Zeit							
Verciorova (Rest.) . ab	Früh —.—	Abds. 6.02						
Karánsebes . . . . „	7.55	9.52						
Temesvár-Józsefváros (Josefstadt) . . . „	10.50	12.13	Abds. 9.35				Früh 6.50	
Valkány (Rest.) . . „	1.04	—.—	12.05				12.48	Früh 6.—
Szeged (Szegedin) . „	2.30	3.04	1.58				Gem. Z. Nr. 230 II. III. Classe Nachts	Om.-Z. Nr. 26 II. III. Classe Vorm.
Czegléd . . . . . „	6.15	5.45	6.—			Abds. 6.05 Gem. Z. Nr. 108 II. III. Classe	1.— Gem. Z. Nr. 110 II. III. Classe	10.50 Om.-Z. Nr. 22 II. III. Classe
Budapest . . . . . „	9.30	8.30	9.—	Nachm. 2.—	Pers.-Z. Nr. 10 I. II. III. Classe	Früh 4.10	Nachm. 12.05	Nachm. 5.—
Érsekujzár . . . . . „	1.21	10.58	1.19	4.11		4.34		
Tótmegyer (Rest.) . „	1.38	11.11	1.39	—.—	Früh			
Pozsony (Preßb.) (Rest.) „	4.24	12.51	4.25	5.46	7.15			
	Prager Zeit							
Marchegg . . . . . „	4.51	1.04	4.55	5.54	7.39			
Stadlau . . . . . „	5.56	1.43	5.52	6.30	8.55			
Wien (Rest.) . . an	6.20 Früh	2.— Nachm.	6.12 Abds.	6.45 Abds.	9.18 Vorm.			

Temesvár—Báziás.

Stationen	Pers.-Zug Nr. 15 I. II. III. Classe	Gem. Zug Nr. 73 I. II. III. Classe	Gem. Zug Nr. 653 II. III. Classe
	Früh	Nachm.	Abds.
Temesvár-Józsefváros (Josefstadt) (Restauration) . . . ab	5.15	4.35	8.15
Báziás (Restauration) . . . . . an	8.50 Früh	9.31 Abds.	5.25 Früh

Báziás—Temesvár.

Stationen	Gem. Zug Nr. 74 I. II. III. Classe	Pers.-Zug Nr. 16 I. II. III. Classe	Gem. Zug Nr. 654 II. III. Classe
	Früh	Abds.	Abds.
Báziás (Restauration) . . . . . ab	5.30	6.30	8.15
Temesvár-Józsefváros (Josefstadt) (Restauration) . . . an	10.15 Vorm.	10.10 Abds.	5.05 Früh

Schlafwagen. Bei den Courierzügen Nr. 1 und 2 verkehren zwischen Wien (Staatsbahnhof) und Verciorova Schlafwagen, für deren Benützung ausser einem gewöhnlichen Billet I. Classe noch ein Zusatzbillet zu lösen ist.

K POVZBUZENÍ PRŮMYSLU V ČECHÁCH

Giltig bis auf Weiteres. **Fahrplan des „Oesterreichisch-ungarischen Lloyd".** Giltig bis auf Weiteres.

ADRIATISCHER DIENST.

Eillinie TRIEST-CATTARO.

Ab TRIEST jeden Mittwoch 11 Uhr Vorm., in Cattaro Freitag 3½ Uhr Nm., berühr.: Pola, Lussinpiccolo, Zara, Spalato, Macarsca, Curzola, Gravosa, Castelnuovo (oder Megline), Perasto, Risano und Perzagno.

Retour ab CATTARO Samstag 10 Uhr Vorm., in Triest Montag 11 Uhr Vorm.

DALMATINISCH-ALBANESISCHE LINIE BIS PREVESA.

a) Zwischen TRIEST und CORFU.

Ab TRIEST jeden Montag 11 Uhr Vorm., in Corfu Sonntag ½1 Uhr Nm., berührend: Rovigno, Pola, Lussinpiccolo, Selve, Zara, Zaravecchia, Morter, Sebenico, Traù, Spalato, Milnà, Lesina, Curzola, Orebich, Gravosa, Ragusavecchia, Castelnuovo (oder Megline), Cattaro, Budua, Spizza, Antivari, Dulcigno, Medua, Durazzo, Valona und Santi-Quaranta.

Ab CORFU Donnerstag 6 Uhr Früh., in Triest Mittwoch ½1 Uhr Nm.

Anschluss an die Eillinie Triest-Constantinopel in Corfu bei der Hinfahrt.

b) Zwischen CORFU und PREVESA.

Ab CORFU jeden Montag 11 Uhr Nachts, in Prevesa Dienstag 9 Uhr Vorm., berührend: Parga, Sta. Maura.

Ab PREVESA Mittwoch 7 Uhr Früh, in Corfu Mittwoch 6½ Uhr Abds.

Während des Aufenthaltes in Prevesa unternimmt der Dampfer eine Fahrt nach Salahora und zurück; das Anlaufen dieser Station ist jedoch facultativ.

DALMATINISCH-ALBANESISCHE LINIE BIS CORFU.

Ab TRIEST jeden Freitag 11 Uhr Vorm., in Corfu Donnerstag 8½ Uhr Abends, berührend: Rovigno, Pola, Lussinpiccolo, Melada, Zara, Sebenico, Rogosnizza, Spalato, Milnà, Civitavecchia, Lissa, Comisa, Vallegrande, Lagosta, Terstenik, Meleda, Gravosa, Castelnuovo (oder Megline), Perasto, Risano, Cattaro, Perzagno, Budua, Medua, Durazzo, Valona und Santi-Quaranta. Auf der Rückfahrt wird auch Dulcigno und Antivari angelaufen.

Ab CORFU Samstag 6 Uhr Früh, n Triest nächsten Samstag 11¼ Uhr Vorm.

Anschluss an die Eillinie Triest-Constantinopel in Corfu bei der Rückfahrt.

Linie FIUME-TRIEST.

Ab FIUME Mittwoch 11 Uhr Vorm., Ank. in Triest Donnerstag ½1 Uhr Mittags, berührend: Malinsca, Rabac, Cherso, Pola, Rovigno und Parenzo.

Ab TRIEST Samstag 11 Uhr Vorm., in Fiume Sountag 12 Uhr Mittags.

Waarenlinie FIUME - CATTARO *A*)

jede zweite Woche vom 2. Jänner.

Ab FIUME Donnerstag 6 Uhr Früh, Ank. in Cattaro Sonntag 5 Uhr Nm., berührend; Malinsca, Veglia, Lussingrande, Selve, Zara, Sebenico, Traù, Spalato, Porto Carober, Milnà, Lesina, Lissa, Curzola, Gravosa, Castelnuovo (oder Megline), Perasto, Risano und Perzagno.

Ab CATTARO Montag 7 Uhr Früh, in Fiume Donnerstag 4 Uhr Nm.

Anschluss an die Linie Triest-Metcovich in Spalato bei der Hin- und Rückfahrt.

Waarenlinie FIUME-CATTARO *B*)

jede zweite Woche vom 9. Jänner.

Ab FIUME Donnerstag 6 Uhr Früh, Ank. in Cattaro Sonntag 5 Uhr Nm., berührend: Malinsca, Lussinpiccolo, Selve, Zara, Sebenico, Traù, Spalato, Porto-Carober, Milnà, Lesina, Lissa, Curzola, Gravosa, Castelnuovo (oder Megline), Perasto. Risano und Perzagno.

Ab CATTARO Montag 7 Uhr Früh, in Fiume Donnerstag 5 Uhr Nm.

Anschluss an die Linie Spalato-Metcovich in Spalato bei der Hin- und Rückfahrt.

Eillinie FIUME-CATTARO.

Ab FIUME Sonntag 1½ Uhr Nachts. Ank. in Cattaro Montag 4½ Uhr Nm., berührend: Zara Spalato, Gravosa.

Ab CATTARO Donnerstag 5 Uhr Früh, in Fiume Freitag 6 Uhr Abends.

Anschluss an die Linie Triest-Metcovich in Spalato auf der Hin- und Rückfahrt.

Linie TRIEST-SPALATO-METCOVICH.

Ab TRIEST Donnerstag 11 Uhr Vorm., in Metcovich Samstag 12½ Uhr Mittags, berührend: Zara, Sebenico, Spalato, Macarsca, Gradaz und Fort Opus.

Ab METCOVICH Dienstag 10¼ Uhr Vorm., in Triest Donnerstag 9½ Uhr Vorm.

Anschluss an die Waarenlinie Fiume-Cattaro *A*) in Spalato auf der Hin- und Rückfahrt.

Linie SPALATO-METCOVICH.

Ab SPALATO Montag 4½ Uhr Früh, in Metcovich Montag 5 Uhr Nm., berührend: S. Pietro, Almissa, Macarsca, Gradaz, Trapano und Fort Opus.

Ab METCOVICH Donnerstag 10 Uhr Vorm., in Spalato Donnerstag 9¾ Uhr Abends.

Anschluss an die Eillinie Fiume-Cattaro *B*) in Spalato auf der Hin- und Rückfahrt.

Periodische Fahrten zwischen TRIEST und VENEDIG.

Ab TRIEST und VENEDIG jeden Dienstag, Donnerstag und Samstag um 12 Uhr Nachts im Winter, und um 11 Uhr im Sommer.

Ank. in VENEDIG und in TRIEST jeden Mittwoch, Freitag und Sonntag 7 Uhr Früh im Winter, und um 6 Uhr Früh im Sommer.

LEVANTE-DIENST.

Eillinie TRIEST-CONSTANTINOPEL.

Ab von TRIEST jeden Samstag 11 Uhr Vorm. mit Berührung von Brindisi, Corfu, Patras, Piräus, Ank. nächsten Freitag 9 Uhr Vorm.; Rückfahrt von Constantinopel jeden Montag 5 Uhr Nm. Ank. in Triest Sonntag 5½ Uhr Abends.

Ausserdem wird auf der Hinfahrt Dardanellen berührt.

Anschluss an die griechisch-orientalische Linie in Corfu auf der Hin- und Rückfahrt.

Anschluss an die Zweiglinie Piräus-Smyrna auf der Hin- und Rückfahrt und an die thessalische Linie auf der Hin- und Rückfahrt.

Anschluss an die dalmatinisch-albanesische Linie in Corfu auf der Hin- und Rückfahrt.

GRIECHISCH-ORIENTALISCHE LINIE.

Ab von TRIEST jeden Donnerstag 6 Uhr Nm., Ank. in Smyrna den zweitnächsten Sonntag 5 Uhr Früh, berührend: Fiume, Corfu, Argostoli (Cephalonien), Zante, Cerigo, Canea (Suda), Rethymo, Candia, Samos (Vathy), Tacheamé und Chios; Rückfahrt von Smyrna jeden Samstag 4 Uhr Nm., Ank. in Triest zweitnächsten Montag 11 Uhr Vorm.

Anschluss an die Eillinie Triest-Constantinopel .n Corfu auf der Hin- und Rückfahrt.

Anschluss an die syrische Linie in Smyrna, auf der Hin- und Rückfahrt (jede zweite Woche).

Eillinie TRIEST-ALEXANDRIEN.

Jeden Freitag 12 Uhr Mittags über Brindisi, Ank. nächsten Mittwoch 5 Uhr Früh; Rückfahrt von Alexandrien Dienstag 9 Uhr Früh, Ank. in Triest Samstag 7 Uhr Abends.

Anschluss an die syrische Linie in Alexandrien auf der Hin- und Rückfahrt.

THESSALISCHE LINIE.

Jede zweite Woche vom 7. Jänner.

Ab TRIEST Dienstag 6 Uhr Nm., Ank. in Constantinopel den dritten Donnerstag 6½ Uhr Früh mit Berührung von Fiume, Corfu, Santa Maura, Patras, Catacolo, Calamata, Piräus, Syra[1]), Volo, Salonich, Cavalla, Lagos, Dedeagatsch, Dardanellen, Gallipoli, Constantinopel; Rückfahrt von Constantinopel vom 8. Jänner an jede zweite Woche Mittwoch 2 Uhr Nm., Ank. in Triest den dritten Donnerstag 11 Uhr Vorm.

Linie FIUME-ALEXANDRIEN-BEIRUT.

Jede vierte Woche vom 16. Jänner.

Donnerstag 1 Uhr Nm. mit Berührung von Lissa und Corfu, Ank. in Alexandrien nächsten Dienstag 3 Uhr Nachm.; nach Beirut Samstag vom 25. Jänner angefangen Mittags mit Berührung von Port Said und Jaffa; Ank. in Beirut folgenden Dienstag 7 Uhr Früh.

Rückfahrt von Beirut Dienstag vom 28. Jänner angefangen 7½ Uhr Abends, Ank. in Alexandrien nach Berührung von Caiffa, Jaffa und Port Said Samstag 10 Uhr Vorm.; Abfahrt von Alexandrien nach Fiume Sonntag vom 5. Jänner angefangen 11 Uhr Vorm. Ank. in Fiume Freitag 11 Uhr Vorm.

SYRISCHE LINIE.

Jede zweite Woche vom 2. Jäoner.

Ab CONSTANTINOPEL Donnerstag 4 Uhr Nm., Ank. in Alexandrien den zweiten Sonntag 11 Uhr Vorm. mit Berührung von Gallipoli Dardanellen, Tenedos, Mytilene, Smyrna, Chios, Rhodus, Limassol, Larnaca, Beirot, Caiffa, Jaffa, Port-Said, Alexandrien; Rückfahrt von Alexandrien jeden zweiten Samstag vom 4. Jänner angefangen Mittags; Ank. in Constantinopel den zweiten Dienstag 7½ Uhr Früh.

Anschluss an die griechisch-orientalische Linie in Smyrna aut der Hin- und Rückfahrt.

[1]) Der Hafen von Syra wird auch auf der Rückfahrt nach Piräus angelaufen.

Linie CONSTANTINOPEL-BRAILA.

Samstag 2 Uhr Nm., Ank. in Braila Mittwoch 9 Uhr Vorm. mit Berührung von Varna, Küstendje, Sulina und Galatz; Rückfahrt Donnerstag 8 Uhr Früh, Ank. in Constantinopel Montag 8 Uhr Früh.

Anschluss in Varna an den Orientexpresszug von und nach Paris, Wien, Budapest, Bukarest, in Constantinopel an den Eildampfer Triest-Constantinopel in beiden Richtungen.

Diese Fahrten sind während des Winters eingestellt und beschränken sich auf die Unterhaltung einer wöchentlichen Verbindung zwischen Constantinopel, Varna und Küstendje.

Linie CONSTANTINOPEL - BATUM.

Jede zweite Woche vom 4. Jäoner.

Abfahrt Samstag 3 Uhr Nm., Ank. in Batum Mittwoch 6½ Uhr Früh mit Berührung von Ineholi, Samsun, Kerasunt, Trapezunt; Rückfahrt vom 9. Jänner ab jede zweite Woche Donnerstag 6 Uhr Abends, Ank. in Constantinopel Mittwoch 1½ Uhr Nm.

Eillinie PIRÄUS-SMYRNA.

Ab PIRÄUS Mittwoch 4 Uhr Nm. Ank. in Smyrna Donnerstag 2 Uhr Nm. mit Berührung von Chios; Rückfahrt Dienstag 11 Uhr Vorm., Ank. in Piräus Mittwoch 9 Uhr Vorm.

Anschluss in Piräus an die Eillinie Triest-Constantinopel bei der Hin- und Rückfahrt.

INDO-CHINESISCHER DIENST.

Eillinie TRIEST—BOMBAY. Ab Triest am 3. eines jeden Monates, 4 Uhr Nachm., berührend: Brindisi, Port Said, Suez, Aden.

Anschluss in Bombay abwechselnd an die Linie Triest—Rothes Meer—Hongkong und an die Zweiglinie Bombay—Hongkong. Rückfahrt von Bombay vom 1. Feber ab jeden 1. des Monates bis incl. Jänner 1891.

Linie TRIEST—ROTHES MEER—HONGKONG. Ab Triest am 15. der geraden Monate[1])

[1]) Februar, April, Juni, August, October, December.

des Jahres, 4 Uhr Nachm., berührend: Port Said, Suez, Djeddah, Suakim, Massauah, Hodeidah, Aden, Bombay, Colombo, Penang, Singapore. Rückfahrt von Hongkong am 18.|4., 17.|6., 17.|8., 18.|10., 18.|12. 1890 und 16.|2. 1891.

Anschluss in Bombay an die Eillinie Triest—Bombay; Anschluss in Colombo an den Dampfer der Zweiglinie Calcutta—Colombo.

Zweiglinie BOMBAY—HONGKONG. Ab Bombay am 21. der geraden Monate des Jahres, berührend: Colombo, Penang, Singapore. Rückfahrt von Hongkong am 19. März, sodann am 18. der ungeraden Monate des Jahres bis incl. Jänner 1891.

Anschluss in Bombay an den Eildampfer Triest—Bombay auf der Hin- und Rückfahrt; Anschluss in Colombo an den Dampfer der Zweiglinie Calcutta—Colombo auf der Hin- und Rückfahrt.

Zweiglinie CALCUTTA—COLOMBO. Ab Calcutta am 18. eines jeden Monates, berührend: Madras. Rückfahrt von Colombo vom 5. Feoer ab jeden 5. des Monates bis incl. Jänner 1891.

Anschluss in Colombo abwechselnd einmal an den Dampfer der directen Linie Triest—Rothes Meer—Hongkong und einmal an den Dampfer der Zweiglinie Bombay—Hongkong auf der Hin-und Rückfahrt.

BRASILIANISCHE LINIE TRIEST-SANTOS.

Ab Triest am 1. jeden Monates von August bis December 1890, berührend: Malaga, Gibraltar, Insel St. Vincent, Pernambuco, Bahia, Rio de Janeiro; Rückfahrt von Santos 4. April, dann am 18. jeden Mouates vom September 1890 bis Jänner 1891.[1])

[1]) Bei eventueller Auslassung der Berührungen eines oder der beiden Häfen von Babia und Pernambuco auf der Rückfahrt verfrühen sich die Ankünfte in den folgenden Fahellen um die entsprechende Zeit.

OESTERREICHISCHE

Monatsschrift für den Orient.

SECHZEHNTER JAHRGANG. WIEN, IM MAI 1890. Nr 5. BEILAGE.

Die „Oesterreichische Monatsschrift für den Orient"

erscheint **im Verlage des k. k. österr. Handels-Museums** in **Wien** (I., Börsegasse 3).

Das Blatt, herausgegeben unter der Mitwirkung hervorragender Fachschriftsteller und Reisender, bringt Artikel und Miscellen handelspolitischen, kunstgewerblichen, ethnographischen und geographischen Inhaltes, Reisebeschreibungen, Literaturberichte etc.

Abonnements-Anmeldungen werden dortselbst entgegengenommen, wie denn auch das genannte Blatt wie bisher durch alle Buchhandlungen bezogen werden kann.

Das Jahres-Abonnement beträgt ohne Postversendung fl. 5.— ö. W. = 10 Mark.

KAISERL. KÖNIGL. PRIVILEGIRTE

TEPPICH- UND MÖBELSTOFF-FABRIKEN

VON

PHILIPP HAAS & SÖHNE

WIEN

WAARENHAUS: I., STOCK-IM-EISENPLATZ 6

FILIALE: VI., MARIAHILFERSTRASSE 75 (MARIAHILFERHOF)

EMPFEHLEN IHR GROSSES LAGER IN MÖBELSTOFFEN, TEPPICHEN, TISCH-, BETT- UND FLANELLDECKEN, LAUFTEPPICHEN IN WOLLE, BAST UND JUTE, WEISSEN VORHÄNGEN UND PAPIER-TAPETEN, SOWIE DAS GROSSE LAGER VON

ORIENTALISCHEN TEPPICHEN UND SPECIALITÄTEN.

NIEDERLAGEN:

BUDAPEST, GISELAPLATZ (EIGENES WAARENHAUS). PRAG, GRABEN (EIGENES WAARENHAUS). GRAZ, HERRENGASSE. LEMBERG, ULICY JAGIELLONSKIEJ. LINZ, FRANZ JOSEF-PLATZ. BUKAREST, CALLEA VICTORIAE. MAILAND, DOMPLATZ (EIGENES WAARENHAUS). NEAPEL, VIA ROMA. GENUA, VIA ROMA. ROM, VIA DEL CORSO.

FABRIKEN:

WIEN, VI. STUMPERGASSE. EBERGASSING, NIEDER-ÖSTERREICH. MITTERNDORF, NIEDER-ÖSTERREICH. HLINSKO, BÖHMEN. BRADFORD, ENGLAND. LISSONE, ITALIEN. ARANYOS-MARÓTH, UNGARN.

FÜR DEN VERKAUF IM PREISE HERABGESETZTER WAAREN IST EINE EIGENE ABTHEILUNG IM WAARENHAUSE EINGERICHTET.

K. k. landesbefugte Glasfabrikanten

Gegründet 1813. **S. REICH & Co.** Gegründet 1813.

Hauptniederlage und Centrale sämmtlicher Etablissements:

WIEN

II., Czerningasse 3, 4, 5 und 7.

NIEDERLAGEN:

BERLIN, AMSTERDAM, LONDON, MAILAND und NEW-YORK.

Ausgedehntester und grösster Betrieb in **Oesterreich-Ungarn**, umfassend **10 Glasfabriken, mehrere Dampf-** und **Wasserschleifereien, Glas-Raffinerien, Maler-Ateliers** etc., in denen alle in das **Glasfach einschlagenden Artikel** erzeugt werden.

SPECIALITÄT:

Glaswaaren zu Beleuchtungszwecken

für Petroleum, Gas, Oel und elekto-techn. Gebrauch.

Preiscourante und Musterbücher **gratis** und **franco.**

Export nach allen Weltgegenden.

Kaiserl. königl. landesprivilegirte

Lampen-Fabrik

von

R. Ditmar in Wien.

Grösste Lampen-Fabrik am Continente gegründet 1840.

Petroleum-Lampen

in grossartiger Auswahl, in nur solider Ausführung und zu billigsten Preisen.

K. k. priv.

Wiener Blitzlampe und Brillant-Meteorbrenner

mit Leuchtkraft bis 157 Normalkerzen.

Ditmar-Flachbrenner.

Eigene Niederlagen:

Wien, Graz, Prag, Lemberg, Triest, Budapest, Berlin, München, Rom, Mailand, Lyon, Warschau und **Bombay.**

Agenturen

in allen Hauptstädten Europas und in allen Haupt-Handelsplätzen des Orients.

Export nach allen Welttheilen.

K. k. priv. Südbahn-Gesellschaft.

Auszug aus dem Fahrplane der Personenzüge.

Giltig vom 1. Juni 1890.

Abfahrt von Wien:

6.— Früh: (Personenzug) Payerbach; Kanizsa, Budapest; Pakrácz-Lipik; Essegg, Sarajevo; Agram; Aspang.

7.— Früh: (Schnellzug) Leoben, Vordernberg, Aussee, Ischl; Venedig, Rom, Mailand (via Pontebba); Bozen, Meran, Verona (via Leoben); Neuberg; Kanizsa, Budapest, Pakrácz-Lipik; Agram, Essegg, Sarajevo; Aspang.

7.30 Früh: (Schnellzug) Triest, Görz, Fiume, Agram, Sissek (via Steinbrück); Brod; Klagenfurt, Villach, Wolfsberg; Radkersburg, Köflach.

1.20 Nachmittags: (Postzug) Triest, Görz, Venedig; Fiume; Sissek, Brod, Banjaluka; Leoben, Vordernberg; Neuberg.

1.35 Nachmittags: (Personenzug) Oedenburg, Kanizsa, Güns, Budapest.

4.30 Nachmittags: (Personenzug) Graz, Neuberg.

5.05 Nachmittags: (Personenzug) Steinamanger.

7.40 Abends: (Personenzug) Kanizsa, Budapest, Pakrácz-Lipik; Essegg, Bosnisch-Brood; Agram, Sissek, Banjaluka; Hainfeld, Gutenstein.

8.15 Abends: (Schnellzug) Triest, Görz, Venedig, Rom; Pola, Rovigno; Fiume; Sissek, Banjaluka, Budapest (via Pragerhof), Klagenfurt, Franzensfeste, Meran, Ala, Innsbruck (via Marburg).

8.45 Abends: (Postzug) Triest, Görz, Venedig, Rom, Mailand; Pola, Rovigno, Fiume, Agram; Budapest (via Pragerhof); Klagenfurt, Wolfsberg, Meran, Verona, Innsbruck (via Marburg); Radkersburg, Köflach, Wies; Leoben, Vordernberg; Aussee, Ischl, Villach (via Leoben).

Ankunft in Wien:

6.40 Früh: (Postzug) Triest, Rom, Mailand, Venedig, Görz; Agram, Budapest (via Pragerhof); Verona, Innsbruck, Klagenfurt (via Marburg); Radkersburg, Köflach, Wies; Venedig; Villach (via Leoben).

8.58 Früh: (Personenzug) Kanizsa, Bosnisch-Brood, Essegg; Pakrácz-Lipik, Agram, Budapest (via Oedenburg).

9.40 Vormittags: (Personenzug) Steinamanger, Güns.

9.50 Vormittags: (Schnellzug) Triest, Rom, Mailand, Venedig, Görz; Pola, Rovigno; Fiume, Sissek, Agram; Budapest (via Pragerhof), Ala, Meran, Innsbruck, Klagenfurt (via Marburg), Leoben, Neuberg.

1.05 Nachmittags: (Personenzug) Graz.

1.52 Nachmittags: (Personenzug) Oedenburg (nur Montag und Freitag); Aspang; Hainfeld, Gutenstein.

3.40 Nachmittags: (Personenzug) Kanizsa, Budapest (via Oedenburg).

4.— Nachmittags: (Postzug) Triest, Görz, Venedig, Pola; Fiume, Sissek, Agram; Radkersburg, Köflach, Wies; Vordernberg, Leoben, Neuberg.

8.44 Abends: (Personenzug) Sarajevo, Essegg; Agram, Budapest, Kanizsa, Pakrácz-Lipik (via Oedenburg), Hainfeld, Gutenstein.

9.30 Abends: Schnellzug) Triest, Görz, Pola, Rovigno; Fiume; Brod, Sissek (via Steinbrück); Villach, Klagenfurt, Wolfsberg; Radkersburg, Köflach, Vordernberg.

10.15 Abends: (Schnellzug) Venedig, Rom, Mailand (via Pontebba), Verona, Meran, Innsbruck (via Villach—Leoben); Ischl, Aussee; Neuberg.

Schlafwagen verkehren mit den Schnellzügen (Wien ab 8.15 Abends, Wien an 9.50 Vormittags) zwischen **Wien-Venedig** via Cormons und **Wien-Meran** via Marburg.

Directe Wagen I., II. Classe verkehren mit den obigen Schnellzügen zwischen **Wien-Fiume** (Abbazia), ferner mit den Schnellzügen (Wien ab 7.— Früh und Wien an 10.15 Abends) zwischen **Wien-Venedig** via Leoben.

K. k. priv. österreichische Staats-Eisenbahn-Gesellschaft.

FAHRPLAN

für die Strecken

Wien—Budapest—Orsova—Verciorova, Temesvár—Báziás.

Wien—Budapest—Orsova—Verciorova.

Stationen	Cour.-Zug Nr. 3 I. II. Classe	Pers.-Zug Nr. 5 I. II. III. Classe	Cour.-Zug Nr. I I. II. Classe	Pers.-Zug Nr. 7 I. II. III. Classe	Pers.-Zug Nr. 9 I. II. III. Classe	Gem. Zug Nr. 127 II. III. Classe	Omnib.-Zug Nr. 25 II. III. Classe	Gem. Zug Nr. 107 II. III. Classe
	Prager Zeit							
Wien (Restauration) ab	Früh 8.—	Früh 8.35	Nachm. 3.30	Abds. 8.25	Abds. 6.—			
Stadlau . . . . . „	8.16	8.58	3.46	8.48	6.31			
	Budapester Zeit							
Marchegg . . . . „	9.16	10.16	4.47	10.10	7.45	Nachm.		
Pozsony (Preßb.) (Rest.) „	9.42	11.06	5.15	11.12	Abds.	3.10		
Tótmegyer (Rest.) . „	11.10	1.35	6.50	1.39		8.19		Früh
Érsekujvár (Neuhäus.) „	11 33 Nachm.	2.14	7.13	2.11		Abds. Pers.-Z. Nr. 11 I. II. III. Classe		6.38 Gem. Z. Nr. 351 II. III. Classe
Budapest . . . . . „		6.15	10.10	6.55		6.35	3.—	11.— Vorm.
Czegléd . . . . . „		8.52	11.35	9.07		Abds.	Nachm.	
Szeged . . . . . „		12.44	2.02	12.45				
Valkány (Rest.) . . „		1.44	—.—	1.43				
		Gem. Z. Nr. 71 I. II. III. Classe						
Temesvár-Józsefváros (Josefstadt) . . . „		5 45 Früh	4.35	4.17				
Karánsebes . . . . „			6.46	7.14				
Verciorova (Rest.) an			9.35 Vorm.	—.— Abds.				

Verciorova—Orsova—Budapest—Wien.

Stationen	Pers.-Zug Nr. 8 I. II. III. Classe	Cour.-Zug Nr. 2 I. II. Classe	Pers.-Zug Nr. 6 I. II. III. Classe	Cour. Zug Nr. 4 I. II. Classe	Gem. Zug Nr. 72 I. II. III. Classe	Pers.-Zug Nr. 14 I. II. III. Classe	Gem. Zug Nr. 454 II. III. Classe	Gem. Zug Nr. 352 II. III. Classe
	Budapester Zeit							
Verciorova (Rest.) . ab	Früh —.—	Abds. 6.02						
Karánsebes . . . . „	7.55	9.52						
Temesvár-Józsefváros (Josefstadt) . . . „	10.50	12.13	Abds. 9.35				Früh 6.50	
Valkány (Rest.) . . „	1.04	—.—	12.05				12.48	Früh 6.—
Szeged (Szegedin) . „	2.30	3.04	1.58				Gem. Z. Nr. 230 II. III. Classe	Om.-Z. Nr. 26 II. III. Classe
Czegléd . . . . . „	6 15	5.45	6.—			Abds. 6.05	Nachts 1.—	Vorm. 10.50
						Gem. Z. Nr. 108 II. III. Classe	Gem. Z. Nr. 110 II. III. Classe	Om.-Z. Nr. 23 II. III. Classe
Budapest . . . . . „	9.30	8.30	9.—	Nachm. 2.—	Pers.-Z. Nr. 10 I. II. III. Classe	Früh 4.10	Nachm. 12.05	Nachm. 5.—
Érsekujzár . . . . . „	1.21	10.58	1.19	4.11	Früh	4.34		
Tótmegyer (Rest) . „	1.38	11.11	1.39	—.—				
Pozsony (Preßb.) (Rest.)„	4.24	12.51	4.25	5.46	7.15			
	Prager Zeit							
Marchegg . . . . . „	4.51	1.04	4.55	5.54	7.39			
Stadlau . . . . . „	5.56	1.43	5.52	6.30	8.55			
Wien (Rest.) . . . an	6 20 Früh	2.— Nachm.	6.12 Abds.	6.45 Abds.	9 18 Vorm.			

Temesvár—Báziás.

Stationen	Pers.-Zug Nr. 15 I. II. III. Classe	Gem. Zug Nr. 73 I. II. III. Classe	Gem. Zug Nr. 653 II. III. Classe
	Früh	Nachm.	Abds.
Temesvár-Józsefváros (Josefstadt) (Restauration) . . . ab	5.15	4.35	8.15
Bázlás (Restauration) . . . . . an	8.50	9.31	5.25
	Früh	Abds.	Früh

Báziás—Temesvár.

Stationen	Gem. Zug Nr. 74 I. II. III. Classe	Pers.-Zug Nr. 16 I. II. III. Classe	Gem. Zug Nr. 454 II. III. Classe
	Früh	Abds.	Abds.
Bázlás (Restauration) . . . . . ab	5 30	6 30	8 15
Temesvár-Józsefváros (Josefstadt) (Restauration) . . . an	10.15 Vorm.	10.10 Abds.	5.05 Früh

Schlafwagen. Bei den Courierzügen Nr. 1 und 2 verkehren zwischen Wien (Staatsbahnhof) und Verciorova Schlafwagen, für deren Benützung ausser einem gewöhnlichen Billet I. Classe noch ein Zusatzbillet zu lösen ist.

ÖSTERREICHISCHE MONATSSCHRIFT FÜR DEN ORIENT. III

JHV Cs 8054

Giltig bis auf Weiteres. **Fahrplan des „Oesterreichisch-ungarischen Lloyd".** Giltig bis auf Weiteres.

ADRIATISCHER DIENST.

Eillinie TRIEST-CATTARO.

Ab TRIEST jeden Mittwoch 11 Uhr Vorm., in Cattaro Freitag 3½ Uhr Nm., berühr.: Pola, Lussinpiccolo, Zara, Spalato, Macaraca, Curzola, Gravosa, Castelnuovo (oder Megline), Perasto, Risano und Perzagno.

Retour ab CATTARO Samstag 10 Uhr Vorm., in Triest Montag 11 Uhr Vorm.

DALMATINISCH-ALBANESISCHE LINIE BIS PREVESA.

a) Zwischen TRIEST und CORFU.

Ab TRIEST jeden Montag 11 Uhr Vorm., in Corfu Sonntag ½1 Uhr Nm., berührend: Rovigno, Pola, Lussinpiccolo, Selve, Zara, Zaravecchia, Morter, Sebenico, Traù, Spalato, Milnà, Lesina, Curzola, Orebich, Gravosa, Rgusavecchia, Castelnuovo (oder Megline), Cattaro, Bndua, Spizza, Antivari, Dulcigno, Medua, Durazzo, Valona und Santi-Quaranta.

Ab CORFU Donnerstag 6 Uhr Früh., in Triest Mittwoch ½1 Uhr Nm.

Anschluss an die Eillinie Triest-Constantinopel in Corfu bei der Hinfahrt.

b) Zwischen CORFU und PREVESA.

Ab CORFU jeden Montag 11 Uhr Nachts, in Prevesa Dienstag 9 Uhr Vorm., berührend: Parga, Sta. Maura.

Ab PREVESA Mittwoch 7 Uhr Früh, in Corfu Mittwoch 6½ Uhr Abds.

Während des Aufenthaltes in Prevesa unternimmt der Dampfer eine Fahrt nach Salahora und zurück; das Anlanfen dieser Station ist jedoch facultativ.

DALMATINISCH-ALBANESISCHE LINIE BIS CORFU.

Ab TRIEST jeden Freitag 11 Uhr Vorm., in Corfu Donnerstag 8½ Uhr Abends, berührend: Rovigno, Pola, Lussinpiccolo, Melada, Zara, Sebenico, Rogosnizza, Spalato, Milnà, Civitavecchia, Lissa, Comisa, Vallegrande, Lagosta, Terstenik, Meleda, Gravosa, Castelnuovo (oder Megline), Perasto, Risano, Cattaro, Perzagno, Budua, Medua, Durazzo, Valona und Santi-Quaranta. Auf der Rückfahrt wird auch Dulcigno und Antivari angelaufen.

Ab CORFU Samstag 6 Uhr Früh, n Triest nächsten Samstag 11½ Uhr Vorm.

Anschluss an die Eillinie Triest-Constantinopel in Corfu bei der Rückfahrt.

Linie FIUME-TRIEST.

Ab FIUME Mittwoch 11 Uhr Vorm., Ank. in Triest Donnerstag ½1 Uhr Mittags, berührend: Malinaca, Rabac, Cherso, Pola, Rovigno und Parenzo.

Ab TRIEST Samstag 11 Uhr Vorm., in Fiume Sountag 12 Uhr Mittags.

Waarenlinie FIUME - CATTARO *A)*

jede zweite Woche vom 2. Jänner.

Ab FIUME Donnerstag 6 Uhr Früh, Ank. in Cattaro Sonntag 5 Uhr Nm., berührend: Malinaca, Veglia, Lussingrande, Selve, Zara, Sebenico, Traù, Spalato, Porto Carober, Milnà, Lesina, Lissa, Curzola, Gravosa, Castelnuovo (nder Megline), Perasto, Risano und Perzagno.

Ab CATTARO Montag 7 Uhr Früh, in Fiume Donnerstag 4 Uhr Nm.

Anschluss an die Linie Triest-Metcovich in Spalato bei der Hin- und Rückfahrt.

Waarenlinie FIUME-CATTARO *B)*

jede zweite Woche vom 9. Jänner.

Ab FIUME Donnerstag 6 Uhr Früh, Ank. in Cattaro Sonntag 5 Uhr Nm., berührend: Malinaca, Lussinpiccolo, Selve, Zara, Sebenico, Traù, Spalato, Porto-Carober, Milnà, Lesina, Lissa, Curzola, Gravosa, Castelnuovo (oder Megline). Perasto. Risano und Perzagno.

Ab CATTARO Montag 7 Uhr Früh, in Fiume Donnerstag 5 Uhr Nm.

Anschluss an die Linie Spalato-Metcovich in Spalato bei der Hin- und Rückfahrt.

Eillinie FIUME-CATTARO.

Ab FIUME Sonntag 1½ Uhr Nachts. Ank. in Cattaro Montag 4½ Uhr Nm., berührend: Zara Spalato, Gravosa.

Ab CATTARO Donnerstag 5 Uhr Früh, in Fiume Freitag 6 Uhr Abends.

Anschluss an die Linie Triest-Metcovich in Spalato auf der Hin- und Rückfahrt.

Linie TRIEST-SPALATO-METCOVICH.

Ab TRIEST Donnerstag 11 Uhr Vorm., in Metcovich Samstag 12½ Uhr Mittags, berührend: Zara, Sebenico, Spalato, Macaraca, Gradaz und Fort Opus.

Ab METCOVICH Dienstag 10¼ Uhr Vorm., in Triest Donnerstag 9½ Uhr Vorm.

Anschluss an die Waarenlinie Fiume-Cattaro *A)* in Spalato auf der Hin- und Rückfahrt.

Linie SPALATO-METCOVICH.

Ab SPALATO Montag 4½ Uhr Früh, in Metcovich Montag 5 Uhr Nm., berührend: S. Pietro, Almissa, Macaraca, Gradaz, Trapano und Fort Opus.

Ab METCOVICH Donnerstag 10 Uhr Vorm., in Spalato Donnerstag 9¾ Uhr Abends.

Anschluss an die Eillinie Fiume-Cattaro *B)* in Spalato auf der Hin- und Rückfahrt.

Periodische Fahrten zwischen TRIEST und VENEDIG.

Ab TRIEST und VENEDIG jeden Dienstag, Donnerstag und Samstag um 12 Uhr Nachts im Winter, und um 11 Uhr im Sommer.

Ank. in VENEDIG und in TRIEST jeden Mittwoch, Freitag nnd Sonntag 7 Uhr Früh im Winter, und um 6 Uhr Früh im Sommer.

LEVANTE-DIENST.

Eillinie TRIEST-CONSTANTINOPEL.

Ab von TRIEST jeden Samstag 11 Uhr Vorm. mit Berührung von Brindisi, Corfu, Patras, Piräus, Ank. nächsten Freitag 9 Uhr Vorm.; Rückfahrt von Constantinopel jeden Montag 5 Uhr Nm. Ank. in Triest Sonntag 5½ Uhr Abends.

Ausserdem wird auf der Hinfahrt Dardanellen berührt.

Anschluss an die griechisch-orientalische Linie in Corfu auf der Hin- und Rückfahrt.

Anschluss an die Zweiglinie Piräus-Smyrna auf der Hin- und Rückfahrt und an die thessalische Linie auf der Hin- und Rückfahrt.

Anschluss an die dalmatinisch-albanesische Linie in Corfu auf der Hin- und Rückfahrt.

GRIECHISCH-ORIENTALISCHE LINIE.

Ab von TRIEST jeden Donnerstag 6 Uhr Nm., Ank. in Smyrna den zweitnächsten Sonntag 5 Uhr Früh, berührend: Fiume, Corfu, Argostoli (Cephalonien), Zante, Cerigo, Canea (Suda), Rethymo, Candia, Samos (Vathy), Tschesmé und Chios; Rückfahrt von Smyrna jeden Samstag 4 Uhr Nm., Ank. in Triest zweitnächsten Montag 11 Uhr Vorm.

Anschluss an die Eillinie Triest-Constantinopel in Corfu auf der Hin- und Rückfahrt.

Anschluss an die syrische Linie in Smyrna, auf der Hin- und Rückfahrt (jede zweite Woche).

Eillinie TRIEST-ALEXANDRIEN.

Jeden Freitag 12 Uhr Mittags über Brindisi, Ank. nächsten Mittwoch 5 Uhr Früh; Rückfahrt von Alexandrien Dienstag 9 Uhr Früh, Ank. in Triest Samstag 7 Uhr Abends.

Anschluss an die syrische Linie in Alexandrien auf der Hin- und Rückfahrt.

THESSALISCHE LINIE.

Jede zweite Woche vom 7. Jänner.

Ab TRIEST Dienstag 6 Uhr Nm., Ank. in Constantinopel den dritten Donnerstag 6½ Uhr Früh mit Berührung von Fiume, Corfu, Santa Maura, Patras, Catacolo, Calamata, Piräus, Syra[1]), Volo, Salonich, Cavalla, Lagos, Dedeagatsch, Dardanellen, Gallipoli, Constantinopel; Rückfahrt von Constantinopel vom 8. Jänner an jede zweite Woche Mittwoch 2 Uhr Nm., Ank. in Triest den dritten Donnerstag 11 Uhr Vorm.

Linie FIUME-ALEXANDRIEN-BEIRUT.

Jede vierte Woche vom 16. Jänner.

Donnerstag 1 Uhr Nm. mit Berührung von Lissa und Corfu. Ank. in Alexandrien nächsten Dienstag 3 Uhr Nachm.; nach Beirut Samstag vom 25. Jänner angefangen Mittags mit Berührung von Port Said und Jaffa; Ank. in Beirut folgenden Dienstag 7 Uhr Früh.

Rückfahrt von Beirut Dienstag vom 28. Jänner angefangen 7½ Uhr Abends. Ank. in Alexandrien nach Berührung von Caiffa, Jaffa und Port Said Samstag 10 Uhr Vorm.; Abfahrt von Alexandrien nach Fiume Sonntag vom 5. Jänner angefangen 11 Uhr Vorm. Ank. in Fiume Freitag 11 Uhr Vorm.

SYRISCHE LINIE.

Jede zweite Woche vom 2. Jänner.

Ab CONSTANTINOPEL Donnerstag 4 Uhr Nm.. Ank. in Alexandrien den zweiten Sonntag 11 Uhr Vorm. mit Berührung von Gallipoli Dardanellen, Tenedos, Mytilene, Smyrna, Chios, Rhodus, Limassol, Larnaca, Beirut, Caiffa, Jaffa, Port-Said, Alexandrien; Rückfahrt von Alexandrien jeden zweiten Samstag vom 4. Jänner angefangen Mittags; Ank. in Constantinopel den zweiten Dienstag 7½ Uhr Früh.

Anschluss an die griechisch-orientalische Linie in Smyrna auf der Hin- und Rückfahrt.

[1]) Der Hafen von Syra wird auch auf der Rückfahrt nach Piräus angelaufen.

Linie CONSTANTINOPEL-BRAILA.

Samstag 2 Uhr Nm., Ank. in Braila Mittwoch 9 Uhr Vorm. mit Berührung von Varna, Küstendje, Sulina und Galatz; Rückfahrt Donnerstag 8 Uhr Früh, Ank. in Constantinopel Montag 8 Uhr Früh.

Anschluss in Varna an den Orientexpresszug von und nach Paris, Wien, Budspest, Bukarest, in Constantinopel an den Eildampfer Triest-Constantinopel in beiden Richtungen.

Diese Fahrten sind während des Winters eingestellt und beschränken sich auf die Unterhaltung einer wöchentlichen Verbindung zwischen Constantinopel, Varna und Küstendje.

Linie CONSTANTINOPEL - BATUM.

Jede zweite Woche vom 4. Jänner.

Abfahrt Samstag 3 Uhr Nm., Ank. in Batum Mittwoch 6½ Uhr Früh mit Berührung von Ineboli, Samsun, Kerasunt, Trapezunt; Rückfahrt vom 9. Jänner ab jede zweite Woche Donnerstag 6 Uhr Abends, Ank. in Constantinopel Mittwoch 1½ Uhr Nm.

Eillinie PIRÄUS-SMYRNA.

Ab PIRÄUS Mittwoch 4 Uhr Nm. Ank. in Smyrna Donnerstag 2 Uhr Nm. mit Berührung von Chios; Rückfahrt Dienstag 11 Uhr Vorm., Ank. in Piräus Mittwoch 9 Uhr Vorm.

Anschluss in Piräus an die Eillinie Triest-Constantinopel bei der Hin- und Rückfahrt.

INDO-CHINESISCHER DIENST.

Eillinie TRIEST—BOMBAY. Ab Triest am 3. eines jeden Monates, 4 Uhr Nachm., berührend: Brindisi, Port Said, Suez, Aden.

Anschluss in Bombay abwechselnd an die Linie Triest—Rothes Meer—Hongkong und an die Zweiglinie Bombay—Hongkong. Rückfahrt von Bombay vom 1. Feber ab jeden 1. des Monates bis incl. Jänner 1891.

Linie TRIEST—ROTHES MEER—HONGKONG. Ab Triest am 15. der geraden Mouate[1])

des Jahres, 4 Uhr Nachm., berührend: Port Said, Suez, Djeddah, Suakim, Massauah, Hodeidah, Aden, Bombay. Colombo, Penang, Singapore. Rückfahrt von Hongkong am 18.|4., 17.|6., 17.|8., 18.|10., 18.|12. 1890 und 16.|2. 1891.

Anschluss in Bombay an die Eillinie Triest—Bombay; Anschluss in Colombo an den Dampfer der Zweiglinie Calcutta—Colombo.

Zweiglinie BOMBAY — HONGKONG. Ab Bombay am 21. der geraden Monate des Jahres, berührend: Colombo, Penang, Singapore. Rückfahrt von Hongkong am 19. März, sodann am 18. der ungeraden Monate des Jahres bis incl. Jänner 1891.

Anschluss in Bombay an den Eildampfer Triest—Bombay auf der Hin- nnd Rückfahrt; Anschluss in Colombo an den Dampfer der Zweiglinie Calcntta—Colombo auf der Hin- und Rückfahrt.

Zweiglinie CALCUTTA—COLOMBO. Ab Calcutta am 18. eines jeden Monates, berührend: Madras. Rückfahrt von Colombo vom 5. Feber ab jeden 5. des Monates bis incl. Jänner 1891.

Anschluss in Colombo abwechselnd einmal an den Dampfer der directen Linie Triest—Rothes Meer—Hongkong und einmal an den Dampfer der Zweiglinie Bombay—Hongkong auf der Hin-und Rückfahrt.

[1]) Februar, April, Juni, August, October, December.

BRASILIANISCHE LINIE TRIEST-SANTOS.

Ab Triest am 1. jeden Monates von August bis December 1890, berührend: Malaga, Gibraltar, Insel St. Vincent, Pernambuco, Bahia, Rio de Janeiro; Rückfahrt von Santos 4. April, dann am 18. jeden Monates vom September 1890 bis Jänner 1891.[1])

[1]) Bei eventueller Auslassung der Berührungen eines oder der beiden Häfen von Bahia und Pernambuco auf der Rückfahrt verfrühen sich die Ankünfte in den folgenden Echellen um die entsprechende Zeit.

Ohne Haftung für etwaige Aenderungen in den Zwischenhäfen und ohne Verbindlichkeit für die Regelmässigkeit des Dienstes wahreno der Contnmazmassregeln.

Verantwortlicher Redacteur: A. v. Scala. Druck von Ch. Reisser & M. Werthner in Wien.

OESTERREICHISCHE

Monatsschrift für den Orient.

SECHZEHNTER JAHRGANG. WIEN, IM JUNI 1890. Nr. 6 BEILAGE.

JEDNOTA K POVZBUZENÍ PRŮMYSLU V ČECHÁCH

Die „Oesterreichische Monatsschrift für den Orient"

erscheint **im Verlage des k. k. österr. Handels-Museums** in **Wien** (I., Börsegasse 3).

Das Blatt, herausgegeben unter der Mitwirkung hervorragender Fachschriftsteller und Reisender, bringt Artikel und Miscellen handelspolitischen, kunstgewerblichen, ethnographischen und geographischen Inhaltes, Reisebeschreibungen, Literaturberichte etc.

Abonnements-Anmeldungen werden dortselbst entgegengenommen, wie denn auch das genannte Blatt wie bisher durch alle Buchhandlungen bezogen werden kann.

Das Jahres-Abonnement beträgt ohne Postversendung fl. 5.— ö. W. = 10 Mark.

KAISERL. KÖNIGL. PRIVILEGIRTE

TEPPICH- UND MÖBELSTOFF-FABRIKEN

VON

PHILIPP HAAS & SÖHNE

WIEN

WAARENHAUS: I., STOCK-IM-EISENPLATZ 6

FILIALE: VI., MARIAHILFERSTRASSE 75 (MARIAHILFERHOF)

EMPFEHLEN IHR GROSSES LAGER IN MÖBELSTOFFEN, TEPPICHEN, TISCH-, BETT- UND FLANELLDECKEN, LAUFTEPPICHEN IN WOLLE, BAST UND JUTE, WEISSEN VORHÄNGEN UND PAPIER-TAPETEN, SOWIE DAS GROSSE LAGER VON

ORIENTALISCHEN TEPPICHEN UND SPECIALITÄTEN.

NIEDERLAGEN:

BUDAPEST, GISELAPLATZ (EIGENES WAARENHAUS). PRAG, GRABEN (EIGENES WAAREHAUS). GRAZ, HERRENGASSE. LEMBERG, ULICY JAGIELLONSKIEJ. LINZ, FRANZ JOSEF-PLATZ. BUKAREST, CALLEA VICTORIAE. MAILAND, DOMPLATZ (EIGENES WAARENHAUS). NEAPEL, VIA ROMA. GENUA, VIA ROMA. ROM, VIA DEL CORSO.

FABRIKEN:

WIEN, VI. STUMPERGASSE. EBERGASSING, NIEDER-ÖSTERREICH. MITTERNDORF, NIEDER-ÖSTERREICH. HLINSKO, BÖHMEN. BRADFORD, ENGLAND. LISSONE, ITALIEN. ARANYOS-MARÓTH, UNGARN.

FÜR DEN VERKAUF IM PREISE HERABGESETZTER WAAREN IST EINE EIGENE ABTHEILUNG IM WAARENHAUSE EINGERICHTET.

K. k. landesbefugte Glasfabrikanten

Gegründet 1813. **S. REICH & Co.** Gegründet 1813.

Hauptniederlage und Centrale sämmtlicher Etablissements:

WIEN

II., Czerningasse 3, 4, 5 und 7.

NIEDERLAGEN:

BERLIN, AMSTERDAM, LONDON, MAILAND und NEW-YORK.

Ausgedehntester und grösster Betrieb in **Oesterreich-Ungarn**, umfassend **10 Glasfabriken, mehrere Dampf-** und **Wasserschleifereien, Glas-Raffinerien, Maler-Ateliers** etc., in denen alle in das **Glasfach einschlagenden Artikel** erzeugt werden.

SPECIALITÄT:

Glaswaaren zu Beleuchtungszwecken

für Petroleum, Gas, Oel und elekto-techn. Gebrauch.

Preiscourante und Musterbücher **gratis** und **franco.**

Export nach allen Weltgegenden.

Kaiserl. königl. landesprivilegirte

Lampen-Fabrik

von

R. Ditmar in Wien.

Grösste Lampen-Fabrik am Continente

gegründet 1840.

Petroleum-Lampen

in grossartiger Auswahl, in nur solider Ausführung und zu billigsten Preisen.

K. k. priv.

Wiener Blitzlampe und Brillant-Meteorbrenner

mit Leuchtkraft bis 157 Normalkerzen.

Ditmar-Flachbrenner.

Eigene Niederlagen:

Wien, Graz, Prag, Lemberg, Triest, Budapest, Berlin, München, Rom, Mailand, Lyon, Warschau und **Bombay.**

Agenturen

In allen Hauptstädten Europas und in allen Haupt-Handelsplätzen des Orients.

Export nach allen Welttheilen.

K. k. priv. Südbahn-Gesellschaft.

Auszug aus dem Fahrplane der Personenzüge.

Giltig vom 1. Juni 1890.

Abfahrt von Wien:

6.— Früh: (Personenzug) Payerbach; Kanizsa, Budapest; Pakrácz-Lipik; Essegg, Sarajevo; Agram; Aspang.

7.— Früh: (Schnellzug) Leoben, Vordernberg, Aussee, Ischl; Venedig, Rom, Mailand (via Pontebba); Bozen, Meran, Verona (via Leoben); Neuberg; Kanizsa, Budapest, Pakrácz-Lipik; Agram, Essegg, Sarajevo; Aspang.

7.30. Früh: (Schnellzug) Triest, Görz, Fiume, Agram, Sissek (via Steinbrück); Brod; Klagenfurt, Villach, Wolfsberg; Radkersburg, Köflach.

1.20 Nachmittags: (Postzug) Triest, Görz, Venedig; Fiume; Sissek, Brod, Banjaluka; Leoben, Vordernberg; Neuberg.

1.35 Nachmittags: (Personenzug) Oedenburg, Kanizsa, Güns, Budapest.

4.30 Nachmittags: (Personenzug) Graz, Neuberg.

5.05 Nachmittags: (Personenzug) Steinamanger.

7.40 Abends: (Personenzug) Kanizsa, Budapest, Pakrácz-Lipik; Essegg, Bosnisch-Brood; Agram, Sissek, Banjaluka; Hainfeld, Gutenstein.

8.15 Abends: (Schnellzug) Triest, Görz, Venedig, Rom; Pola, Rovigno; Fiume; Sissek, Banjaluka, Budapest (via Pragerhof), Klagenfurt, Franzensfeste, Meran, Ala, Innsbruck (via Marburg).

8.45 Abends: (Pestzug) Triest, Görz, Venedig, Rom, Mailand; Pola, Rovigno, Fiume, Agram; Budapest (via Pragerhof); Klagenfurt, Wolfsberg, Meran, Verona, Innsbruck (via Marburg); Radkersburg, Köflach, Wies; Leoben, Vordernberg; Aussee, Ischl, Villach (via Leoben).

Ankunft in Wien:

6.40 Früh: (Postzug) Triest, Rom, Mailand, Venedig, Görz; Agram, Budapest (via Pragerhof); Verona, Innsbruck, Klagenfurt (via Marburg); Radkersburg, Köflach, Wies; Venedig; Villach (via Leoben).

8.58 Früh: (Personenzug) Kanizsa, Bosnisch-Brood, Essegg; Pakrácz-Lipik, Agram, Budapest (via Oedenburg).

9.40 Vormittags: (Personenzug) Steinamanger, Güns.

9.50 Vormittags: (Schnellzug) Triest, Rom, Mailand, Venedig, Görz; Pola, Revigno; Fiume, Sissek, Agram; Budapest (via Pragerhof), Ala, Meran, Innsbruck, Klagenfurt (via Marburg), Leoben, Neuberg.

1.05 Nachmittags: (Personenzug) Graz.

1.52 Nachmittags: (Personenzug) Oedenburg (nur Montag und Freitag); Aspang; Hainfeld, Gutenstein.

3.40 Nachmittags: (Personenzug) Kanizsa, Budapest (via Oedenburg).

4.— Nachmittags: (Pestzug) Triest, Görz, Venedig, Pola; Fiume, Sissek, Agram; Radkersburg, Köflach, Wies; Vordernberg, Leoben, Neuberg.

8.44 Abends: (Personenzug) Sarajevo, Essegg; Agram, Budapest, Kanizsa, Pakrácz-Lipik (via Oedenburg), Hainfeld, Gutenstein.

9.30 Abends: Schnellzug) Triest, Görz, Pola, Rovigno; Fiume; Brod, Sissek (via Steinbrück); Villach, Klagenfurt, Wolfsberg; Radkersburg, Köflach, Vordernberg.

10.15 Abends: (Schnellzug) Venedig, Rom, Mailand (via Pontebba), Verona, Meran, Innsbruck (via Villach—Leoben); Ischl, Aussee; Neuberg.

Schlafwagen verkehren mit den Schnellzügen (Wien ab 8.15 Abends, Wien an 9.50 Vormittags) zwischen **Wien-Venedig** via Cermons und **Wien-Meran** via Marburg.

Directe Wagen I., II. Classe verkehren mit den obigen Schnellzügen zwischen **Wien-Fiume** (Abbazia), ferner mit den Schnellzügen (Wien ab 7.— Früh und Wien an 10.15 Abends) zwischen **Wien-Venedig** via Leoben.

Im VERLAGE des

K. K. ÖSTERR. HANDELS-MUSEUMS

erscheint die

Volkswirthschaftliche Wochenschrift:

Das Handels-Museum

mit Beilage:

Commercielle Berichte der k. u. k. österr.-ung. Consular-Aemter.

Abonnements - Bedingungen für „Das Handels - Museum“

incl. Postversendung:

Für Oesterreich-Ungarn: Jährlich ö. W. fl. 8.—, halbjährlich ö. W. fl. 4.—.
Für Deutschland: Jährlich Mark 16.—, halbjährlich Mark 8.—.

Für die Länder des Weltpostvereines: Jährlich Frcs. 25.— = 20 Shill., halbjährl. Frcs. 13.— = 10 Shill. 4 d.
Für das übrige Ausland: Jährlich Frcs. 28.— = 22 Shill. 5 d., halbjährlich Frcs. 15.— = 12 Shill.

Einzelnummern 30 kr. — Probenummern gratis.

Insertions-Bedingungen für das Handels-Museum:

Für die 10malige ununterbrochene Aufnahme eines Inserates in 1/1 Blattbreite von 4 Cm. Höhe fl. 12.—, für jeden weiteren Centimeter fl. 3.—.

Für alternirende Inserate 10% Zuschlag. — Bruchtheile eines Centimeters werden für voll gerechnet.
Die Insertions-Gebühren sind im Vorhinein zu entrichten.

Die Administration, Wien, Börsegasse 3.

ZÜNDWAAREN. — ALLUMETTES.

Export nach dem gesammten Orient, Indien, China etc.

Etablirt 1856.

Höchste Auszeichnung: Ausstellung Graz 1880: Ehren-Diplom.
Auszeichnungen: Graz 1870, Triest 1871, Silberne Medaille.
Melbourne 1880, Verdienst-Diplom. Triest 1882, Goldene Medaille.

Die k. k. privilegirte

Grösste süd-österreichische

ZÜNDWAAREN-FABRIK

von

FL. POJATZI & COMP.

in Deutschlandsberg bei Graz (Steiermark)

OESTERREICH

erzeugt alle im Orient gangbaren Sorten Zündhölzchen, sowie Zündschwamm (Esca).

Die Fabrikate besitzen eine ganz besondere **Widerstandsfähigkeit gegen feuchtes Klima** oder **Lager** und brennen unfehlbar.

Specialitäten, rauchlos brennend:

Allumettes Impériales, runde Büchsen mit Portraits und Bildern, sehr elegant und dennoch billig.
Pearl Matches in Schubern und Kistchen, echte Aspenhölzchen mit vorzüglicher Brennkraft.
Fiammiferi igienici Uso Camera, Ripshölzchen in schönen lackirten Schubern mit orientalischen Bildern und Photographien.
Ausserdem: Wiener Salonhölzchen in allen Sorten, schwedische Sicherheitszünder etc.

Offerte sowohl direct von der Fabrik, als durch die General-Repräsentanz:

SMREKER & COMP. IN TRIEST.

FIAMMIFERI. — MATCHES.

Reelle Ausführung.

Billigste Preise.

K SEZNAMU POUZITA PRUMYSL ZUZENI V CECH...

Giltig bis auf Weiteres.

Fahrplan des „Oesterreichisch-ungarischen Lloyd".

Giltig bis auf Weiteres.

ADRIATISCHER DIENST.

Eillinie TRIEST-CATTARO.

Ab TRIEST jeden Mittwoch 11 Uhr Vorm., in Cattaro Freitag 3½ Uhr Nm., berühr.: Pola, Lussinpiccolo, Zara, Spalato, Macarsca, Curzola, Gravosa, Castelnuovo (oder Megline), Perasto, Risano und Perzagno.

Retour ab CATTARO Samstag 10 Uhr Vorm., in Triest Montag 11 Uhr Vorm.

DALMATINISCH-ALBANESISCHE LINIE BIS PREVESA.

a) Zwischen TRIEST und CORFU.

Ab TRIEST jeden Montag 11 Uhr Vorm., in Corfu Sonntag ½1 Uhr Nm., berührend: Rovigno, Pola, Lussinpiccolo, Selve, Zara, Zaravecchia, Morter, Sebenico, Traù, Spalato, Milnà, Lesina, Curzola, Orebich, Gravosa, Ragusavecchia, Castelnuovo (oder Megline), Cattaro, Budua, Spizza, Antivari, Dulcigno, Medua, Durazzo, Valona und Santi-Quaranta.

Ab CORFU Donnerstag 6 Uhr Früh., in Triest Mittwoch ½1 Uhr Nm.

Anschluss an die Eillinie Triest-Constantinopel in Corfu bei der Hinfahrt.

b) Zwischen CORFU und PREVESA.

Ab CORFU jeden Montag 11 Uhr Nachts, in Prevesa Dienstag 9 Uhr Vorm., berührend: Parga, Sta. Maura.

Ab PREVESA Mittwoch 7 Uhr Früh, in Corfu Mittwoch 6½ Uhr Abds.

Während des Aufenthaltes in Prevesa unternimmt der Dampfer eine Fahrt nach Salahora und zurück; das Anlaufen dieser Station ist jedoch facultativ.

DALMATINISCH-ALBANESISCHE LINIE BIS CORFU.

Ab TRIEST jeden Freitag 11 Uhr Vorm., in Corfu Donnerstag 8½ Uhr Abends, berührend: Rovigno, Pola, Lussinpiccolo, Melada, Zara, Sebenico, Rogosnizza, Spalato, Milnà, Civitavecchia, Lissa, Comisa, Vallegrande, Lagosta, Terstenik, Meleda, Gravosa, Castelnuovo (oder Megline), Perasto, Risano, Cattaro, Perzagno, Budua, Medua, Durazzo, Valona und Santi-Quaranta. Auf der Rückfahrt wird auch Dulcigno und Antivari angelaufen.

Ab CORFU Samstag 6 Uhr Früh, n Triest nächsten Samstag 11¼ Uhr Vorm.

Anschluss an die Eillinie Triest-Constantinopel in Corfu bei der Rückfahrt.

Linie FIUME-TRIEST.

Ab FIUME Mittwoch 11 Uhr Vorm., Ank. in Triest Donnerstag ½1 Uhr Mittags, berührend: Malinsca, Rabac, Cherso, Pola, Rovigno und Parenzo.

Ab TRIEST Samstag 11 Uhr Vorm., in Fiume Sonntag 12 Uhr Mittags.

Waarenlinie FIUME-CATTARO *A)*

jede zweite Woche vom 2. Jänner.

Ab FIUME Donnerstag 6 Uhr Früh, Ank. in Cattaro Sonntag 5 Uhr Nm., berührend: Malinsca, Veglia, Lussingrande, Selve, Zara, Sebenico, Traù, Spalato, Porto Carober, Milnà, Lesina, Lissa, Curzola, Gravosa, Castelnuovo (oder Megline), Perasto, Risano und Perzagno.

Ab CATTARO Montag 7 Uhr Früh, in Fiume Donnerstag 4 Uhr Nm.

Anschluss an die Linie Triest-Metcovich in Spalato bei der Hin- und Rückfahrt.

Waarenlinie FIUME-CATTARO *B)*

jede zweite Woche vom 9. Jänner.

Ab FIUME Donnerstag 6 Uhr Früh, Ank. in Cattaro Sonntag 5 Uhr Nm., berührend: Malinsca, Lussinpiccolo, Selve, Zara, Sebenico, Traù, Spalato, Porto-Carober, Milnà, Lesina, Lissa, Curzola, Gravosa, Castelnuovo (oder Megline), Perasto, Risano und Perzagno.

Ab CATTARO Montag 7 Uhr Früh, in Fiume Donnerstag 5 Uhr Nm.

Anschluss an die Linie Spalato-Metcovich in Spalato bei der Hin- und Rückfahrt.

Eillinie FIUME-CATTARO.

Ab FIUME Sonntag 1½ Uhr Nachts. Ank. in Cattaro Montag 4½ Uhr Nm., berührend: Zara Spalato, Gravosa.

Ab CATTARO Donnerstag 5 Uhr Früh, in Fiume Freitag 6 Uhr Abends.

Anschluss an die Linie Triest-Metcovich in Spalato auf der Hin- und Rückfahrt.

Linie TRIEST-SPALATO-METCOVICH.

Ab TRIEST Donnerstag 11 Uhr Vorm., in Metcovich Samstag 12½ Uhr Mittags, berührend: Zara, Sebenico, Spalato, Macarsca, Gradaz und Fort Opus.

Ab METCOVICH Dienstag 10¼ Uhr Vorm., in Triest Donnerstag 9½ Uhr Vorm.

Anschluss an die Waarenlinie Fiume-Cattaro *A)* in Spalato auf der Hin- und Rückfahrt.

Linie SPALATO-METCOVICH.

Ab SPALATO Montag 4½ Uhr Früh, in Metcovich Montag 5 Uhr Nm., berührend: S. Pietro, Almissa, Macarsca, Gradaz, Trapano und Fort Opus.

Ab METCOVICH Donnerstag 10 Uhr Vorm., in Spalato Donnerstag 9¾ Uhr Abends.

Anschluss an die Eillinie Fiume-Cattaro *B)* in Spalato auf der Hin- und Rückfahrt.

Periodische Fahrten zwischen TRIEST und VENEDIG.

Ab TRIEST und VENEDIG jeden Dienstag, Donnerstag und Samstag um 12 Uhr Nachts im Winter, und um 11 Uhr im Sommer.

Ank. in VENEDIG und in TRIEST jeden Mittwoch, Freitag und Sonntag 7 Uhr Früh im Winter, und um 6 Uhr Früh im Sommer.

LEVANTE-DIENST.

Eillinie TRIEST-CONSTANTINOPEL.

Ab von TRIEST jeden Samstag 11 Uhr Vorm. mit Berührung von Brindisi, Corfu, Patras, Piräus, Ank. nächsten Freitag 9 Uhr Vorm.; Rückfahrt von Constantinopel jeden Montag 5 Uhr Nm. Ank. in Triest Sonntag 5½ Uhr Abends.

Ausserdem wird auf der Hinfahrt Dardanellen berührt.

Anschluss an die griechisch-orientalische Linie in Corfu auf der Hin- und Rückfahrt.

Anschluss an die Zweiglinie Piräus-Smyrna auf der Hin- und Rückfahrt und an die thessalische Linie auf der Hin- und Rückfahrt.

Anschluss an die dalmatinisch-albanesische Linie in Corfu auf der Hin- und Rückfahrt.

GRIECHISCH-ORIENTALISCHE LINIE.

Ab von TRIEST jeden Donnerstag 6 Uhr Nm., Ank. in Smyrna den zweitnächsten Sonntag 5 Uhr Früh, berührend: Fiume, Corfu, Argostoli (Cephalonien), Zante, Cerigo, Canea (Suda), Rethymo, Candia, Samos (Vathy), Tschesme und Chios; Rückfahrt von Smyrna jeden Samstag 4 Uhr Nm., Ank. in Triest zweitnächsten Montag 11 Uhr Vorm.

Anschluss an die Eillinie Triest-Constantinopel in Corfu auf der Hin- und Rückfahrt.

Anschluss an die syrische Linie in Smyrna, auf der Hin- und Rückfahrt (jede zweite Woche).

Eillinie TRIEST-ALEXANDRIEN.

Jeden Freitag 12 Uhr Mittags über Brindisi, Ank. nächsten Mittwoch 5 Uhr Früh; Rückfahrt von Alexandrien Dienstag 9 Uhr Früh, Ank. in Triest Samstag 7 Uhr Abends.

Anschluss an die syrische Linie in Alexandrien auf der Hin- und Rückfahrt.

THESSALISCHE LINIE.

Jede zweite Woche vom 7. Jänner.

Ab TRIEST Dienstag 6 Uhr Nm., Ank. in Constantinopel den dritten Donnerstag 6½ Uhr Früh mit Berührung von Fiume, Corfu, Santa Maura, Patras, Catacolo, Calamata, Piräus, Syra[1]), Volo, Salonich, Cavalla, Lagos, Dedeagatsch, Dardanellen, Gallipoli, Constantinopel; Rückfahrt von Constantinopel vom 8. Jänner an jede zweite Woche Mittwoch 2 Uhr Nm., Ank. in Triest den dritten Donnerstag 11 Uhr Vorm.

Linie FIUME-ALEXANDRIEN-BEIRUT.

Jede vierte Woche vom 16. Jänner.

Donnerstag 1 Uhr Nm. mit Berührung von Lissa und Corfu, Ank. in Alexandrien nächsten Dienstag 3 Uhr Nachm.; nach Beirut Samstag vom 25. Jänner angefangen Mittags mit Berührung von Port Said und Jaffa; Ank. in Beirut folgenden Dienstag 7 Uhr Früh.

Rückfahrt von Beirut Dienstag vom 28. Jänner angefangen 7½ Uhr Abends, Ank. in Alexandrien nach Berührung von Caiffa, Jaffa und Port Said Samstag 10 Uhr Vorm.; Abfahrt von Alexandrien nach Fiume Sonntag vom 5. Jänner angefangen 11 Uhr Vorm. Ank. in Fiume Freitag 11 Uhr Vorm.

SYRISCHE LINIE.

Jede zweite Woche vom 2. Jänner.

Ab CONSTANTINOPEL Donnerstag 4 Uhr Nm., Ank. in Alexandrien den zweiten Sonntag 11 Uhr Vorm. mit Berührung von Gallipoli, Dardanellen, Tenedos, Mytilene, Smyrna, Chios, Rhodus, Limassol, Larnaca, Beirut, Caiffa Jaffa, Port-Said, Alexandrien; Rückfahrt von Alexandrien jeden zweiten Samstag vom 4. Jänner angefangen Mittags; Ank. in Constantinopel den zweiten Dienstag 7½ Uhr Früh.

Anschluss an die griechisch-orientalische Linie in Smyrna auf der Hin- und Rückfahrt.

[1]) Der Hafen von Syra wird auch auf der Rückfahrt nach Piräus angelaufen.

Linie CONSTANTINOPEL-BRAILA.

Samstag 2 Uhr Nm., Ank. in Braila Mittwoch 9 Uhr Vorm. mit Berührung von Varna, Küstendje, Solina und Galatz; Rückfahrt Donnerstag 8 Uhr Früh, Ank. in Constantinopel Montag 8 Uhr Früh.

Anschluss in Varna an den Orientexpresszug von und nach Paris, Wien, Budapest, Bukarest, in Constantinopel an den Eildampfer Triest-Constantinopel in beiden Richtungen.

Diese Fahrten sind während des Winters eingestellt und beschränken sich auf die Unterhaltung einer wöchentlichen Verbindung zwischen Constantinopel, Varna und Küstendje.

Linie CONSTANTINOPEL-BATUM.

Jede zweite Woche vom 4. Jänner.

Abfahrt Samstag 3 Uhr Nm., Ank. in Batum Mittwoch 6½ Uhr Früh mit Berührung von Ineboli, Samsun, Kerasunt, Trapezunt; Rückfahrt vom 9. Jänner ab jede zweite Woche Donnerstag 6 Uhr Abends, Ank. in Constantinopel Mittwoch 1½ Uhr Nm.

Eillinie PIRÄUS-SMYRNA.

Ab PIRÄUS Mittwoch 4 Uhr Nm. Ank. in Smyrna Donnerstag 2 Uhr Nm. mit Berührung von Chios; Rückfahrt Dienstag 11 Uhr Vorm., Ank. in Piräus Mittwoch 9 Uhr Vorm.

Anschluss in Piräus an die Eillinie Triest-Constantinopel bei der Hin- und Rückfahrt.

INDO-CHINESISCHER DIENST.

Eillinie TRIEST—BOMBAY. Ab Triest am 3. eines jeden Monates, 4 Uhr Nachm., berührend: Brindisi, Port Said, Suez, Aden.

Anschluss in Bombay abwechselnd an die Linie Triest—Rothes Meer—Hongkong und an die Zweiglinie Bombay—Hongkong. Rückfahrt von Bombay vom 1. Feber ab jeden 1. des Monates bis incl. Jänner 1891.

Linie TRIEST—ROTHES MEER—HONGKONG. Ab Triest am 15. der geraden Monate[1]) des Jahres, 4 Uhr Nachm., berührend: Port Said, Suez, Djeddah, Suakim, Massauah, Hodeidah, Aden, Bombay, Colombo, Penang, Singapore. Rückfahrt von Hongkong am 18.|4., 17.|6., 17.|8., 18.|10., 18.|12. 1890 und 16.|2. 1891.

Anschluss in Bombay an die Eillinie Triest—Bombay; Anschluss in Colombo an den Dampfer der Zweiglinie Calcutta—Colombo.

Zweiglinie BOMBAY—HONGKONG. Ab Bombay am 21. der geraden Monate des Jahres, berührend: Colombo, Penang, Singapore. Rückfahrt von Hongkong am 19. März, sodann am 18. der ungeraden Monate des Jahres bis incl. Jänner 1891.

Anschluss in Bombay an den Eildampfer Triest—Bombay auf der Hin- und Rückfahrt; Anschluss in Colombo an den Dampfer der Zweiglinie Calcutta—Colombo auf der Hin- und Rückfahrt.

Zweiglinie CALCUTTA—COLOMBO. Ab Calcutta am 18. eines jeden Monates, berührend: Madras. Rückfahrt von Colombo vom 5. Feber ab jeden 5. des Monates bis incl. Jänner 1891.

Anschluss in Colombo abwechselnd einmal an den Dampfer der directen Linie Triest—Rothes Meer—Hongkong und einmal an den Dampfer der Zweiglinie Bombay—Hongkong auf der Hin- und Rückfahrt.

[1]) Februar, April, Juni, August, October, December.

BRASILIANISCHE LINIE TRIEST-SANTOS.

Ab Triest am 1. jeden Monates von August bis December 1890, berührend: Malaga, Gibraltar, Insel St. Vincent, Pernambuco, Bahia, Rio de Janeiro; Rückfahrt von Santos 4. April, dann am 18. jeden Monates vom September 1890 bis Jänner 1891.[1])

[1]) Bei eventueller Auslassung der Berührungen eines oder der beiden Häfen von Bahia und Pernambuco auf der Rückfahrt verfrühen sich die Ankünfte in den folgenden Echellen um die entsprechende Zeit.

Ohne Haftung für etwaige Aenderungen in den Zwischenhäfen und ohne Verbindlichkeit für die Regelmässigkeit des Dienstes während der Contumazmassregeln.

Verantwortlicher Redacteur: A. v. Scala. Druck von Ch. Reisser & M. Werthner in Wien.

OESTERREICHISCHE

Monatsschrift für den Orient.

SECHZEHNTER JAHRGANG. WIEN, IM JULI 1890. Nr. 7. BEILAGE.

Die „Oesterreichische Monatsschrift für den Orient"

erscheint **im Verlage des k. k. österr. Handels-Museums** in **Wien** (I., Börsegasse 3).

Das Blatt, herausgegeben unter der Mitwirkung hervorragender Fachschriftsteller und Reisender, bringt Artikel und Miscellen handelspolitischen, kunstgewerblichen, ethnographischen und geographischen Inhaltes, Reisebeschreibungen, Literaturberichte etc.

Abonnements-Anmeldungen werden dortselbst entgegengenommen, wie denn auch das genannte Blatt wie bisher durch alle Buchhandlungen bezogen werden kann.

Das Jahres-Abonnement beträgt ohne Postversendung fl. 5.— ö. W. = 10 Mark.

KAISERL. KÖNIGL. PRIVILEGIRTE

TEPPICH- UND MÖBELSTOFF-FABRIKEN

VON

PHILIPP HAAS & SÖHNE

WIEN

WAARENHAUS: I., STOCK-IM-EISENPLATZ 6

FILIALE: VI., MARIAHILFERSTRASSE 75 (MARIAHILFERHOF)

EMPFEHLEN IHR GROSSES LAGER IN MÖBELSTOFFEN, TEPPICHEN, TISCH-, BETT- UND FLANELLDECKEN, LAUFTEPPICHEN IN WOLLE, BAST UND JUTE, WEISSEN VORHÄNGEN UND PAPIER-TAPETEN, SOWIE DAS GROSSE LAGER VON

ORIENTALISCHEN TEPPICHEN UND SPECIALITÄTEN.

NIEDERLAGEN:

BUDAPEST, GISELAPLATZ (EIGENES WAARENHAUS). PRAG, GRABEN (EIGENES WAARENHAUS). GRAZ, HERRENGASSE. LEMBERG, ULICY JAGIELLONSKIEJ. LINZ, FRANZ JOSEF-PLATZ. BUKAREST, CALLEA VICTORIAE. MAILAND, DOMPLATZ (EIGENES WAARENHAUS). NEAPEL, VIA ROMA. GENUA, VIA ROMA. ROM, VIA DEL CORSO.

FABRIKEN:

WIEN, VI. STUMPERGASSE. EBERGASSING, NIEDER-ÖSTERREICH. MITTERNDORF, NIEDER-ÖSTERREICH. HLINSKO, BÖHMEN. BRADFORD, ENGLAND. LISSONE, ITALIEN. ARANYOS-MARÓTH, UNGARN.

FÜR DEN VERKAUF IM PREISE HERABGESETZTER WAAREN IST EINE EIGENE ABTHEILUNG IM WAARENHAUSE EINGERICHTET.

K. k. landesbefugte Glasfabrikanten

Gegründet 1813. **S. REICH & Co.** Gegründet 1813.

Hauptniederlage und Centrale sämmtlicher Etablissements:

WIEN

II., Czerningasse 3, 4, 5 und 7.

NIEDERLAGEN:

BERLIN, AMSTERDAM, LONDON, MAILAND und NEW-YORK.

Ausgedehntester und grösster Betrieb in **Oesterreich-Ungarn**, umfassend **10 Glasfabriken, mehrere Dampf-** und **Wasserschleifereien, Glas-Raffinerien, Maler-Ateliers** etc., in denen alle in das **Glasfach einschlagenden Artikel** erzeugt werden.

SPECIALITAT:

Glaswaaren zu Beleuchtungszwecken

für Petroleum, Gas, Oel und elekto-techn. Gebrauch.

Preiscourante und Musterbücher **gratis** und **franco.**

Export nach allen Weltgegenden.

Kaiserl. königl. landesprivilegirte

Lampen-Fabrik

von

R. Ditmar in Wien.

Grösste Lampen-Fabrik am Continente gegründet 1840.

Petroleum-Lampen

in grossartiger Auswahl, in nur solider Ausführung und zu billigsten Preisen.

K. k. priv.

Wiener Blitzlampe und Brillant-Meteorbrenner

mit Leuchtkraft bis 157 Normalkerzen.

Ditmar-Flachbrenner.

Eigene Niederlagen:

Wien, Graz, Prag, Lemberg, Triest, Budapest, Berlin, München, Rom, Mailand, Lyon, Warschau und **Bombay.**

Agenturen

in allen Hauptstädten Europas und in allen Haupt-Handelsplätzen des Orients.

Export nach allen Welttheilen.

K. k. priv. Südbahn-Gesellschaft.

Auszug aus dem Fahrplane der Personenzüge.

Giltig vom 1. Juni 1890.

Abfahrt von Wien:

6.— Früh: (Personenzug) Payerbach; Kanizsa, Budapest; Pakrácz-Lipik; Essegg, Sarajevo; Agram; Aspang.

7.— Früh: (Schnellzug) Leoben, Vordernberg, Aussee, Ischl; Venedig, Rom, Mailand (via Pontebba); Bozen, Meran, Verona (via Leoben); Neuberg; Kanizsa, Budapest, Pakrácz-Lipik; Agram, Essegg, Sarajevo; Aspang.

7.30 Früh: (Schnellzug) Triest, Görz, Fiume, Agram, Sissek (via Steinbrück); Brod; Klagenfurt, Villach, Wolfsberg; Radkersburg, Köflach.

1.20 Nachmittags: (Postzug) Triest, Görz, Venedig; Fiume; Sissek, Brod, Banjaluka; Leoben, Vordernberg; Neuberg.

1.35 Nachmittags: (Personenzug) Oedenburg, Kanizsa, Güns, Budapest.

4.30 Nachmittags: (Personenzug) Graz, Neuberg.

5.05 Nachmittags: (Personenzug) Steinamanger.

7.40 Abends: (Personenzug) Kanizsa, Budapest, Pakrácz-Lipik; Essegg, Bosnisch-Brood; Agram, Sissek, Banjaluka; Hainfeld, Gutenstein.

8.15 Abends: (Schnellzug) Triest, Görz, Venedig, Rom; Pola, Rovigno; Fiume; Sissek, Banjaluka, Budapest (via Pragerhof), Klagenfurt, Franzensfeste, Meran, Ala, Innsbruck (via Marburg).

8.45 Abends: (Postzug) Triest, Görz, Venedig, Rom, Mailand; Pola, Rovigno, Fiume, Agram; Budapest (via Pragerhof); Klagenfurt, Wolfsberg, Meran, Verona, Innsbruck (via Marburg); Radkersburg, Köflach, Wies; Leoben, Vordernberg; Aussee, Ischl, Villach (via Leoben).

Ankunft in Wien:

6.40 Früh: (Postzug) Triest, Rom, Mailand, Venedig, Görz; Agram, Budapest (via Pragerhof); Verona, Innsbruck, Klagenfurt (via Marburg); Radkersburg, Köflach, Wies; Venedig; Villach (via Leoben).

8.58 Früh: (Personenzug) Kanizsa, Bosnisch-Brood, Essegg; Pakrácz-Lipik, Agram, Budapest (via Oedenburg).

9.40 Vormittags: (Personenzug) Steinamanger, Güns.

9.50 Vormittags: (Schnellzug) Triest, Rom, Mailand, Venedig, Görz; Pola, Rovigno; Fiume, Sissek, Agram; Budapest (via Pragerhof), Ala, Meran, Innsbruck, Klagenfurt (via Marburg), Leoben, Neuberg.

1.05 Nachmittags: (Personenzug) Graz.

1.52 Nachmittags: (Personenzug) Oedenburg (nur Montag und Freitag); Aspang; Hainfeld, Gutenstein.

3.40 Nachmittags: (Personenzug) Kanizsa, Budapest (via Oedenburg).

4.— Nachmittags: (Postzug) Triest, Görz, Venedig, Pola; Fiume, Sissek, Agram; Radkersburg, Köflach, Wies; Vordernberg, Leoben, Neuberg.

8.44 Abends: (Personenzug) Sarajevo, Essegg; Agram, Budapest, Kanizsa, Pakrácz-Lipik (via Oedenburg), Hainfeld, Gutenstein.

9.30 Abends: Schnellzug) Triest, Görz, Pola, Rovigno; Fiume; Brod, Sissek (via Steinbrück); Villach, Klagenfurt, Wolfsberg; Radkersburg, Köflach, Vordernberg.

10.15 Abends: (Schnellzug) Venedig, Rom, Mailand (via Pontebba), Verona, Meran, Innsbruck (via Villach—Leoben); Ischl, Aussee; Neuberg.

Schlafwagen verkehren mit den Schnellzügen (Wien ab 8.15 Abends, Wien an 9.50 Vormittags) zwischen **Wien-Venedig** via Cormons und **Wien-Meran** via Marburg.

Directe Wagen I., II. Classe verkehren mit den obigen Schnellzügen zwischen **Wien-Fiume** (Abbazia), ferner mit den Schnellzügen (Wien ab 7.— Früh und Wien an 10.15 Abends) zwischen **Wien-Venedig** via Leoben.

Im VERLAGE des

K. K. ÖSTERR. HANDELS-MUSEUMS

erscheint die

Volkswirthschaftliche Wochenschrift:

Das Handels-Museum

mit Beilage:

Commercielle Berichte der k. u. k. österr.-ung. Consular-Aemter.

Abonnements - Bedingungen für „Das Handels - Museum“

incl. Postversendung:

Für Oesterreich-Ungarn: Jährlich ö. W. fl. 8.—, halbjährlich ö. W. fl. 4.—.
Für Deutschland: Jährlich Mark 16.—, halbjährlich Mark 8.—.

Für die Länder des Weltpostvereines: Jährlich Frcs. 25.— = 20 Shill., halbjährl. Frcs. 13.— = 10 Shill. 4 d.
Für das übrige Ausland: Jährlich Frcs. 28.— = 22 Shill. 5 d., halbjährlich Frcs. 15.— = 12 Shill.

Einzelnummern 30 kr. — Probenummern gratis.

Insertions-Bedingungen für das Handels-Museum:

Für die 10malige ununterbrochene Aufnahme eines Inserates in 1/2 Blattbreite von 4 Cm. Höhe fl. 12.—, für jeden weiteren Centimeter fl. 3.—.

Für alternirende Inserate 10% Zuschlag. — Bruchtheile eines Centimeters werden für voll gerechnet. Die Insertions-Gebühren sind im Vorhinein zu entrichten.

Die Administration, Wien, Börsegasse 3.

ZÜNDWAAREN. — ALLUMETTES.

Export nach dem gesammten Orient, Indien, China etc.

Etablirt 1856.

Höchste Auszeichnung: Ausstellung Graz 1880: Ehren-Diplom.
Auszeichnungen: Graz 1870, Triest 1871, Silberne Medaille.
Melbourne 1880, Verdienst-Diplom. Triest 1882, Goldene Medaille.

Die k. k. privilegirte

Grösste süd-österreichische

ZÜNDWAAREN-FABRIK

von

FL. POJATZI & COMP.

in Deutschlandsberg bei Graz (Steiermark)

OESTERREICH

erzeugt alle im Orient gangbaren Sorten Zündhölzchen, sowie Zündschwamm (Esca).

Die Fabrikate besitzen eine ganz besondere **Widerstandsfähigkeit** gegen **feuchtes Klima** oder **Lager** und brennen unfehlbar.

Specialitäten, rauchlos brennend:

Allumettes Impériales, runde Büchsen mit Portraits und Bildern, sehr elegant und dennoch billig.
Pearl Matches in Schubern und Kistchen, echte Aspenhölzchen mit vorzüglicher Brennkraft.
Fiammiferi Igienici Uso Camera, Ripshölzchen in schönen lackirten Schubern mit orientalischen Bildern und Photographien.
Ausserdem: Wiener Salonhölzchen in allen Sorten, schwedische Sicherheitszünder etc.

Offerte sowohl direct von der Fabrik, als durch die General-Repräsentanz:

SMREKER & COMP. IN TRIEST.

Reelle Ausführung.

Billigste Preise.

FIAMMIFERI. — MATCHES.

Gültig bis auf Weiteres. **Fahrplan des „Oesterreichisch-ungarischen Lloyd".** Gültig bis auf Weiteres.

ADRIATISCHER DIENST.

Eillinie TRIEST-CATTARO.

Ab TRIEST jeden Mittwoch 11 Uhr Vorm., in Cattaro Freitag 3½ Uhr Nm., berührt: Pola, Lussinpiccolo, Zara, Spalato, Macarsca, Curzola, Gravosa, Castelnuovo (oder Megline), Perasto, Risano und Perzagno.

Retour ab CATTARO Samstag 10 Uhr Vorm., in Triest Montag 11 Uhr Verm.

DALMATINISCH-ALBANESISCHE LINIE BIS PREVESA.

a) Zwischen TRIEST und CORFU.

Ab TRIEST jeden Montag 11 Uhr Vorm., in Corfu Sonntag ½1 Uhr Nm., berührend: Rovigno, Pola, Lussinpiccolo, Selve, Zara, Zaravecchia, Morter, Sebenico, Traù, Spalato, Milnà, Lesina, Curzola, Orebich, Gravosa, Ragusavecchia, Castelnuovo (oder Megline), Cattaro, Budua, Spizza, Antivari, Dulcigno, Medua, Durazzo, Valona und Santi-Quaranta.

Ab CORFU Donnerstag 6 Uhr Früh., in Triest Mittwoch ½1 Uhr Nm.

Anschluss an die Eillinie Triest-Constantinopel in Corfu bei der Hinfahrt.

b) Zwischen CORFU und PREVESA.

Ab CORFU jeden Montag 11 Uhr Nachts, in Prevesa Dienstag 9 Uhr Vorm., berührend: Parga, Sta. Maura.

Ab PREVESA Mittwoch 7 Uhr Früh, in Corfu Mittwoch 6½ Uhr Abds.

Während des Aufenthaltes in Prevesa unternimmt der Dampfer eine Fahrt nach Salahora und zurück; das Anlaufen dieser Station ist jedoch facultativ.

DALMATINISCH-ALBANESISCHE LINIE BIS CORFÙ.

Ab TRIEST jeden Freitag 11 Uhr Vorm., in Corfu Donnerstag 8½ Uhr Abends, berührend: Rovigno, Pola, Lussinpiccolo, Melada, Zara, Sebenico, Rogosnizza, Spalato, Milnà, Civitavecchia, Lissa, Comisa, Vallegrande, Lagosta, Terstenik, Meleda, Gravosa, Castelnuovo (oder Megline), Perasto, Risano, Cattaro, Perzagno, Budua, Medua, Durazzo, Valona und Santi-Quaranta. Auf der Rückfahrt wird auch Dulcigno und Antivari angelaufen.

Ab CORFU Samstag 6 Uhr Früh, in Triest nächsten Samstag 11¼ Uhr Vorm.

Anschluss an die Eillinie Triest-Constantinopel in Corfu bei der Rückfahrt.

Linie FIUME-TRIEST.

Ab FIUME Mittwoch 11 Uhr Vorm., Ank. in Triest Donnerstag ½1 Uhr Mittags, berührend: Malinsca, Rabac, Cherso, Pola, Rovigno und Parenzo.

Ab TRIEST Samstag 11 Uhr Verm., in Fiume Sountag 12 Uhr Mittags.

Waarenlinie FIUME-CATTARO *A)*

jede zweite Woche vom 2. Jänner.

Ab FIUME Donnerstag 6 Uhr Früh, Ank. in Cattaro Sonntag 5 Uhr Nm., berührend: Malinsca, Veglia, Lussingrande, Selve, Zara, Sebenico, Traù, Spalato, Porto Carober, Milnà, Lesina, Lissa, Curzola, Gravosa, Castelnuovo (oder Megline), Perasto, Risano und Perzagno.

Ab CATTARO Montag 7 Uhr Früh, in Fiume Donnerstag 4 Uhr Nm.

Anschluss an die Linie Triest-Metcovich in Spalato bei der Hin- und Rückfahrt.

Waarenlinie FIUME-CATTARO *B)*

jede zweite Woche vom 9. Jänner.

Ab FIUME Donnerstag 6 Uhr Früh, Ank. in Cattaro Sonntag 5 Uhr Nm., berührend: Malinsca, Lussinpiccolo, Selve, Zara, Sebenico, Traù, Spalato, Porto-Carober, Milnà, Lesina, Lissa, Curzola, Gravosa, Castelnuovo (oder Megline), Perasto, Risano und Perzagno.

Ab CATTARO Montag 7 Uhr Früh, in Fiume Donnerstag 5 Uhr Nm.

Anschluss an die Linie Spalato-Metcovich in Spalato bei der Hin- und Rückfahrt.

Eillinie FIUME-CATTARO.

Ab FIUME Sonntag 1½ Uhr Nachts. Ank. in Cattaro Montag 4½ Uhr Nm., berührend: Zara, Spalato, Gravosa.

Ab CATTARO Donnerstag 5 Uhr Früh, in Fiume Freitag 6 Uhr Abends.

Anschluss an die Linie Triest-Metcovich in Spalato auf der Hin- und Rückfahrt.

Linie TRIEST-SPALATO-METCOVICH.

Ab TRIEST Donnerstag 11 Uhr Vorm, in Metcovich Samstag 12½ Uhr Mittags, berührend: Zara, Sebenico, Spalato, Macarsca, Gradaz und Fort Opus.

Ab METCOVICH Dienstag 10¼ Uhr Vorm., in Triest Donnerstag 9½ Uhr Vorm.

Anschluss an die Waarenlinie Fiume-Cattaro *A)* in Spalato auf der Hin- und Rückfahrt.

Linie SPALATO-METCOVICH.

Ab SPALATO Montag 4½ Uhr Früh, in Metcovich Montag 5 Uhr Nm., berührend: S. Pietro, Almissa, Macarsca, Gradaz, Trapano und Fort Opus.

Ab METCOVICH Donnerstag 10 Uhr Vorm., in Spalato Donnerstag 9¾ Uhr Abends.

Anschluss an die Eillinie Fiume-Cattaro *B)* in Spalato auf der Hin- und Rückfahrt.

Periodische Fahrten zwischen TRIEST und VENEDIG.

Ab TRIEST und VENEDIG jeden Dienstag, Donnerstag und Samstag um 12 Uhr Nachts im Winter, und um 11 Uhr im Sommer.

Ank. in VENEDIG und in TRIEST jeden Mittwoch, Freitag und Sonntag 7 Uhr Früh im Winter, und um 6 Uhr Früh im Sommer.

LEVANTE-DIENST.

Eillinie TRIEST-CONSTANTINOPEL.

Ab von TRIEST jeden Samstag 11 Uhr Vorm. mit Berührung von Brindisi, Corfu, Patras, Piräus, Ank. nächsten Freitag 9 Uhr Vorm.; Rückfahrt von Constantinopel jeden Montag 5 Uhr Nm. Ank. in Triest Sonntag 5½ Uhr Abends.

Ausserdem wird auf der Hinfahrt Dardanellen berührt.

Anschluss an die griechisch-orientalische Linie in Corfu auf der Hin- und Rückfahrt.

Anschluss an die Zweiglinie Piräus-Smyrna auf der Hin- und Rückfahrt und an die thessalische Linie auf der Hin- und Rückfahrt.

Anschluss an die dalmatinisch-albanesische Linie in Corfu auf der Hin- und Rückfahrt.

GRIECHISCH-ORIENTALISCHE LINIE.

Ab von TRIEST jeden Donnerstag 6 Uhr Nm., Ank. in Smyrna den zweitnächsten Sonntag 5 Uhr Früh, berührend: Fiume, Corfu, Argostoli (Cephalonien), Zante, Cerigo, Canea (Suda), Rethymo, Candia, Samos (Vathy), Tscheamé und Chios; Rückfahrt von Smyrna jeden Samstag 4 Uhr Nm., Ank. in Triest zweitnächsten Montag 11 Uhr Vorm.

Anschluss an die Eillinie Triest-Constantinopel in Corfu auf der Hin- und Rückfahrt.

Anschluss an die syrische Linie in Smyrna, auf der Hin- und Rückfahrt (jede zweite Woche).

Eillinie TRIEST-ALEXANDRIEN.

Jeden Freitag 12 Uhr Mittags über Brindisi, Ank. nächsten Mittwoch 5 Uhr Früh; Rückfahrt von Alexandrien Dienstag 9 Uhr Früh, Ank. in Triest Samstag 7 Uhr Abends.

Anschluss an die syrische Linie in Alexandrien auf der Hin- und Rückfahrt.

THESSALISCHE LINIE.

Jede zweite Woche vom 7. Jänner.

Ab TRIEST Dienstag 6 Uhr Nm., Ank. in Constantinopel den dritten Donnerstag 6½ Uhr Früh mit Berührung von Finme, Corfu, Santa Maura, Patras, Catacolo, Calamata, Piräus, Syra[1]), Velo, Salonich, Cavalla, Lagos, Dedeagatsch, Dardanellen, Gallipoli, Constantinepel; Rückfahrt von Constantinopel vom 8. Jänner an jede zweite Woche Mittwoch 2 Uhr Nm., Ank. in Triest den dritten Donnerstag 11 Uhr Vorm.

Linie FIUME-ALEXANDRIEN-BEIRUT.

Jede vierte Woche vom 16. Jänner.

Donnerstag 1 Uhr Nm. mit Berührung von Lissa und Corfu, Ank. in Alexandrien nächsten Dienstag 3 Uhr Nachm.; nach Beirut Samstag vom 25. Jänner angefangen Mittags mit Berührung von Port Said und Jaffa; Ank. in Beirut folgenden Dienstag 7 Uhr Früh.

Rückfahrt von Beirut Dienstag vom 28. Jänner angefangen 7½ Uhr Abends, Ank. in Alexandrien nach Berührung von Caiffa, Jaffa und Port Said Samstag 10 Uhr Vorm.; Abfahrt von Alexandrien nach Finme Sonntag vom 5. Jänner angefangen 11 Uhr Verm. Ank. in Fiume Freitag 11 Uhr Vorm.

SYRISCHE LINIE.

Jede zweite Woche vom 2. Jänner.

Ab CONSTANTINOPEL Donnerstag 4 Uhr Nm., Ank. in Alexandrien den zweiten Sonntag 11 Uhr Vorm. mit Berührung von Gallipoli Dardanellen, Tenedos, Mytilene, Smyrna, Chios, Rhodus, Limassol, Larnaca, Beirut, Caiffa Jaffa, Port-Said, Alexandrien; Rückfahrt von Alexandrien jeden zweiten Samstag vom 4. Jänner angefangen Mittags; Ank. in Constantinopel den zweiten Dienstag 7½ Uhr Früh.

[1]) Der Hafen von Syra wird auch auf der Rückfahrt nach Piräus angelaufen.

Anschluss an die griechisch-orientalische Linie in Smyrna aut der Hin- und Rückfahrt.

Linie CONSTANTINOPEL-BRAILA.

Samstag 2 Uhr Nm., Ank. in Bralla Mittwoch 9 Uhr Vorm. mit Berührung von Varna, Küstendje, Sulina und Galatz; Rückfahrt Donnerstag 8 Uhr Früh, Ank. in Constautinopel Montag 8 Uhr Früh.

Anschluss in Varna an den Orientexpresszug von und nach Paris, Wien, Budapest, Bukarest, in Constantinopel an den Eildampfer Triest-Constantinopel in beiden Richtungen.

Diese Fahrten sind während des Winters eingestellt und beschränken sich auf die Unterhaltung einer wöchentlichen Verbindung zwischen Constantinopel, Varna und Küstendje.

Linie CONSTANTINOPEL-BATUM.

Jede zweite Woche vom 4. Jänner.

Abfahrt Samstag 3 Uhr Nm., Ank. in Batum Mittwoch 6½ Uhr Früh mit Berührung von Ineboli, Samaun, Kerasunt, Trapezunt; Rückfahrt vom 9. Jänner ab jede zweite Woche Donnerstag 6 Uhr Abends, Ank. in Constantinopel Mittwoch 1½ Uhr Nm.

Eillinie PIRÄUS-SMYRNA.

Ab PIRÄUS Mittwoch 4 Uhr Nm. Ank. in Smyrna Donnerstag 2 Uhr Nm. mit Berührung von Chios; Rückfahrt Dienatag 11 Uhr Vorm., Ank. in Piräus Mittwoch 9 Uhr Verm.

Anschluss in Piräus an die Eillinie Triest-Constantinopel bei der Hin- und Rückfahrt.

INDO-CHINESISCHER DIENST.

Eillinie TRIEST—BOMBAY. Ab Triest am 3. eines jeden Monates, 4 Uhr Nachm., berührend: Brindisi, Port Said, Suez, Aden.

Anschluss in Bombay abwechselnd an die Linie Triest—Rothes Meer—Hongkong und an die Zweiglinie Bombay—Hongkong. Rückfahrt von Bombay vom 1. Feber ab jeden 1. des Monates bis incl. Jänner 1891.

Linie TRIEST—ROTHES MEER—HONGKONG. Ab Triest am 15. der geraden Monate[1])

[1]) Februar, April, Juni, August, October, December.

des Jahres, 4 Uhr Nachm., berührend: Port Said, Suez, Djeddah, Suakim, Massauah, Hodeidah, Aden, Bombay, Colombo, Penang, Singapore. Rückfahrt von Hongkong am 18./4., 17./6., 17./8., 18./10., 18./12. 1890 und 16/2. 1891.

Anschluss in Bombay an die Eillinie Triest—Bombay; Anschluss in Colombo an den Dampfer der Zweiglinie Calcutta—Colombo.

Zweiglinie BOMBAY—HONGKONG. Ab Bombay am 21. der geraden Monate des Jahres, berührend: Colombo, Penang, Singapore. Rückfahrt von Hongkong am 19. März, sodann am 18. der ungeraden Monate des Jahres bis incl. Jänner 1891.

Anschluss in Bombay an den Eildampfer Triest—Bombay auf der Hin- und Rückfahrt; Anschluss in Colombo an den Dampfer der Zweiglinie Calcutta—Colombo auf der Hin- und Rückfahrt.

Zweiglinie CALCUTTA—COLOMBO. Ab Calcotta am 18. eines jeden Monates, berührend: Madras. Rückfahrt von Colombo vom 5. Feber ab jeden 5. des Monates bis incl. Jänner 1891.

Anschluss in Colombo abwechselnd einmal an den Dampfer der directen Linie Triest—Rothes Meer—Hongkong und einmal an den Dampfer der Zweiglinie Bombay—Hongkong auf der Hin- und Rückfahrt.

BRASILIANISCHE LINIE TRIEST-SANTOS.

Ab Triest am 1. jeden Monates von August bis December 1890, berührend: Malaga, Gibraltar, Insel St. Vincent, Pernambuco, Bahia, Rio de Janeiro; Rückfahrt von Santos 4. April, dann am 18. jeden Monates vom September 1890 bis Jänner 1891.[1])

[1]) Bei eventueller Auslassung der Berührungen eines oder der beiden Häfen von Bahia und Pernambuco auf der Rückfahrt verfrühen sich die Ankünfte in den folgenden Echellen um die entsprechende Zeit.

Ohne Haftung für etwaige Aenderungen in den Zwischenhafen und ohne Verbindlichkeit für die Regelmässigkeit des Dienstes während der Contumazmassregeln.

OESTERREICHISCHE

Monatsschrift für den Orient.

SECHZEHNTER JAHRGANG. WIEN, IM AUGUST 1890. Nr. 8. BEILAGE.

Die „Oesterreichische Monatsschrift für den Orient"

erscheint **im Verlage des k. k. österr. Handels-Museums** in **Wien** (I., Börsegasse 3).

Das Blatt, herausgegeben unter der Mitwirkung hervorragender Fachschriftsteller und Reisender, bringt Artikel und Miscellen handelspolitischen, kunstgewerblichen, ethnographischen und geographischen Inhaltes, Reisebeschreibungen, Literaturberichte etc.

Abonnements-Anmeldungen werden dortselbst entgegengenommen, wie denn auch das genannte Blatt wie bisher durch alle Buchhandlungen bezogen werden kann.

Das Jahres-Abonnement beträgt ohne Postversendung fl. 5.— ö. W. = 10 Mark.

KAISERL. KÖNIGL. PRIVILEGIRTE

TEPPICH- UND MÖBELSTOFF-FABRIKEN

VON

PHILIPP HAAS & SÖHNE

WIEN

WAARENHAUS: I., STOCK-IM-EISENPLATZ 6

FILIALE: VI., MARIAHILFERSTRASSE 75 (MARIAHILFERHOF)

EMPFEHLEN IHR GROSSES LAGER IN MÖBELSTOFFEN, TEPPICHEN, TISCH-, BETT- UND FLANELLDECKEN, LAUFTEPPICHEN IN WOLLE, BAST UND JUTE, WEISSEN VORHÄNGEN UND PAPIER-TAPETEN. SOWIE DAS GROSSE LAGER VON

ORIENTALISCHEN TEPPICHEN UND SPECIALITÄTEN.

NIEDERLAGEN:

BUDAPEST, GISELAPLATZ (EIGENES WAARENHAUS). PRAG, GRABEN (EIGENES WAARENHAUS). GRAZ, HERRENGASSE. LEMBERG, ULICY JAGIELLONSKIEJ. LINZ, FRANZ JOSEF-PLATZ. BUKAREST, CALLEA VICTORIAE. MAILAND, DOMPLATZ (EIGENES WAARENHAUS). NEAPEL, VIA ROMA. GENUA, VIA ROMA. ROM, VIA DEL CORSO.

FABRIKEN:

WIEN, VI. STUMPERGASSE. EBERGASSING, NIEDER-ÖSTERREICH. MITTERNDORF, NIEDER-ÖSTERREICH. HLINSKO, BÖHMEN. BRADFORD, ENGLAND. LISSONE, ITALIEN. ARANYOS-MARÓTH, UNGARN.

FÜR DEN VERKAUF IM PREISE HERABGESETZTER WAAREN IST EINE EIGENE ABTHEILUNG IM WAARENHAUSE EINGERICHTET.

K. k. landesbefugte Glasfabrikanten

Gegründet 1813. **S. REICH & Co.** Gegründet 1813.

Hauptniederlage und Centrale sämmtlicher Etablissements:

WIEN

II., Czerningasse 3, 4, 5 und 7.

NIEDERLAGEN:

BERLIN, AMSTERDAM, LONDON, MAILAND und NEW-YORK.

Ausgedehntester und grösster Betrieb in Oesterreich-Ungarn, umfassend **10 Glasfabriken, mehrere Dampf- und Wasserschleifereien, Glas-Raffinerien, Maler-Ateliers** etc., in denen alle in das **Glasfach einschlagenden Artikel** erzeugt werden.

SPECIALITÄT:

Glaswaaren zu Beleuchtungszwecken für Petroleum. Gas, Oel und elekto-techn. Gebrauch.

Preiscourante und Musterbücher **gratis** und **franco**.

Export nach allen Weltgegenden.

Kaiserl. königl. landesprivilegirte

Lampen-Fabrik

von

R. Ditmar in Wien.

Grösste Lampen-Fabrik am Continente

gegründet 1840.

Petroleum-Lampen

in grossartiger Auswahl, in nur solider Ausführung und zu billigsten Preisen.

K. k. priv.

Wiener Blitzlampe und Brillant-Meteorbrenner

mit Leuchtkraft bis 157 Normalkerzen.

Ditmar-Flachbrenner.

Eigene Niederlagen:

Wien, Graz, Prag, Lemberg, Triest, Budapest, Berlin, München, Rom, Mailand, Lyon, Warschau und Bombay.

Agenturen

in allen Hauptstädten Europas und in allen Haupt-Handelsplätzen des Orients.

Export nach allen Welttheilen.

K. k. priv. Südbahn-Gesellschaft.

Auszug aus dem Fahrplane der Personenzüge.

Giltig vom 1. Juni 1890.

Abfahrt von Wien:

6.— Früh: (Personenzug) Payerbach; Kanizsa, Budapest; Pakrácz-Lipik; Essegg, Sarajevo; Agram; Aspang.

7.— Früh: (Schnellzug) Leoben, Vordernberg, Aussee, Ischl; Venedig, Rom, Mailand (via Pontebba); Bozen, Meran, Verona (via Leoben); Neuberg; Kanizsa, Budapest, Pakrácz-Lipik; Agram, Essegg, Sarajevo; Aspang.

7.30 Früh: (Schnellzug) Triest, Görz, Fiume, Agram, Sissek (via Steinbrück); Brod; Klagenfurt, Villach, Wolfsberg; Radkersburg, Köflach.

1.20 Nachmittags: (Postzug) Triest, Görz, Venedig; Fiume; Sissek, Brod, Banjaluka; Leoben, Vordernberg; Neuberg.

1.35 Nachmittags: (Personenzug) Oedenburg, Kanizsa, Güns, Budapest.

4.30 Nachmittags: (Personenzug) Graz, Neuberg.

5.05 Nachmittags: (Personenzug) Steinamanger.

7.40 Abends: (Personenzug) Kanizsa, Budapest, Pakrácz-Lipik; Essegg, Bosnisch-Brood; Agram, Sissek, Banjaluka; Hainfeld, Gutenstein.

8.15 Abends: (Schnellzug) Triest, Görz, Venedig, Rom; Pola, Rovigno; Fiume; Sissek, Banjaluka, Budapest (via Pragerhof), Klagenfurt, Franzensfeste, Meran, Ala, Innsbruck (via Marburg).

8.45 Abends: (Postzug) Triest, Görz, Venedig, Rom, Mailand; Pola, Rovigno, Fiume, Agram; Budapest (via Pragerhof); Klagenfurt, Wolfsberg, Meran, Verona, Innsbruck (via Marburg); Radkersburg, Köflach, Wies; Leoben, Vordernberg; Aussee, Ischl, Villach (via Leoben).

Ankunft in Wien:

6.40 Früh: (Postzug) Triest, Rom, Mailand, Venedig, Görz; Agram, Budapest (via Pragerhof); Verona, Innsbruck, Klagenfurt (via Marburg); Radkersburg, Köflach, Wies; Venedig; Villach (via Leoben).

8.58 Früh: (Personenzug) Kanizsa, Bosnisch-Brood, Essegg; Pakrácz-Lipik, Agram, Budapest (via Oedenburg).

9.40 Vormittags: (Personenzug) Steinamanger, Güns.

9.50 Vormittags: (Schnellzug) Triest, Rom, Mailand, Venedig, Görz; Pola, Rovigno; Fiume, Sissek, Agram; Budapest (via Pragerhof), Ala, Meran, Innsbruck, Klagenfurt (via Marburg), Leoben, Neuberg.

1.05 Nachmittags: (Personenzug) Graz.

1.52 Nachmittags: (Personenzug) Oedenburg (nur Montag und Freitag); Aspang; Hainfeld, Gutenstein.

3.40 Nachmittags: (Personenzug) Kanizsa, Budapest (via Oedenburg).

4.— Nachmittags: (Postzug) Triest, Görz, Venedig, Pola; Fiume, Sissek, Agram; Radkersburg, Köflach, Wies; Vordernberg, Leoben, Neuberg.

8.44 Abends: (Personenzug) Sarajevo, Essegg; Agram, Budapest, Kanizsa, Pakrácz-Lipik (via Oedenburg), Hainfeld, Gutenstein.

9.30 Abends: Schnellzug) Triest, Görz, Pola, Rovigno; Fiume; Brod, Sissek (via Steinbrück); Villach, Klagenfurt, Wolfsberg; Radkersburg, Köflach, Vordernberg.

10.15 Abends: (Schnellzug) Venedig, Rom, Mailand (via Pontebba), Verona, Meran, Innsbruck (via Villach—Leoben); Ischl, Aussee; Neuberg.

Schlafwagen verkehren mit den Schnellzügen (Wien ab 8.15 Abends, Wien an 9.50 Vormittags) zwischen **Wien-Venedig** via Cormons und **Wien-Meran** via Marburg.

Directe Wagen I., II. Classe verkehren mit den obigen Schnellzügen zwischen **Wien-Fiume** (Abbazia), ferner mit den Schnellzügen (Wien ab 7.— Früh und Wien an 10.15 Abends) zwischen **Wien-Venedig** via Leoben.

Im VERLAGE des

K. K. ÖSTERR. HANDELS-MUSEUMS

erscheint die

Volkswirthschaftliche Wochenschrift:

Das Handels-Museum

mit Beilage:

Commercielle Berichte der k. u. k. österr.-ung. Consular-Aemter.

Abonnements - Bedingungen für „Das Handels - Museum“

incl. Postversendung:

Für Oesterreich-Ungarn: Jährlich ö. W. fl. 8.—, halbjährlich ö. W. fl. 4.—.
Für Deutschland: Jährlich Mark 16.—, halbjährlich Mark 8.—.

Für die Länder des Weltpostvereines: Jährlich Frcs. 25.— = 20 Shill., halbjährl. Frcs. 13.— = 10 Shill. 4 d.
Für das übrige Ausland: Jährlich Frcs. 28.— = 22 Shill. 5 d., halbjährlich Frcs. 15.— = 12 Shill.

Einzelnummern 30 kr. — Probenummern gratis.

Insertions-Bedingungen für das Handels-Museum:

Für die 10malige ununterbrochene Aufnahme eines Inserates in 1/3 Blattbreite von 4 Cm. Höhe fl. 12.—, für jeden weiteren Centimeter fl. 3.—.

Für alternirende Inserate 10% Zuschlag. — Bruchtheile eines Centimeters werden für voll gerechnet. Die Insertions-Gebühren sind im Vorhinein zu entrichten.

Die Administration, Wien, Börsegasse 3.

ZÜNDWAAREN. — ALLUMETTES.

Export nach dem gesammten Orient, Indien, China etc.

Etablirt 1856.

Höchste Auszeichnung: Ausstellung Graz 1880: Ehren - Diplom.
Auszeichnungen: Graz 1870, Triest 1871, Silberne Medaille.
Melbourne 1880, Verdienst - Diplom. Triest 1882, Goldene Medaille.

Die k. k. privilegirte

Grösste süd - österreichische

ZÜNDWAAREN-FABRIK

von

FL. POJATZI & COMP.

in Deutschlandsberg bei Graz (Steiermark)

OESTERREICH

erzeugt alle im Orient gangbaren Sorten Zündhölzchen, sowie Zündschwamm (Esca).

Die Fabrikate besitzen eine ganz besondere **Widerstandsfähigkeit gegen feuchtes Klima** oder **Lager** und brennen unfehlbar.

Specialitäten, rauchlos brennend:

Allumettes Impériales, runde Büchsen mit Portraits und Bildern, sehr elegant und dennoch billig.
Pearl Matches in Schubern und Kistchen, echte Aspenhölzchen mit vorzüglicher Brennkraft.
Flammiferi igienici Uso Camera, Ripshölzchen in schönen lackirten Schubern mit orientalischen Bildern und Photographien.
Ausserdem: Wiener Salonhölzchen in allen Sorten, schwedische Sicherheitszünder etc.

Offerte sowohl direct von der Fabrik, als durch die General-Repräsentanz:

SMREKER & COMP. IN TRIEST.

Reelle Ausführung.

Billigste Preise.

FIAMMIFERI. — MATCHES.

Giltig bis auf Weiteres. **Fahrplan des „Oesterreichisch-ungarischen Lloyd".** Giltig bis auf Weiteres.

ADRIATISCHER DIENST.

Eillinie TRIEST-CATTARO.

Ab TRIEST jeden Mittwoch 11 Uhr Vorm., in Cattaro Freitag 3½ Uhr Nm., berührt.: Pola, Lussinpiccolo, Zara, Spalato, Macarsca, Curzola, Gravosa, Castelnnovo (oder Megline), Perasto, Risano und Perzagno.

Retour ab CATTARO Samstag 10 Uhr Vorm., in Triest Montag 11 Uhr Vorm.

DALMATINISCH-ALBANESISCHE LINIE BIS PREVESA.

a) Zwischen TRIEST und CORFU.

Ab TRIEST jeden Montag 11 Uhr Vorm., in Corfu Sonntag ½1 Uhr Nm., berührend: Rovigno, Pola, Lussinpiccolo, Selve, Zara, Zaravecchia, Morter, Sebenico, Traù, Spalato, Milnà, Lesina, Curzola, Orebich, Gravosa, Ragusavecchia, Castelnuovo (oder Megline), Cattaro, Budua; Spizza, Antivari, Dulcigno, Medua, Durazzo, Valona und Santi-Quaranta.

Ab CORFU Donnerstag 6 Uhr Früh., in Triest Mittwoch ½1 Uhr Nm.

Anschluss an die Eillinie Triest-Constantinopel in Corfu bei der Hinfahrt.

b) Zwischen CORFU und PREVESA.

Ab CORFU jeden Montag 11 Uhr Nachts, in Prevesa Dienstag 9 Uhr Vorm., berührend: Parga, Sta. Maura.

Ab PREVESA Mittwoch 7 Uhr Früh, in Corfu Mittwoch 6½ Uhr Abds.

Während des Aufenthaltes in Prevesa unternimmt der Dampfer eine Fahrt nach Salahora und zurück; das Anlaufen dieser Station ist jedoch facultativ.

DALMATINISCH-ALBANESISCHE LINIE BIS CORFU.

Ab TRIEST jeden Freitag 11 Uhr Vorm., in Corfu Donnerstag 8½ Uhr Abends, berührend: Rovigno, Pola, Lussinpiccolo, Melada, Zara, Sebenico, Rogosnizza, Spalato, Milnà, Civitavecchia, Lissa, Comisa, Vallegrande, Lagosta, Terstenik, Meleda, Gravosa, Castelnuovo (oder Megline), Perasto, Risano, Cattaro, Perzagno, Budua, Medua, Durazzo, Valona und Santi-Quaranta. Auf der Rückfahrt wird auch Dulcigno und Antivari angelaufen.

Ab CORFU Samstag 6 Uhr Früh, in Triest nächsten Samstag 11¼ Uhr Vorm.

Anschluss an die Eillinie Triest-Constantinopel in Corfu bei der Rückfahrt.

Linie FIUME-TRIEST.

Ab FIUME Mittwoch 11 Uhr Vorm., Ank. in Triest Donnerstag ½1 Uhr Mittags, berührend: Malinsca, Rabac, Cherso, Pola, Rovigno und Parenzo.

Ab TRIEST Samstag 11 Uhr Vorm., in Fiume Sonntag 12 Uhr Mittags.

Waarenlinie FIUME-CATTARO *A)*

jede zweite Woche vom 2. Jänner.

Ab FIUME Donnerstag 6 Uhr Früh. Ank. in Cattaro Sonntag 5 Uhr Nm., berührend: Malinsca, Veglia, Lussingrande, Selve, Zara, Sebenico, Traù, Spalato, Porto Carober, Milnà, Lesina, Lissa, Curzola, Gravosa, Castelnuovo (oder Megline), Perasto, Risano und Perzagno.

Ab CATTARO Montag 7 Uhr Früh, in Fiume Donnerstag 4 Uhr Nm.

Anschluss an die Linie Triest-Metcovich in Spalato bei der Hin- und Rückfahrt.

Waarenlinie FIUME-CATTARO *B)*

jede zweite Woche vom 9. Jänner.

Ab FIUME Donnerstag 6 Uhr Früh, Ank. in Cattaro Sonntag 5 Uhr Nm., berührend: Malinsca, Lussinpiccolo, Selve, Zara, Sebenico, Traù, Spalato, Porto-Carober, Milnà, Lesina, Lissa, Curzola, Gravosa, Castelnuovo (oder Megline), Perasto, Risano und Perzagno.

Ab CATTARO Montag 7 Uhr Früh, in Fiume Donnerstag 5 Uhr Nm.

Anschluss an die Linie Spalato-Metcovich in Spalato bei der Hin- und Rückfahrt.

Eillinie FIUME-CATTARO.

Ab FIUME Sonntag 1½ Uhr Nachts. Ank. in Cattaro Montag 4½ Uhr Nm., berührend: Zara, Spalato, Gravosa.

Ab CATTARO Donnerstag 5 Uhr Früh Fiume Freitag 6 Uhr Abends.

Anschluss an die Linie Triest-Metcovich in Spalato auf der Hin- und Rückfahrt.

Linie TRIEST-SPALATO-METCOVICH.

Ab TRIEST Donnerstag 11 Uhr Vorm., in Metcovich Samstag 12½ Uhr Mittags, berührend: Zara, Sebenico, Spalato, Macarsca, Gradaz und Fort Opus.

Ab METCOVICH Dienstag 10¼ Uhr Vorm., in Triest Donnerstag 9½ Uhr Vorm.

Anschluss an die Waarenlinie Fiume-Cattaro *A)* in Spalato auf der Hin- und Rückfahrt.

Linie SPALATO-METCOVICH.

Ab SPALATO Montag 4½ Uhr Früh, in Metcovich Montag 5 Uhr Nm., berührend: S. Pietro, Almissa, Macarsca, Gradaz, Trapano und Fort Opus.

Ab METCOVICH Donnerstag 10 Uhr Vorm., in Spalato Donnerstag 9¾ Uhr Abends.

Anschluss an die Eillinie Fiume-Cattaro *B)* in Spalato auf der Hin- und Rückfahrt.

Periodische Fahrten zwischen TRIEST und VENEDIG.

Ab TRIEST und VENEDIG jeden Dienstag, Donnerstag und Samstag um 12 Uhr Nachts im Winter, und um 11 Uhr im Sommer.

Ank. in VENEDIG und in TRIEST jeden Mittwoch, Freitag und Sonntag 7 Uhr Früh im Winter, und um 6 Uhr Früh im Sommer.

LEVANTE-DIENST.

Eillinie TRIEST-CONSTANTINOPEL.

Ab von TRIEST jeden Samstag 11 Uhr Vorm. mit Berührung von Brindisi, Corfu, Patras, Piräus, Ank. nächsten Freitag 9 Uhr Vorm.; Rückfahrt von Constantinopel jeden Montag 5 Uhr Nm. Ank. in Triest Sonntag 5½ Uhr Abends.

Ausserdem wird auf der Hinfahrt Dardanellen berührt.

Anschluss an die griechisch-orientalische Linie in Corfu auf der Hin- und Rückfahrt.

Anschluss an die Zweiglinie Piräus-Smyrna auf der Hin- und Rückfahrt und an die thessalische Linie auf der Hin- und Rückfahrt.

Anschluss an die dalmatinisch-albanesische Linie in Corfu auf der Hin- und Rückfahrt.

GRIECHISCH-ORIENTALISCHE LINIE.

Ab von TRIEST jeden Donnerstag 6 Uhr Nm., Ank. in Smyrna den zweitnächsten Sonntag 5 Uhr Früh, berührend: Fiume, Corfu, Argostoli (Cephalonien), Zante, Cerigo, Canea (Suda), Rethymo, Candia, Samos (Vathy), Tschesmé und Chios; Rückfahrt von Smyrna jeden Samstag 4 Uhr Nm., Ank. in Triest zweitnächsten Montag 11 Uhr Vorm.

Anschluss an die Eillinie Triest-Constantinopel in Corfu auf der Hin- und Rückfahrt.

Anschluss an die syrische Linie in Smyrna, auf der Hin- und Rückfahrt (jede zweite Woche).

Eillinie TRIEST-ALEXANDRIEN.

Jeden Freitag 12 Uhr Mittags über Brindisi, Ank. nächsten Mittwoch 5 Uhr Früh; Rückfahrt von Alexandrien Dienstag 9 Uhr Früh, Ank. in Triest Samstag 7 Uhr Abends.

Anschluss an die syrische Linie in Alexandrien auf der Hin- und Rückfahrt.

THESSALISCHE LINIE.

Jede zweite Woche vom 7. Jänner.

Ab TRIEST Dienstag 6 Uhr Nm., Ank. in Constantinopel den dritten Donnerstag 6½ Uhr Früh mit Berührung von Fiume, Corfu, Santa Maura, Patras, Catacolo, Calamata, Piräus, Syra[1]), Volo, Salonich, Cavalla, Lagos, Dedeagatsch, Dardanellen, Gallipoli, Constantinopel; Rückfahrt von Constantinopel vom 8. Jänner an jede zweite Woche Mittwoch 2 Uhr Nm., Ank. in Triest den dritten Donnerstag 11 Uhr Vorm.

Linie FIUME-ALEXANDRIEN-BEIRUT.

Jede vierte Woche vom 16. Jänner.

Donnerstag 1 Uhr Nm. mit Berührung von Lissa und Corfu, Ank. in Alexandrien nächsten Dienstag 3 Uhr Nachm.; nach Beirut Samstag vom 25. Jänner angefangen Mittags mit Berührung von Port Said und Jaffa; Ank. in Beirut folgenden Dienstag 7 Uhr Früh.

Rückfahrt von Beirut Dienstag vom 28. Jänner angefangen 7½ Uhr Abends, Ank. in Alexandrien nach Berührung von Caiffa, Jaffa und Port Said Samstag 10 Uhr Vorm.; Abfahrt von Alexandrien nach Fiume Sonntag vom 5. Jänner angefangen 11 Uhr Vorm. Ank. in Fiume Freitag 11 Uhr Vorm.

SYRISCHE LINIE.

Jede zweite Woche vom 2. Jänner.

Ab CONSTANTINOPEL Donnerstag 4 Uhr Nm., Ank. in Alexandrien den zweiten Sonntag 11 Uhr Vorm. mit Berührung von Gallipoli Dardanellen, Tenedos, Mytilene, Smyrna, Chios, Rhodus, Limassol, Larnaca, Beirut, Caiffa, Jaffa, Port-Said, Alexandrien; Rückfahrt von Alexandrien jeden zweiten Samstag vom 4. Jänner angefangen Mittags; Ank. in Constantinopel den zweiten Dienstag 7½ Uhr Früh.

Anschluss an die griechisch-orientalische Linie in Smyrna auf der Hin- und Rückfahrt.

[1]) Der Hafen von Syra wird auch auf der Rückfahrt nach Piräus angelaufen.

Linie CONSTANTINOPEL-BRAILA.

Samstag 2 Uhr Nm., Ank. in Braila Mittwoch 9 Uhr Vorm. mit Berührung von Varna, Küstendje, Sulina und Galatz; Rückfahrt Donnerstag 8 Uhr Früh, Ank. in Constautinopel Montag 8 Uhr Früh.

Anschluss in Varna an den Orientexpresszug von und nach Paris, Wien, Budapest, Bukarest, in Constantinopel an den Eildampfer Triest-Constantinopel in beiden Richtungen.

Diese Fahrten sind während des Winters eingestellt und beschränken sich auf die Unterhaltung einer wöchentlichen Verbindung zwischen Constantinopel, Varna und Küstendje.

Linie CONSTANTINOPEL-BATUM.

Jede zweite Woche vom 4. Jänner.

Abfahrt Samstag 3 Uhr Nm., Ank. in Batum Mittwoch 6½ Uhr Früh mit Berührung von Ineboli, Samsun, Kerasunt, Trapezunt; Rückfahrt vom 9. Jänner ab jede zweite Woche Donnerstag 6 Uhr Abends, Ank. in Constantinopel Mittwoch 1½ Uhr Nm.

Eillinie PIRÄUS-SMYRNA.

Ab PIRÄUS Mittwoch 4 Uhr Nm. Ank. in Smyrna Donnerstag 2 Uhr Nm. mit Berührung von Chios; Rückfahrt Dienstag 11 Uhr Vorm., Ank. in Piräus Mittwoch 9 Uhr Vorm.

Anschluss in Piräus an die Eillinie Triest-Constantinopel bei der Hin- und Rückfahrt.

INDO-CHINESISCHER DIENST.

Eillinie TRIEST—BOMBAY. Ab Triest am 3. eines jeden Monates, 4 Uhr Nachm., berührend: Brindisi, Port Said, Suez, Aden.

Anschluss in Bombay abwechselnd an die Linie Triest—Rothes Meer—Hongkong und an die Zweiglinie Bombay—Hongkong. Rückfahrt von Bombay vom 1. Feber ab jeden 1. des Monates bis incl. Jänner 1891.

Linie TRIEST—ROTHES MEER—HONGKONG. Ab Triest am 15. der geraden Monate[1])

[1]) Februar, April, Juni, August, October, December.

des Jahres, 4 Uhr Nachm., berührend: Port Said, Suez, Djeddah, Suakim, Massaua, Hodeidah, Aden, Bombay. Colombo, Penang, Singapore. Rückfahrt von Hongkong am 18./4., 17./6., 17./8., 18./10., 18./12. 1890 und 16./2. 1891.

Anschluss in Bombay an die Eillinie Triest—Bombay; Anschluss in Colombo an den Dampfer der Zweiglinie Calcutta—Colombo.

Zweiglinie BOMBAY—HONGKONG. Ab Bombay am 21. der geraden Monate des Jahres, berührend: Colombo, Penang, Singapore. Rückfahrt von Hongkong am 19. März, sodann am 18. der ungeraden Monate des Jahres bis incl. Jänner 1891.

Anschluss in Bombay an den Eildampfer Triest—Bombay auf der Hin- und Rückfahrt; Anschluss in Colombo an den Dampfer der Zweiglinie Calcutta—Colombo auf der Hin- und Rückfahrt.

Zweiglinie CALCUTTA—COLOMBO. Ab Calcutta am 18. eines jeden Monates, berührend: Madras. Rückfahrt von Colombo vom 5. Feber ab jeden 5. des Monates bis incl. Jänner 1891.

Anschluss in Colombo abwechselnd einmal an den Dampfer der directen Linie Triest—Rothes Meer—Hongkong und einmal an den Dampfer der Zweiglinie Bombay—Hongkong auf der Hin- und Rückfahrt.

BRASILIANISCHE LINIE TRIEST-SANTOS.

Ab Triest am 1. jeden Monates von August bis December 1890, berührend: Malaga, Gibraltar, Insel St. Vincent, Pernambuco, Bahia, Rio de Janeiro; Rückfahrt von Santos 4. April, dann am 18. jeden Monates vom September 1890 bis Jänner 1891.[1])

[1]) Bei eventueller Auslassung der Berührungen eines oder der beiden Häfen von Bahia und Pernambuco auf der Rückfahrt verfrühen sich die Ankünfte in den folgenden Echellen um die entsprechende Zeit.

Ohne Haftung für etwaige Aenderungen in den Zwischenhäfen und ohne Verbindlichkeit für die Regelmässigkeit des Dienstes während der Contumazmassregeln.

JEDNOTA
K POVZBUZENÍ
PRŮMYSLU
V ČECHÁCH

OESTERREICHISCHE

Monatsschrift für den Orient.

SECHZEHNTER JAHRGANG. WIEN, SEPTEMBER-OCTOBER 1890. NR. 9 UND 10. BEILAGE.

Die „Oesterreichische Monatsschrift für den Orient"

erscheint **im Verlage des k. k. österr. Handels-Museums** in **Wien** (I., Börsegasse 3).

Das Blatt, herausgegeben unter der Mitwirkung hervorragender Fachschriftsteller und Reisender, bringt Artikel und Miscellen handelspolitischen, kunstgewerblichen, ethnographischen und geographischen Inhaltes, Reisebeschreibungen, Literaturberichte etc.

Abonnements-Anmeldungen werden dortselbst entgegengenommen, wie denn auch das genannte Blatt wie bisher durch alle Buchhandlungen bezogen werden kann.

Das Jahres-Abonnement beträgt ohne Postversendung fl. 5.— ö. W. = 10 Mark.

KAISERL. KÖNIGL. PRIVILEGIRTE

TEPPICH- UND MÖBELSTOFF-FABRIKEN

VON

PHILIPP HAAS & SÖHNE

WIEN

WAARENHAUS: I., STOCK-IM-EISENPLATZ 6

FILIALE: VI., MARIAHILFERSTRASSE 75 (MARIAHILFERHOF)

EMPFEHLEN IHR GROSSES LAGER IN MÖBELSTOFFEN, TEPPICHEN, TISCH-, BETT- UND FLANELLDECKEN, LAUFTEPPICHEN IN WOLLE, BAST UND JUTE, WEISSEN VORHÄNGEN UND PAPIER-TAPETEN, SOWIE DAS GROSSE LAGER VON

ORIENTALISCHEN TEPPICHEN UND SPECIALITÄTEN.

NIEDERLAGEN:

BUDAPEST, GISELAPLATZ (EIGENES WAARENHAUS). PRAG, GRABEN (EIGENES WAARENHAUS). GRAZ, HERRENGASSE. LEMBERG, ULICY JAGIELLONSKIEJ. LINZ, FRANZ JOSEF-PLATZ. BUKAREST, CALLEA VICTORIAE. MAILAND, DOMPLATZ (EIGENES WAARENHAUS). NEAPEL, VIA ROMA. GENUA, VIA ROMA. ROM, VIA DEL CORSO.

FABRIKEN:

WIEN, VI. STUMPERGASSE. EBERGASSING, NIEDER-ÖSTERREICH. MITTERNDORF, NIEDER-ÖSTERREICH. HLINSKO, BÖHMEN. BRADFORD, ENGLAND. LISSONE, ITALIEN. ARANYOS-MARÓTH, UNGARN.

FÜR DEN VERKAUF IM PREISE HERABGESETZTER WAAREN IST EINE EIGENE ABTHEILUNG IM WAARENHAUSE EINGERICHTET.

K. k. landesbefugte Glasfabrikanten

Gegründet 1813. **S. REICH & Co.** Gegründet 1813.

Hauptniederlage und Centrale sämmtlicher Etablissements:

WIEN

II., Czerningasse 3, 4, 5 und 7.

NIEDERLAGEN:

BERLIN, AMSTERDAM, LONDON, MAILAND und NEW-YORK.

Ausgedehntester und grösster Betrieb in Oesterreich-Ungarn, umfassend **10 Glasfabriken, mehrere Dampf- und Wasserschleiferelen, Glas-Raffinerien, Maler-Ateliers** etc., in denen alle in das **Glasfach einschlagenden Artikel** erzeugt werden.

SPECIALITÄT:

Glaswaaren zu Beleuchtungszwecken

für Petroleum, Gas, Oel und elektro-techn. Gebrauch.

Preiscourante und Musterbücher **gratia** und **franco**.

Export nach allen Weltgegenden.

Kaiserl. königl. landesprivilegirte

Lampen-Fabrik

von

R. Ditmar in Wien.

Grösste Lampen-Fabrik am Continente

gegründet 1840.

Petroleum-Lampen

in grossartiger Auswahl, in nur solider Ausführung und zu billigsten Preisen.

K. k. priv.

Wiener Blitzlampe und Brillant-Meteorbrenner

mit Leuchtkraft bis 157 Normalkerzen.

Ditmar-Flachbrenner.

Eigene Niederlagen:

Wien, Graz, Prag, Lemberg, Triest, Budapest, Berlin, München, Rom, Mailand, Lyon, Warschau und Bombay.

Agenturen

in allen Hauptstädten Europas und in allen Haupt-Handelsplätzen des Orients.

Export nach allen Welttheilen.

K. k. priv. Südbahn-Gesellschaft.

Auszug aus dem Fahrplane der Personenzüge.

Giltig vom 16. October 1890.

Abfahrt von Wien:

6.— Früh: (Personenzug) Payerbach; Kanizsa, Budapest; Pakrácz-Lipik; Essegg, Sarajevo; Agram; Aspang.

7.— Früh: (Schnellzug) Triest, Görz, Fiume, Agram, Sissek Brod (via Steinbrück); Klagenfurt, Villach, Wolfsberg; Radkersburg, Köflach, Kanizsa, Budapest, Pakrácz-Lipik; Agram, Essegg, Sarajevo; Leoben, Vordernberg, Aussee, Ischl; Venedig, Rom, Mailand (via Pontebba); Bozen, Meran, Verona (via Leoben); Neuberg; Heinfeld, Gutenstein; Aspang.

1.20 Nachmittags: (Postzug) Triest, Görz, Venedig; Fiume; Sissek, Brod, Banjaluka; Leoben, Vordernberg; Neuberg; Kanizsa, Güns, Budapest.

5.05 Nachmittags: (Personenzug) Steinamanger.

7.40 Abends: (Personenzug) Kanizsa, Budapest, Pakrácz-Lipik; Essegg, Bosnisch-Brood; Agram, Sissek, Banjaluka.

8.15 Abends: (Schnellzug) Triest, Görz, Venedig, Rom; Pola, Rovigno; Fiume; Sissek, Banjalnka, Budapest (via Pragerhof), Klagenfurt, Franzensfeste, Meran, Ala, Innsbruck (via Marburg).

8.45 Abends: (Postzug) Triest, Görz, Venedig, Rom, Mailand; Pola, Rovigno, Fiume, Agram; Budapest (via Pragerhof); Klagenfurt, Wolfsberg, Meran, Verona, Innsbruck (via Marburg); Radkersburg, Köflach, Wies; Leoben, Vordernberg; Aussee, Ischl, Villach (via Leoben).

Ankunft in Wien:

6.40 Früh: (Postzug) Triest, Rom, Mailand, Venedig, Görz, Agram, Budapest (via Pragerhof); Verona, Innsbruck; Klagenfurt (via Marburg); Radkersburg, Köflach, Wies; Venedig; Villach (via Leoben).

8.58 Früh: (Personenzug) Kanizsa, Bosnisch-Brood, Essegg; Pakrácz-Lipik, Agram, Budapest (via Oedenburg).

9.40 Vormittags: (Personenzug) Steinamanger, Güns.

9.50 Vormittags: (Schnellzug) Triest, Rom, Mailand, Venedig, Görz; Pola, Rovigno; Fiume, Sissek, Agram; Budapest (via Pragerhof), Ala, Meran, Innsbruck, Klagenfurt (via Marburg), Leoben, Neuberg.

1.52 Nachmittags: (Personenzug) Oedenburg (nur Montag und Freitag); Aspang; Hainfeld, Gutenstein.

3.40 Nachmittags: (Personenzug) Kanizsa, Budapest (via Oedenburg).

4.— Nachmittags: (Postzug) Triest, Görz, Venedig, Pola; Fiume, Sissek, Agram; Radkersburg, Köflach, Wies; Vordernberg, Leoben, Neuberg.

9.20 Abends: (Personenzug) Sarajevo, Essegg; Agram, Budapest, Kanizsa, Pakrácz-Lipik (via Oedenburg), Hainfeld, Gutenstein.

10.15 Abends: (Schnellzug) Triest, Görz, Pola, Rovigno; Fiume; Brod, Sissek (via Steinbrück); Villach, Klagenfurt, Wolfsberg; Radkersburg, Köflach, Vordernberg. — Venedig, Rom, Mailand (via Pontebba), Verona, Meran, Innsbruck (via Villach—Leoben); Ischl, Aussee; Neuberg.

Schlafwagen verkehren mit den Schnellzügen (Wien ab 8.15 Abends, Wien an 9.50 Vormittags) zwischen **Wien-Venedig** via Cormons und **Wien-Meran** via Marburg.

Directe Wagen I., II. Classe verkehren mit den obigen Schnellzügen zwischen **Wien-Fiume** (Abbazia), ferner mit den Schnellzügen (Wien ab 7.— Früh und Wien an 10.15 Abends) zwischen **Wien-Venedig** via Leoben.

Im VERLAGE des

K. K. ÖSTERR. HANDELS-MUSEUMS

erscheint die

Volkswirthschaftliche Wochenschrift:

Das Handels-Museum

mit Beilage:

Commercielle Berichte der k. u. k. österr.-ung. Consular-Aemter.

Abonnements - Bedingungen für „Das Handels - Museum"

incl. Postversendung:

Für Oesterreich-Ungarn: Jährlich ö. W. fl. 8.—, halbjährlich ö. W. fl. 4.—.
Für Deutschland: Jährlich Mark 16.—, halbjährlich Mark 8.—.

Für die Länder des Weltpostvereines: Jährlich Frcs. 25.— = 20 Shill., halbjährl. Frcs. 13.— = 10 Shill. 4 d.
Für das übrige Ausland: Jährlich Frcs. 28.— = 22 Shill. 5 d., halbjährlich Frcs. 15.— = 12 Shill.

Einzelnummern 30 kr. — Probenummern gratis.

Insertions-Bedingungen für das Handels-Museum:

Für die 10malige ununterbrochene Aufnahme eines Inserates in 1/2 Blattbreite von 4 Cm. Höhe fl. 12.—, für jeden weiteren Centimeter fl. 3.—.

Für alternirende Inserate 10% Zuschlag. — Bruchtheile eines Centimeters werden für voll gerechnet.
Die Insertions-Gebühren sind im Vorhinein zu entrichten.

Die Administration, Wien, Börsegasse 3.

ZÜNDWAAREN. — ALLUMETTES.

Export nach dem gesammten Orient, Indien, China etc.

Etablirt 1856.

Höchste Auszeichnung: Ausstellung Graz 1880: Ehren - Diplom.
Auszeichnungen: Graz 1870, Triest 1871, Silberne Medaille.
Melbourne 1880, Verdienst - Diplom. Triest 1882, Goldene Medaille.

Die k. k. privilegirte

Grösste süd - österreichische

ZÜNDWAAREN-FABRIK

von

FL. POJATZI & COMP.

in Deutschlandsberg bei Graz (Steiermark)

OESTERREICH

erzeugt alle im Orient gangbaren Sorten Zündhölzchen, sowie Zündschwamm (Esca).

Die Fabrikate besitzen eine ganz besondere **Widerstandsfähigkeit** gegen **feuchtes Klima** oder **Lager** und brennen unfehlbar.

Specialitäten, rauchlos brennend:

Allumettes Impériales, runde Büchsen mit Portraits und Bildern, sehr elegant und dennoch billig.
Pearl Matches in Schubern und Kistchen, echte Aspenhölzchen mit vorzüglicher Brennkraft.
Fiammiferi igienici Uso Camera, Ripshölzchen in schönen lackirten Schubern mit orientalischen Bildern und Photographien.
Ausserdem: Wiener Salonhölzchen in allen Sorten, schwedische Sicherheitszünder etc.

Offerte sowohl direct von der Fabrik, als durch die General-Repräsentanz:

SMREKER & COMP. IN TRIEST.

FIAMMIFERI. — MATCHES.

Reelle Ausführung.

Billigste Preise.

Gültig bis auf Weiteres. **Fahrplan des „Oesterreichisch-ungarischen Lloyd".** Gültig bis auf Weiteres.

ADRIATISCHER DIENST.

Eillinie TRIEST-CATTARO.

Ab TRIEST jeden Mittwoch 11 Uhr Vorm., in Cattaro Freitag 3½ Uhr Nm., berühr.: Pola, Lussinpiccolo, Zara, Spalato, Macarsca, Curzola, Gravosa, Castelnuovo (oder Megline), Perasto, Risano und Perzagno.

Retour ab CATTARO Samstag 10 Uhr Vorm., in Triest Montag 11 Uhr Vorm.

DALMATINISCH-ALBANESISCHE LINIE BIS PREVESA.

a) Zwischen TRIEST und CORFU.

Ab TRIEST jeden Montag 11 Uhr Vorm., in Corfu Sonntag ½1 Uhr Nm., berührend: Rovigno, Pola, Lussinpiccolo, Selve, Zara, Zaravecchia, Morter, Sebenico, Traù, Spalato, Milnà, Lesina, Curzola, Orebich, Gravosa, Ragusavecchia, Castelnuovo (oder Megline), Cattaro, Budua, Spizza, Antivari, Dulcigno, Medua, Durazzo, Valona und Santi-Quaranta.

Ab CORFU Donnerstag 6 Uhr Früh., in Triest Mittwoch ½1 Uhr Nm.

Anschluss an die Eillinie Triest-Constantinopel in Corfu bei der Hinfahrt.

b) Zwischen CORFU und PREVESA.

Ab CORFU jeden Montag 11 Uhr Nachts, in Prevesa Dienstag 9 Uhr Vorm., berührend: Parga, Sta. Maura.

Ab PREVESA Mittwoch 7 Uhr Früh, in Corfu Mittwoch 6½ Uhr Abds.

Während des Aufenthaltes in Prevesa unternimmt der Dampfer eine Fahrt nach Salahora und zurück; das Anlaufen dieser Station ist jedoch facultativ.

DALMATINISCH-ALBANESISCHE LINIE BIS CORFU.

Ab TRIEST jeden Freitag 11 Uhr Vorm., in Corfu Donnerstag 8½ Uhr Abends, berührend: Rovigno, Pola, Lussinpiccolo, Melada, Zara, Sebenico, Rogosnizza, Spalato, Milnà, Civitavecchia, Lissa, Comisa, Valliegrande, Lagosta, Terstenik, Meleda, Gravosa, Castelnuovo (oder Megline), Perasto, Risano, Cattaro, Perzagno, Budua, Medua, Durazzo, Valona und Santi-Quaranta. Auf der Rückfahrt wird auch Dulcigno und Antivari angelaufen.

Ab CORFU Samstag 6 Uhr Früh, in Triest nächsten Samstag 11¼ Uhr Vorm.

Anschluss an die Eillinie Triest-Constantinopel in Corfu bei der Rückfahrt.

Linie FIUME-TRIEST.

Ab FIUME Mittwoch 11 Uhr Vorm., Ank. in Triest Donnerstag ½1 Uhr Mittags, berührend: Malinsca, Rabac, Cherso, Pola, Rovigno und Parenzo.

Ab TRIEST Samstag 11 Uhr Vorm., in Fiume Sonntag 12 Uhr Mittags.

Waarenlinie FIUME-CATTARO *A)*

jede zweite Woche vom 2. Jänner.

Ab FIUME Donnerstag 6 Uhr Früh, Ank. in Cattaro Sonntag 5 Uhr Nm., berührend: Malinsca, Veglia, Lossingrande, Selve, Zara, Sebenico, Traù, Spalato, Porto Carober, Milnà, Lesina, Lissa, Curzola, Gravosa, Castelnuovo (oder Megline), Perasto, Risano und Perzagno.

Ab CATTARO Montag 7 Uhr Früh, in Fiume Donnerstag 4 Uhr Nm.

Anschluss an die Linie Triest-Metcovich in Spalato bei der Hin- und Rückfahrt.

Waarenlinie FIUME-CATTARO *B)*

jede zweite Woche vom 9. Jänner.

Ab FIUME Donnerstag 6 Uhr Früh, Ank. in Cattaro Sonntag 5 Uhr Nm., berührend: Malinsca, Lussinpiccolo, Selve, Zara, Sebenico, Traù, Spalato, Porto-Carober, Milnà, Lesina, Lissa, Curzola, Gravosa, Castelnuovo (oder Megline), Perasto, Risano und Perzagno.

Ab CATTARO Montag 7 Uhr Früh, in Fiume Donnerstag 5 Uhr Nm.

Anschluss an die Linie Spalato-Metcovich in Spalato bei der Hin- und Rückfahrt.

Eillinie FIUME-CATTARO.

Ab FIUME Sonntag 1½ Uhr Nachts. Ank. in Cattaro Montag 4½ Uhr Nm., berührend: Zara, Spalato, Gravosa.

Ab CATTARO Donnerstag 5 Uhr Früh, in Fiume Freitag 6 Uhr Abends.

Anschluss an die Linie Triest-Metcovich in Spalato auf der Hin- und Rückfahrt.

Linie TRIEST-SPALATO-METCOVICH.

Ab TRIEST Donnerstag 11 Uhr Vorm., in Metcovich Samstag 12½ Uhr Mittags, berührend: Zara, Sebenico, Spalato, Macarsca, Gradaz und Fort Opus.

Ab METCOVICH Dienstag 10¼ Uhr Vorm., in Triest Donnerstag 9½ Uhr Vorm.

Anschluss an die Waarenlinie Fiume-Cattaro *A)* in Spalato auf der Hin- und Rückfahrt.

Linie SPALATO-METCOVICH.

Ab SPALATO Montag 4½ Uhr Früh, in Metcovich Montag 5 Uhr Nm., berührend: S. Pietro, Almissa, Macarsca, Gradaz, Trapano und Fort Opus.

Ab METCOVICH Donnerstag 10 Uhr Vorm., in Spalato Donnerstag 9¾ Uhr Abends.

Anschluss an die Eillinie Fiume-Cattaro *B)* in Spalato auf der Hin- und Rückfahrt.

Periodische Fahrten zwischen TRIEST und VENEDIG.

Ab TRIEST und VENEDIG jeden Dienstag, Donnerstag und Samstag um 12 Uhr Nachts im Winter, und um 11 Uhr im Sommer.

Ank. in VENEDIG und in TRIEST jeden Mittwoch, Freitag und Sonntag 7 Uhr Früh im Winter, und um 6 Uhr Früh im Sommer.

LEVANTE-DIENST.

Eillinie TRIEST-CONSTANTINOPEL.

Ab von TRIEST jeden Samstag 11 Uhr Vorm. mit Berührung von Brindisi, Corfu, Patras, Piräus, Ank. nächsten Freitag 9 Uhr Vorm.; Rückfahrt von Constantinopel jeden Montag 5 Uhr Nm. Ank. in Triest Sonntag 5½ Uhr Abends.

Ausserdem wird auf der Hinfahrt Dardanellen berührt.

Anschluss an die griechisch-orientalische Linie in Corfu auf der Hin- und Rückfahrt.

Anschluss an die Zweiglinie Piräus-Smyrna auf der Hin- und Rückfahrt und an die thessalische Linie auf der Hin- und Rückfahrt.

Anschluss an die dalmatinisch-albanesische Linie in Corfu auf der Hin- und Rückfahrt.

GRIECHISCH-ORIENTALISCHE LINIE.

Ab von TRIEST jeden Donnerstag 6 Uhr Nm., Ank. in Smyrna den zweitnächsten Sonntag 5 Uhr Früh, berührend: Fiume, Corfu, Argostoli (Cephalonien), Zante, Cerigo, Canea (Suda), Rethymo, Candia, Samos (Vathy), Tschesmé und Chios; Rückfahrt von Smyrna jeden Samstag 4 Uhr Nm., Ank. in Triest zweitnächsten Montag 11 Uhr Vorm.

Anschluss an die Eillinie Triest-Constantinopel in Corfu auf der Hin- und Rückfahrt.

Anschluss an die syrische Linie in Smyrna, auf der Hin- und Rückfahrt (jede zweite Woche).

Eillinie TRIEST-ALEXANDRIEN.

Jeden Freitag 12 Uhr Mittags über Brindisi, Ank. nächsten Mittwoch 5 Uhr Früh; Rückfahrt von Alexandrien Dienstag 9 Uhr Früh, Ank. in Triest Samstag 7 Uhr Abends.

Anschluss an die syrische Linie in Alexandrien auf der Hin- und Rückfahrt.

THESSALISCHE LINIE.

Jede zweite Woche vom 7. Jänner.

Ab TRIEST Dienstag 6 Uhr Nm., Ank. in Constantinopel den dritten Donnerstag 6½ Uhr Früh mit Berührung von Fiume, Corfu, Santa Maura, Patras, Catacolo, Calamata, Piräus, Syra [1]), Volo, Salonich, Cavalla, Lagos, Dedeagatsch, Dardanellen, Gallipoli, Constantinopel; Rückfahrt von Constantinopel vom 8. Jänner an jede zweite Woche Mittwoch 2 Uhr Nm., Ank. in Triest den dritten Donnerstag 11 Uhr Vorm.

Linie FIUME-ALEXANDRIEN-BEIRUT.

Jede vierte Woche vom 16. Jänner.

Donnerstag 1 Uhr Nm. mit Berührung von Lissa und Corfu, Ank. in Alexandrien nächsten Dienstag 3 Uhr Nachm.; nach Beirut Samstag vom 25. Jänner angefangen Mittags mit Berührung von Port Said und Jaffa; Ank. in Beirut folgenden Dienstag 7 Uhr Früh.

Rückfahrt von Beirut Dienstag vom 28. Jänner angefangen 7½ Uhr Abends, Ank. in Alexandrien nach Berührung von Caiffa, Jaffa und Port Said Samstag 10 Uhr Vorm.; Abfahrt von Alexandrien nach Fiume Sonntag vom 5. Jänner angefangen 11 Uhr Vorm. Ank. in Fiume Freitag 11 Uhr Vorm.

SYRISCHE LINIE.

Jede zweite Woche vom 2. Jänner.

Ab CONSTANTINOPEL Donnerstag 4 Uhr Nm., Ank. in Alexandrien den zweiten Sonntag 11 Uhr Vorm. mit Berührung von Gallipoli Dardanellen, Tenedos, Mytilene, Smyrna, Chios, Rhodus, Limassol, Larnaca, Beirut, Caiffa, Jaffa, Port-Said, Alexandrien; Rückfahrt von Alexandrien jeden zweiten Samstag vom 4. Jänner angefangen Mittags; Ank. in Constantinopel den zweiten Dienstag 7½ Uhr Früh.

Anschluss an die griechisch-orientalische Linie in Smyrna auf der Hin- und Rückfahrt.

[1]) Der Hafen von Syra wird auch auf der Rückfahrt nach Piräus angelaufen.

Linie CONSTANTINOPEL-BRAILA.

Samstag 2 Uhr Nm., Ank. in Braila Mittwoch 9 Uhr Vorm. mit Berührung von Varna, Küstendje, Sulina und Galatz; Rückfahrt Donnerstag 8 Uhr Früh, Ank. in Constantinopel Montag 8 Uhr Früh.

Anschluss in Varna an den Orientexpresszug von und nach Paris, Wien, Budapest, Bukarest, in Constantinopel an den Eildampfer Triest-Constantinopel in beiden Richtungen.

Diese Fahrten sind während des Winters eingestellt und beschränken sich auf die Unterhaltung einer wöchentlichen Verbindung zwischen Constantinopel, Varna und Küstendje.

Linie CONSTANTINOPEL-BATUM.

Jede zweite Woche vom 4. Jänner.

Abfahrt Samstag 3 Uhr Nm., Ank. in Batum Mittwoch 6½ Uhr Früh mit Berührung von Ineboli, Samsun, Kerasunt, Trapezunt; Rückfahrt vom 9. Jänner ab jede zweite Woche Donnerstag 6 Uhr Abends, Ank. in Constantinopel Mittwoch 1½ Uhr Nm.

Eillinie PIRÄUS-SMYRNA.

Ab PIRÄUS Mittwoch 4 Uhr Nm. Ank. in Smyrna Donnerstag 2 Uhr Nm. mit Berührung von Chios; Rückfahrt Dienstag 11 Uhr Vorm., Ank. in Piräus Mittwoch 9 Uhr Vorm.

Anschluss in Piräus an die Eillinie Triest-Constantinopel bei der Hin- und Rückfahrt.

INDO-CHINESISCHER DIENST.

Eillinie TRIEST—BOMBAY. Ab Triest am 3. eines jeden Monates, 4 Uhr Nachm., berührend: Brindisi, Port Said, Suez, Aden.

Anschluss in Bombay abwechselnd an die Linie Triest—Rothes Meer—Hongkong und an die Zweiglinie Bombay—Hongkong. Rückfahrt von Bombay vom 1. Feber ab jeden 1. des Monates bis incl. Jänner 1891.

Linie TRIEST—ROTHES MEER—HONGKONG. Ab Triest am 15. der geraden Monate [1])

[1]) Februar, April, Juni, August, October, December.

des Jahres, 4 Uhr Nachm., berührend: Port Said, Suez, Djeddah, Suakim, Massauah, Hodeidah, Aden, Bombay, Colombo, Penang, Singapore. Rückfahrt von Hongkong am 18./4., 17./6., 17./8., 18./10., 18./12. 1890 und 16./2. 1891.

Anschluss in Bombay an die Eillinie Triest—Bombay; Anschluss in Colombo an den Dampfer der Zweiglinie Calcutta—Colombo.

Zweiglinie BOMBAY—HONGKONG. Ab Bombay am 21. der geraden Monate des Jahres, berührend: Colombo, Penang, Singapore. Rückfahrt von Hongkong am 19. März, sodann am 18. der ungeraden Monate des Jahres bis incl. Jänner 1891.

Anschluss in Bombay an den Eildampfer Triest—Bombay auf der Hin- und Rückfahrt; Anschluss in Colombo an den Dampfer der Zweiglinie Calcutta—Colombo auf der Hin- und Rückfahrt.

Zweiglinie CALCUTTA—COLOMBO. Ab Calcutta am 18. eines jeden Monates, berührend: Madras. Rückfahrt von Colombo vom 5. Feber ab jeden 5. des Monates bis incl. Jänner 1891.

Anschluss in Colombo abwechselnd einmal an den Dampfer der directen Linie Triest—Rothes Meer—Hongkong und einmal an den Dampfer der Zweiglinie Bombay—Hongkong auf der Hin- und Rückfahrt.

BRASILIANISCHE LINIE TRIEST-SANTOS.

Ab Triest am 1. jeden Monates von August bis December 1890, berührend: Malaga, Gibraltar, Insel St. Vincent, Pernambuco, Bahia, Rio de Janeiro; Rückfahrt von Santos 4. April, dann am 18. jeden Monates vom September 1890 bis Jänner 1891.[1])

[1]) Bei eventueller Auslassung der Berührungen eines oder der beiden Häfen von Bahia und Pernambuco auf der Rückfahrt verfrühen sich die Ankünfte in den folgenden Echellen um die entsprechende Zeit.

Ohne Haftung für etwaige Aenderungen in den Zwischenhäfen und ohne Verbindlichkeit für die Regelmässigkeit des Dienstes während

OESTERREICHISCHE

Monatsschrift für den Orient.

SECHZEHNTER JAHRGANG. WIEN, NOVEMBER-DECEMBER 1890. NR. 11 UND 12 BEILAGE.

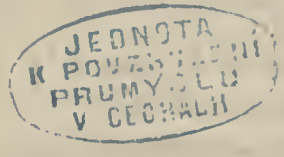
Die „Oesterreichische Monatsschrift für den Orient"

erscheint **im Verlage des k. k. österr. Handels-Museums** in **Wien** (I., Börsegasse 3).

Das Blatt, herausgegeben unter der Mitwirkung hervorragender Fachschriftsteller und Reisender, bringt Artikel und Miscellen handelspolitischen, kunstgewerblichen, ethnographischen und geographischen Inhaltes, Reisebeschreibungen, Literaturberichte etc.

Abonnements-Anmeldungen werden dortselbst entgegengenommen, wie denn auch das genannte Blatt wie bisher durch alle Buchhandlungen bezogen werden kann.

Das Jahres-Abonnement beträgt ohne Postversendung fl. 5.— ö. W. = 10 Mark.



Vom 1. April bis 15. Juni 1891

findet in den Räumen des

K. K. ÖSTERR. HANDELS-MUSEUMS

eine

Ausstellung

Orientalischer Teppiche

statt.

ANMELDUNGEN

werden ab 2. Jänner im Bureau des Museums entgegengenommen.

K. k. landesbefugte Glasfabrikanten

Gegründet 1813. **S. REICH & Co.** Gegründet 1813.

Hauptniederlage und Centrale sämmtlicher Etablissements:

WIEN

II., Czerningasse 3, 4, 5 und 7.

NIEDERLAGEN:

BERLIN, AMSTERDAM, LONDON, MAILAND und NEW-YORK.

Ausgedehntester und grösster Betrieb in Oesterreich-Ungarn, umfassend **10 Glasfabriken, mehrere Dampf- und Wasserschleifereien, Glas-Raffinerien, Maler-Ateliers** etc., in denen alle in das **Glasfach einschlagenden Artikel** erzeugt werden.

SPECIALITÄT:

Glaswaaren zu Beleuchtungszwecken

für Petroleum, Gas, Oel und elektro-techn. Gebrauch.

Preiscourante und Musterbücher **gratis** und **franco**.

Export nach allen Weltgegenden.

Kaiserl. königl. landesprivilegirte

Lampen-Fabrik

von

R. Ditmar in Wien.

Grösste Lampen-Fabrik am Continente gegründet 1840.

Petroleum-Lampen

in grossartiger Auswahl, in nur solider Ausführung und zu billigsten Preisen.

K. k. priv.

Wiener Blitzlampe und Brillant-Meteorbrenner

mit Leuchtkraft bis 157 Normalkerzen.

Ditmar-Flachbrenner.

Eigene Niederlagen:

Wien, Graz, Prag, Lemberg, Triest, Budapest, Berlin, München, Rom, Mailand, Lyon, Warschau und Bombay.

Agenturen

in allen Hauptstädten Europas und in allen Haupt-Handelsplätzen des Orients.

Export nach allen Welttheilen.

K. k. priv. Südbahn-Gesellschaft.

Auszug aus dem Fahrplane der Personenzüge.

Giltig vom 16. October 1890.

Abfahrt von Wien:

6.— Früh: (Personenzug) Payerbach; Kanizsa, Budapest; Pakrácz-Lipik; Essegg, Sarajevo; Agram; Aspang.

7.— Früh: (Schnellzug) Triest, Görz, Fiume, Agram, Sissek Brod (via Steinbrück); Klagenfurt, Villach, Wolfsberg; Radkersburg, Köflach. Kanizsa, Budapest, Pakrácz-Lipik; Agram, Essegg, Sarajevo; Leoben, Vordernberg, Aussee, Ischl; Venedig, Rom, Mailand (via Pontebba); Bozen, Meran, Verona (via Leoben); Neuberg; Heinfeld, Gutenstein; Aspang.

1.20 Nachmittags: (Postzug) Triest, Görz, Venedig; Fiume; Sissek, Brod, Banjaluka; Leoben, Vordernberg; Neuberg; Kanizsa, Güns, Budapest.

5.05 Nachmittags: (Personenzug) Steinamanger.

7.40 Abends: (Personenzug) Kanizsa, Budapest, Pakrácz-Lipik; Essegg, Bosnisch-Brood; Agram, Sissek, Banjaluka.

8.15 Abends: (Schnellzug) Triest, Görz, Venedig, Rom; Pola, Rovigno; Fiume; Sissek, Banjaluka, Budapest (via Pragerhof), Klagenfurt, Franzensfeste, Meran, Ala, Innsbruck (via Marburg).

8.45 Abends: (Postzug) Triest, Görz, Venedig, Rom, Mailand; Pola, Rovigno, Fiume, Agram; Budapest (via Pragerhof); Klagenfurt, Wolfsberg, Meran, Verona. Innsbruck (via Marburg); Radkersburg, Köflach, Wies; Leoben, Vordernberg; Aussee, Ischl, Villach (via Leoben).

Ankunft in Wien:

6.40 Früh: (Postzug) Triest, Rom, Mailand, Venedig, Görz; Agram, Budapest (via Pragerhof); Verona, Innsbruck; Klagenfurt (via Marburg); Radkersburg, Köflach, Wies, Venedig; Villach (via Leoben).

8.58 Früh: (Personenzug) Kanizsa, Bosnisch-Brood, Essegg; Pakrácz-Lipik, Agram, Budapest (via Oedenburg).

9.40 Vormittags: (Personenzug) Steinamanger, Güns.

9.50 Vormittags: (Schnellzug) Triest, Rom, Mailand, Venedig, Görz; Pula, Rovigno; Fiume, Sissek, Agram; Budapest (via Pragerhof), Ala, Meran, Innsbruck, Klagenfurt (via Marburg), Leoben, Neuberg.

1.52 Nachmittags: (Personenzug) Oedenburg (nur Montag und Freitag); Aspang; Hainfeld, Gutenstein.

3.40 Nachmittags: (Personenzug) Kanizsa, Budapest (via Oedenburg).

4.— Nachmittags: (Postzug) Triest, Görz, Venedig, Pola; Fiume, Sissek, Agram; Radkersbnrg, Köflach, Wies; Vordernberg, Leoben, Neuberg.

9.20 Abends: (Personenzug) Sarajevo, Essegg; Agram, Budapest, Kanizsa, Pakrácz-Lipik (via Oedenburg), Hainfeld, Gutenstein.

10.15 Abends: (Schnellzug) Triest, Görz, Pola, Rovigno; Fiume; Brod, Sissek (via Steinbrück); Villach, Klagenfurt, Wolfsberg; Radkersburg, Köflach, Vordernberg. — Venedig, Rom, Mailand (via Pontebba), Verona, Meran, Innsbruck (via Villach—Leoben); Isebl, Aussee; Neuberg.

Schlafwagen verkehren mit den Schnellzügen (Wien ab 8.15 Abends, Wien an 9.50 Vormittags) zwischen **Wien-Venedig** via Cormons und **Wien-Meran** via Marburg.

Directe Wagen I., II. Classe verkehren mit den obigen Schnellzügen zwischen **Wien-Fiume** (Abbazia), ferner mit den Schnellzügen (Wien ab 7.— Früh und Wien an 10.15 Abends) zwischen **Wien-Venedig** via Leoben.

Im VERLAGE des

K. K. ÖSTERR. HANDELS-MUSEUMS

erscheint die

Volkswirthschaftliche Wochenschrift:

Das Handels-Museum

mit Beilage:

Commercielle Berichte der k. u. k. österr.-ung. Consular-Aemter.

Abonnements-Bedingungen für „Das Handels-Museum"

incl. Postversendung:

Für Oesterreich-Ungarn: Jährlich ö. W. fl. 8.—, halbjährlich ö. W. fl. 4.—.
Für Deutschland: Jährlich Mark 16.—, halbjährlich Mark 8.—.

Für die Länder des Weltpostvereines: Jährlich Frcs. 25.— = 20 Shill., halbjährl. Frcs. 13.— = 10 Shill. 4 d.
Für das übrige Ausland: Jährlich Frcs. 28.— = 22 Shill. 5 d., halbjährlich Frcs. 15.— = 12 Shill.

Einzelnummern 30 kr. — Probenummern gratis.

Insertions-Bedingungen für das Handels-Museum:

Für die 10malige ununterbrochene Aufnahme eines Inserates in 2/3 Blattbreite von 4 Cm. Höhe fl. 12.—, für jeden weiteren Centimeter fl. 3.—.

Für alternirende Inserate 10% Zuschlag. — Bruchtheile eines Centimeters werden für voll gerechnet. Die Insertions-Gebühren sind im Vorhinein zu entrichten.

Die Administration, Wien, Börsegasse 3.

ZÜNDWAAREN. — ALLUMETTES.

Export nach dem gesammten Orient, Indien, China etc.

Etablirt 1856.

Höchste Auszeichnung: Ausstellung Graz 1880: Ehren-Diplom.
Auszeichnungen: Graz 1870, Triest 1871, Silberne Medaille.
Melbourne 1880, Verdienst-Diplom. Triest 1882, Goldene Medaille.

Die k. k. privilegirte

Grösste süd-österreichische

ZÜNDWAAREN-FABRIK

von

FL. POJATZI & COMP.

in Deutschlandsberg bei Graz (Steiermark)

OESTERREICH

erzeugt alle im Orient gangbaren Sorten Zündhölzchen, sowie Zündschwamm (Esca).

Die Fabrikate besitzen eine ganz besondere **Widerstandsfähigkeit** gegen **feuchtes Klima** oder **Lager** und brennen unfehlbar.

Specialitäten, rauchlos brennend:

Allumettes Impériales, runde Büchsen mit Portraits und Bildern, sehr elegant und dennoch billig.
Pearl Matches in Schubern und Kistchen, echte Aspenhölzchen mit vorzüglicher Brennkraft.
Flammiferi Igienici Uso Camera, Ripshölzchen in schönen lackirten Schubern mit orientalischen Bildern und Photographien.
Ausserdem: Wiener Salonhölzchen in allen Sorten, schwedische Sicherheitszünder etc.

Offerte sowohl direct von der Fabrik, als durch die General-Repräsentanz:

SMREKER & COMP. IN TRIEST.

Reelle Ausführung.

Billigste Preise.

FIAMMIFERI. — MATCHES.

Giltig vom Jänner 1891 bis auf Weiteres.

Fahrplan des „Oesterreichisch-ungarischen Lloyd".

Giltig vom Jänner 1891 bis auf Weiteres.

ADRIATISCHER DIENST.

Eillinie TRIEST-CATTARO.

Ab TRIEST jeden Mittwoch 11 Uhr Vorm., in Cattaro Freitag 3½ Uhr Nm., berührt.: Pola, Lussinpiccolo, Zara, Spalato, Macarsca, Curzola, Gravosa, Castelnuovo (oder Megline), Perasto, Risano und Perzagno.

Retour ab CATTARO Samstag 10 Uhr Vorm., in Triest Montag 11 Uhr Vorm.

DALMATINISCH-ALBANESISCHE LINIE BIS PREVESA.

a) Zwischen TRIEST und CORFU.

Ab TRIEST jeden Montag 11 Uhr Vorm., in Corfu Sonntag ½1 Uhr Nm., berührend: Rovigno, Pola, Lussinpiccolo, Selve, Zara, Zaravecchia, Morter, Sebenico, Traù, Spalato, Milnà, Lesina, Curzola, Orebich, Gravosa, Ragusavecchia, Castelnuovo (oder Megline), Cattaro, Budua, Spizza, Antivari, Dulcigno, Medua, Durazzo, Valona und Santi-Quaranta.

Ab CORFU Donnerstag 6 Uhr Früh., in Triest Mittwoch ½1 Uhr Nm.

Anschluss an die Eillinie Triest-Constantinopel in Corfu auf der Hinfahrt.

b) Zwischen CORFU und PREVESA.

Ab CORFU jeden Montag 9 Uhr Abends, in Prevesa Dienstag 7 Uhr Vorm., berührend: Parga, Sta. Maura.

Ab PREVESA Mittwoch 7 Uhr Früh, in Corfu Mittwoch 6½ Uhr Abds.

Während des Aufenthaltes in Prevesa unternimmt der Dampfer eine Fahrt nach Salabora und zurück; das Anlaufen dieser Station ist jedoch facultativ.

DALMATINISCH-ALBANESISCHE LINIE BIS CORFU.

Ab TRIEST jeden Freitag 11 Uhr Vorm., in Corfu Donnerstag 8½ Uhr Abends, berührend: Rovigno, Pola, Lussinpiccolo, Melada, Zara, Sebenico, Rogosnizza, Spalato, Milnà, Civitavecchia, Lissa, Comisa, Vallegrande, Lagosta, Terstenik, Meleda, Gravosa, Castelnuovo (oder Megline), Perasto, Risano, Cattaro, Perzagno, Budua, Medua, Durazzo, Valona und Santi-Quaranta. Auf der Rückfahrt wird auch Dulcigno und Antivari angelaufen.

Ab CORFU Samstag 6 Uhr Früh, in Triest nächsten Samstag 11¼ Uhr Vorm.

Anschluss an die Eillinie Triest-Constantinopel in Corfu auf der Rückfahrt.

Linie FIUME-TRIEST.

Ab FIUME Mittwoch 11 Uhr Verm., Ank. in Triest Donnerstag ½1 Uhr Mittags, berührend: Malinsca, Rabac, Cherso, Pola, Rovigno und Parenzo.

Ab TRIEST Samstag 11 Uhr Vorm., in Fiume Sonntag 12 Uhr Mittags.

Waarenlinie FIUME-CATTARO *A)*

jede zweite Woche vom 1. Jänner.

Ab FIUME Donnerstag 6 Uhr Früh, Ank. in Cattaro Sonntag 5 Uhr Nm., berührend: Malinsca, Veglia, Lossingrande, Selve, Zara, Sebenico, Traù, Spalato, Porto Carober, Milnà, Lesina, Lissa, Curzola, Gravosa, Castelnuovo (oder Megline), Perasto, Risano und Perzagno.

Ab CATTARO Montag 7 Uhr Früh, in Fiume Donnerstag 4 Uhr Nm.

Anschluss an die Linie Triest-Metcovich in Spalato auf der Hin- und Rückfahrt.

Waarenlinie FIUME-CATTARO *B)*

jede zweite Woche vom 8. Jänner.

Ab FIUME Donnerstag 6 Uhr Früh, Ank. in Cattaro Sonntag 5 Uhr Nm., berührend: Malinsca, Lussinpiccolo, Selve, Zara, Sebenico, Traù, Spalato, Porto-Carober, Milnà, Lesina, Lissa, Curzola, Gravosa, Castelnuovo (oder Megline), Perasto, Risano und Perzagno.

Ab CATTARO Montag 7 Uhr Früh, in Fiume Donnerstag 5 Uhr Nm.

Anschluss an die Linie Triest-Metcovich in Spalato bei der Hin- und Rückfahrt.

Eillinie FIUME-CATTARO.

Ab FIUME Sonntag 1½ Uhr Nachts. Ank. in Cattaro Montag 4½ Uhr Nm., berührend: Zara, Spalato, Gravosa.

Ab CATTARO Donnerstag 5 Uhr Früh, in Fiume Freitag 6 Uhr Abends.

Anschluss an die Linie Spalato-Metcovich in Spalato auf der Hin- und Rückfahrt.

Linie TRIEST-SPALATO-METCOVICH.

Ab TRIEST Donnerstag 11 Uhr Vorm., in Metcovich Samstag 12½ Uhr Mittags, berührend: Zara, Sebenico, Spalato, Macarsca, Gradaz und Fort Opus.

Ab METCOVICH Dienstag 10¼ Uhr Vorm., in Triest Donnerstag 9½ Uhr Vorm.

Anschluss an die Waarenlinie Fiume-Cattaro in Spalato auf der Hin- und Rückfahrt.

Linie SPALATO-METCOVICH.

Ab SPALATO Montag 4½ Uhr Früh, in Metcovich Montag 5 Uhr Nm., berührend: S. Pietro, Almissa, Macarsca, Gradaz, Trapano und Fort Opus.

Ab METCOVICH Donnerstag 10 Uhr Vorm., in Spalato Donnerstag 9¾ Uhr Abends.

Anschluss an die Eillinie Fiume-Cattaro in Spalato auf der Hin- und Rückfahrt.

Periodische Fahrten zwischen TRIEST und VENEDIG.

Ab TRIEST und VENEDIG jeden Dienstag, Donnerstag und Samstag um 11 Uhr Nachts

Ank. in VENEDIG und in TRIEST jeden Mittwoch, Freitag und Sonntag 6 Uhr Früh

LEVANTE-DIENST.

Eillinie TRIEST-CONSTANTINOPEL.

Ab von TRIEST jeden Samstag 11 Uhr Vorm. mit Berührung von Brindisi, Corfu, Patras, Piräus; Ank. in Constantinopel nächsten Freitag 9 Uhr Vorm.; Rückfahrt von Constantinopel jeden Montag 5 Uhr Nm., Ank. in Triest Sonntag 5½ Uhr Abends.

Ausserdem wird auf der Hinfahrt Dardanellen berührt.

Anschluss an die griechisch-orientalische Linie in Corfu auf der Hin- und Rückfahrt.

Anschluss an die Zweiglinie Piräus-Smyrna in Piräus auf der Hin- und Rückfahrt und an die thessalische Linie auf der Hin- und Rückfahrt.

Anschluss an die dalmatinisch-albanesische Linie in Corfu auf der Hin- und Rückfahrt.

GRIECHISCH-ORIENTALISCHE LINIE.

Ab von TRIEST jeden Donnerstag 6 Uhr Abds., Ank. in Smyrna den zweitnächsten Sonntag 5 Uhr Früh, berührend: Fiume, Corfu, Argestoli (Cephalonien), Zante, Cerigo, Canea (Suda), Rethymo, Candia, Samos (Vathy), Tachesmé und Chios; Rückfahrt von Smyrna jeden Samstag 4 Uhr Nm., Ank. in Triest zweitnächsten Montag 11 Uhr Vorm.

Anschluss an die Eillinie Triest-Constantinopel in Corfu auf der Hin- und Rückfahrt.

Anschluss an die syrische Linie in Smyrna, (jede zweite Woche) auf der Hin- und Rückfahrt.

Eillinie TRIEST-ALEXANDRIEN.

Jeden Freitag 12 Uhr Mittags über Brindisi, Ank. nächsten Mittwoch 5 Uhr Früh; Rückfahrt von Alexandrien Dienstag 9 Uhr Früh, Ank. in Triest Samstag 7 Uhr Abends.

Anschluss an die syrische Linie in Alexandrien auf der Hin- und Rückfahrt.

THESSALISCHE LINIE.

Jede zweite Woche vom 6. Jänner.

Ab TRIEST Dienstag 6 Uhr Abds., Ank. in Constantinopel den dritten Donnerstag 6½ Uhr Früh mit Berührung von Fiume, Corfu, Santa Maura, Patras, Catacolo, Calamata, Piräus Syra, Volo, Salonich, Cavalla, Lagos, Dedeagatsch, Dardanellen, Gallipoli, Constantinopel; Rückfahrt von Constantinopel vom 7. Jänner an jede zweite Woche Mittwoch 2 Uhr Nm., Ank. in Triest den dritten Donnerstag 11 Uhr Vorm.

Anschluss in Piräus an die Eilfahrt Triest-Constantinopel und zurück.

Facultative Fahrten von TRIEST nach SALONICH alle 14 Tage, mit Verlängerung bis Constantinopel und Batum ab Triest jeden zweiten Dienstag vom 13. Jänner.

Linie FIUME-ALEXANDRIEN-BEIRUT.

Jede vierte Woche vom 15. Jänner.

Ab FIUME Donnerstag 1 Uhr Nachm. mit Berührung von Lissa und Corfu, Ankunft in Alexandrien nächsten Dienstag 3 Uhr Nachm.; nach Beirut Samstag vom 24. Jänner angefangen 12 Uhr Mittags mit Berührung von Port Said und Jaffa; Ank. in Beirut folgenden Dienstag 7 Uhr Früh.

Rückfahrt von Beirut Dienstag vom 27. Jänner angefangen 7½ Uhr Abends, Ank. in Alexandrien nach Berührung von Caiffa, Jaffa und Port-Said Samstag 10 Uhr Vorm.; Abfahrt von Alexandrien nach Fiume Sonntag vom 4. Jänner angefangen 11 Uhr Vorm., Ank. in Fiume Freitag 11 Uhr Vorm.

SYRISCHE LINIE.

Jede zweite Woche vom 1. Jänner.

Ab CONSTANTINOPEL Donnerstag 4 Uhr Nm., Ank. in Alexandrien den zweiten Sonntag 11 Uhr Vorm. mit Berührung von Gallipoli Dardanellen, Tenedos, Mytilene, Smyrna, Chios, Rhodos, Limasol, Larnaca, Beirut, Caiffa, Jaffa und Port-Said; Rückfahrt von Alexandrien jeden zweiten Samstag vom 3. Jänner angefangen 12 Uhr Mittags; Ank. in Constantinopel den zweiten Dienstag 7½ Uhr Früh.

Anschluss an die griechisch-orientalische Linie in Smyrna auf der Hin- und Rückfahrt.

Eillinie PIRÄUS-SMYRNA.

Ab PIRÄUS Mittwoch 4 Uhr Nm., Ank. in Smyrna Donnerstag 2 Uhr Nm. mit Berührung von Chios; Rückfahrt Dienstag 11 Uhr Vorm., Ank. in Piräus Mittwoch 9 Uhr Vorm.

Anschluss in Piräus an die Eillinie Triest-Constantinopel bei der Hin- und Rückfahrt.

Fahrten von CONSTANTINOPEL nach der unteren Donau.

Giltig vom März ab bis inclusive November.

Ab CONSTANTINOPEL Samstag 2 Uhr Nm., Ank. in Braila Mittwoch 9 Uhr Vorm. mit Berührung von Varna, Küstendje, Sulina und Galatz; Rückfahrt Donnerstag 8 Uhr Früh, Ank. in Constantinopel Montag 8 Uhr Früh.

Anschluss in Varna an den Orientexpresszug von und nach Paris, Wien, Budapest, Bukarest; in Constantinopel an den Eildampfer Triest-Constantinopel in beiden Richtungen.

Die Waarenaufnahme ab Triest nach den Stationen der unteren Donau wird in der Regel Mitte November eingestellt und beginnt Ende Februar. Während der Monate December, Jänner u. Februar verkehrt der Dampfer wie folgt:

Ab CONSTANTINOPEL Samstag 2 Uhr Nm.. Ank. in Küstendje Montag 7 Uhr Früh mit Berührung von Varna; Rückfahrt Montag 6 Uhr Abends, in Constantinopel Mittwoch 8½ Uhr Früh.

Im Anschluss wie oben in Varna an den Orient-Expresszug; in Constantinopel an den Eildampfer von Triest.

Linie CONSTANTINOPEL-BATUM.

Jede zweite Woche vom 3. Jänner.

Ab CONSTANTINOPEL Samstag 3 Uhr Nm., Ank. in Batum Mittwoch 6½ Uhr Früh mit Berührung von Inebeli, Samsun, Kerasunt, Trapezunt; Rückfahrt vom 8. Jänner ab jede zweite Woche Donnerstag 6 Uhr Abends, Ank. in Constantinopel Mittwoch 1½ Uhr Nm.

Facultative Fahrten CONSTANTINOPEL-ODESSA.

Ab Constantinopel Samstag 2 Uhr Nachmittags; ab Odessa Samstag 4 Uhr Nachmittags.

Je nach Bedarf finden diese Fahrten entweder wöchentlich oder alle 14 Tage statt.

INDO-CHINESISCHER DIENST.

Eillinie TRIEST—BOMBAY. Ab Triest am 3. eines jeden Monates, Mittags, berührend: Brindisi, Port-Said, Suez, Aden. Rückfahrt von Bombay vom 1. Februar ab jeden 1. des Monates bis incl. Jänner 1892.

Anschluss in Bombay abwechselnd an die Linie Triest-Hongkong und an die Zweiglinie Bombay—Hongkong.

Linie TRIEST—HONG KONG. Ab Triest am 18 der geraden Monate[1]) des Jahres, Mittags, berührend: Port-Said, Suez, Djeddah, Suakim, Massauah, Hodeidah, Aden, Bombay, Colombo, Penang, Singapore. Rückfahrt von Hongkong am 21.|4., 19.|6., 21.|8., 22.|10., 22.|12. 1891 und 20.|2. 1892.

Anschluss in Bombay an die Eillinie Triest—Bombay; Anschluss in Colombo an die Zweiglinie Calcutta—Colombo.

Zweiglinie BOMBAY—HONGKONG. Ab Bombay am 24. der geraden Monate des Jahres, berührend: Colombo, Penang, Singapore. Rückfahrt von Hongkong am 22./3., 21./5., 20./7., 21./9., 21./11. 1891 und 22./1. 1892.

Anschluss in Bombay an den Eildampfer Triest—Bombay auf der Hin- und Rückfahrt; Anschluss in Colombo an den Dampfer der Zweiglinie Calcutta—Colombo auf der Hin- und

Zweiglinie CALCUTTA—COLOMBO. Ab Calcutta am 21. eines jeden Monates, berührend: Madras. Rückfahrt von Colombo vom 8. Februar ab jeden 8. des Monates bis incl. Jänner 1892.

Anschluss in Colombo abwechselnd einmal an den Dampfer der directen Linie Triest—Hongkong und einmal an den Dampfer der Zweiglinie Bombay—Hongkong auf der Hin- und Rückfahrt.

Bezüglich des indo-chinesischen Dienstes gilt der Vorbehalt, dass die Ankunft in oder die Abfahrt ab einem Zwischenhafen — die angegebenen Anschlusshäfen ausgenommen —

[1]) Februar, April, Juni, August, October.

JUV 8054

HF
13
04
Jg.16

Oesterreichische Monatsschrift
für den Orient

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY